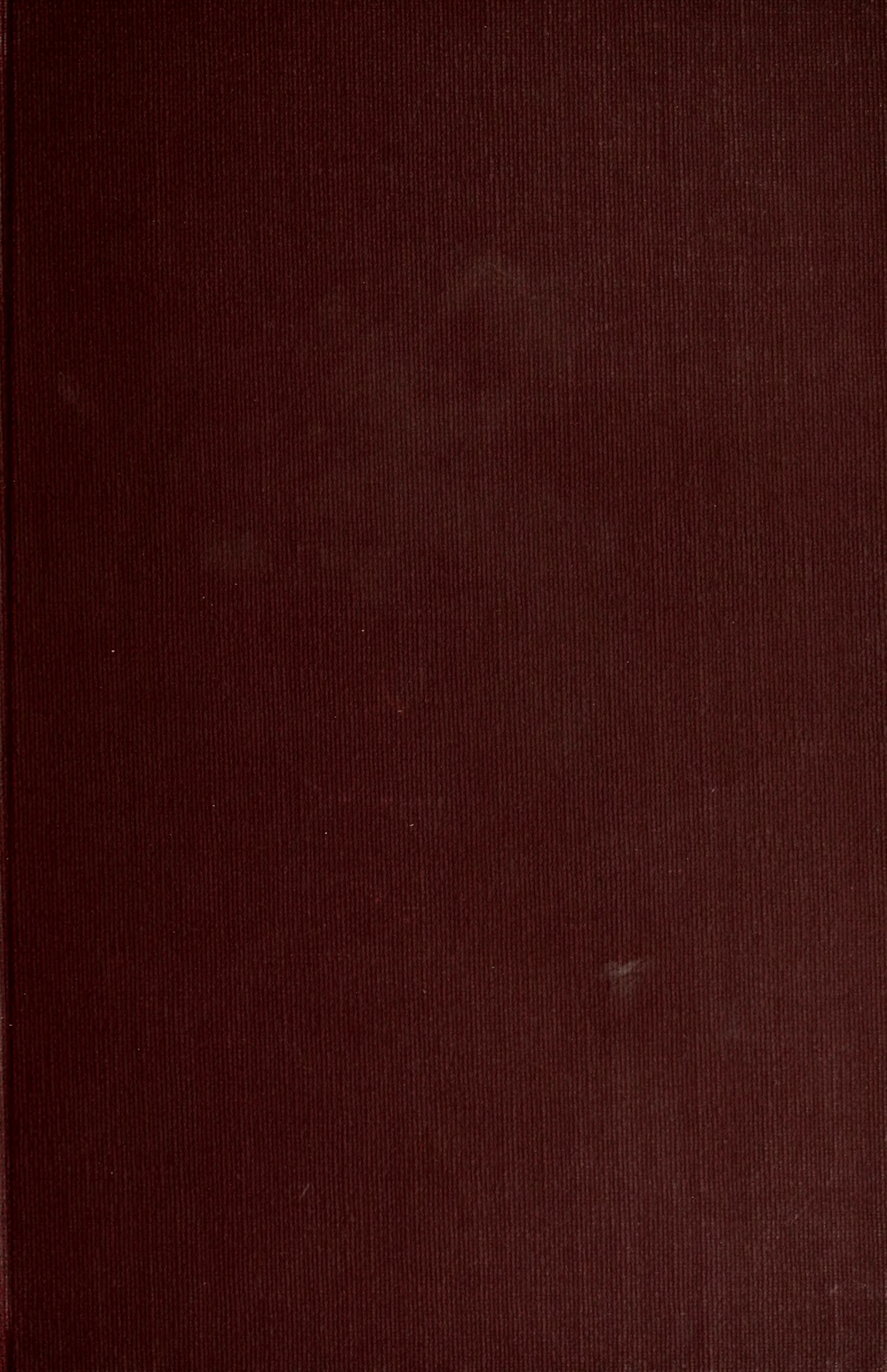
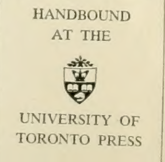


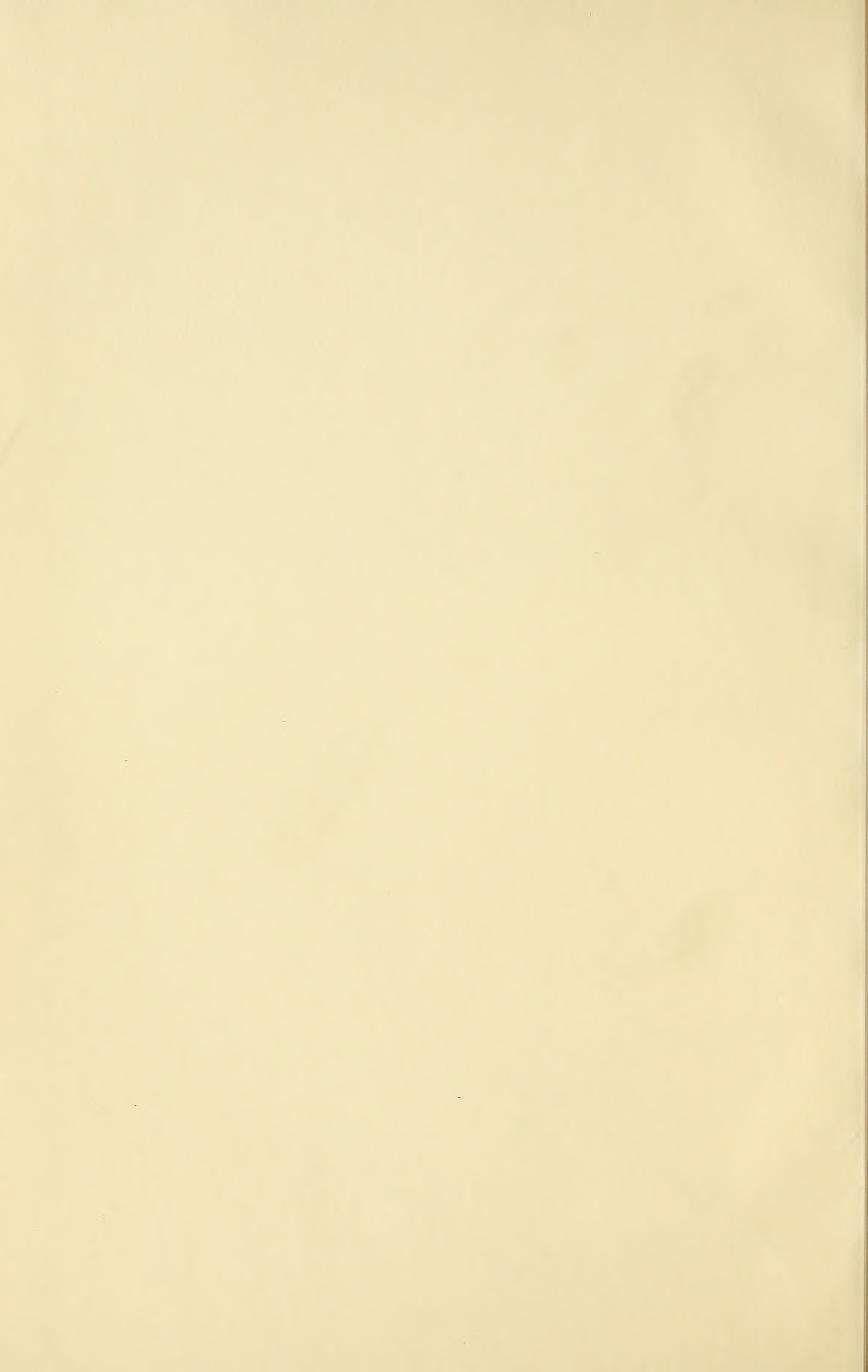

HANDBOUND
AT THE

UNIVERSITY OF
TORONTO PRESS









Die neue Rundschau

XXVter Jahrgang der freien Bühne

1914

Band 1





Berlin / S. Fischer / Verlag

4010 I

LIBRARY
JUL 7 - 1967
UNIVERSITY OF TORONTO

AP
30
N5
1914
Bd. 1
Heft 1-3

Inhaltsverzeichnis

Romane, Novellen, Briefe, Gedichte:

Aufsätze:

Rundschau:

Anmerkungen:

Der Bogen des Odysseus

von Gerhart Hauptmann

Personen:

Odysseus; Telemach; Laertes; Die Freier: Antinoos, Amphinomos, Ktesippos, Eurymachos; Eumaios, Sauhirt; Leukone, seine Enkeltochter; Melanteus, Ziegenhirt; Melanto, seine Tochter; Noaimon, ein junger Schweinehirt; Eurykleia; Hirten: Glaukos, Lykurgos, Idomeneus, Hektor, Lamon, Dryas, Euphorion und andere.

Erster Akt

Eine Gegend auf der Insel Ithaka, bergig, hochgelegen, zum großen Teil mit Waldungen uralter Eichen bedeckt. Vorn ein felsiger Aufstieg, der an das Tor eines Gehöftes führt, das Gehöft des Eumaios. Es ist um die Mittagszeit.

Eumaios, der Sauhirt, über die sechzig, aber noch voller Kraft, sitzt auf der Bank neben dem Tor und beschäftigt sich mit einem schön gearbeiteten Bogen, den er mit Talg einreibt. Die Holzschale und die Scheibe Talgs darin steht neben ihm, ferner Weinkrug und Becher.

Tiefer unten werden zwei schön gewachsene Mägde sichtbar, die mit Wassergefäßen auf dem Kopf die Felsenstiege hinansteigen. Die vorangehende der Wasserträgerinnen ist Melanto, Tochter des Ziegenhirten Melanteus, die andere Leukone, Enkeltochter des Eumaios.

Beide Mädchen halten eine Rast, indem sie die Wassergefäße von den Köpfen nehmen. Melanto hat rotbraunes Haar und ist rundlich und sinnlich. Leukone, schlank und dunkelhaarig, ist von vollkommenem Wuchs und edelster Schönheit.

Melanto: Schrecklich ist diese Mühsal. Niemals hatt' ich
So schlimme Tage als bei euch!
Nun freilich
Gibst du mir keine Antwort. Bin ich etwa

Schlechter als du? Mein Vater ist so viel
Als dein Großvater: dieser hütet Säue,
Mein Vater Ziegen! Das ist alles: und
Kein großer Unterschied.

Leukone: Melanto, du
Hast recht. Allein was soll ich tun? Du klagst
Und klagst, und doch kann ich die wasserlose Zeit,
Die Vater Kronion über uns verhängt,
Nicht wandeln. Kann die heilgen Wasserquellen,
Die trockenen, nicht wieder springen machen.
Und steig' ich nicht wie du den steilen Pfad
Hinab ans Meer zum Born der Arethusa?

Melanto: Es möchte gehn, wenn du nur reden wolltest. —
Ich bin ein Leben im Palast gewöhnt.
Reichlich genoß ich Gunst und gute Worte.
Sind diese Fürsten denn nicht mehr als du,
Die um Penelopeias Hand sich streiten
Und denen doch Melanto nicht zu schlecht war?

Leukone (seufzt):
Nun bleibt mir wieder nur das Schweigen, Mädchen.

Melanto: Schweig, immer schweige nur, Hochmütige!
Die Wahrheit ist doch wahr. Ich könnte reden,
Da solltest du erst recht die Augen auftun. —
Das Haupt der Werber ist Eurymachos!
Kein Mann auf Ithaka bestreitet das,
Und auch kein Weib: selbst nicht Penelopeia.
Sie lechzt nach ihm wie eine Hündin: aber
Das ist's: er gönnt sie dem Antinoos. —
Mir läuft er nach: Eurymachos. Mein Schatten
Ist mir nicht halb so treu, das glaube mir.

Leukone: Wollt' ich nun reden, müßt' es dich verdrießen,
Melanto, und so laß uns weitergehn.

Melanto: Und weshalb hat man mich hierher verbannt?
Wer das nicht wüßte, wäre blind, Leukone.
Warum? du weißt es eben so wie ich.
Weil nicht allein Eurymachos mich gern hat,
Sondern ein jeder, der mich sieht: und dies
Penelopeias Neid nicht dulden mag.

Leukone: Männern wie jenen zu gefallen, die
Das Gastrecht schänden unten im Palast,
Ist etwa nicht so schwer, als manche meinet:

Was mich angeht, der Freier Wohlgefallen
Beleidigt bittrer mich, als wie ein Steinwurf.

Melanto: Bist du so keusch, Leukone? Ach, man weiß
Von deiner Keuschheit, weiß es auch, weshalb
Du jene Helden im Palast so sehr
Verfolgst mit deinem Haß. Du kostest gern
Den schwellenden Mund des noch nicht flüggen Jünglings.
Du liebst den Flaum mehr als den Bart, den Scheuen,
Den zage Schüchternen mehr als den Starken,
Der ohne viel zu seufzen packt und raubt.
Ich sage dir, dein Muttersöhnlein ist
Weichlich und aller ganzen Männer Spott. —
Mag sein, man spürt ein Mitleid, möchte ihm
Die runde Wange streicheln wie 'ner Schwester.
„O Telemach, wie bist du doch so hilflos
Und dumm in deiner Unschuld," denkt man wohl:
„Wie sollst du gegen Helden dich denn wehren?"
Dann sagt er wohl: „ruf' mir die Schaffnerin,
Daß sie, der Sandmann kommt! mich schnell zu Bett bringt."
(Sie will sich ausschütten vor Lachen.)
Wie ist dein Schoßkind doch so wunderlich.

Leukone (indem sie Melanto den Wasserkrug auf den Kopf heben hilft):
Irrtümer, die du liebst, mußt du behalten,
Melanto. Doch mein Schoßkind, wie du's nennst,
Ist dein und mein und unsrer Eltern Herr.
Du wirst dich einstens dran erinnern müssen,
Wenn du's auch jetzt vergessen hast. Genug.

(Auch Leukone hat ihr Wassergefäß auf den Kopf gehoben und beide schreiten hintereinander, nach oben weiter. Bald sind sie im Begriff, an Eumaios vorüber, ins Gehöft zu gehen, als der Hirt sie aufhält.)

Eumaios: Melanto!

Melanto: Ja. Und was?

Eumaios: Leukone, eure
Augen sind jünger als meine: steigt dort nicht
Ein Mann zu uns herauf?

Leukone: Ich sehe niemand,
Großvater.

Eumaios: Niemand siehst du?

Leukone: Niemand! nein!

Eumaios: Nun, so verwirrt ein Dämon meine Augen.
Denn immer seh ich Männer unsre Höh'

Erklettern, deutlich! Dieser hatte weißes Haar
Und jener gestern war ein Jüngling. Doch
Erheb' ich mich, sie zu begrüßen, ist's,
Als löste sie ein Gott in Rauch und Luft.

(Melanto schreitet weiter durch das Tor und verschwindet im Gehöft.)

Eumaios: Nun sag' mir, wie die neue Magd sich anläßt.

Leukone: Nicht gut, Großvater. Hätte doch die Fürstin
Uns diese Dirne nicht ins Haus gesetzt.
Sie lästert alles, was uns lieb und wert ist.

Eumaios: Regierte jetzt auf Ithaka ein Mann,
Er hätte diese Dirne stäupen lassen
Und sie in Ketten den Phöniziern
Verkauft für ihre Buhlschaft im Palaste:
Nicht aber sie herauf zu uns gesandt.
Anders Penelopeia, die allmilde.
Was ist zu tun? Die Hündin haben wir
Nun hier und alle Hunde auf den Hals,
Die hitzigen, jene, denen man sie wegnahm. —
Als jüngst zu Nacht Antinoos die Mauer
Mit seinen Spießgesellen überstieg
Und wie der Bergwolf einbrach ins Gehöfte,
Erkannt' ich deutlich auch Eurymachos:
Dieser vor allen ist Melantos Buhle.
Sie hat ihn zu der frechen Tat verlockt
Und er dazu die andren angestiftet.
Nun, sie empfingen einen blutgen Willkomm
Und schmählich endete ihr Bubenstück. —
Wie oft sahst du Antinoos, Leukone?

Leukone: Ich sah ihn unten in der Volksversammlung,
Als Telemach das Schiff zu seiner Reise
Erbat, und er dawider redete.
Dort sah ich ihn, so wie er mich, zuerst
Und später niemals wieder. Doch er sprach
Mich an mit ekelhaftem Blick und Wort.

Eumaios: Richtig! der Hirte Paris auf dem Ida,
So sagte er, sah dich nicht, schöne Hirtin!
Die heilige Aphrodite hätte sonst
Im Wettstreit üm den Apfel nicht gesiegt. —

Leukone: So war's, Großvater. Freier! Räuber! Freier!
Sie alle wollen Telemachens Tod:
Doch keiner wütend so wie er, ich weiß es!

So wie Antinoos, der Widrige.

Eumaios: Hast du wohl Kunde aus der Stadt, Leukone,
Ob Telemach von Pylos schon zurück ist?

Leukone: Schwerlich, denn noch erkenn' ich dort die Späher.

Eumaios: Wo siehst du Späher?

Leukone: Oh, ich sehe sie,
Ob sie sich gleich verbergen, ganz genau!
Es sind die Späher des Antinoos.
Sie lauern auf den Vorgebirgen! Lauern
Seit Wochen schon! wie Räuber lauern sie
Auf unsren — ihren Herrn, daß sie ihn töten.

Eumaios (der sich erhebt und betrachtet, was er gemacht hat):
Vater Kronion, Hort der Unterdrückten!
Geleite Telemach auf seiner Fahrt
Und gib ihm guten Wind in seine Segel!

Leukone: Und bring' ihn sicher durch die Bucht ans Land.

(Sie und Eumaios spähen hinaus und hinab übers Meer.)

Eumaios: Antinoos! muß man es glauben!? den
Odysseus selber auf den Knien wiegte
Und ihn als einen künftgen Helden pries,
Du trachtest seinem Sohne nach dem Leben:
Von andrem zu geschweigen, was du vorhast.
(Er steht auf.)
O käme doch der mächtige Arm ins Land,
Den Bogen hier, die Senne neu zu spannen.

Leukone (mit Bezug auf den Bogen in Eumaios' Hand, ohne die Last vom Kopfe zu nehmen):
Ist dies der Bogen des Odysseus?

Eumaios: Ja,
Er und kein andrer ist es, Mädchen. Sahst
Du jemals einen zweiten so wie ihn?
Ich nicht! Ich niemals! Diesen Bogen spannte
Dereinst Apoll, bevor Silen ihn führte,
Der kundige Kentaur und Lehrer des
Dionysos. Im grauen Altertum
Kam er nach Lakedaimon, und ihn fand
Ein Jäger, ein Ägid, und endlich kam er
Bis auf Iphitos, der ihn unsrem Herrn
Dereinst als Gastgeschenk bescherte. — Du
Blickst fragend, und du sahst die Waffe nie
In meiner Hand. Wisse: ich halte sie

Seit Jahr und Tag verschlossen in der Lade.
Und wären nicht die Knechte draußen bei
Den Herden, wäre das Gehöfte nicht
Verlassen, hätt' ich endlich diese Nacht
Nicht wunderlich geträumt, ich säße jetzt
Nicht hier, mit dieser Waffe in den Händen.

Leukone: Was hast du wohl geträumt?

Eumaios: Ich weiß nicht. Niemand
Darf es erfahren als der Seher, Kind!
Und morgen steig' ich in die Stadt hinab,
Ihm alles zu eröffnen. — Sage mir:
Warst du heut nacht an meinem Lager?

Leukone: Ja.

Eumaios: Und hattest einen Speer im Arm?

Leukone: Ich hatte
Den Speer ergriffen und im Arm.

Eumaios: Warum
Nahmst du den Speer und tratest an meine Ruhstatt?

Leukone: Ich hörte Stimmen rufen und mir war,
Die Wölfe kläfften wieder um die Mauer.

Eumaios: So hast du träumend meinen Traum bevölkert,
Leukone, denn auf deiner Schulter saß
Der Vogel der Athene und du sprachst
Mit Götterstimme Göttliches. Genug:
Ich tat, was mir befohlen ward, mit Stiertalg
Rieb ich den Bogen, auch die frische Senne
Aus Schafsdarm liegt bereit. Mag er nun kommen,
Der Schütz, dem ich die Pfeile aufbewahrt.
(Man hört Hundegebell.)
Was gibt's, was für ein Aufruhr?

Leukone: 'S ist der Bettler,
Ich seh ihn! — dort! — der aus dem Eichwald tritt.

Eumaios: He, Bettelmann! heb einen Stein auf, schleudere!
(Er pfeift den Hunden, deren rasendes Gebell näher kommt, nimmt Steine auf und läuft ab.)
He! Wächter! Wolf! Saupacker! Halt! Hierher!

(Ein Bettler erscheint atemlos, gehetzt und stürzt vor Leukone nieder, ihre Knie umfassend. Es ist Odysseus selbst, unkenntlich vor Alter, Elend und Lumpen.)

Odysseus: Du Hohe! Ob du eine Göttin seist,
Ob eine von den Töchtern dieser Insel:

Schutzflehend siehst du mich zu Füßen dir.
Von Antlitz gleichst du einer Himmlischen!
Selig dein Vater! selig deine Mutter!
Und dreimal selig, wer dereinst dich heimführt!

Leukone: Ich bin nur eine Hirtin, fremder Mann.

Odysseus: So wünscht' ich, dich nach Würde zu erhöhen,
Mehr, als ich je es wünschte: das zu sein,
Was ich, der beßre Tage sah, einst war.

(Er läßt, scheinbar entkräftet, den Kopf sinken.)

Leukone (zu Eumaios, der eilig wieder erscheint):
Er atmet nicht mehr!

Eumaios: — Atmet nicht mehr?

Leukone: Nein!

Eumaios: Ins Haus, Leukone, eile, bring den Balsam,
Den ich, du weißt es, in dem Schiffe der
Phönizier jüngst mir tauschte! und bring Wein.
Wein ist ein Arzt, wenn allzu bittre Mühsal
Den Mann, wie diesen hier, entkräftet hat.

(Leukone schreitet ins Haus. Odysseus und Eumaios bleiben allein; dieser um ihn bemüht, fährt fort):

Zu spät! Der Pfeile Freundin Artemis
Hat ihn mit sanftem Bogenschuß erlöst.

Odysseus: Du irrst! der hier vor dir im Staube Tränen
Vergießt — ihn meidet Artemis' Geschoß!
Taub bleibt die Göttin seinem Flehn! Er muß
Das Leben tragen! weitertragen! und
Ein Elend schleppen ohne Maß und Ziel,
Verhaßt den Himmlischen, von den Geschlechtern
der Menschen ausgestoßen und vergessen.

Eumaios: Wer du auch sein magst, Mann, verzage nicht!
Es ziemt mir nicht zu fragen, ehe du
Mit Speise dich und einem Trunk erquickt:
Von welcher Art dein Leiden sei? und welcher
Von allen Göttern dich zumeist verfolgt? —
Doch glaube mir: nur die Unsterblichen
Sind frei von Trübsal! . . . Ja, auch diese nicht
Durchaus! — Steh auf! gedenk der Himmlischen!
Und trink.

(Leukone hat Wein in einen Becher gegossen und reicht ihn dar.)

Odysseus: Soll ich der Himmlischen gedenken
Umringt von Schatten? ich? ein Toter? ein

Vergessener! —? der aus Aïdes' Reich,
Gewohnt an Finsternis, emportaucht! —? der
Sie, die im Lichte wandeln, kaum noch kennt,
Verschwornen Auges blinzelnd! — soll ich opfern?
Wem soll ich opfern? Helios? der mich
Mit seinem unbarmherzigen Glanze scheucht?
Poseidaon, dem Unversöhnlichen?
Wem soll ich opfern? — Aïdes und dir,
Persephoneia, opfr' ich, gieß ich meine Spende aus!!

(Er gießt Wein aus dem Becher, ihn mit beiden Händen haltend, dann trinkt er mit Gier. Nachdem er getrunken hat, gibt er das leere Gefäß an Leukone zurück.)

Hab Dank, Ehrwürdige, daß du die Seele
Mir labst mit diesem Trunk! So goß ich Blut
Den Toten in die Grube, schwarz und süß
Aufduftend, gleich dem Wein, und rauchend! — und
Die Schatten tranken gierig, wie ich hier!
O meine Mutter! mit dem blanken Schwert
Mußt' ich es dir verwehren, von dem Blut
Zu schlürfen! Qual im Herzen tat ich's! doch
Ich tat's! ich wehrte dir! dann endlich trankest
Auch du! — und deine Lippen regten sich,
Und Worte, selbst wie Schatten, flüsterte
Des Schattens Mund! — O Mutter: dreimal sprang ich
Hinzu, dich zu umarmen! dreimal löste
Dein Bild in nichts, gleich wie ein Traum, sich auf! —
O Mutter! — Traum ist alles um mich! — Traum! —

Eumaios: Verworrne Dinge sprichst du, Fremdling! und
Du machst mich schaudern! — Der das Gastrecht hütet:
Zeus! sei uns gnädig. — Komm und setze dich.
(Er geleitet den Bettler zur Bank und läßt ihn niedersetzen. Dann fährt er fort):
Ein Hirte bin ich: Diener meines Herrn
Und herrenlos! — Dies scheint dir wunderlich
Vielleicht! — So ist's! 'S ist wunderlich! und ist
Kein allzu freundlich Schicksal, leicht zu tragen!
Vielmehr, der ärgsten Bürde gleich, oft schwer! —
Doch still davon! die Götter wollens und
Er, der mein Herr ist — und nicht ist, — er trägt
Schwerer als ich, der ich von Mangel nicht
Berührt, daheim von seinem Wohlstand zehre,

Während er fern ist, irrend — oder tot!
In seinem Namen sei willkommen, Fremdling!
Und wie ich mit dir teile, Wein und Brot,
So mögen es die Götter fügen, daß
Man ihm ein Gleiches tue, wie ich dir:
Wo er, entblößt von allem Nötigen
Vielleicht! — dir ähnlich, Mitleid heischend, anklopft!
Verzieh ein wenig. Stärke dich mit Wein,
Dem Herzerfreuenden! indessen schlacht' ich
Und rufe dich, ist alles wohl bestellt,
Hinein zur Mahlzeit.

(Eumaios, Bogen und Pfeile mit sich nehmend, geht in den Hof. Der Bettler sitzt eine Weile in sich gesunken da. Leukone steht in der Nähe und betrachtet den Fremden gedankenvoll. Er bewegt plötzlich die Lippen.)

Odysseus: Welchen Namen trägt
Dies Land, auf das ich blicke?

Leukone: Ithaka!

Odysseus (wendet sich langsam und betrachtet Leukone fremd und geistesabwesend):
Ich frage, wie dies Land heißt, wo ich bin! —?

Leukone: Dies Land ist Ithaka!

Odysseus (scheint nicht zu begreifen, läßt den Blick langsam durch die Fernen der Insel wandern):
Ich werde nie —
Ich fühl's — grausamen Mächte! . . . werde nie
Auch nur den Rauch von meinem Heimatsherde
Am fernsten Himmel steigen sehn! —

Leukone: Wenn du —
Unmöglich kamst du doch zu Fuße, Fremdling —
Wo zoget ihr die Kiele auf den Strand?

Odysseus (blickt, ohne die Frage des Mädchens zu hören oder zu beantworten, unverwandten Auges in die Landschaft):
Welch eine Qual ward mir nun wiederum
Ersonnen? — Hilflos tast' ich um mich her,
Gehüllt in Wahnsinn! — Wo ich landete —?
Es ist mir unbekannt! — Mit wem ich kam —?
Ich weiß es nicht! — Woher —? Könnt' ich es sagen!

Leukone: Bist du so sehr verwirrt, daß du nicht weißt,
Woher und wie du zu uns kamst, so müssen
Die Schmerzen, die du littest, furchtbar sein,
Und grauenvoll der Zorn der Himmlischen,

Die dich verfolgen: denn ich wüßte mir
Nicht eine Strafe auszudenken, schlimmer
Als Wahnsinn! — Wenn die leere Finsternis
Herrscht, hinter eines Mannes Stirn, wo sonst
Zeus' Tochter thronend sitzt, die klare Gottheit:
So ist der Wurm im Schlamme glücklicher
Und herrlicher als er: — Wie wäre dies
Wohl für ein Menschenauge zu erdulden —
Geschweige für ein Göttliches! — wenn Tote
Im Licht sich spreizten, tränken, Speise schlängen
Und wandelten!?

Odysseus: Sag mir: wie heißt dies Land? —

Leukone: Weißt du schon nicht, woher der Wind dich trug,
So wisse — und des magst du sicher sein,
Greis! — dies ist Ithaka! Hier herrschte einst
Odysseus! einst! nicht heut! heut herrschet hier
Gewalttat, Raub, Haß, Unterdrückung, Mord!

Odysseus: Und wer . . . wer, sagst du, führte ehmals hier
Das Zepter, Stimme —? — Welcher Mann?

Leukone: Ein Gott!!

Odysseus: Und welchen Namen liehst du ihm?

Leukone: Odysseus!!

Odysseus: Sprich dies noch einmal, klar — und Laut für Laut.

Leukone: Es ist kein Ziegenhirt in Hellas' Grenzen
So taub und so geschieden von der Welt,
Daß ihm vom Ruhme des Odysseus nicht
Die Seele schauderte . . . daß er vom Klange
Des Namens nicht erbebte bis ins Mark,
Den du, Unseliger, vorgibst, nicht zu kennen.

Odysseus: Ich kenne ihn!
(Er verhüllt sein Haupt.)

Leukone: Du mußt ihn kennen! Ja!
Den Städtezertrümmerer! im Völkerrat
Den Ersten! jenen Mann, durch dessen List
Die große Ilion zuletzt dahinsank.

Odysseus (enthüllt sein Haupt wiederum. Rätselhaft scheint die ausgebreitete Insellandschaft seinen Blick anzuziehen):
Trug der Dämonen! — Wälder, ihr umgrünt
Des Felsens Flanke wie ein Vlies! zur Bucht
Ergießt ein Strom sich! Weiden stehen dort
Und Pappeln! Fischer liegen auf dem Fang

Und draußen kreuzen Segel! — Schließ' ich nun
Mein Auge oder tu ich's auf: es ist
Das gleiche Bild! dem innren Sinne und
Dem äußeren die gleiche Wohltat! Und
Beschränkt, befriedet gleichsam, ruht der Blick,
Obgleich ihn sichtbar keine Schranke einschließt,
Wie ein Verfolgter, auf dem Bette der
Herberge eines Gottes, selig aus! —
Und doch ist's Trug.

Leukone: So wäre dir dies Land
Nicht fremd?

Odysseus: Gemach, und laß mich sinnen! Sage:
Liegt hinter jenen sanften Hügeln dort,
Die vom Gewölk des Ölbaums grau umschattet,
Den Strom verbergend, nach der Küste streben . . .?
Liegt hinter ihnen . . .? zwar verborgen . . .? nein? —
Du lügst! ich weiß es! und dort ist die Stadt
Und liegt der königliche Sitz des Mannes,
Den du mit Namen nanntest!

Leukone: Ja, so ist's!

Odysseus: Pallas Athene, Göttin, sprachst du das?
Teilst du die Nebel mir mit einem Strahle,
Der mich nicht tötet! —? Heimat, bist du das? —
Stehst du noch da? — noch immer hier? — hast du
Gewartet, treu, als wäre nichts geschehen?
Bist du von irdischem Stoffe?
(Er hebt eine Handvoll Erde auf.)
Ja, hier ist —
Gold! nicht Erde . . . ist Ambrosia!
Nicht Erde —: nein, nur Erde ist's!
Nicht schlechtes Gold und nicht Ambrosia!
Nur Erde! Erde! —
Sieh, hier dieser Staub
Ist köstlicher als Purpur, köstlicher
Als alle Frachten der Phönizier!
Ist wundervoller als Kalypsos Bett!
Süßer als Kirkes Leib, der Zauberin,
Und schmeichlerischer anzufühlen! Biete
Mir Helena — ich bin ein Bettler, habe nichts
Außer diesen Lumpen! — biete mir
Die heilige Troja, wie sie ging und stand:

Ein Korn von diesem Staube wiegt sie auf!

Leukone: Wer bist du?

Odysseus: Ich? Odysseus! . . . war mein Freund.

Leukone: O fremder Vater, möge dieses Wort
Dir nicht entschlüpfen, wenn du erst im Haus
Gastlich bewirtet mit Eumaios tafelst:
Denn allzu oft kommt einer, so wie du,
Und fabelt, aus Gewinngier oder Not,
Er wisse von Odysseus zu erzählen.
Worauf er dann, bis sich die Balken biegen,
Zumeist mit dreister Gaunerstirne lügt.
Ich rate dir: schweig von Odysseus! Weder
Behaupte, daß du ihn mit Augen sahst,
Noch daß ein Gastfreund dir von ihm berichtet!
Noch daß er kurz zuvor in einem Lande
Gewesen sei, in das du kamest! Sage
Nicht, daß er lebe! komm es dir nicht bei
Zu schwören, daß du sein Speerträger warst
Vor Troja! oder gar im Bauch des Pferdes
Verborgen saßest, neben ihm! Vor allem,
Wenn du auf Gaben hoffst, Nachtlager, Schutz,
So hüte dich, daß nicht ein Dämon dich
Verleitet, bis du etwa prophezeist
Und irre redest von Odysseus' Heimkehr:
Denn dies ist nun gewiß: er kehrt nie heim!

Odysseus: Wieso ist das gewiß?

Leukone: Die Götter haben
Ihm fern von hier den Untergang bereitet,
Und keine Hoffnung bleibt uns mehr!

Odysseus: So habt
Ihr die gewisse Nachricht seines Todes?
Starb er denn rühmlich?

Leukone: Fragt Poseidaon,
Der ihn auf salziger Flut umher gehetzt,
Ob er im Kampfe mit den Räuberschiffen
Dahinsank, oder ob den ruhmlos Ringenden
Die See verschlang.

Odysseus: Man sagt — und wissen möcht' ich,
Ob man mit Fug sagt — dreizehn hauptumlockte
Achaier, aus dem Schwarm, den einst der Held
Gen Troja führte, seien wohlbehalten

Jüngst heimgekehrt?!

Leukone: Jüngst heimgekehrt? nicht einer
Seit zwanzig langen Jahren! er ist tot!
Und also zweifle niemand, daß er's ist,
Und harre niemand sinnlos der Verschollenen,
Denn dies heißt freveln! Unheil übergenug
Hat Zweifeln, Zaudern, Harren uns gebracht. —
Was tust du?

Odysseus: Nichts! Mich schaudert's nur! Die Luft
Ist kalt auf euren Felsen! — Gut, ich will,
Um Essens willen — denn mich hungert! — will
Den Namen, der mir auf der Zunge schwebt,
Festbinden! Um ein Stück verschimmelt Brot
Aus dem Gedächtnis tilg' ich ganz ihn aus. —
Doch sage mir, wer ist es, der dem Helden
Den Hügel wölbte? Totenopfer ausgoß? —
Blieb irgendwer zurück, um dies zu tun?

Leukone: Dies ist die Frage, Greis, die meine Seele
In Sorge zittern macht, seit Telemach
Zu Schiffe ging, sich in der sandigen Pylos
Rats zu erholen bei dem alten Nestor:
Ich selber war's, die ihn dazu bewog!
Auch riet ich ihm, zum allerletztenmal,
Kundschaft zu suchen von dem Vater, ob
Noch irgend, daß er lebe, Hoffnung sei?
Ich riet, nichts hoffend, und des Gegenteils
Vielmehr gewiß, nur darum, daß er hier
Männlich der unheilträchtigen Trauer steure, —
Der tatenlosen, kurzerhand! — den Hügel
Aufhäufe, opfere, Geschenke bringe
Und fortan frei jedweden Zauderns, selbst
Das Zepter halte, in dem Seinigen
Als ein Gebieter waltend! Doch nun ist
Zwiefach peinvolles Harren unser Los,
Seitdem er fort ist: harrten wir des Vaters —
Nun harren wir des Vaters und des Sohnes!
Fast dünkt des Sohnes Wiederkunft mir heut
Ein Glück, weit inniger zu wünschen, als
Odysseus' Wiederkehr! denn er ist jung
Und jener alt! wo wir der Kraft bedürfen
Und eines starken, jugendlichen Arms.

Nun steh ich hier seit Wochen spähend, blicke,
Bis mich die Augen schmerzen, ferne hin.
Hätt' ich doch Fittiche dem Kranich gleich
Zu fliegen, daß ich ihn verwarnte, ihm,
Dem ahnungslosen Telemach, mit Fingern
Die Meuchler wiese, die mit vielen Schiffen,
Verteilt um unsre Küsten, auf ihn lauern:
Um ihn zu töten, wie ihr Vorsatz ist!

Odysseus: Du sprichst von einem Manne!? Telemach? —
So lebt . . . hieß nicht Odysseus' einiger Sohn,
Den er zurückließ, saugend an den Brüsten
Der Mutter, Telemach? lebt Telemach?
Lebt dem Verschollenen, sage mir, ein Sohn?

Leukone: Träumst du noch immer? Auch die göttliche
Penelopeia lebt, des Sohnes Mutter!
Freilich, die sonderbarste Mutter, die
Je einem Sohn beschieden war: umgeben
Von einem Hofstaat wilder Freier, die
Ihr huldigen, des Sohnes Gut verprassen,
Ihm selber nach dem Leben trachtend! — Wohl!
Du lächelst, Greis! dies scheint dir Widersinn!
Und doch sind jene Männer, die dort draußen
Mit schamlos aufgeblähten Segeln kreuzen,
Penelopeias fürstliche Schmarutzer,
Die ihre Duldung großzog, ihre Schwäche
Ausbrütete! die ihr mit Schmeicheleien
Die angsterfüllte Seele sättigen,
Bis daß sie dumm und haltlos ward, und ein
Gewebe webt, was sie zu endigen
Nicht wünscht, und webend immer wieder auftrennt.
Und wenn es diesen Werbern nun gelingt,
Den Sohn zu morden der Umworbenen,
So ist, was sie trotzdem gewoben hat,
Das Leichenhemde des Laertes nicht!
Vielmehr des Sohnes, Telemachens Tod!

Odysseus (zerbricht seinen Stab):
Das werdet ihr nicht wollen, Himmlische!

Eumaios (erscheint durch das Hoftor):
Zween Ferkel braten, Fremder, uns am Spieß!
Komm nun.

Leukone: Er röchelt.

Eumaios: Bist du krank?

Leukone: Man sieht
Das Weiße seines Auges nur, Großvater!

Eumaios: Laß gut sein, und bereite uns den Mischkrug,
Leukone. Dieses Mannes Seele ist
Verschmachtet, und wer wüßte nicht, wie Mangel
Den Menschen niederbeugt, der umgeworfen
Im Raum des Schiffes, wie ein totes Gut,
Geduldig Monde überdauern muß.
(Leukone begibt sich in den Hof)
Du hast den Fuß auf festem Grunde, Vater!
Steh auf, tritt in mein Haus und tue Ehre
Dem Tische an, der drinnen dir gedeckt steht.

Odysseus (erhebt sich langsam, von Eumaios gestützt, starrt nach der Stelle, wo Leukone gestanden hat):
Die Göttin? — Sage mir, wohin entschwand
Die Himmlische? — die aus Kronions Haupt
Entsprungene? — Sie war bei mir, sie stand
Zween Fußbreit nur von dir entfernt! dort stand sie
Und sprach! — Und was sie sprach, will ich bewahren
In meinem Herzen, bis die gute Stunde
Des Glücks, wo eine mir beschieden ist,
Den Mund mir überfließen macht! — Für jetzt
Laß mich . . . gewähre mir's, daß ich die Schwelle,
Eh ich sie überschreite, mit den Lippen
Berühren darf! Denn niemand fordere
Von mir, daß ich das Antlitz dieses Steins
Beleidige, das altehrwürdige:
Durch, ach, wieviele schlummerlose Nächte
Im wilden, ringenden Gebet ersehnt.

(Er läßt sich nieder, drückt die Lippen auf die Eingangsschwelle des Hofes und liegt so, lange und schweigend. Endlich erhebt er sich und geht mit Eumaios in das Gehöft, wo beide verschwinden.)

Zweiter Akt

Inneres im Anwesen des Sauhirten Eumaios. Rohe Steinwände. Im Hintergrund der Herd mit glimmendem Feuer, darüber ein rußiger Rauchabzug. Das ganze längliche Gemach ist von Ruß geschwärzt. Neben dem Herd setzt sich der Raum in andere Räumlichkeiten fort, die zu Wirtschaftszwecken dienen. Es sind dort Kesselanlagen zur Bereitung des Viehfutters, man sieht Amphoren zur Aufbewahrung von Wein usw. Der Fußboden besteht aus unregelmäßigen Steinplatten.

Das vordere Gemach enthält in der linken und rechten Wand je eine Tür. Die der linken Wand bleibt verschlossen. Ein langer, sehr alter hölzerner Tisch nimmt den größten Teil des Raumes ein. Hier pflegt Eumaios mit seinen Mägden und Knechten die Mahlzeit einzunehmen.

Im anstoßenden Raume ist Melanto beschäftigt. An ihr vorüber kommt Leukone nach vorn. Sie trägt eine Schüssel mit Wasser in den Händen.

Melanto: Wo bleibst du? und was gibt es vor dem Hoftor?
Leukone: Einen, der zu uns paßt, mit seinem Unglück.
(Durch die Tür rechts, die sich öffnet, kommen der Bettler und Eumaios, jener von diesem gestützt, aus dem Hofe herein.)
Eumaios: Ich sah noch keinen, der, wie du, o Mann!
So tiefe Demut lernte. Richte dich
Empor! Vergiß, und sei's auf kurze Zeit,
Die Mühsal deines Kampfs und deiner Jahre!
Odysseus: Oh, was vergaß ich nicht!
Eumaios: Nimm Platz und laß
Melanto dir die Füße waschen. Komm,
Magd, tu dem armen Greisen diesen Dienst.
Melanto (hereinblickend, dreist):
Fußwaschen dem verlausten Pracher dort?
Wär es so weit mit mir gekommen, wehe.
Leukone: Dies ist mein Amt. Hier bin ich schon, Großvater.
Laß die Erboste ihrer Arbeit nachgehn.
Eumaios: Ja, tu das, Magd, geh deiner Arbeit nach,
Doch wenn ich auch zusehe, deines Treibens
Scheinbar nicht achte, einstmals kommt der Tag,
Wo du dein Korn wirst hundertfältig ernten.
Odysseus (da Melanto höhnisch auflacht):
Laßt an den Steinen dieses Herdes, in
Die kalte Asche eingewühlt, mich rasten!
Und duldet mich so lange und vergeßt mich.
Eumaios: Du bist willkommen, nicht geduldet, Fremdling.

Odysseus: Dir! nicht den Himmlischen: willkommen dir
Vielleicht, doch von den Himmlischen verflucht.

(Er sinkt in die Asche nieder und wühlt darin, den Herd küssend.)

Eumaios: Was tust du? Dieses schlichten Herdes Stein
Birgt keinen Dämon, dich zu ängsten, nichts,
Was du versöhnen müßtest oder fürchten:
Er trägt ein gastlich Feuer dir und mir. —
Und nun, sei mannhaft! bist du so verfolgt
Um Schuld, so ist's um große Schuld, und du
Warst groß und mannhaft einst in Schuld. Sei nun
Nicht minder groß und mannhaft im Erdulden.

Odysseus: Laß mich die Flamme streicheln dieses Herdes,
Und mein entehrtes und verfluchtes Antlitz
Tief in die Glut eindrücken: wie ein Kind
Das Haupt verbirgt in seiner Mutter Schoß.
Laß mich!

Eumaios: Er ist von Sinnen.

Melanto: Oder ist
Nicht mehr als ein gerißner Ferkeldieb,
Der seinen Vorteil ausmacht.

Eumaios: Komm und iß.

(Er und Leukone heben Odysseus auf und führen ihn an die Tafel, wo sie ihn niedersetzen. Indessen wendet sich Eumaios wieder an Melanto.)

Eumaios: Du aber zähme deine dreiste Zunge
Ein wenig, du Rothaarige! Poche etwa
Nicht auf tagscheue Räuber, die ich jüngst
Schon einmal habe kläglich heimgesandt.

Melanto: Du tust mir nichts: du weißt, sie kommen wieder!
Und dem geht's übel, der mir nur ein Haar krümmt.

Eumaios: Was bebst du unter meinen Händen, und
Blickst so voll Grauen?

Odysseus: Herr, ich fürchte mich.

Eumaios: Vor was?

Odysseus: Ich fürchte mich vor deinen Mägden.

Melanto: Da tust du gut. Und tische nur nicht etwa
Ein Märlein von Odysseus' Heimkehr auf.

Odysseus (mit ersticktem Aufschrei):
Niemals! denn wer dahin ist, kehrt nie wieder.

Melanto: Recht so! Betrüger peitscht man hier vom Hof.

Eumaios: Entweihst du dieses Mannes Gram, Melanto,
Mit frechen Worten? Peinigst dem Verfolgten,

Im Frieden dieses Hauses noch, den Schrei
Der Furcht und des Entsetzens aus der Brust?
O ich erkenne, wo du dies gelernt hast! —
Gramvoller, dies ist nur ein Weib, nichtswürdig
Und gottlos! Grob von Art! Sie weiß noch nicht,
Daß einer, den der Fluch der Gottheit zeichnet,
Der Gottheit Zeichen auf der Stirne trägt. —
Nun ist's genug, du Hündin, packe dich!

(Während sich Melanto mit höhnischem Achselzucken entfernt, bringt Noaimon, ein junger Schweinehirt, das gebratene Ferkel auf einer Schüssel herein und setzt es auf den Tisch.)

Eumaios (fortfahrend):
Des sei gewiß, o Greis, daß ich dich nicht
Für einen jener Erzbetrüger nehme,
Die uns mit Märlein jezuweilen etwa
Daherschmarutzen von Odysseus' Heimkunft.
Nimm, was geboten wird und letze dich. —
Du flüsterst?

Odysseus: Laß mich sinnen. Sage mir,
Was Lüge ist?

Eumaios: Der Lügner weiß es, und
Nicht minder weiß es, wer die Wahrheit spricht.

Odysseus: So bin ich zwischen Wahrheit eingeklemmt
Und Lüge, über einem Abgrund. — Doch
Genug.
(Zu Leukone:) Hab Dank! — Odysseus kehrt nie heim.

(Er beginnt heißhungrig zu schlingen. Leukone geht in den anstoßenden Raum, von wo sie beobachtet.)

Eumaios: Du sagst zu viel. Und weiß ich gleich, du kannst
Nichts wissen von Odysseus, fremder Vater:
Der leere Klang der Worte, die du aussprichst,
Macht dennoch eine Wunde in mein Herz.
Du willst mir Wohltat nicht mit Wunden lohnen.
Und was ist dir ein Name, sei es auch
Der unsres Königs, daß du seiner nicht,
Sei unser Herr lebendig oder tot,
Entraten solltest: laß den Namen ruhn.

Odysseus (schlägt auf den Tisch, schreit):
Zwölf Klaftern tief begrabt ihn in der Erde.

Eumaios (befremdet):
Wen?

Odysseus: Nun wen sonst, den König!
Eumaios: Wen?
Odysseus: Nun, ihn!
Fort mit ihm, sei's auch nur der Name, der
Euch ängstet: scharrt ihn ein, er sei vergessen!
Eumaios: Odysseus' Name ängstet seine Feinde,
Nicht aber uns.
Odysseus: Doch, Hirt!
Eumaios: Da irrst du dich!
Was weißt du von Odysseus!
Odysseus: Dies, sonst nichts:
An seinem Tisch ihn nennen, bringt Gefahr!
Eumaios: Meinst du den Tisch, um den die Freier sitzen
Und Werber um Penelopeias Hand,
Die Schwelgertafel unten im Palaste,
So hast du recht! doch unrecht, wenn du meinst,
Daß hier bei uns ein Name beßren Klang hat.
Nein! doch des Harrens müde — zwanzig Jahr
Und länger warten wir! — des Harrens nicht,
Allein des hoffnungslosen Harrens, mein' ich! —
Legt der erlauchte Name unseres Herrn
Uns nutzlos Martern der Verzweiflung auf.
Odysseus: Und wenn er wiederkäme?
Eumaios: Greis, vergiß
Des Essens nicht und laß dies gut sein! — Was
Durchbohrst du mit den Augen mich? wer bist du?
Odysseus: Ein armer blinder Bettler, Herr, sonst nichts.
Eumaios: So wärst du blind und kannst so blicken?
Odysseus: Freilich!
Mit diesem Blick hab ich den Gott besiegt!
Eumaios: Und welchen Gott bezwangst du?
Odysseus: Dessen Licht
Seitdem in meiner Seele Nacht erlosch.
Eumaios: O armer, armer Sieger!
(Telemach, so wie er vom Schiff gestiegen ist, tritt ein.)
Eumaios: Telemach!
Bist du's?
Telemach: Leibhaftig, Vater Hirt.
Eumaios: Du bist's
Leibhaftig, hochgeliebter Sohn?
Telemach: So wahr das Meer mich nicht behielt.

Odysseus (mit Ekstase aufspringend): Ein Gott!

Eumaios: Ein Gott! wohl darfst du dieses sagen, ja
Ein Gott!

Telemach: Nur Telemach. Wo ist Leukone, Alter?

Eumaios: Laß dich betrachten, du Geliebter! du
Ersehntester! komm! Gott beschütze mich:
Ein Mann! als Knabe ging er auf die Reise.

Telemach: Gut, brav, ein Mann! ihn eben brauchen wir,
Den Mann: nicht mehr! mög' euch der Schein nicht trügen,
Wie er den Bettler trog, der dort mich anstiert.
Laß dich nicht stören, Fremder, setze dich!

Odysseus (indem er sich zitternd setzt, für sich):
Ein Gott!

Telemach: Kein Gott! nur einer Mutter Sohn.

Eumaios: Und wäre statt des Sohnes, der hier steht,
Odysseus selbst, der Vater, heimgekommen —
Bist du nicht beides? lebt er nicht im Sohn? —
Sohn! keinen größeren Jubel kennt mein Herz.
(Er umarmt Telemach.)
Allein nun sag': wie kamst du durch die Späher?

Telemach: Wir landeten am Vorgebirge. Die
Genossen segeln ohne mich rings um
Die Insel und zum Hafen.

Eumaios: Dies, o Sohn,
Riet euch ein Himmlischer.

Telemach: Mir riet mein Herz.

Eumaios: So darf ich auf ein Gut wohl nicht mehr schelten,
Das dich vom Bord und zum Nereiton zog:
Da es vom sichren Tod dich rettete.
Nun, Schurken draußen, laßt die Ruder poltern,
Und eure Rahen kreischen! er ist hier:
Der Fisch brach durch das Garn: er ist geborgen.

Telemach: Wie steht es in der Stadt, seit ich nicht hier war?

Eumaios: Viel ärger als es stand, eh du in See gingst.
Kein Wunder, seit du fort bist, sehen jene
Fürsten, die sich selbst Freier nennen und
Nichts Besseres als Räuber sind, die Gipfel
Von Hellas, die weißschimmernden, mit Mißtraun.
Und wie wir hoffend des Taygetos
Schneespitzen täglich mit den Augen suchten,
So taten sie's mit schlechtverhohlner Angst.

Und konnte doch von dorther jede Stunde
Ein Heer von Rächern kommen ihrer Schandtat,
Die nun durch dich in Hellas ruchbar ward?
Nun zechten sie und schwelgten doppelt, häuften
Die Greuel und die Taten der Gewalt:
Und wehe dem Bauern, Winzer oder Hirten,
Der ihren zügellos entbundnen Lüsten
Sich nicht mit Weib und Kindern unterwarf.
Bringst du uns Hilfe, Retter Telemach?

Telemach: Nicht, wenn nicht hier in meinen beiden Händen.
Kein Kiel, kein Segel und kein Mast folgt mir
Hierher, die ausgenommen, die ich mitnahm:
Es sei denn, daß du eine Ladung leerer
Versprechungen für Myrmidonen anschlägst.

Odysseus (schlägt auf den Tisch, närrisch):
Schlachtet ein Mastschwein! Schlachtet! Opfert und
Esset bis an den lichten Morgen! Ich
Der Herr, befehle, schlachtet! schlachtet und
Eßt!

Eumaios: Herr, die Götter schlugen ihn mit Irrsinn.

Telemach: Richtet ein schlichtes Mahl. Mir widersteht's,
den Prassern im Palast es gleich zu tun.

Eumaios: Dies nenn' ich nicht mit Umsicht handeln, Lieber.
Der Knecht, der seinen Herrn erkennen soll,
Verlangt mit Fug sein Fest zu rechter Zeit.
Darum soll mir des Bettelmanns Gebot
Heut mehr Gebot als deines sein. — Da kommt
Die Enkelin. Ihr mögt mich wohl entbehren.
Ich geh und richte selber, was zu tun ist.

(Leukone nähert sich mit einer gewissen Verhaltenheit aus dem anstoßenden Raume, während Eumaios nach rechts in den Hof gegangen ist.)

Leukone: Kaum trau' ich meinen Augen, Telemach:
Bist du es wirklich?

Telemach: Hat die Fremde mich
So sehr verändert, daß ich fremd dir bin?

Leukone: Wohl hat die Fremde dich verändert, doch
Aus Finsternissen banger Sorge plötzlich
Gerissen, glaubt man nicht sogleich an Licht.

Telemach: Nun, ich bin Telemach, derselbe, dem du
Die Fahrt anrietest, die er nun bestand.

Leukone: Und rauschten Schiffe nicht mit vollen Segeln

In euren Lauf, bemannt, von Waffen starrend,
Als bei Asteris ihr vorüberfuhrt?

Telemach: Ich mied das Eiland.

Leukone: So bewahrte dich
Ein Gott! Der Gleiche, der das Seil dir löste
Zur Reise, brachte wohlbehalten dich
Vor Meuchlerschwerten heim: denn, daß ich's gleich
Dir sage, nach dem Leben trachten dir
Die Freier, trachtet dir Antinoos,
Seit deine Reise ruchbar ward: von nun an
Ganz schamlos offen, keineswegs geheim,
Betreiben sie's mit ihren Helfershelfern.
Sie lagen auf der Lauer Tag und Nacht,
Abwechselnd wachend, draußen auf dem Wasser.

Telemach: Was zagst du? ich bin hier. An jenem Tag,
Als ich vergeblich in der Volksversammlung
Ein Schiff erbeten hatte und die Worte
Der Freier, salziger als selbst die Lauge
Der Meerflut, sich ausgossen über mich —
Den Knaben, wie sie meinten! — sieh, da stand's
Um meine jungerworbne Mannheit schlimm.
Ich kam zu dir. Wir opferten der Nymphe
Am Quell. Wir stiegen dann hinab, zum rauschenden
Gestade, tauchten in die graue Flut
Die Hände, beide zu Athene flehend.
Und sieh, der Gott vernahm uns. Deine Seele,
Entzündet ward sie von der Himmlischen.
Du sprachst, sprachst Unvergessenes. Du sagtest:
Was dir die Plappermäuler weigern, nimm!
Odysseus ist kein Name. Telemach,
Odysseus' Sohn, ist nicht ein leerer Schall! —
Erfahren hab' ich's, daß er es nicht ist! —
Des Löwen Same zeuget junge Löwen,
Nicht junge Zicklein, sagtest du: so sei
Ein junger Löwe, zeige deine Pranken,
Was gilt's, daß keiner in den Weg dir tritt? —
So hab' ich's denn vollendet! und zu dir
Strebt' ich zuerst. Denn die Gefährten segeln
Nun ohne mich rings um die Spitze, in
Den Sund, zum großen Hafen. Ich verließ sie
Am Vorgebirg und klomm zu euch hinauf:

Zu dir! um dich zu sehn, eh irgendwer
Mich sieht, eh irgend jemand etwa sich
Vermißt, den Blick, der seine Weide sucht,
Auf sich zu lenken: den Verschmachtenden
Auf toten, leeren, ausgebrannten Grund. —
Warum bist du voll Grauen? hast im Blick,
Statt jenes hellen Muts, den du mir schenkest,
Die Angst? Sei fröhlich, Mädchen, denn ich weiß . . .
Ich wußte, weiß es, hab es stets gewußt,
Und weiß es mehr wie je: es ist ein Kampf
Auf Tod und Leben, der begann, und nicht
Ein Spiel! So soll es sein! Hoch ist mein Mut,
Froh meine Seele, und mein Herz ist furchtlos!
Wie geht es meiner Mutter?

Leukone: Als sie es
Erfuhr, du seiest heimlich zu Schiff gegangen . . .

Telemach: Still, fremde Ohren hören uns; und ich
Vergaß den Bettler dort.

Leukone: Er ist entschlummert. —
Als deine Mutter es erfuhr, du seist
Heimlich zu Schiff gegangen, ohne Abschied,
Da konnte sie's nicht glauben. Nun sie aber
Erkannte, daß man Wahrheit sprach, erschrak sie.
Sie schwieg und schloß sich ein. Dann hörten ihre
Mägde sie weinen. Und sie rief und schalt
Die alte Eurykleia, schlug die Brust
Und drohte schwerste Strafen jedem an,
Der etwa heimlich um den Plan gewußt.

Telemach: Wieviele Tage, sage mir, vergingen,
Eh sie nach ihrem Sohne fragte?

Leukone: Vier.

Telemach: Gern hätt' ich dir's erspart, o arme Mutter,
Daß du dich nun am fünften Tage doch
Erinnern mußtest eines Sohnes, der
Dir schwerlich halb so lieb als lästig ist.
Doch still davon. Genug, es geht ihr wohl
Und allen ihren Freiern, hoff' ich, die
Kronion meiner Rache aufbewahrt. —
Was ächzt der alte Mann im Traum?

Leukone: Ich weiß nicht.
Doch wenig geb' ich für sein Leben, das

Nur schwach im rauhen Wind des Schicksals noch
Flackert, und etwa heute schon verlischt.

Telemach: Nun sieh, dies ist der weiten Fahrt Gewinn.
Am Herd des greisen Nestor, und im Land
Des Helden Menelaos, aber mehr
Im Kampf mit Wog' und Wind ward ich ein andrer.
Dort draußen erst erkannt' ich, wer ich bin.
Und mehr erkannt' ich: das, was ist und nicht ist,
Ich unterschied es! Was sein sollte, sah
Mein Blick, und was zu dulden schmählich ist.
Ich sah das Ziel und sah den Weg und sah
Die Tat! die unausweichlich dieser Hände
Und keiner andren wartet: eine Tat,
Die, blutig treffend, meinen Vater, mich
Und meine Mutter rächen wird! — Nicht sie
Zuletzt, sie ist die meist Beschimpfte
Durch ihrer Werber widerlichen Schwarm. —

Leukone: Und welche Kunde bringst du heim vom Vater?

Telemach: Daß er ein Gott war! Hier auf Ithaka
Beißt man die Lippe, krampfhaft schweigend, wenn
Sein hoher Name durch die Säle schwebt.
Man kehrt zum Nachbar sich und zuckt die Achsel,
Bedauernd oder zweifelnd. Wenn die Mutter
Sein Lob singt, spöttelt's in den Angesichtern
Der Männer, und ihr Schweigen nimmt sich aus
Wie Nachsicht mit der Schwachheit eines Weibes.
So ist's in Ithaka, des rauher Felsengrund
Den Mann, dem keiner gleicht, hervorgebracht.
So schmachgewohnt und stumpf ist dies Geschlecht,
Das hier den Boden düngt, daß es sich ärgert
Am Strahlenglanze des Olympiers,
Und auf nichts andres denkt, als Gier und Brunft
In seinem Bett und Reichtum auszulöschen.
Da draußen ist es anders. Mächtig schreitet
Der Vater im Gesange! schreitet klirrend
Im Vollgetön der Harfen durch die Hallen
Der Könige: und so gewaltig schwoll
Das Lied der Sänger, ihn verherrlichend,
Daß ich erschrak und bei mir selbst erwog,
Ob ich auch wirklich seines Blutes sei.

Leukone: Und welcher Meinung sind die Fürsten nun,

Soll man noch hoffen?

Telemach: Daß er etwa lebt
Und heimkommt? Nein! Noch ferner harren wäre
Nur Frevel. Er ist tot. Die Götter wollen
Nicht, daß man, flehend um Unmögliches,
Sie an die Grenzen ihrer Macht erinnre.
Und wahrlich: wohl ihm, daß er nicht mehr lebt,
Fern von der Heimat! solchen Jammer fügen
Die Götter ihren Lieblingen nicht zu
Für ewige Zeit. Was er, der Herrliche,
Erlitten hat, ermeß ich nun erst. Als
Im weiten Schoß des Meeres Ithaka
Versank, rang sich zum erstenmal hervor
Aus meiner Brust der Name: Vater!
Da erst verstand ich ihn zum erstenmal
Mit Schmerzen, und sein ungeheures Leid,
Aufdämmernd bloß, trieb mir die Tränen heiß
Aus beiden Augen. Da zum erstenmal
War er mir nah, der Fremdling, dessen Sohn
Mich meine Mutter nennt, und seine Seele
Umarmte mich — des Vaters Seele! — weinend.
Und dann: sie blieb bei mir. In tiefer Nacht,
Als ich das Ruder hielt, und sich hochrollend
Die Fluten wälzten unter unsrem Schiff,
Berührte mich des Vaters Atem, fühlte
Ich streicheln etwas, gleichend einer Hand,
Auf Stirn und Schultern, und hochklopfend schwoll
Mein Herz von einem rätselschweren Glück,
Wuchs mir voll Mut! hochklopfend sprach's in mir:
Du bist sein Sohn, und ferner keine Waise!
Und wie wir nun den Kiel heimlenkten, siehe,
Da flog sein Geist voraus. Der dumpfe Hall
Des Ufers, als ich von dem Borde sprang,
Schien mir ein Gruß des Unterirdischen,
Zurückgekehrten, Heimatsrecht verlangend.

Es soll dir werden, Vater. Wem die blaue
Meerflut, gleich einem wellenwerfenden,
Glückseligen Himmel leuchtend ausgedehnt,
Lieblicher dünkt, als blumenreiche Wiesen
Und Waldesrauschen um Nereitons Haupt,

Der kennt Poseidaon, des blaugelockten,
Furchtbare Tücken nicht. Er soll bedenken,
Daß diese breite, heuchlerische Flut,
Sofern ihn dürstet, nicht den kleinsten Becher
Vom Quell der Arethusa aufwiegt. — Vater,
Willkommen bist du in der Heimat! wohnen
Sollst du in bunten Wohnungen aus Stein,
Im Licht, nachdem ich deinen Hügel dir
Geschichtet und mit Opfern dich getränkt,
Du Durstverschmachteter! und trinken sollst du
Von allen heilgen Quellen deines Landes,
Des süßen Wassers und des süßen Weines —
Das schwarze Blut der Widder, und was süßer
Als dieses alles: deiner Feinde Blut.

Odysseus (ist aufgesprungen, steht mit närrischem Gebaren vor Telemach):
Hier! baa! begrabe mich: ich bin Odysseus.

Leukone: Wagst du den Heros zu entwürdigen?

Telemach: Laß ihn, Leukone, komm, er widert mich.

(Telemach und Leukone ab.)

Odysseus: Ihn ekelt's! wie denn nicht, sofern Leichname
Atmen, Verwesung atmend, betteln um
Begräbnis. Wer denn lehrte ihn, den Sohn,
Den Kern der goldnen Ruhmesfrucht erkennen,
Der ausgespien am Wege fault? und der
Nicht ist das, was er scheint! — Und auch nicht scheint
Das, was er ist! Doch wer, wer bin ich? ist
Nicht meine Tat von mir entflohn und steht
Fern, zwischen Göttern, am gestirnten Himmel?
In Licht verhüllt, ein funkelndes Gestirn
Fremd meiner Seele? und ich hocke hier,
Ein Bündel schlechter Lumpen! Wandte sich
Mein eignes Fleisch und Blut nicht schaudernd von mir
Als ich, ich selbst zu sein, mir angemaßt?
Ist nicht mein Sohn so fremd mir wie mein Ruhm?
Und ich bin hier, um Sohn und Ruhm zu betteln!
O tückische Götter! still! den ihr zu Taten
Beriefet, muß das Dulden lernen: Mut
Lernt Feigheit! Wer der Erste war im Rat
Und in der Schlacht, lernt kopflos fliehn. Der Held
Sucht wie ein Hund vor einem Stein das Weite.

(Er will davonrennen. Da tritt Eurykleia, gefolgt von Eumaios, ein.

Odysseus weicht zurück und nimmt zusammengekrümmt wieder auf der Bank Platz.)

Eurykleia: Ihr metzget, wie, Ihr brüht ein Mastschwein, was?
Auch Ihr gebt Gastereien, verpraßt das Gut
Der edlen Laertiaden? Pfui! o pfui,
Eumaios!

Eumaios: Pfui, Eumaios, sagt Sie: ei,
Soll die Heuschrecke unten im Palast
Den Raub allein verzehren?

Eurykleia: Pfui! o pfui!
Mög' Euch das Wort gereuen, Sauhirt! möget
Ihr an dem Fraß ersticken, Sauhirt! an
Dem Raub blau werden und erwürgen.

Eumaios: Das
Wird Zeus verhüten. Schürze dich und hilf
Zurichten, altes Schwatzmaul.

Eurykleia: Ja, ich will
Euch wohl zurichten, Sauhirt: will Euch unten
Zurichten vor Penelopeia! Euch
Ausrichten, Sauhirt! wahrlich in der Angst
Des Herzens steige ich zu Euch empor . . .

Eumaios: Zeus stärk' das Eselein, das dich getragen.

Eurykleia: Ich steig' empor, so alt ich bin, ich schwanke
Am Abgrund, stürze, sterbe fast, so glitt,
So stolperte das Tier . . .

Eumaios: Ja, und? Vergiß
Nicht, was du sagen wolltest, Eurykleia.

Eurykleia: Und find' Euch toll geworden, wie die andern.
(Eumaios lacht laut auf.)

Odysseus (schlägt inmitten des Lachens auf den Tisch):
Schlachtet und eßt! schlachtet und eßt!

Eurykleia (erschrocken): Wer ist
Der Mann, Eumaios?

Eumaios: Niemand! Nimm
Für niemand ihn, denn soviel ist er: niemand!

Eurykleia: Wo Aas ist, sammeln sich die Geier, Sauhirt.
Gesindel überall! Wär' ich hier Herr
Auf Ithaka, Giftbrocken legt' ich, oder
Hetzte mit Hunden dieses Prachervolk
Ins Meer! Doch dies hat gute Weile, ich
Bin ein hilfloses altes Weib, kein Herr

Herrscht mehr im Land! Der Erbe ging den Weg
Des Vaters. Zeus mag wissen, wo der Sohn,
Wo Telemach und wo der Vater fault.
O mächtiger Odysseus! —
(Zu Eumaios)
Wehe dir,
Auch dir, Abtrünniger, wenn er zurückkehrt.

Eumaios (einfach):
Er sei willkommen.

Odysseus: Der Roßtäuscher! der
An Ränken unser aller Meister ist:
Behend in jedem Diebespfiff, erfahren
In jedem feigen Trug, gerissen und
Gehauen und gestochen, wie man sagt.
Wir wollen ihn zum Fürsten machen über
Die Gaunerzunft auf Ithaka.

Eurykleia (fährt auf ihn los): Du schmähst
Den König, fremder Lump, und niemand
Schlägt, Lügner, hinter beide Ohren dich.

Odysseus: Ja, Niemand schlägt mich! Niemand schlägt mich!
(Er bearbeitet seinen Kopf selbst mit Schlägen.)

Eumaios: Er
Ist ganz von Sinnen, achte seiner nicht.

Eurykleia (erschrocken):
Wer ist es?

Odysseus: Niemand!

Eurykleia: Bist du niemand?

Odysseus: Ja!
Du kennst mich, ich bin Niemand, Tochter Ops.

Eurykleia: Mir graut vor ihm.

Eumaios: Nun er gegessen und
Getrunken, fällt er lästig.

Odysseus (in Angst, wie verfolgt): Raum, gebt Raum!
Laßt mich.

Eumaios: Wo willst du hin? was ficht dich an?

Odysseus: Ihr wollt des armen Bettlers Schlaf beschleichen.
Mörder!! —
(Er rennt nach hinten davon.)

Eurykleia: Stütze mich, Hirt. Wer würgt ihn?
Das Blut gerinnt mir. Ich bin alt. Ich sah
Menschen einander morden, doch noch nie

Zerriß ein Schrei, wie der, die Seele mir.

Eumaios: Nun, alte Schaffnerin, ich hörte schlimmre.
Was führt dich zu uns?

Eurykleia: Nachricht soll ich bringen
Von Telemach. Die Herrin schickt mich, sie
Zerschlägt die Brust sich, weint und schilt,
Weil man sie hintergeht.

Eumaios: Wer hintergeht sie?

Eurykleia: Du, ihre Werber, ihre Mägde, alle!
Und nun zuletzt der eigne Sohn! Sprich nicht
Für Telemach! Die Mutter töten, wie?
Durch Schreck und durch Bestürzung töten, ist
Das guten Sohnes Art? der Gott vergebe
Es seinem Leichtsinn! Macht sich heimlich auf
Allein, unkindlich, ohne Abschied, steigt
Ins Schiff und fährt davon, bei dunkler Nacht.
Ihm fehlt der Vater, sag ich! diesem Buben
Hat eines Vaters strenge Faust gefehlt.

Eumaios: Bist du nun fertig, Eurykleia?

Eurykleia: Nein!
Der Himmel weiß es, um die Kehle mir
Mit Worten rauh zu reden, stieg ich nicht
Herauf zu dir und deinen Schweinen. Du
Und deine Schweine sind mir minder wert
Als Telemach und seine Mutter. Du
Verräter deines jungen Herrn! denn wie
Willst du heraus dich schwatzen? hast du nicht
Den Anschlag heimlich fördern helfen? Schiff
Und Knechte ihm verschafft und Steuermann?
Und zu was Ende? um ihn los zu sein.

Eumaios: O alte kluge Henne du.

Eurykleia: Ich habe
Augen und sehe, Ohren hab' ich noch
Und höre: hätt' ich auch Melanteus nicht,
Den Ziegenhirten, noch getroffen.

Eumaios: Wie?
Du trafst Melanteus?

Eurykleia: Freilich traf ich ihn.
Den Freund Eumaios stieg er zu besuchen.

Eumaios: Machst du mir nichts Geringeres zum Vorwurf,
Du alte eigensinnige Schaffnerin,

Und hast uns die Buhldirne, die Melanto,
Wie Ungeziefer in den Pelz gesetzt?
Nun kommt der widerliche Ziegenhirt,
Soll dies ein Wunder sein? sie zu besuchen,
Die doch des listigen Schubjacks Tochter ist.
Beim Zeus, so geht's mit uns nicht weiter, Alte.
Zudem ist Telemach zurückgekehrt.
Wir haben einen Mann und einen Herrn
Uns eingewechselt für den Knaben, der
Vor Monatsfrist in See ging. Spare dir
Deshalb nur jedes Wort und sei zufrieden.

Eurykleia: Hat mir doch wahr geträumt vergangne Nacht.
Ich will ihn sehn, befühlen, bring' mich zu ihm.

(Melanto hat dreist und neugierig horchend sich aus dem anstoßenden Raume genähert.)

Melanto: Ist's wahr, daß du den Vater trafst?

Eumaios: Was willst du?

Melanto: Ei, nichts. Nur hören, ob ich recht gehört.

Eumaios: Arbeite! Stopfe Wachs in deine Ohren.

Melanto: Man hört gern manches, was zu wissen gut ist.

Eumaios: O ja! so wisse: dir gebührt ein Stein
Um deinen Hals, und daß man dich versänke
Im Meere für dein Tun und für dein Maulwerk.

Melanto (lacht höhnisch):
Die Häupter der Fürsten denken nicht wie du
Und werden andren tun, was du mir wünschest.
So lange duld' ich ruhig mit Geduld.
O wüßten nur die Freier, was hier vorgeht.

Eurykleia: Bist du noch nicht gebändigt, Schändliche,
Die sich im heiligen Palast des Königs
An jeden dreisten Räuber schamlos wegwarf,
Willfährige Dienerin jedes fremden Lüstlings,
Den heiligen Herd verratend, der dich groß zog!
Gehst du noch jetzt nicht in dich, wo die Herrin
Die mildeste Strafe, dich zu bessern, aussann?

Melanto: Wär' denn Penelopeia so keusch, mit ihrer
Schar toller Fürsten, wilder Jünglinge,
Die ihr das Haus durchlärmen tags und nachts?
Liegt auf der Schwelle ihres Schlafgemachs
Der hundertköpfige Höllenhund zur Wache?
Und schnäbelt sich hier oben Telemach

Anders mit eines Hirten stolzer Magd,
Als ich es tat? wenn man nicht log — und mich
Eurymachos, der Held, wirklich geküßt hat!?

(Melanto lacht und begibt sich in das hintere Gemach zurück. Der alte Laertes, dem Bettler Odysseus zum Verwechseln ähnlich, hat sich unbemerkt auf den Platz gesetzt, den jener vorher inne hatte.)

Eumaios: Seit sie hier ist, hab ich den Feind im Haus.
Und kommt es einst zur blutgen Rechnung, Alte,
So ist sie nicht die letzte, die hinab muß.

Eurykleia (bemerkt Laertes und erschrickt):
Da ist er wieder.

Eumaios: Wer?

Eurykleia: Ein Grauen faßt mich.
Was will der fremde Schleicher wiederum?

Eumaios: Du irrst: Laertes ist es!

Laertes: Ruft mich jemand?

Eumaios: Willkommen heißt dein Knecht dich, edler Herr.

Laertes: Koche mir eine Hafersuppe, hörst du?
Du sollst mir eine Hafersuppe, sollst
Mir eine Hafersuppe kochen, Sauhirt.

Eumaios: Heilig ist diese Stunde, Herr, dein Enkel
Ist heimgekehrt! Reich soll dein Mahl sein, Herr.
Wir haben ein Gelage angerichtet
Zu deines Enkels, Telemachens, Heimkehr.

Laertes: Jawohl, die Hafersuppe. Recht so, koche
Mir eine Hafersuppe, Sauhirt.

Eurykleia: O
Mein alter, lieber, göttergleicher Herr,
Vater des vielgeprüften Irrenden,
Den man Odysseus nennt, den Zornigen.
Ich kannte ihn. Ich kannte seinen Zorn,
Der, einmal aufgewacht, mit Blut allein
Sich sättigte und stillte. Armer Vater,
Bist du so schutzlos? Hast du niemand, der
Im Bad dich knetet und dich königlich
Ankleidet? Sind Penelopeias Kammern nicht
Mit Prunkgewändern angefüllt?

Laertes: Eumaios,
Du sollst mir eine Hafersuppe kochen.

Eurykleia: Läßt man dich darben, den ehrwürdigen
Eisgrauen Patriarchen? Ward dies je

Erhört, ein reicher Fürst in Lumpen? Käme
Odysseus wieder, dies zu rächen.

Laertes: Wer
Ist dieses Weib, Eumaios?

Eumaios: Eurykleia.

Laertes: Ah, bist du es, Eurykleia, Tochter Ops? —
(Eurykleia küßt ihm die Füße, schluchzend.)
Es ist doch wunderlich, Eumaios: sieh,
Dies Weib war einstmals jung! noch wunderlicher:
Ich selbst bin einstmals jung gewesen! beide,
Sie und sogar auch ich, wir waren jung!
Ich hatte keinen Sohn und keine Schwieger,
Die mir mein Leichenhemde webt, und keinen
Enkel mit Namen Telemach. Ich war
Geboren und lachte! Und sie war geboren
Und richtete mir, hoch geschürzt, das Bad.
Denke: von allen unsren Feinden, die
Das Eiland heut bevölkern, dem Gewimmel
Des Schiffsvolks groß und klein am Hafen, war
Noch keiner da. Noch ungeboren war
So Tier und Mensch, was heut hier wütet, und,
Weißt du, warum ich damals nicht, als ich
So gern es wollte und du lieber noch
Geduldet hättest, deinen jungen Leib
Genossen, Eurykleia, Tochter Ops? —
(Kichernd)
Ich weiß es nicht! Nun sind wir alt und runzlig
Und du und ich, wir buhlen nicht mehr, nein! —
Koche mir eine Hafersuppe, Hirt!

Dritter Akt

Das Innere des Hofes im Anwesen des Eumaios, umschlossen von Blockhäusern, die landwirtschaftlichen Zwecken dienen, und von Palisaden. Von der Seeseite her ist der Hof offen, weil in gewaltiger Höhe gelegen und über die felsige Küste unzugänglich. Im Hintergrund ein starkes, hölzernes, verschlossenes Eingangstor, in der Mitte Röhrenbrunnen, jetzt aber ohne Wasser.

Ein Schwein hängt unweit des Tores am Haken und wird von Noaimon ausgeweidet. Unweit davon steht Melanto und quirlt in einem irdenen Topfe Blut.

Das Wohngebäude steht linker Hand. Neben dem Zugang ist eine Bank angebracht.

Auf dieser Bank sitzt zusammengekrochen der Bettler Odysseus. Laertes, dem Bettler Odysseus nun deutlich in allem fast gleich, kommt aus dem Hause, bemerkt Odysseus und setzt sich neben ihn.

Laertes: Du bähst dich in der Sonne: magst du wohl
Ein wenig Platz mir lassen, Kamerad?

Odysseus (erschrickt, springt auf, zittert):
Zeus sei mit mir: wer bist du?

Laertes: Hafersuppe
Hab' ich gegessen. Gelt, hi hi, du möchtest
Auch Hafersuppe essen, Kamerad?

Odysseus: Hast du nichts Beßres?

Laertes: Beßres mag ich nicht.

Odysseus: O meine blöden, blinden Augen: müßt ihr,
Die ihr so vieles saht, nun eingestehn,
Daß ihr noch nichts gesehn bisher, bis heut?

Laertes: Was murmelst du, Kamerad? Komm, laßt uns schwatzen.
(Odysseus nimmt neben Laertes Platz.)

Laertes: Was treiben sie dort für Geschäfte?

Odysseus: Einer
Weidet ein Schwein aus, und die Magd quirlt Blut.

Laertes: So geht's hier auf der ganzen Insel jetzt.
Fraß in den Wäldern, in der jungen Feldfrucht:
Fraß! Fraß im Halme, Fraß im Korn und Fraß
Auch in den Wurzeln. Keller und Böden sind
Voll gierigen Ungeziefers, das nichts aufhält,
Auch nicht des Königs goldne Wohnung: denn
Auch sie wird ausgezehrt von Raub und Fraß.
Das Mark des Landes malmen gierige Zähne

Und Rachen, nie gesättigt, würgen's ein.
Laßt uns die Ohren spitzen, Kamerad,
Und horchen, was sie reden.

Melanto: Weshalb schlachten
Wir heut schon wieder?

Noaimon: Nun, doch wohl, damit
Du nicht von Fleisch kommst, junger Rotscheck.

Melanto: Weil manche im Gehöft sich daran ärgert,
Häng' ich mein braunes Haar nicht in den Rauchfang,
Noch schneid' ich's mir im Tempel Herens ab.

Noaimon: Das wär' auch schade, Dickchen, denn ein Roß
Wie du, wer bändigt's ohne feste Zügel.

Melanto: Mag sein, das junge Mädchen Telemach
Ist diesmal seiner Strafe noch entgangen,
Doch wart ein wenig und bald wirst du sehn,
Wer an den Tisch sich setzt, der ihm gedeckt wird.

Noaimon: Zu wem soll man sich halten? Es ist schwer.

Melanto: Mit Sommersanfang herrschet hier als Herr,
Wenn nicht Antinoos, Eurymachos.
Zwar gibt es einige, die wollen meinen,
Penelopeia buhle mit Ktesippos —
Auch dieser ist kein übler Held, ein Kerlchen,
Wie'n Bergstier, der noch nie ein Joch gefühlt hat! —
Allein ich glaube nicht, daß sie ihn vorzieht.
Viel eher etwa den Amphinomos:
Denn oft verschlingt er sie mit seinem Blick,
In dem Begehrlichkeit aufzuckt wie Feuer.
Und sie wird rot und blaß, die Heuchlerin,
Und birgt die schwimmenden Augen scheu im Schoß.
O, sie versteckt sich, doch man muß sie kennen.
Dann sieht man, wie ihr Blick auf Diebstahl ausgeht.
Man sieht noch mehr: verräterisch beben ihr
Nüstern und Mund in heimlicher Verzückung,
So daß die marmorkühle Göttin wankt,
Und ihre keusch verhüllten beiden Knie
Den Trägerdienst versagen und sich weichend
Unmerklich vor dem Pfeil des Eros auftun.
O heiße rote Blume! lüsterner
Und trügerischer Schnee, der durstige Flammen
Des brennenden Sommers hier nur scheinbar einhüllt!
Es kommt ein Tag, und alles wogt in Glut.

Weh dem, der diese falsche Hera heimführt,
Selbst des Athleten wartet langes Siechtum.
Gestauter Liebe Wut läßt ihn nicht los,
Und eingeschnürt in solcher Spinne Netz
Empfängt er Biß auf Biß und muß verbluten.

Noaimon: Wenn nun Odysseus wiederkäme, o
Du ziegelbrauner Dämon, wäre
Er nicht ein Greis? was glaubst du: würde dann
Mit ihm die Herrin wohl zufrieden sein?

Melanto: Zufrieden, sie, mit einem Greise? Ei!
Er komme! er versuch' es! häng' mich selbst,
Gibt sie ihn nicht sogleich der Meute preis
Und läßt von ihren Buhlern ihn zerfleischen.

Laertes: Ein schlechtes Weibsstück, diese Magd.

Odysseus: Wahrhaftig.

(Er stellt sich frierend und ängstlich.)

Ich ängste mich, ich ängste mich.

Laertes: Auch ich!
Doch ich weiß Höhlen voller Laub. Komm mit mir,
Wir wollen in den Bergen uns verstecken.

Odysseus: Es ist nicht wahr, daß ich Odysseus bin,
So kann mein Weib mich mit Bluthunden auch
Zu Tod nicht hetzen. Hab ich recht? und wenn
Ich's wäre, Vater, schwieg' ich mäuschenstill.

Laertes: Ha ha ha ha! du bist mein Sohn Odysseus,
Warum nicht, wenn doch ich sein Vater bin?
In meinen Lumpen steckt Odysseus' Vater,
Nein, nein, ich log: Laertes bin ich nicht,
Und also kann mich meine Schwieger auch
Nicht hetzen mit Bluthunden. Wär' ich's aber,
Macht' ich's wie du und schwiege mäuschenstill.

(Odysseus röchelt und überdeckt das Gesicht des Laertes mit rasenden Küssen.)

Laertes: Was machst du?

Odysseus: Meinen Vater küß ich. Soll
Ich ihn nicht küssen, wenn ich sein geheiligt Haupt
Nach mehr als zwanzig Jahren wiedersehe?
Drück' mich nicht von dir, denn sonst birst mein Herz,
Brennt mir vor Grau'n mein Inneres zur Asche.

Laertes: Leck' mich nur ab, leck' mich nur ab, Kamerad.
Zwar hatt' ich keinen Bruder, doch du gleichst mir.

Die Götter ließen dich einschrumpfen, ließen
Dein Haupt, wie meins, bebrüten von den Geiern
Der Trübsal, und in ausgezehrter Höhlung
Flattern bei dir und mir verstaubte Motten.
Komm, laß uns lallen. Mag die halbgelähmte
Zunge kindischer Greise Torheit plappern.
Klingt es auch hölzern, so erinnere ich mich
Trotz aller Musen keines besseren Klangs.
Entehrte Greise sind der Götter Labsal.
Wo kommst du her?

Odysseus: In eines Räuberschiffes
Bauch lebt' ich fürchterliche Jahre, bis
Ich alt und krank ward, und die Ruderknechte
Mich ganz Entkräfteten aussetzten. Schlafend
Schleppten sie mich hierher an euren Strand.
Dies war ein wunderlicher Schlaf, o Greis,
Und ein Erwachen wie aus tausend Toden.

Laertes: Du sprichst nicht übel. Doch, wie meinst du das?

Odysseus: Ich plappre nur so gradaus, was mir einfällt
Und weiß nicht was, und kann mich nicht erinnern.

Laertes: Die so tun, sind der Götter Lieblinge.
Auf, Götterliebling, komm und laß uns tanzen.

Noaimon (hält sich die Seiten vor Lachen):
Ward so was je erhört: zwei Bettler, taub
Und krumm und steif und lahmgezogen von
Gicht, Alter und Entbehrung, tanzen und
Sie küssen sich und lecken sich die Schnauzen.

Melanto (hält sich kreischend die Seiten):
Dies dacht' ich nie zu sehn und es geschieht
Gewiß zum erstenmal, seitdem die Welt steht.

Laertes: Ich tanz' und krau' dich hinterm Ohr, Kamerad.

Odysseus: Das Gleiche tu' ich dir, mein alter Vater.

Laertes: O sähe doch Odysseus, wie mirs wohl geht.

Odysseus: Weh mir!

Laertes (hält erschreckt inne):
Was schreist du so? wer schlägt dich?

Odysseus: Wehe!

(Mit lautem Gelächter haben Noaimon und Melanto den Tanz der Bettler begleitet. Odysseus ist vor Laertes niedergekniet und küßt ihm aufs neue wie rasend Hände und Knie. Indessen hat Melanto den Riegel des Haupttors zurückgeschoben und läßt ihren Vater, den Ziegenhirten Melanteus, ein.)

Melanteus (ein unruhiger, spitznäsiger, dreister Mensch mit tückischen Augen):
Ein alter Ziegenbock ist mir entlaufen,
Ich hört' ihn meckern, und hier find' ich ihn.
(Er zieht unter allgemeinem Gelächter Laertes am Barte.)
Im Käfig können wir dies Wundertier
Führen von Sparta bis Athen, auf alle
Märkte von Hellas, als den letzten aller
Arkeisiaden. Tanze! lerne tanzen,
Laertes! tanze, alter geiler Bock,
Und sage den Gaffern, was für ein Geschmeiß
Du einst aus dieser Lenden Kraft gezeugt hast.

Laertes: Wie nennst du mich? Ich bin es nicht. Du lügst!
Bin nicht Laertes, bin ein armer Bettler.

Melanteus: Du bist's geworden, und so nimm denn dies.
(Er schlägt ihn. — Eumaios tritt mit dem Bogen des Odysseus aus dem Hause. — Laertes läuft davon.)

Eumaios: Was geht hier vor?

Odysseus (heult, schreit, gebärdet sich wahnsinnig):
Sie haben meinen Vater
Geschlagen! meinen Vater haben sie
Geschlagen! meinen Vater! hu! hu! hu!
(Durch das offene Tor kommen in stolzer Haltung und bewaffnet die Freier Antinoos, Amphinomos, Ktesippos und Eurymachos. Die bedeutendste Erscheinung ist der dreißigjährige Antinoos, nächst ihm Eurymachos.)

Eumaios: Wer hat, ihr Knechte, gegen mein Gebot
Das Tor geöffnet?

Noaimon: Diese Hündin tat es.
(Er weist auf Melanto.)

Eumaios: Wer gab dir die Erlaubnis, es zu tun?

Melanto: Ich hörte meines Vaters Stimme rufen.

Eumaios: Mein Ruf, nicht deines Vaters Ruf ist hier
Befehl, Melanto. Schnür' dein Bündel denn
Und folge deinem Vater dorthin, wo
Sein Wort regiert.

Melanto: Dies war mein Wille längst,
Und nur gezwungen hielt ich's bei dir aus.
(Sie geht ab.)

Eumaios: Nun, um so besser.

Melanteus: Sie wird gehen, Sauhirt,
Sofern es diese hier zulassen, die

Mächtigen Fürsten, die sie einließ und
Also geziemend zu empfangen wußte:
Anders als du, der Knecht, der sich den Herrn dünkt.

Ktesippos: Er ist ein Knecht von zween Leichen, die
Im Meere draußen bersten.

Eumaios: Sei es denn
So und nicht anders, Held Ktesippos. Muß
Ich nur nicht dein Knecht sein, bin ich zufrieden.

Melanteus: Sagt' ich zuviel, ihr Herrscher? Dieser Alte
Führt furchtlos unverschämte Reden und
Bringt sich mit seiner Zunge um den Hals.

Antinoos: Genug. Wir sind bescheidne Gäste, Sauhirt.
Man sagt, du seist ein Neunmalkluger, hörtest
Die Eicheln wachsen und das Gras. Die alten
Weibsen, die unten in der Stadt den Abfall
Nach leckren Bissen durcheinander wühlen,
Heißen dich einen heiligen Seher, der
Täglich den fürchterlichen Völkerhirten
Odysseus auf der Insel landen sieht,
Ein Ding, um Säuglinge zu ängstigen.
Nun aber: sieh mich immer forschend an,
Als wär' ich deine Sphinx, du Ödipus
Im Schweinestall! Dies sind meine Rätselfragen:
Weißt du hier jemand, der es sich getraut,
Nachts mit den Hunden Fürstensöhne, Herrscher,
Wie Waldgetier zu jagen?

Eumaios: Ja, beim Zeus,
Ich kenne einen solchen Mann: Odysseus.

Antinoos: Du hast es schlecht geraten, Ödipus!

Eumaios: Frag' die gehetzten Fürsten denn nach ihm.

Antinoos: Wenn du ein Seher bist, was siehst du nicht?

Eumaios: Was, Held Antinoos, willst du, soll ich sehen?

Antinoos: Zuvörderst richte deinen Blick auf mich.

Eumaios: Ungern, doch kann ich's dir nicht wohl verweigern.

Antinoos: Was steht auf meiner Stirn geschrieben, Hirt?

Eumaios: Wär' ich des Lesens kundig, könnt' ich's wissen.

Antinoos: Dein Urteil. Dein Verhängnis und dein Tod.
Macht Zeus mich je zum Herrscher über euch,
Ich schwör's beim Styx! hörst du? — so mußt du baumeln.

Eumaios: Auch ich, sobald ich Herr bin, hänge dich.

(Die Freier brechen in ein gezwungenes Gelächter aus.)

Eurymachos: Antinoos, dein Feind ist witzig.
Ktesippos: Weißt du,
Was ich mit deinem Leichnam tue, Sauhirt,
Wenn ich hier Herr bin?
Eumaios: Nein, wie sollt' ich?
Ktesippos: Nicht?!
Ich würde schreien, schmeißt ihn vor die Säue.
Eumaios: Du schreist zuviel, Ktesippos, und du wirst
Zuviel beschrien: schone deine Stimme.
Eurymachos: Nun bleibt dir noch zu wissen übrig, Sauhirt,
Was du von mir, bin ich erst Herrscher, zu
Befahren hast. Du bleibst mein Freund. Nimmst Gold
Und gibst mir deine Enkelin als Kebsweib.
Amphinomos: Und kurz, wo ist nun dein Meerwunder, Fürst?
Deine Lampeteia oder Phaëtusa,
Die Nymphe, die den Schlaf dir raubt.
Ktesippos: Hier ist sie.

(Leukone, ein Wassergefäß auf der Schulter tragend, geht über den Hof.)

Odysseus (stürzt ihr mit närrischer Angst vor die Füße):
Du Hochherwandelnde, du Zauberin!
Furchtbare Göttin Kirke, die du alle
In Schweine wandelst, die dein Zauber anzieht,
Hab' Mitleid mit den Fürsten.
Ktesippos: Dieser Bettler
Ist toll.
Leukone: Allein er spricht die Wahrheit, Fürsten.
Nur daß ich nicht die Göttin selber bin,
Sondern der hehren Nymphe Magd, die alle
Auf Ithaka so fürchterlich verwandelt.
Antinoos: Seht, wie sie zürnt, die Himmlische. Schuf je
Ein Meister, wär's auch Daidalos, wie hier,
Von Elfenbein und Gold ein gleiches Bildwerk?
Odysseus (eilt närrisch geschäftig zu Antinoos und drückt ihm etwas in die Hand):
Schnell, schnell, nimm dies, o Held, und rette dich.
Antinoos: Was will der kindische Greise?
Odysseus: Schließ die Hand
Und halte, was du hast, und was ich dir
Gegeben, Fürst.
Eurymachos: Was gab er dir?

Antinoos (weist die leere Hand):

Da: nichts.

Odysseus: Das Blümchen Moly war's, das mir Hermeias,
Der Götterbote, einst verehrte, der
Mit goldnem Stab mich grüßte auf Aiaia:
Dies ist die Insel Kirkes, deren Mutter
War Perse, und Okeanos ihr Vater!
Der Göttin Ställe sind voll Schweine, die
Einst Helden waren. Nur das Blümchen Moly
Hat vor dem gleichen Schicksal mich bewahrt.
Gebt acht, ihr Helden, lauscht! auch hier erklingt,
Auf Ithaka, der Göttin Webstuhl. Fürchtet
Der heiligen Web'rin sinnbetörenden
Gesang und ihren Trank aus Gift und Honig.

(Leukone ist weiter geschritten und verschwunden.)

Eurymachos: Recht hast du, Held Antinoos. Du willst
Die Erbschaft Telemachs antreten, eh
Du des Odysseus Erbschaft antrittst.

Antinoos: Beim
Allmächtgen Zeus, Eurymachos, so soll
Es sein. Wird sie je deine Kebse,
So fress' ich Kirkes Träber.

Eumaios: Nun, ihr Männer,
Spült euch den Mund und wascht die Hände. Dort
Im Krug ist Wasser.

Amphinomos: Deine Pallas trug
Kaldaunen oder Schweinemagen, wie
Mir vorkam, übern Hof.

Ktesippos: Flugs mach' dich an sie.
Der Knabe Telemach wird ihr das Bett
Doch nicht mehr wärmen: 's ist ein kalter Freund.

Melanteus: Dies weiß der Sauhirt nicht: die Schiffer hocken
Am Strand und spähn ins Meer und warten, daß
Sein Leichnam, überhüpft von Geiern, antreibt.

Odysseus (ruft):
Sei klug, o Gastfreund, gib Antinoos,
Dem König, deine Enkelin zur Kebse.

Eumaios: König wird der, der diesen Bogen spannt,
Kein anderer! den Bogen des Odysseus.
Ich will dem Herrn, der diesen Bogen biegt,
Mich selber biegen, aber keinem sonst.

Antinoos: Genug, wir sind ermüdet, Sauhirt, und
Wir wollen essen, weiter nichts. Dein Wein
Sei gut, sagt uns Melanteus, und dein Brot.
Du wirst uns beides nicht versagen.

Eumaios: Zeus,
Verhüte! nicht dem Bettler, der mich anspricht.

Ktesippos: Hinein zu Telemachens Leichenschmaus.

(Die Freier gehen lachend ins Wohnhaus. Mit ihnen Melanteus und Eumaios, der den Bogen des Odysseus mitnimmt.)

Odysseus (ruft ihnen nach):
Nehmt auch das Blümlein Moly mit, ich rat' euch!

(Ihnen nachblickend, unverwandten Auges, wird seine Haltung drohend, er scheint zu wachsen. Das geschlachtete Schwein wird von Noaimon und hinzugekommenen anderen Knechten fortgetragen. Aus einer Tür, der gegenüber, in die die Freier verschwunden sind, kommen Telemach und Leukone.)

Telemach (erblickt Odysseus, der ihm den Rücken zukehrt):
Wer ist der Mann?

Leukone: Ein Fremder! — Nein, der Bettler,
An dem du dich erst jüngst noch ärgertest.

(Odysseus merkt, daß er beobachtet wird und krümmt sich zu seiner alten Bettlergestalt.)

Telemach: Richtig! nur wenig fehlte und ich sah
In diesem Jammerbilde Herakles:
So ist mein Sinn verstört durch deine Nachricht.

Leukone (ihn begütigend bei der Hand haltend):
O Telemach, verstörter Sinn wirkt Unheil.
Bleib, geh nicht zu den Männern in den Saal.
Sie stellen sich, als wärest du ertrunken.
Vielleicht auch täuscht sie eine falsche Nachricht.
Allein, wer weiß? heimtückisch droht ihr Blick.

Telemach: Wenn ich im Saal der Mutter früher,
Eh ich nach Sparta ging, die Freier sah,
So war ich wohl ein Lämmlein unter Wölfen,
Nun haß ich jeden, wie der Wolf das Lamm.
Laß mich: sie mögen sehn, daß ich noch lebe.

Leukone: Bist du ein Wolf, sind diese doch nicht Lämmer.
Dein Vater war Athenens Liebling, sei
Der Göttin und des Vaters eingedenk:
Des Meisters in den Künsten der Verstellung.

Telemach: Und weshalb stiegen sie zu euch herauf?

Leukone: Dies zu erfahren, laß uns listig sein.

Geduld!

Telemach: Nichts von Geduld! Es ist genug,
Wenn diese Hunde meines Vaters Halle
Besudeln, auf den Polstern dünsten, sich
Ausspeien an die bildgeschmückte Wand.
Es ist genug, mich dünkt, was sie dort tun,
Im königlichen Saale meines Vaters,
Dem lieben, dem geheiligten, wo sich
Die Schmach der Arkeisiaden mit dem Unrat
Ihrer verfluchten Leiber mengt und von
Den heiligen Säulen des Palastes rieselt.
O ekelhafte Schande! seh ich nur
Von ferne blitzen dies entehrte Dach,
So würgt mich Qual, die bittre Galle tritt
Mir in den Mund, und schwarz vor Gram und Wut
Seh ich die Welt. Doch nun nicht weiter! Spreche
Mir niemand von Geduld! Es ist genug!
Ich will hinein! ich will sie züchtigen!
Denn, daß sie mir nachschleichen, meine Fährte
Beschnüffeln, mich zum jagdbaren Wilde machen,
Mich graben, wie den Dachs in seinem Bau,
Davor sei Zeus!

(Er stürmt vor.)

Odysseus (verstellt ihm den Hauseingang):
Halt ein. Siehst du die Göttin,
Die mahnende, nicht hinter dir?

Telemach: Wer bist du?
Und welche Göttin siehst du, Mensch?

Odysseus: Die aus
Dem Haupt des Zeus Entsproßne seh ich, Pallas.

Leukone: Schlag dieses Mannes Ruf nicht in den Wind,
O Liebster! denn von Leid und Alter wirr
Und kindisch, rührt ihn doch mitunter etwas,
Wie heiliger Wahnsinn an, und er sieht Götter.

Odysseus: Ich sehe Götter auf der Erde wandeln.

Telemach: Bist du mehr als du scheinst? Bist du vielleicht
Ein Seher, der dem Herrscher, dem er diente,
Unglück verkündete, und darum etwa
Von ihm verstoßen ward, so nenne dich!
Bist du ein Freund der Götter, sei auch meiner.

Odysseus: Nenne mich Niemand, Knabe, ich bin Niemand.

Telemach: Du bist nicht Niemand, und ich bin kein Knabe.
Tritt denn beiseit.

Odysseus: Niemand schlug Polyphem!
Niemand ist listig wie dein Vater.

Telemach: Zeus,
Erleuchte dieses Narren Kopf.

Odysseus: Dies walte
Der Alleswaltende.

Telemach: Und mich dazu.

Odysseus: Den Vater und den Sohn, o Telemach.

Telemach (unwillkürlich, betroffen von der Stimme des Bettlers):
Wer ruft?

Odysseus: Was schrickst du so zusammen, wenn
Dich Niemand ruft? Du hast in deinem Herzen
Niemand verraten! Du willst herrschen! Du
Warst noch ein Knabe, als dich Niemand oft
Bei Namen rief, und du „hier, Vater" ihm
Antwortetest! Und doch, was schillerte
Dein Auge anders denn Mord, als du vorhin
Niemandes Tod verkündet. Niemand lebt!
Er ist nicht tot! Niemand verlangt's, die Göttin
Wiederzusehen, zu gebieten, wie
In alten Zeiten in dem Seinen! Niemand
Liebt dich! Niemandes Zunge klebt
Trocken vor Bitternis am Gaumen, so
Wie deine, wenn er seines Hauses Schmach
Im Herzen wälzt. Der schwarze Mord umwittert
Niemandes Haupt! Gib Niemands Bogen ihm,
Den niemand außer Niemand spannt, er wird
So viele Pfeile wählen und sie tauchen
In schwarzes Buhlerblut, als Werber sind
Um deine Mutter unten im Palaste.

Telemach: Wer bist du?

Odysseus: Ein Verzweifelter! Leb wohl! —

Telemach: Bleib! oder geh! geh! Kehre niemals wieder.

Odysseus: Ja, Knabe, du hast recht, stoß mich hinab!
Warum nicht? Ist das Rund der Erde denn
Für Lebende nicht eng genug? Ist nicht
Kostbar der Fußbreit Moder, den der Strahl
Des Sonnengottes küßt? Wo bliebe doch
Die Erde, wälzte die gestaute Flut

Des Styx, des Acheron, darüber sich
Mit seinem schwarzen Ozean von Leichen?
Dort laß sie ruhn, im Acheron, die Toten.
Dort liegen sie gehäuft bis an den Mond,
Der mit dem schwachen Licht des Grausens und
Entsetzens, Berg und Tale übersickert,
Die nie auch nur des Geiers Flug belebt.
Dort find' ich Platz und niemand braucht zu rücken.

Telemach (zu Leukone):
Geh, laß mit diesem Manne mich allein.
(Rückschreitend entfernt sich Leukone.)

Telemach (fährt fort):
Seit ich zum erstenmal dich sah, ward ich
Erregt zum Mitleid halb, und halb zum Grauen.
Du starrst von Unflat, deine Augen quellen
Aus blutgen Rändern, deine Brauen sind
Verfilzt und buschig. Deine Lippe trieft
Und feuchtet dein verwirrtes Bartgestrüpp,
Das kein Schermesser sah seit vielen Jahren.
Spärlich bedecken Lumpen deinen Leib,
Den ausgemergelten, von Hunger, Siechtum und
Alter gekrümmten. Deines Mundes Laute
Sind stammelnd. Deiner Brust entringt sich pfeifend
Und röchelnd ein verdorbner Atem. Du
Starrst grinsend bald und blöde vor dich hin,
Bald blökst du laut und blöde wie ein Tier,
Kurz, scheinst besessen und entwürdigt und
Gebunden in unheilbaren Wahnsinns Nacht.
Doch dann auf einmal ist es mir, als wärest
Du weder alt noch krank, noch arm noch hilflos,
Und aus dem Grunde deiner Seele winke
Mir immer etwas heimlich zu: 'ne Weisheit,
'Ne Wahrheit, durch den Gauklerwirrwarr, der
Mir vor den Augen steht und mich anekelt.
Willst du mir etwas sagen: rede! hast
Du eine Botschaft auszurichten: sprich!
Du siehst in mir den König dieser Insel,
Der dir gebieten und dich schützen kann.

Odysseus: Wenn du der König dieser Insel bist,
So bin ich wohl ein Bettler: außer du
Hüllst mich in deinen Purpur, setzest mich

Auf deinen goldnen Stuhl, in dem du thronest.
O Telemach, dann wollt' ich von dem Sitze
Mich wahrhaft heben als der Zürnende,
Aufstehen wollt' ich und mich hoch empor
In schrecklich klirrender Rüstung richten, als
Der Rächende, der Strafende, Odysseus.
Was zitterst du?

Telemach (bleich): Vor deinem Wahnsinn, Greis,
Der meines Vaters heilge Kraft sich anmaßt.
Und mehr noch vor dem Heros, dessen Ruhm,
Der unerreichliche! dich blendete,
und deine Seele aus den Angeln hob.

Odysseus: Mein Ruhm ist Fremder Eigentum, nicht meines,
O Telemach, Freund seines Ruhmes und
Nicht deines Vaters! Doch du bist zu jung,
Nur um zu wissen, was der Ruhm, geschweige
Ein Mann und eines Mannes Schicksal ist.
Und wie sich Welt und Götter ihm — und Welt
Und Götter ihn verwandeln müssen, ehe
Er reif ist für den Tod, dem er stets zuläuft. —
Du würdest deinen Vater, sag' ich dir,
Wenn er einst wiederkäme, nicht erkennen.

Telemach: Erkennen würd' ich ihn beim ersten Blick.

Odysseus: Ich schwöre beim Zeus, du würdest deinen Vater
Nicht sehn, nicht hören, wenn er vor dir stünde
Und mit dir redete, wie ich mit dir!

Telemach: Und ich, beim Donnerer, schwöre: mit dem ersten
Laut seines Mundes müßt' ich meinen Vater
Erkennen.

Odysseus (mit furchtbarem Lächeln):
Nun? Und du erkennst mich nicht?!
(Leukone kommt wieder.)

Leukone: Mich litt es nicht entfernt von dir. Du mußt
Erfahren, welches Wunder sich soeben
Zutrug, als du mit unsrem Gastfreund dich,
Dem Leidverfolgten, unterredetest.
Dies ist gewiß, er bringt uns Glück, nicht Unheil.
Seit Monden dörret wasserlose Zeit
Den Boden unsres Eilands aus. Das Bett
Des Stromes stäubt im Wind von trocknem Flugsand.
Nur hie und da floß noch versteckt ein Brunnquell.

Auch dies Gehöft, seit Monden wasserlos,
War übel dran, mit seiner Menge von
Menschen und Tieren, die der Durst verzehrte.
Nun fängt es allenthalben an zu sprudeln,
Durch jede Röhre drängt kristallnes Naß
Und überfließend steht schon jeder Steintrog.
Auch hier erwacht der Lebensborn: sieh her.

(Sie zeigt Telemach den Röhrenbrunnen, der in der Tat eben mit großer Macht zu fließen begonnen hat. Nun kommen voll Heiterkeit und mit großem Gelächter, im lauten, munteren Gespräch etwa dreißig Hirten, verschiedenen Alters, Knechte des Eumaios, hereingestürmt. Ohne vorher auf irgend etwas anderes zu achten, stürzen alle an den fließenden Brunnen, um ihren Durst zu löschen. Jeder will zuerst trinken, sie drängen einander von der Röhre weg und schlürfen direkt vom Rohr oder aus hohlen Händen. Einige bespritzen einander voll Übermut.)

(Unter den Hirten sind: Glaukos, Lykurgos, Idomeneus, Hektor, Lamon, Dryas, Euphorion.)

(Zu ihnen tritt Noaimon und Melanto.)

Lykurgos: Die Nymphen sind uns schon vorausgeeilt.
Seht doch, wie hier der kalte Born schon sprudelt.

Dryas: Dies ist ein großes Wunder, Jünglinge.
Zwar murrt der Donner des Kroniden schon
Seit Tagen um die Schultern des Nereiton,
Doch noch kein Tropfen Wassers fiel herab,
Noch quoll von unten auf, den Quellgrund netzend.

Noaimon: Wer hat euch hergerufen, Jünglinge?

Lykurgos: Die heiligen Nymphen dieses Borns, sonst niemand.

Dryas: Mich rief 'ne Stimme unten aus dem Walde
Und hieß mich hierher eilen auf den Hof.

Euphorion: Auch mich.

Idomeneus: Die gleiche Stimme rief auch mich.

Lamon: Auch mich rief eine solche Stimme an,
Ihr Hirten, der ich doch mit meinen Ebern
Entfernt von euch im Tal der Pinien lagere.

Melanto: Wie kommt's, daß ihr zu gleicher Zeit hier einstürmt?

Alle: Dies war uns so wie dir verwunderlich,
Als wir einander trafen vor dem Hoftor.

Melanto: Was faselt ihr von Stimmen Unsichtbarer?
Ihr seid wie Fliegen und ihr riecht die Fleischbank.

Idomeneus (der zurückkehrt, nachdem er sich in den anstoßenden Höfen umgesehen hat. Er dreht sich mit erhobenen Händen einige Male wie im Tanz):

O Nymphen! O Pan! Tut Efeu euch ums Haupt.
Eumaios hat geschlachtet. Im Obstgarten
Düftelt bereits, mit Glut bedeckt, das Mastschwein,
Und thymianduftig quillt ein dicker Weihrauch.

Alle (begeistert):
O Nymphen! O Pan!

Dryas:
Wo ist ein andrer Wirt
Wie unserer, so biedren Herzens? einer,
Der alles Gute mit den Seinen teilt,
Nicht nur die Arbeit.

Euphorion (legt einen beliebigen knorrigen Holzpflock in der Nähe des Brunnens auf einen erhöhten Platz):
Du seist Priap! Laßt
Uns tanzen, Jünglinge! Und Glaukos nimmt
Die Syrinx an den Mund zur Ehre Pans,
Und auch den Töchtern des Allvaters Zeus
Zur Ehre ihrer frohen Wiederkehr.
Mögen die heiligen Nymphen immer wissen,
Wie sehr sie dem Geringsten unter uns
Willkommen sind, und wie wir dankbar ihrer
Wohltaten stets gedenkend fromm und gut sind.

Alle (indem sie einen Reigentanz um den Priapos beginnen, durcheinander):
Ein Priaplied! Ein Nymphenlied! ein Lied
Zu Ehren des Zeus, der Nymphen und des Pan!

Leukone (da Odysseus still für sich weint):
Da unsre Hirten froh sind, warum weinst du?

Odysseus:
Soll der nicht weinen, dem ein Himmlischer
Im Spiegel zeigt, was er verlor? Ich war
Wie sie. Die goldne Heimat gab
Mir goldne Früchte, reichlich goldnen Wein
Und goldnes Glück. Und kam ich etwa, seit
Ich von der Heimat schied, näher den Göttern?
Sie wohnen Wand an Wand dem großen Pan
Benachbart. Ihre Herden hüten sie,
Die Hirten, und er ist der Hirten Hirt.
Als wir um Ilion uns würgten, sproßte
Hier auf des Muttereilands unberührten
Friedsamen Bergeshöhen diese Saat
Von Jünglingen! Sind es dieselben, die
Ich zu des Krieges Schlachtbank einst hinschleppte
Und die wie Halme neu emporgeblüht,

Nachdem der Schnitter sie geschnitten? Nein.
Sie kennen mich nicht und die Gefährten kehren
Nicht wieder, die ich in die Nacht hinabstieß. —

(Man hört außerhalb des Hofes einen weichen gedehnten Hornton. Die Hirten unterbrechen den Tanz.)

Hektor: Hört ihr den langgezognen Hornton, Hirten?

Alle: Was ist's? Wo kommt er her? Er weckte mich
Des Nachts! erschreckte mich und meine Herde.
Kam aus der Erde bald, bald aus den Wolken.
Und manchmal war die Nacht bei seinem Klang
In jähes, kurzes, stummes Licht getaucht.

Hektor: Traut einem alten Schweinehirten. Zum
Olymp wird jeder Berg, sofern die Götter
Es wollen und der Wissende erkennt,
Wo sie zur Ratsversammlung sich versammeln.
Da fliegt der Götterbote ab und zu.
Die Wolke murrt. Der Höhenrauch in Schwaden
Zieht um. Die Schwalbe kreischt. Die Schafe bellen
Wie Wölfe und im Hafen hebt der Meergreis
Porkys den weißen Scheitel aus der Salzflut.
Schon einmal traf dies zu auf Ithaka,
Einst, da Odysseus, unser König, auszog
Gen Troja. — Ach, er kehrte nie zurück! —
Der Bauer sah zu jener Zeit Demeter
Durchs grüne Korn herschreiten. Pallas lehnte
Geharnischt an des Tempels heiliger Pappel.
Pan tobte durch die Syrinx, so wie heut,
Als wär' das grüne Rohr ein rauhes Stierhorn.
All dies bedeutet etwas, glaubt es mir.

Odysseus (tritt unter die Hirten mit den Bewegungen eines Blinden):
Hirten, Apoll nahm mir das Licht, er machte
Mir eine weiße Binde übers Auge.
Doch dafür gab er mir die innre Sehkraft.
Hört denn: ich weiß und fühle, was heranschleicht.
Dies ist das Horn des kriegerischen Pan,
Dem ihr das Heiligtum errichtet habt
Am Koraxfelsen. Habt ihr selber ihn
Nicht Pan den Kriegerischen zubenannt?
Nehmt Waffen! Hole jeder seinen Speer,
Und wenn Eumaios winkt, der Herr des Hofes,
So seid bereit und stürzt euch auf den Feind.

Melanto: Du grindiger, verfluchter Pracher! du
Verlaustes, widriges, verdammtes Unflat!
Nun schere dich, nun packe dich vom Hof,
Wenn du nicht willst, daß ich die Zunge dir
Ausreiße, listger, hintertückischer Lumpenhund!
Dies sollen sie erfahren, was du anstellst,
Kriechende Viper! ja erfahren sollen's
Die Fürsten, die dies Haus beehren und
Die dort im Saal sind. Wart' nur: eine Schlinge
Ist schnell genug gemacht, und baumeln sollst du,
Einschleicher, bald genug am nächsten Birnbaum.

Odysseus: Schlagt sie in Fesseln, knebelt sie und werft sie
In einen Kerker, wo kein Lichtstrahl eindringt.
Kein andrer ist's als Zeus, der's euch befiehlt.

(Es blitzt, fast gleichzeitig Donnerschlag. Die Hirten ducken sich wie unter einem Peitschenhieb und tun, was ihnen anbefohlen ward. Melanto, vom Schreck gelähmt, wird fortgeschleppt. — Hierauf unterirdischer Donner.)

Odysseus: Poseidaon, antwortest du dem Gotte,
Des Braue mir Gewährung eben winkt?
Antwortest du dem Wetterleuchtenden
Trotzig auf alten Groll mit deines Abgrunds
Rollendem Donner? Färbst du rings die See
Schwarz in ohnmächtger Wut? Hier steh ich, hier!
Und achte deiner nicht. Denn draußen liegt
Auf deinem Meer der Pallas weißer Schild,
Und gleißt herauf zu mir, so sehr es nachtet.
Laß die Gestade donnern, Schrecklicher.
Gelb dampft der Strand! nur zu! rolle nur immer
Im galligen maßlosen Grimme mächtige
Schwarzgrüne Platten schweren Erzes, und
Zerbrich am Felsen sie zu weißem Staub.
Ich hasse dich und spotte deiner, hier
Von sichrer Klippe, die du doch nicht einschluckst.
Recht so! mach' auch die Berge wogen! Recht so,
Du zahnloses, neidgrünes, panschendes
Waschweib! Um mehr zu leiden, litt ich schon
Zu viel: so oder so, ich bin am Ziele.

(Er fällt auf das Angesicht und bleibt regungslos liegen. Inzwischen ist ein Wetter aufgezogen mit einem düsteren schwefelgelben Licht. Öftere schwache Blitze und schwaches Donnermurren. Wolken formen, bewegen sich schweigend

und gigantisch wie finstere zergehende Gebirge. Außer Odysseus ist nur Telemach und Leukone auf dem Hof zurückgeblieben.)

Telemach: Wo ist er? Sank er in die Erde?

Leukone: Nein!
Er betet, scheint es, zu den Himmlischen.

Telemach: So betet er, die Flüche abzuwaschen,
Die er noch eben ausstieß?

Leukone: Telemach,
Er ist ein Seher und des Gottes voll.
Er schäumt! Er windet sich in Zuckungen.

Telemach: Und auch die Erde zuckt. Sie zuckt! Mich schwindelts.

Leukone: O Telemach, ist dies kein Halbgott? Sammelte
Dies Seherhaupt nicht Strahlen?

Telemach: Wehe!

Leukone: Und
Lieh ihm der Göttervater nicht den Strahl
Auf seinen Anruf?

Telemach: Wehe!

Leukone: Schrecklich war
Sein Hadern. Doch der Speer in meiner Hand
Begann zu glühn, indes er schmähte! Und
Mir war, ich wüchse, trüge Helm und Schild,
Und müßte kämpfen ihm zur Seite, wär's
Auch wider Götter. Übermächtig ist
Sein Leid und setzt die Himmlischen ins Unrecht.

Telemach: Zeus! Wetterleuchtender! Du machtest mich
Zum Manne, um mich wieder zu entmündigen.
Was schickst du diesen fürchterlichen Gaukler
Und leihst ihm deinen Donner? Allzuhelles
Leuchten macht blind und allzulauter Schlag
Weckt nicht, noch macht er hören: er macht taub.
O heilge Weiten! heilge Weiten! fliehn!
Wär' seine Irrfahrt wirklich denn zu Ende,
Des Manns, des Namen ich nicht nennen mag,
So ist der Tummelplatz, ist der Irrgarten
Der Welt nun leer. Und Götter brauchen immer
Ein neues Spielzeug: fort! ich will es sein.

Leukone: O Telemach, wie bist du so verwandelt.

Telemach: Ich wanke, greife hilflos um mich her,
Und taumle.

Vierter Akt

Der gleiche Raum wie im zweiten Akt, jene Halle aus Stein, mit dem langen Tisch.

Eumaios, gleich darauf Eurykleia.

Eurykleia (in fassungsloser Angst hereinstürzend):
Was war dies für ein fürchterlicher Blitzschlag.

Eumaios (der sich mit dem Bogen des Odysseus zu schaffen macht):
Recht so. Die Erde lechzt und meinen Herden
Mangelt das Wasser. Der Kronide sammelt
Seit Wochen sein Gewölk, umnachtet schweigend
Die waldbedeckten Gipfel des Nereiton.
Gern hör' und seh' ich, wenn der Finsterbrütende
Mit Strahl und Donner endlich niederbricht.

Eurykleia (angstvoll):
Es riecht nach Schwefel hier und brandig, Hirt.

Eumaios (grimmig):
Recht so! Ausräuchern will der Himmlische
Die Schänder des Gastrechts.

Eurykleia: Hirt, verstecke mich,
Wenn, wie sie sagen, Freier hier im Haus sind.
Denn wahrlich, ich, die ält'ste Schaffnerin,
Bin ihrem Haß nicht zu gering und ihrem
Tückischen Mißtraun.

Eumaios: Laß es gut sein, Alte,
Sie werfen auf der Tenne mit der Scheibe
Und trinken gierig meinen schwarzen Wein.

Eurykleia: Eurymachos ist unter ihnen?

Eumaios: Ja.

Eurykleia: Sieht er mich hier, so ist mein Tod besiegelt.
Mir gibt er schuld, daß seine Metze, die
Melanto, von Penelopeia nicht mehr
Im Haus geduldet ward und nun bei dir lebt.

Eumaios: So zog Leukone den Antinoos:
Und den Eurymachos mir die Melanto
Über den Hals! und den verräterischen
Vater der Dirne auch noch obendrein.
Mein niedrig Dach ward hoch geehrt: du siehst es.
Wären's doch Eber, steckt' ich sie auf Mast
In meine Kofen: doch nun sind's nur Menschen,
Und schlechte dazu! verdorbnes Fleisch und Blut.

Eurykleia: Laß mir das Saumtier bringen, Hirte, ich
Muß fort. Mich hält es länger nicht. Mich jagt
Die Angst vor Gott und Menschen und zugleich
Die Freude über Telemachens Heimkunft,
Die ich der Fürstin gleich berichten muß.

Eumaios: Noch prasselt Regen und Hagel übern Dachfirst,
Gedulde dich so lange, bis es nachläßt.

Eurykleia: Viel lieber fallen in Kronions Hand
Als unter die Fäuste rachbegieriger Menschen.

Eumaios: So schließ ich diese Seitentür dir auf
Und leite dich hinab die Felsenstiege.
Geheim, zum heiligen Ölbaum, wo der Knabe
Auf mein Geheiß mit deinem Es'lein wartet.

(Er öffnet den Riegel der verschlossenen Seitenpforte.)

Eurykleia: Schnell, Sauhirt! — Halt! — 'Ne schwere Sorge frißt
Mir noch am Herzen: was wird aus Laertes?

Eumaios: Du hältst ihn nicht! Soll man ihn packen und
Wie einen kranken, alten Adler ihn
In einen Käfig tun: so bricht sein Herz.
Lieber laß mit Zeus' Töchtern ihn verkehren:
Den Göttinnen, die ohne Dach sind! und
Ihn ruhn auf trocknem Weinlaub. Weiß er doch,
Die Götter und die Hirten kennen ihn,
Und meine arme Seele ist ihm treu.

(Er öffnet die Tür, feuchte gereinigte Luft und Klarheit strömt ein.)

Eumaios: Sieh, wie der Iris weiter, bunter Bogen
Sich herwölbt. Fußt er nicht mit einem Schaft
Unten auf unsres Königs Haus? und macht
Die goldnen Ziegel funkeln? während hier
Der andre Schaft in naher Nähe ruht,
Am Korax-Felsen, und den heilgen Ölbaum
Athenens — auf dem weitumschauenden Ort —
In farbiges Glitzern einhüllt? Sage, was
Du willst, du Furchtsame! Dies deut' ich mir
Als einen heilgen Wink, der Glück verheißt.

(Er weist Eurykleia den Bogen des Odysseus.)

Des Donnerers Tochter ist nicht müßig: sie!
Die Göttin! die vor allen andren unsren
Verschollnen König liebt. Ich sah so viele
Tageulen nie auf ihrem heilgen Ölbaum
Sich sammeln. Nie entstieg so viele Male,

Wie jetzt, die Himmlische der klaren Nacht,
Und stand mit Speer und Schild in meinen Träumen.
Sie schreitet ums Gehöft, und jeden Tag fast
Berichtet mir ein Hirt, der sie erblickt hat,
Wie sie inmitten einer Herde Wacht hält. —
So hieß sie des Odysseus Bogen mich
Rüsten, mit einem Mund, der lautlos war,
Weil Götterwort den Menschen tötet! — und
Nun wartet diese Waffe auf den Schützen.

(Eumaios entfernt sich mit Eurykleia durch die Seitentür, die offen stehen bleibt. Gleich darauf kommen von rückwärts Leukone und Telemach.)

Leukone: Nicht so! nicht so, Geliebter!

Telemach: O Leukone!
Wie seiner selbst unkundig ist der Mensch.

Leukone: Wo aber willst du hin, wenn du hier fortgehst?

Telemach: Gleichviel: dorthin wo nicht die Heimat ist.
Dort find' ich mich, und meines Vaters Sternbild
Leuchtend auf meine junge blinde Freiheit.
Und wenn du mutig bist, gehst du mit mir.

Leukone: Du hast kein Schiff und hast kein Schiffsvolk.

Telemach: Nur
Ein Wink und alle springen wiederum
An Bord, die mir nach Pylos folgten und
In Porkys Hafen eben landeten.
Was soll ich auf ein bröckelnd Erbe hoffen,
Wo mir das Schrankenlose offen steht,
Voll ungemessenen Reichtums meiner wartet.

Leukone: O wüßtest du, wie sehr die Seele mir
Weh tut, mich bitter schmerzt, bei deinen Reden.

Telemach: Weil ich mit dir mehr spielte als mit Knaben,
Meint meine Mutter und auch du, Leukone,
Ich müsse wie ein Mädchen fühlen und
Nicht wie ein Mann. Ich bin ein Mann! Ihr irrt euch!
Zwar hatt' ich keinen Vater, als ich seiner
Bedurfte, wuchs als Waise auf, ward groß
In weichlicher Verwahrung einer Witwe.
Doch Zeus vergaß mich darum nicht: Zeus kennt mich!
Nur ihr wollt mich nicht kennen und begreifen:
Ihr Weiber! und vor allen andren: du!
Was soll ich betteln? Hab' ich nicht genug
Dich angefleht und deine spröde Kühle

Doch nicht gebrochen? immer streichelst du
Und küssest etwa mahnend meine Stirn,
Wie einen Knaben mich beschwichtigend.
Und doch kam ich um deinetwillen nur
Zurück auf dieses fluchverstörte Eiland.
Schläng' es das Meer doch ein, so wie es ist.

(Er umarmt Leukone und hängt weinend an ihrem Halse.)

Leukone: O Telemach, komm zu dir selbst. Du bist
Wie Aiolos, der Gott der Stürme, den
Die eignen Stürme selber packen und
Aufheben und hinwirbeln durch den Luftraum.
Was hat dich so entwurzelt, Telemach?

Telemach: O dieser Bettler hat mich angepackt
Stark wie ein Dämon und ich bin ganz hilflos.
Denn wenn hier einer kommt mit brüchiger,
Gemeiner Stimme, fremd, ganz fremd mir! ein
Pracher! ein Pocher! der mir nah- und zudringt
Und meiner heilgen Seele heilge Tür
Eintritt, einschlägt, mit Fuß und Faust und sagt,
Und sagt ... und sagt ... mit dreistem Zwinkern sagt,
Oder mit wildem Aufblitz des Befehlens:
Ich will in deiner Seele herrschen als
Der Vater, der Gebieter, als der Gott!
So sinkt des Todes Wolke um mich her
Oder der blutge Wahnwitz der Atreiden.

Leukone: Nicht so: sprich anders! anders! Telemach!
Was jener ist, ob Mensch, ob Gott, ob Dämon,
Bleibe einstweilen noch dahingestellt.
Bei seinem Nahen sproßten alle Quellen
Und was er tat, schien es auch rätselhaft,
Ward dir zum Guten und nicht wider dich.
Auch er haßt die Verderber deines Hauses.
Sofern er rückkehrt — was nicht sicher ist,
Entschwand er doch wie Nebel in den Lüften! —
Müssen wir prüfen, was er weiter anstellt.
Denn dies ist wahr, die Welt ist voll Betrüger:
Und dies nicht minder, daß der Listigere
Der Größere! — der Schlauste unter allen
Der Größte ist! Drum laß uns auf der Hut sein.
Doch, Telemach: wenn je die Götter ihm,
Dem Übergewaltigen, die Heimkehr schenken —

Wie denn das Haus voll dunklen Ahnens ist,
So wirst auch du heimkehren zu dir selber.
Nicht fliehn wirst du: verkehrt zum Widersinn
Den reinen Sinn der Sohnesliebe, in
Häßlicher Abkehr, törichter Verzweiflung
Nicht fliehn, dich selber geißelnd und mißhandelnd.

(Telemach hat sich mit einem plötzlichen Ruck losgerissen und den Bogen des Odysseus ergriffen, dessen Senne er vergeblich an beiden Enden festzumachen sucht. Er vermag den Bogen nicht zu biegen. Indessen kommt Eumaios durch die offengebliebene Tür zurück, beobachtet die Bemühungen Telemachs, bricht in herzliches Gelächter aus und weist dann mit der Hand in die Landschaft.)

Eumaios: Sieh diesen Regenbogen, Telemach:
Der Gott spannt seinen Bogen leichter als
Du deinen.

Telemach (wirft den Bogen von sich):
Fort! er ist nicht mein.

Eumaios: Doch ist er's.
Und eines Tages klingt die Senne auch,
Von deiner Hand gespannt um beide Enden.

Telemach: Er steckt voll Zauberei. Er steckt voll Unheil.
Ihn steift ein Dämon, der mir feindlich ist.

(Fast weinend vor Beschämung und Ingrimm tritt er nun in die offene Tür, in die Ferne blickend.)

Eumaios (leise zu Leukone):
Was lief ihm übern Weg? was ist geschehen?

Leukone: O wüßt' ich das nur selbst, Großvater: doch
Sein neuer, starker Mannesmut ist hin.
Als er von mir erfuhr, die wildesten
Der Werber um die Mutter seien hier,
Wollte er unter sie stürzen mit dem Schwerte.
Vielleicht mit Unrecht hielt ich ihn zurück.
Und dann war da der Bettler. O Großvater,
Wer ist doch dieser Hilfeflehende,
Der Feuer vom Himmel rufen kann und dessen
Anblick den jungen Helden Telemach
Mit Angst des Todes anhaucht?

Eumaios: Was heißt das?

Leukone: Weißt du, daß er sich für Odysseus ausgibt?

Eumaios (erschrocken):
Wer gibt sich für Odysseus aus, sagst du?

Leukone: Der Bettler, der um Mittag heut ins Haus kam.

Eumaios: Nun, und? Seid ihr denn wirklich so vernunftlos,
Daß des Landfahrers armer Wahn euch ansteckt?
Kenn' ich nicht meinen Herrn, betörte Kinder?
Ist er mir nicht vertraut von Jagd und Fischfang
Und von so manchem Wettspiel auf dem Kampfplatz?
Deckte uns nicht ein Mantel oft des Nachts,
Wenn wir dem Wolf nachpirschten in den Bergen?
Ihr Unerfahrnen! wenn dies ausgesaugte
Eiland je seine Sohle wieder spürt,
So wird es beben und ihn so verkündigen.

Leukone: Die Kiesel hüpften, also hat's gebebt.

Eumaios: Und trete er vor meine Augen mit
Der Kraft des Proteus, des Meergreises, sich
Umwandelnd in Gestein, in Tier, in Pflanze,
In Vogel oder Fisch! ... was mich betrifft,
Vor mir kann sich Odysseus nicht verbergen.

Telemach: Bist du dir des ganz sicher, Vater Hirt?
Noch jüngst erzählte die spartanische
Helena mir am Tisch des Menelaos,
Wie sich mein Vater durch die Tore Trojas
Unkenntlich einschlich. Der Gewaltige
Nahm eines Bettlers scheußliche Gestalt an,
Erschien als Siecher, Husten krächzte hohl
Aus kranker Brust ihm und sein Blick war triefig.

Eumaios: 'S ist Wahnsinn! doch wo ist der Mann? Euch ängstet
Verstörter Sinn der schicksalsträchtigen Zeit.

(Odysseus kommt aus dem rückwärts anstoßenden Raume. Er scheint größer und mächtiger geworden, schreitet aber immer noch ein wenig gebeugt und schwer und lautlos wie ein gigantischer Waldmensch. Seine Augen prüfen mit verstohlenen aber bohrenden Blicken schon aus der Ferne die, denen er sich annähert. Sein Gesichtsausdruck ist in Stirn und Augen stille lauernde Wut, tiefer ein schreckliches Lächeln. Die Dämmerung ist hereingebrochen.)

Telemach (erschrocken):
Der Dämon! Bin nur ich der Sehende?
Oder erkennt auch ihr, wie er dort aufsteigt?

Eumaios (mit gewollter Unbefangenheit):
Gut, daß ich endlich dich entdecke, Alter.
Wir haben Fürsten heut im Haus zu Gast:
Mache dich nützlich, wenn sie tafeln, und
Damit sie ihre Mäuler finden, hüte

Das Licht und speise dort das Feuerfaß.

Telemach: Er wächst! er dehnt sich! er erfüllt das Haus
Und niemand außer ihm kann drin noch atmen.

Eumaios (ängstlich):
Er spricht nicht. Mädchen, rede du mit ihm.

Leukone: Willst du des Feuers hüten, fremder Vater?
(Odysseus tritt neben das Feuerfaß.)

Leukone (unsicher):
Warum noch fragen? Seht, er will es tun.

(Noaimon tritt ein, mit blutiger Schürze und das Haupt mit Efeu bekränzt. Durch die hinter ihm offengebliebene Tür hört man Gesang und Musik der Syrinx.)

Noaimon (hochrot von Feuer und Wein, mit Frische):
Das Fleisch ist gar. Das Gastmahl kann beginnen.

Eumaios: Schon hast du dich bekränzt, Noaimon: laß
Den Efeukranz nun schneiden für die Freier.

Noaimon: Meister, für Gotteslästerer Kränze? ungern.

Telemach: Geh, lade denn die Allgefräßigen,
Daß sie herkommen an Odysseus' Tisch,
Um sich mit unsrem Gute aufzumästen.
(Noaimon geht hinaus.)
Und nun, du Bettelmann. Denk, heute sei
Des Kronos Tag, ein wahrer Mummenschanz! —
Kronos fraß seine Kinder, wie du weißt! —
Doch dient der Herr an seinem Tag dem Knechte:
Der schlechte Knecht gebietet seinem Herrn!
Gebiete, was ich tun soll! An die Tafel
Der Fresser unsres Guts mich quetschen, oder
Gehn, mich verstecken in den Schweinestall? —
Erst schüttelst du den Kopf, dann nickst du: gut,
Ich folge, wie das Hündlein dem Gebieter.
(Er geht schnell, durch dieselbe Tür wie Noaimon, ab.)

Eumaios (zu Odysseus):
Soll heut des Kronos Tag sein, Feuerhüter,
Und er, der junge Herrscher selbst, gehorcht dir:
Gebiet' auch uns! Soll ich dem wilden Sinn
Der Freier willfahren: muß Leukone ihnen
Bei dieser Schwelgerei Handreichung tun?

Odysseus (geheimnisvoll und furchtbar):
Ah! bah! Da glotzt die Magd! da glotzt der Knecht!
Da glotzt der Knecht und glotzt die Magd! und wissen

Beide nicht, was zu tun ist. Ist sie etwa
Phönizisches Glas? zerbricht sie etwa, wenn
Ein Fürst sie ansieht, einer von denen, die
Doch ihre Königin Penelopeia
Naher Gemeinschaft würdigt?

(Man hört das wüste Gelächter der sich nähernden Freier.)

Geht, und wenn
Der Brand aufflackert, kehrt zurück! Gehorchet!

(Eumaios und Leukone entfernen sich nach rechts in den Hof. Die von Eumaios entriegelte Tür nach links ist nur angelehnt. Durch Wein und Spiel erhitzt kommen die Freier aus dem hinteren Raum in den vorderen. Es sind Antinoos, Amphinomos, Eurymachos, Ktesippos. Mit dem Eintritt in den vorderen Raum stutzen sie und brechen ihr Gelächter ab.)

Antinoos: Hier riecht es süßlich wie in einem Schlachthaus.

Eurymachos: Und ist so düster wie in einer Gruft.

Ktesippos: Will man uns hier zum Narren halten? Macht
Dies Schweinehirtenvolk sich unsichtbar?
Will dieses Knechtgesindel etwa sich
Aufspielen, sich erfrechen gegen Fürsten?

Eurymachos: Das mag wohl sein, wenn man des Beispiels denkt,
Das noch vorhin Eumaios selber gab.

Ktesippos: Warum läßt sich der Sauhirt nicht mehr blicken?

Antinoos (Odysseus am Feuerfaß erblickend):
Was wollt ihr mehr? Der Blümlein-Moly-Mann! —
Der Hausherr sorgt für würdige Vertretung.

Amphinomos: Hier ist ein Nest voll Ungeziefers, eine
Brutstätte der Heimtücke gegen uns:
Kommt uns je Unheil, so ist hier der Ursprung.

Antinoos: Der Schäferhund haßt einen Wolf nicht so
Als dieser zähe Schweinehirt uns Fürsten.
Genau besehn hat er nicht einmal unrecht.
Wär' er mein Knecht, und hielte mit so zäher
Treue an mir wie an Odysseus fest
Und Telemach, dem rosenwangigen Mägdlein,
Und hütete mir so des Hauses Güter,
Gott weiß, ich hielt' ihn wert, wie einen Freund.

Eurymachos: Antinoos hat seine weiche Stunde,
Wo er am liebsten kleine Kinder herzt,
Ja, Säuglinge mit einem Liedchen einlullt.
Allein, dies geht vorüber. Sag' uns, Fürst,
Was dünkt dich nun, meinst du noch jetzt,

Daß Telemach hier im Gehöft versteckt ist?

Antinoos: Mir ahnt, er hatte Glück auf seiner Reise.

Amphinomos: Vergeßt niemals, warum wir hier sind, Fürsten.
Nehmt diesen Knaben Telemach nicht leicht:
Er wirbt, er schleicht umher und macht sich Freunde.
Wer weiß denn überhaupt, ob er in See ging?

Antinoos: Er ging in See! Dies ist ganz sicher.

Amphinomos: Dann,
Beim Zeus, kommt er vielleicht mit einem Schweif
Von Griechenschiffen hinter sich nach Hause.
Was dann?

Antinoos: Dann kommt ein blutiger Austrag und
Der Stärkere bleibt auf dem Plan: sonst nichts!

Eurymachos: Wo ist Melanto? Seit ich sie erblickte
Vorhin, im Hof, ist sie verschwunden und
Nicht wieder aufgetaucht. Die Dirne ist
Mir treu: sprech' ich mit ihr, so weiß ich alles,
Und also auch, ob Telemach im Haus ist.

Ktesippos: Fürsten, ihr tragt doch Schwerter! Fasset doch
Dies bäurische Gesindel kräftig an,
Wie sie's gewohnt sind und wie sie's verdienen.
Wenn sie auftauchen, packt sie, wollen sie
Nicht Rede stehn, drückt ihnen kurzer Hand
Die Gurgel ein, die ihnen doch nichts nütz ist.
Versteckt sie sich, holt sie! aus den Kofen
Der Schweine, aus der Kammer, aus dem Bett
Und machet sie diensteifrig mit dem Knittel.
(Er brüllt und schlägt auf den Tisch.)
Wirtschaft! Wirtschaft!

(Das Feuer der Feuertonne geht hell auf und beleuchtet den immer mehr verdüsterten Raum. Nun wird durch die Hoftür für die Freier aufgetragen. Glaukos schreitet mit der Syrinx voran, die er spielt. Es folgt Dryas, der die Schüssel mit dem Schweinerücken auf dem Kopfe trägt, Lamon mit einem gewaltigen Weinschlauch, Leukone mit einem Wassergefäß um die Hände zu begießen, Noaimon mit Bechern und Efeuranken. Gleichzeitig kommt Eumaios.)

Ktesippos: Dein Glück, daß du dich noch auf uns besannst, Hirt.

Eumaios: Ihr Fürsten, das Gewitter hielt uns auf.
Der Wassersegen löschte unsre Feuer.
Doch sei ihm das vergeben: er ist doch
Von allem, was da dürstet, heiß erwünscht.

Eurymachos: Wo ist Melanto, deine Magd, Eumaios?
Warum bedient sie uns nicht auch bei Tisch,
Wie wir's gewohnt sind, unten im Palaste?

Eumaios: Auch ohne sie fehlt's euch an nichts, glaubt mir.

Eurymachos: Du weichst mir aus. Sag' mir erst das: wo ist sie?

Eumaios: Wüßt' ich es dir zu sagen, sagt' ich's dir.

Antinoos (als ihm Leukone Wasser über die Hände gießt):
Warum bist du verweint, schöne Leukone?
Etwa weil Knabe Telemach nicht gut tut
Und ihm die Untreu aufsproßt mit der Mannheit?
Getröste dich, so sind wir alle.

Ktesippos: Ei
Ich wette, Knabe Telemach und sie
Sind, wie der Kypris Tauben, unzertrennlich.

Amphinomos: Sind, Fürst? Sie waren! sind nicht mehr,
Denn der Ephebe treibt im Jonischen Meere
Und Fisch und Möwe streiten um den Leichnam.
Oder meinst du, dein Buhle lebe noch?
Und hältst du ihn wohl gar im Kämmerlein
Verborgen, den Gespielen deiner Kindheit?
Wir tun ihm nichts. Gib ihn getrost heraus.

Antinoos: Bekränzt euch, Fürsten, und vergeßt der Trübsal.
Nicht übel ist, was uns Eumaios auftischt.

(Glaukos spielt die Syrinx. Die Freier bekränzen sich und beginnen zu tafeln.)

Eurymachos (eigensinnig, als ihn Leukone bekränzen will):
Melanto legt den Kranz mir um, nicht du.
Die derbe Melkerin des Ziegenstalls,
Die mir Pans Bocksduft bringt in erdiger Haarflut!
Und deshalb, Hirt, zum letztenmal: wo ist sie?
(Er hat den Efeukranz fortgeschleudert.)

(Melanteus kommt in großer Erregung herein.)

Melanteus: Ihr Fürsten, daß ihr's wißt, in diesen Mauern
Lauert Verrat. Indes ihr tafelt, übt
Man tückisch im verborgnen hier Gewalttat.
Seht, wie er sich verfärbt, der Schweinehirt:
Das Werkzeug des Geschlechts der ränkevollen
Arkeisiaden, das noch unterm Fluch
Der Götter nicht sein zähes Leben aushaucht.
(Alle sind aufgesprungen, außer Antinoos.)

Antinoos: Stör' uns die Mahlzeit nicht. Was ist geschehen?

Melanteus: Melanto, meine Tochter, liegt in Fesseln,
Bewacht von Hirten, die in Waffen sind.
Man stieß ihr einen Knebel in den Mund,
Damit sie, die treu zu euch Fürsten hält,
Nicht mehr verraten kann, was hier im Gang ist.

Eumaios: Ihr Herrn, wenn dieser Ziegenhirt nicht lügt,
Des Rachsucht mich verfolgt seit vielen Jahren,
So bin ich ganz unwissend dieser Tat.
Allein er lügt, lügt, um mich zu verderben.
Wir hängten seinen Bruder, weil er heimlich
Die Ziegenherde unsres Herrn bestahl
Und an Seeräuber seinen Raub verkaufte.
Was Wunder, denkt er nun auf meinen Tod.

(Eurymachos, der nach der Meldung des Ziegenhirten hinausgestürzt war, kehrt jetzt mit der vollständig erschöpften Melanto wieder.)

Odysseus: Seht nicht auf mich, ich bin ein rasender
Narr! bin ein Narr, der rast! ein Rasender!
Laßt mich! blickt nicht auf mich! legt mich in Fesseln.

Eurymachos (mit wuterstickter Stimme):
Sag' uns nur eins: wer dazu den Befehl gab?
Und wenn es auch Eumaios selber wäre,
Er müßte köpflings nieder in die Nacht.

Melanto (streckt die Hand gegen Odysseus):
Der war es, der am Feuer steht: der Bettler!

Odysseus (mit rollenden Augen, wahnwitzig):
Der uns der Flamme Saat vom Himmel brachte,
Daraus des Feuers Blume keimte, war
Prometheus! Seht, ich pflücke Blumen! seht,
Ich pflücke Blumen!

(Odysseus stellt sich so, als ob er die Flammen abpflücke.)

Antinoos (der wie Amphinomos in lautes Gelächter ausbricht):
Nun, Eurymachos,
An diesem Feuerblumen-Gärtner wirst
Du dich wohl nicht vergreifen, denk' ich mir.
Er tat unwissend, was er tat, im Schwachsinn!
Die ihm gehorchten, muß man strafen, denn,
wahrlich, gefährlich ist zu große Einfalt.

Ktesippos (schleudert einen Schemel nach Odysseus, den jener mit dem Arm pariert):
Tilgt aus dies rasende Geziefer, Fürsten,
Des Wahnsinns, das sich giftig schäumend aufreckt.

Sonst gebt ihr jedem Frevel einen Freipaß.

Odysseus (mit schrecklichem Lächeln):
Weißt du, Ktesippos, wem du das getan hast?

Ktesippos: Wie ich dich schätze, räudiger Schädling, bist
Du einer von den Göttern des Olympos,
Und heiliger Blödsinn füllt das Hirn dir an
Eng, wie gequollene Erbsen einen Tontopf.
Möchtest du, brüchige Scherbe, doch zerplatzen.

Eurymachos (hat Melanto viel Wein zu trinken gegeben):
Erhol' dich, braves Kind. Komm wieder zu dir.

Antinoos: Kommt ihr auch endlich wieder zu euch, Fürsten,
Und laßt uns diesen Spaß des großen Pan,
Den er mit Magd und Knecht sich machte, so
Belachen, wie's sich ziemt. Ein solcher Schreck
Darf Helden eine Mahlzeit nicht versalzen.

Melanto: Traut diesem Bettler nicht, der sich verwirrt stellt.
Er ist ein Schleicher, ein Kundschafter, ganz
So hell und klug im Kopf wie irgendwer.
Und überdies, wenn ihr es noch nicht wißt
Und es die Freier im Palast nicht wissen:
Auf diesem Hof verbirgt sich Telemach,
Der heute heil von seiner Reise heimkam.
Und deshalb banden sie mich fest, daß mir
Die Arme tot sind, knebelten den Mund mir,
Damit ich euch nicht warnen könnte. Seht
Den Hirten, wie ihm seine Lippe bebt
Und wie Leukonens Miene sich verändert.

Amphinomos: Seht ihr, wer hat nun recht? ob er im Haus ist!?

Melanto: Fragt mich! fragt mich, ihr Herrn! Hier wühlt Verrat!
(Man hört in den Bergen wiederum den Ton des Hornes.)
Und höhlt die Erde aus, auf der ihr wandelt.
Hört ihr den Hornton in den Bergen, der
So wie der Ruf des kriegerischen Pan klingt?
Es ist nichts weiter als das Schallrohr des
Bösen kindischen Greisen, des Laertes.
Doch mit ihm wiegelt er die Hirten auf.
Seid achtsam. Seid behutsam. Legt die Waffen
Nicht aus den Händen, Fürsten, wo ihr mir folgt.

Antinoos: Seht die Kassandra aus dem Schweinestall!
Hat sie so reichlich Atem wiederum,
So singe sie ein Nymphenlied und tanze

Zur Syrinx! Und zuvor laß dich bekränzen,
Eurymachos, von ihr, wie du's gewollt hast.
Und nun: weilt wirklich Telemach im Haus,
So ist's nur billig, wenn die Gäste dem
Gastgeber auch ein Stücklein Brotes gönnen.
Geh, lad' ihn flugs an unsre Tafel, Hirt!
Sag ihm, ich sei nicht Kronos und ich fräße
Kinder nur in der allerletzten Seenot.

(Die Freier sind in lautes Gelächter ausgebrochen. Jetzt erscheint in guter Haltung Telemach vom Hof her eintretend. Es wird still.)

Telemach: Ich grüße euch, ihr werten Fürsten, und
Heiße an meinem Tische euch willkommen.

Antinoos: Recht gut gesagt. Hab Dank, mein Herzchen. Komm.
Seht doch, er ließ sein weißes Fell in Sparta
Und kommt mit brauner eingesalzner Haut
Zurück ins Vaterland.

Amphinomos: Wenn ihr scharf hinseht,
Ihr Freunde, so entdeckt ihr hier, beim Zeus,
Ein Inselchen von blondem Bartflaum.

Ktesippos: Wo?

Telemach: Mit Freude seh ich, ihr seid aufgeräumt.
Hat euch der Hirt in allem gut versehen?

Ktesippos: Danke. Es macht sich. Nur zu wenig Mägde.
Du siehst! sein Schätzchen hat Eurymachos,
Und auch Antinoos ist wohl beraten.
Ich und Amphinomos wir gehen leer aus.

Eurymachos (zu Melanto, die er auf seinen Schoß gezogen hat):
Ich weiß noch nicht, wen ich vorziehe: dich?
Oder das Töchterlein Penelopeias.

Antinoos: Ihr wißt recht gut, daß Telemach kein Weib ist.
Wenn ich mit seiner Mutter Hochzeit mache,
So soll dies Inselland zwölf Tage lang
Von heiligen Spielen widerhallen, zur
Ehre der Götter. Dann wird Telemach
Ein Dreigespann von Füllen lenken und
Den Siegeskranz empfangen in der Rennbahn.
Doch was macht Nestor? wackelt ihm der Kopf
Noch immer zwischen beiden hohlen Schultern?
Wie geht es Menelaos, sag, dem Hahnrei?
Und Helena, das alte Weib, was tut sie?
Wo doch im Alter schwerlich jemand ist,

Es sei denn ein Helot, mit ihr zu schäkern?

Telemach: Seid mir willkommen, Fürsten, trinkt und eßt
Und mög euch das nicht fernerhin bekümmern,
Auf welchen Spielen etwa mir ein Sieg
Bestimmt ist. Und was meine Reise anlangt
Und die Gastfreunde, deren Schwelle mich,
Den unerprobten Jüngling, herzlich aufnahm,
So laßt mich schweigen, denn ich fürchte Zeus
Und wollte lieber sterben, als das Gute,
Das ich genoß, vergelten durch Gemeinheit.

Amphinomos: Ein höchst gewandter Schwätzer, meint ihr nicht?
Der seines Vaters falsche Zunge erbte.

Antinoos: Er gleicht der Mutter mehr, Amphinomos.
Kneif' ich das Auge zu und blick' auf ihn
Und auf die süße Schwellung seiner Lippen,
Die küssigen Wangengrübchen, diesen Blick
Verschleiert von den neidischen Vorhängen
Der Wollust . . . gleiten meine Blicke dann
Über die vollen Schultern, weichen Arme,
So glaub' ich fast der Mutter Bild zu sehen.

Ktesippos: Vergleiche weiter, Fürst Antinoos.

Antinoos: Ihr lechzt nach Gold. Ich liebe seine Mutter.
Trinkt auf die Frau, die kalt ist wie der Schnee!
Und die ich schon seit jenem Tag begehre,
Wo sie als Kind mich an den Busen hob.
Wenn sie wie eine große bunte Spinne
Inmitten des Gewebs am Webstuhl sitzt
Und immer starr und undurchdringlich lächelt
Und Atem schwellend ruhig durch sie hingeht,
Durch diesen wogenden Leib, den köstlichen:
Wer will da widerstehn? Die Grausame,
Die kühler Tücke voll die Wimper senkt,
Umspinnt, fängt, würgt mit aphrodisischem
Und schadenfrohem Lächeln tödlich furchtbar.

Eurymachos: Und wie sie lügnerisch und listig mit
Uns spielt, uns hinhält, heut zur Glut entfacht,
Morgen mit kalten Wassergüssen abkühlt.

Antinoos: Wenn du in Sparta warst, o Telemach,
So sahest du auch unter den Platanen
Den heiligen Denkstein zur Erinnerung
Des Tages, wo zum ersten Male deine

Mutter nackt tanzte unter Spartas Jungfraun.
Hast du den Stein umarmt, o Telemach,
Geküßt die Wiese, die von ihren Sohlen,
Von den ambrosischen, berührt ward? Nein?
Sieh, ich, um dies zu tun, ich schwämme gern
Mit diesen Armen durch das Jonische Meer
Und lief im Sonnenbrande bis nach Sparta,
Barfüßig über den Taygetos.
Und vor den Denkstein würf' ich mich ins Gras,
Um nur zu träumen. O du stählerne
Langschenklige Mänade, warum bin ich
Der tote Odysseus nicht, der dies gesehn hat?

Odysseus: Recht hast du, Held Antinoos! Allein
Eher macht dich zum toten Hund der tote
Odysseus, als du selbst im Tod ihm gleich wirst.

Antinoos: Von deiner Mutter träumt' ich, Telemach!
Und süße Träume! Wir sind jung! uns steigt
Der Saft, o Telemach! und deine Mutter
Ist eine durstige Göttin, die nie altert.

(Auf einen Augenwink des Odysseus gießt Telemach mehr Wein in Antinoos' Becher. Es blitzt.)

Zeus winkt! Wein! — So bedient Dionysos
Mit Licht den Seher in der schwarzen Nacht
Dort, wo Apollons heilger Strahl nie hindringt.
Du machst mich sehend, Telemach, mein Sohn,
Und rate, was ich sehe: deine Mutter!
Wo? Nun im Schlafgemach! Wie? Nackt! ganz nackt!
Umarme mich! nenne mich Vater! und
Beim Zeus dem Stier, wenn er im Donner brüllt,
Im Blitz bespringt Europens Leib, ich will
Dir einen ebenbürtigen Bruder machen,
Aus jenem süßen Leib, der dich gebar!
Und ihr sollt ringen: du und er, wenn wir
Beim Mahle sitzen, um den Kranz des Siegers!
Du bist zu schwach, o Telemach, du bist
Ein Weib! doch sei mein Freund: denn sieh, ich liebe
Weichliche Knaben.

Telemach: Nenne du mich nur,
Antinoos, nach deinem finstren Wahnsinn,
Der deine beßre Seele dir verbirgt,
Und dein Geschick!! Frevel, wie deine Zunge

Sie schamlos auf sich nimmt, verraten die
Ängste des scheinbar mutigen Frevlers, der
Längst weiß, wie rings ihn sein Verhängnis einkreist.

Ktesippos (nachdem allgemeines Gelächter der Freier sich gelegt hat):
Das Muttersöhnlein ist sehr zimperlich,
Doch achtet der Milchzähnlein auch, ihr Fürsten,
Die uns das knurrende Pinscherlein gefletscht hat.

Amphinomos: Sag uns doch einmal, Jüngling Telemach,
Der du als Kalchas hier und Herr zugleich
Dich aufspielst, welche Untat du uns vorwirfst.
Wir sind Nachbaren, Fürsten, mächtige
Herren, Gäste, Gastfreunde, meinetwegen
Verehrer und Freier deiner hohen Mutter.
Wo siehst du da die Ungebühr, und wo
Den todeswürdigen Frevel? Sind denn nicht
Mächtige Freunde eines Hauses Schmuck
Und Ehre? Schützet nicht Zeus selbst das Gastrecht,
Das du in deinem Sinn verraten hast?
Wer kränkt dich denn? Wer schlägt dich denn, daß du
Flennend zu deinen Anverwandten läufst
Und deiner Mutter Freier und sie selber,
Die Mutter, wie ein dummer Schulbub anklagst?
Bin ich vielleicht ein grindiger Homer
Wie dieser da, der Lieder krächzt und bettelt?
(Er weist auf Odysseus.)
Und nicht ein Fürst, der selbst sein Land regiert,
Palast und Knechte hat, Herden und Hirten?

Ktesippos: Meinst du, wir hätten noch kein Schweinefleisch
Gegessen außer hier auf Ithaka?
Es gäbe sonst wo keine Kälbermagen
Und kein Stück Brot, uns dran zu sättigen?
Ehre ist's für euch, Knabe, wenn wir hier sind!

Telemach: Muß ich, der Jüngling, euch es lehren, Männer,
Was Ehre und Unehre sei? Unehre
Ist's für den Gast, wenn er sich einfrißt und
Einnistet, zäh, dort, wo man ihn nicht gern sieht!
Unehr' ist für den Wirt, wenn schweigend er sich
Drein findet, so man seinen Vorrat ausraubt.
Freigebig ist, wer gibt, nicht wer beraubt wird.
Freigebigkeit bringt Ehre, Rauben aber
Und schmähliches Erdulden bringt sie niemand.

Eurymachos: So schilt mit deiner Mutter! Warum zieht
Dies Weib uns hin mit ihrer kalten Wollust?
Ihr Mann ist tot. Was will sie? Auf wen wartet
Sie noch? Kehrt er flugs wieder, wäre heut
Odysseus eine Spottgeburt des Alters.
Sie giert nach unsrer unverbrauchten Kraft,
Ein jeder Blick bezeugt's, so sehr sie heuchelt.
Wähle sie endlich, und so ziehen wir heim
Und lassen den in ihrem Bett sich kühlen,
Den ihr erfahrnes Auge vorzieht. Längst
Ist allen dieses Dasein schon verhaßt,
Mit dem sie schmählich uns gebunden hält,
Uns täglich anreizt und betrügerisch hinhält.
Ich hasse dies Weib, wie ich sie liebe. Nein!
Ich hasse sie mehr! und in ihr Schlafgemach
Möcht' ich einbrechen mit Gewalt, sie packen,
Und niederbändigen ihren stolzen Hochmut.

Telemach (packt sein Schwert):
Nimm nun dein Schwert, Eurymachos, du wirst
Mir heut der Mutter Ehre nicht mehr kränken.

Eurymachos: Um dich zu züchtigen brauch' ich kein Schwert.

Antinoos (schlichtet):
Nicht so, Eurymachos. Seid friedlich. Reicht
Euch brüderlich die Hand. Vertragt euch. Wahrlich,
Auch Telemach hat Grund zum Zorn. Die Langmut
Des lammsgeduldigen Sohnes mußte reißen,
Wenn sich die zügellose Rede so
Wie unsre über seine Mutter ausgießt.

Eurymachos (schlägt auf den Tisch):
Ich sterbe oder ich besitze sie.

Antinoos: Wenn sie mich vorzieht, Fürst, stirbst du durch mich.

Amphinomos: Teilt nicht die Beute, eh ihr sie erlegt habt.
Ich bin's, der ihr den engen Gürtel noch
Dereinst auflösen wird, mir ist's geweissagt.
Aus ihren farbigen Röcken schäl' ich sie
Und lös' ihr überm Knie die goldnen Bänder.
Breche mein Auge, doch ich will vorher
Das ihre brechen sehn. Sie soll hinsterbend,
In Wut und Durst, auslöschen wilde Glut
Nach Jahren der Entbehrung und des Harrens.

Odysseus: Der Bock ist los, der Bock ist los, Melanteus.
Lauf, Ziegenhirt, lauf, lauf, der Bock ist los.

Amphinomos: Werft ihn doch übern Felsen in den Abgrund.

Telemach: Beleidigt nicht den Hilfeflehenden,
Der so wie ihr an meinem Tische Gast ist.

Eumaios: Ihr Fürsten, mög' euch Eris nicht das Mahl
In Galle wandeln. Laßt den Span, den ihr,
Wie jeder mit jedem etwa, heimlich habt,
Unausgetragen, bis ihr in der Stadt seid.
Ländlich und friedlich sind wir hier. Ist's euch
Genehm, soll ein unschuld'ger Hirtenspaß
Frieden und heitren Mut euch wieder schenken!

Eurymachos (mit Bezug auf Telemach):
Nicht, eh dies Bürschlein bleich und kalt im Sand liegt.

Ktesippos: Ein Narr, der Nachsicht hat mit seinem Todfeind.
Ihr wißt nun gut genug, ob er uns gram ist.

Antinoos: Wer ihm die Haut ritzt, dem Nestküken, der
Mache sich keine Rechnung auf die Mutter:
Sonst dreht' ich selbst den Hals ihm um, weiß Gott.

(Hektor, der alte Hirt, springt herein mit einer Glocke um den Hals, sich als Kuh gebarend. Glaukos spielt die Syrinx.)

Amphinomos: Schweinetreiber-Volk, packt euch! laßt euren Unfug,
Denn wir sind hier nicht um zu scherzen, sondern
Zu richten einen tückischen Bruch des Gastrechts.

Antinoos (indem er den Bogen des Odysseus entdeckt und aufhebt):
Der schurkische Vater dieses Sohnes, dem
Der Bogen zugehört, den ich hier halte,
Vererbte seine Hinterlist dem Sohn,
Der meuchlings schießt auf Unbewehrte und
Die Spitzen seines Pfeils, wie er, mit Gift reibt.

Telemach (reißt ihm den Bogen weg):
Entweihe diesen Bogen nicht, der mein ist.

Antinoos: Du wagst sehr viel.

Amphinomos: Nicht übereilt, ihr Herrn.
Kommt, treten wir beiseit, wie Richter tun,
Das Urteil fällen, ehe wir's vollstrecken.

(Die Freier mit Melanto, Melanteus, dem musizierenden Glaukos und den übrigen Hirten treten in den Hof. Zurückgeblieben sind Odysseus, Telemach, Eumaios und Leukone.)

Odysseus (dem vor Erregung bebenden Telemach Auge in Auge):

Halt! Keinen Schritt! Kein Wort und keinen Laut!
Dies sagt dir einer, den die Himmlischen
Durch qualerfüllte Jahre schwerer Irrfahrt
Zum Dulder machten. Einer, der ertrug
Und litt, was unter Göttern und Menschen nur
Zu dulden und zu leiden uns verhängt ist.

Leukone (zu Telemach):

Erkennst du dieses Mannes Auge jetzt,
Das unvergeßliche aus unsrer Kindheit?
Ich blick' und blicke immerzu auf ihn
Und alle Nebel schwinden endlich hin,
Vor eines Gottes Strahl, der sie durchleuchtet.
Geh zu ihm, denn er ist, er ist . . .

Telemach (plötzlich überwältigt, umklammert schluchzend des Odysseus Knie):

Mein Vater!

Fünfter Akt

Der gleiche Raum wie im vierten Akt. Odysseus sitzt neben dem Feuerfaß, Telemach umarmt seine Knie. Beide weinen. Leukone und Eumaios stehen in der Entfernung.

Odysseus: Hör, wie die Nacht aufatmet, Telemach.
Laß nun auch uns aufatmen und uns fassen.

Telemach: O heiliger Mann, o Vater, strafe mich,
Denn sieh, im Herzen hatt' ich dich verraten.

Odysseus: Nichts werde dir zur Strafe, Telemach,
An meiner Wiederkehr. Du braver, alter
Eumaios, stelle Wachen aus, daß uns
Die Fresser unsres Guts nicht überraschen.
Wie voller Zauberei sind doch die Pfade,
Die Menschen wandeln müssen. Ist mir nicht,
Als streckt' ich jetzt mein Haupt aus einem Traum
Als wie aus einem Meer empor ins Wache?
Und wieder glaub' ich nur zu träumen, wenn
Ich meinen Sohn dich nenne, starker Jüngling,
Der, als ich ging, ein lallender Säugling war.
Und diese Freier! Freier meines Weibes!
Konnt' ich sie je zu treffen meinen, da
Ich selbst noch lebe auf dem Rund der Erde?
Füllen, die ich mit Backwerk fütterte,
Dereinst, in meiner Koppel, bissige Hengste,
Verwildert jetzt in schrankenloser Freiheit.
So geht es jedem zahmen Haustier — und
Der Mensch ist auch nicht mehr! — das seine Hürde,
Vom Völkerhirten nicht bewacht, durchbricht.
Der Wachthund, der die Herde hütet, wird
Zum Wolf, der diese selbe Herde anfällt.
Die Biene kehrt sich wider ihren Stock!
Welch ein entartet Raubgesindel! — Viel
Blutarbeit gibts zu tun in meiner Heimat.

Telemach: Vater, nun mich dein Geist so nah erfüllt,
Ist's mir, als zeugtest du auch meinen Leib
Erst jetzt: denn jetzt erst spür' ich ganze Mannheit.
Statt vieler Ziele lockender Gaukelei
Steht mir der Weg nun fest und offen da.
Der Blick ist klar und jede Muskel harrt
Gespannt und fest der Arbeit, die zu tun ist.

Odysseus: Laß dich's nicht irren, wenn mein ganzer Leib
Noch wie geworfen bebt von innren Kräften.
Mich überwusch wohl tausendfach die Flut,
Doch nicht wie diese letzte Woge, die
Mir zwanzig Jahre wilder Irrfahrt abwäscht.
O Telemach, mir ist so jung zu Sinn.
Trotzdem die Schicksalsstunde mich durchschüttert,
Hüpft mir, von heiliger Mordlust froh, das Herz.
O Kind, o Sohn, o welche Wollust! o
Welch ein Geschenk der Götter, Rache üben.
Was ist mir nun der Irrfahrt Trübsal: nichts.

Telemach: Und wie gedenkst du uns zu rächen, Vater?

Odysseus: Durch Blut! durch Blut! wodurch denn sonst? durch Blut!
Ist deine Mutter wirklich noch so schön,
Als ihre Freier sagen, Telemach?

Telemach: Ein Glanz ist um sie, wo sie geht und steht.

Odysseus: Wird sie mich nicht verachten und verfolgen?
Du schweigst. Erkläre du dich, schlanke Magd,
Durch deren Mund Athene zu mir sprach,
Als ich vor dieses Hofes Schwelle hinsank.
Vielleicht wird diesmal dich, Reinstirnige,
Die heilige Jungfrau wiederum beraten,
Wie sie dir einst schon Weisheitsworte eingab.

Leukone: O König, was ich sprach, vergiß es mir.
Nun bist du da, der Mann, der Göttliche.
Wer fühlt, was wir jetzt wurden, nun du da bist,
Weiß auch, was wir sein mußten, als du fern warst.
Und auch die Mutter-Königin wie wir.
Nie kehrt sie ihre Feindschaft gegen dich,
Denn nun du hier bist, steht sie da als Göttin
In Irrungen und Duldung groß wie du
Und neben dir aufwachsend zu den Sternen.

Odysseus: O Mißtraun, das in meiner Seele nistet
Und wie ein bittres Gift im Blute kreist.
Wie könnt' ich atmen, könnt' ich nicht auch mißtraun:
Den Göttern, wieviel mehr den Menschen, ja
Selbst mir. Und nun gar Weibern! heißen
Sie nicht Kirke, Kalypso, Helena
Und Klytaimestra? Dennoch hatte keine,
So arg sie war, solch einen schlimmen Hofstaat
Wie diese Frevlerin, die einst mein Weib war.

Ist es in Wahrheit noch Penelopeia?
Mein Innres schaudert auf bei ihrem Namen.

Eumaios: König! Ich bin dein Knecht, der dir stets treu blieb.
Laß mich mit Freimut sagen, was mein Herz denkt.
Auch unsre Königin ward dir nie untreu.
Ich weiß es, der ich deiner Rückkehr harrte
Und gerade darum also wohl von ihr
Gehalten ward, wie außer mir kein andrer.
Nie ward zum Ärgernis ihr meine Treue.
Du selber hast mir einst von ihr erzählt
Vor vielen Jahren, als du sie heimbrachtest
Von Sparta einst, die neuerworbne Gattin.
Im Hause des Ikarios, ihres Vaters,
Umgab sie eine Schar von jungen Werbern,
So sagtest du, die sich in Glut verzehrten,
Indes Penelopeia sich kühl bewahrend
Umloht von Flammen unberührbar blieb.
Du nanntest sie damals Kirke und erst jetzt
Begreif' ich deiner dunklen Rede Sinn,
Die du jüngst an die Freier richtetest.
Denn oft erklärtest du mit wildem Lachen
Vor Zeiten, wie du dir das Weib erwarbst,
Und sprachst: ich zwang mein Liebchen mit dem Schwert,
Das rote Blümlein Moly in den Händen,
Sonst wär' ich nur ein nurxend Ferkel noch
In Aphroditens Heiligtum zu Sparta.

Odysseus: Ich lache. Denn du sprichst die Wahrheit, Sauhirt.

Eumaios: O Herr! Sieh hier: dein Vater, der hier ausruht.

(Er zeigt ihm den hinter einem Vorhang auf einem Haufen trockenen Laubes entschlummerten Laertes.)

Odysseus: O ja, ich sah ihn schon, ich kenne ihn.
Wie es auch sei, sein altes Herz hielt aus.
So haltet ihr denn auch aus, meine Augen,
Und schmelzt nicht hin, vor diesem schmerzenden Licht.
O bleiches Antlitz, krank und wetterhart
Zugleich, o du gekrümmter armer Rücken!
Erdwühlerhände, braun und rissig! Füße
Rissig, zerschnitten und vernarbt, wie Leder
Hart und von eingefreßnem Schmutz entstellt.
Ja, du und ich, und ich und du, wir beide
Mußten uns wühlen durch das wirre Dasein

Und mußten Stollen graben bis hierher:
Wir Maulwürfe! faßt an die Erde, die wir
Aufstießen! haltet sie in eurer Hand
Und weissagt Tiefes von dem Schacht des Lebens.

Eumaios: Ja, Herr, mit seinem Horn hat er geweissagt
Und wie ein blinder Seher dich verkündigt.

Odysseus: Was trieb ihn unterm goldnen Dach hervor,
Und in die Wildnis?

Eumaios: Herr, er wartete.
Niemand hielt ihn zurück. Auch nicht die Fürstin,
Weder mit gütgem Zuspruch, noch im Ernst.
Im Heiligtum des kriegerischen Pan,
Hoch zwischen Felsen, nahm er seine Ruhstatt.
Von dort aus hielt er Auslug übers Meer.
Ein jedes neue Segel faßt' er fest
Ins Auge, stundenlang, ja ganze Tage:
Er flüsterte, oft sprach er laut mit ihm
In trügerischer Hoffnung endlich winkend,
Als wärest du es wirklich, den ihm endlich
Woge und Wind heimführten. Immer fragte
Das Auge, was der Mund nie eingestand —
Denn niemals sprach er laut von seinem Leiden! —
Ob noch der Rest von Hoffnung in mir glimme
Auf deine Wiederkunft. Sonst blieb er stumm:
Fragte wohl etwa, ob das süße Heu,
Das bittre Laub ein beßres Lager wäre.
Nicht mehr! Er steckte Bohnen, pflanzte Zwiebeln
Und Lauch und war dem schlecht'sten Bauer gleich.
Doch wo er geht und steht, träumt er von dir,
Und auch im Schlaf, jetzt eben, bist du bei ihm.

Odysseus (der die Füße des Laertes weinend mit Küssen bedeckt):
Lebe! Warte auf mich, bis wir dies Eiland
Von Schmach und Blut gereinigt haben. Dann
Will ich mit dir auf trocknem Laube ruhn,
Die heilige Rebe des Dionysos
Schneiden, die Hacke schlagen in den Erdgrund.
Und wahrlich dann soll uns die karge Kost
Des Landmanns wohltun, wie ein üppiges Gastmahl.
Der Herrschersitz ist dein, o Telemach.
Hier, dieser hat das beßre Teil erwählet:
Und sein Teil will ich mit ihm teilen, Sohn.

Und wie ich seine harten Füße wasche,
Die Striemen kühle und die Wunden ihm
Mit Balsam heile, will ich unser Land,
Das ausgesogne, ausgemergelte,
Verwundete, mit Striemen überdeckte,
Nähren, hüten und pflegen, bis es heil
Dasteht, von Kräften strotzend wie zuvor.

Eumaios: O König, die Saupacker ließ ich schon
Frei von der Kette und sie streifen rings
Um das Gehöft und niemand kann entweichen,
Und diese Freier sind der Freier Häupter.
Schwerlich kehrt je der Augenblick zurück,
Wo wir ihr Leben so in Händen halten.
Sind sie geopfert, sind die andern machtlos.

Odysseus: Nein! Nein! noch nicht! ihr Leben ist verwirkt.
Doch mahnt mich Pallas sie zu schonen, ihnen
Frist einzuräumen bis auf einen Tag,
Wo alle, die den Herd mir schändeten,
Aushauchen müssen unter einem Schwertstreich.

(Man hört Gekreisch von Weiberstimmen, Lachen und Schreien der Männer.
Noaimon tritt ein.)

Noaimon: O ihr Unflätigen! ihr Viehischen!
Sie rammeln wie die Hasen in der Brunftzeit.
Die Magd Melanto geht von Hand zu Hand,
Glaukos warf seine Syrinx fort und floh.

Odysseus: Sie nahen sich.

Telemach: Hört, wie sie scheußlich rülpsen,
Sich würgen und ausschütten Wein und Mahlzeit.

Noaimon: Sie sind wie aufgereizte Stiere, sinnlos
Vor Wut und schworen Telemach den Tod.

(Die vier Freier treten wiederum ein von Trunk, Haß, Erotik und Nacht
in einen furchtbaren Wahnwitz gehüllt.)

Antinoos: Bürschchen, den Bogen her, den heiligen,
Den du uns vorenthieltest.

Amphinomos: Du mußt springen
Wie ein Lustknabe, den ich mir gekauft
Und der zur Liebe mir zu schlecht ist.

Ktesippos: Gib
Den Bogen deines schurkischen Vaters uns,
Doch so, daß er die Hand uns nicht besudelt.
Wir wollen mit Pfeilen schießen: und nach dir.

Eurymachos: Du sollst den Hades kennen lernen und
Uns fürderhin das Licht nicht mehr verpesten,
Du niedriger Verräter, Telemach,
Der du hinkriechst gen Sparta wie ein Hündlein,
Um Mörder winselnd, die uns meuchlings abtun.
Gebt mir den Bogen, mir zuerst, nur mir!
Das Urteil fällten wir gemeinsam, doch
Nur einer, ich nur, darf der Henker sein.

Antinoos: Wein! Wein!

Odysseus: Gib ihnen nun den Bogen, Sauhirt.

Eumaios (legt Köcher und Bogen vor Antinoos):
Held, nur der kühle Schütz verfehlt sein Ziel nicht.

Antinoos: Ja, du hast recht. Der Schwächste denn zuvor:
Ktesippos, festige du des Bogens Senne!

Ktesippos: Ein Kinderspiel. (Er versucht es vergeblich.)

Amphinomos: Ein zweiter Telemach
Bist du, Ktesippos. Laß die Hand vom Bogen.

(Er nimmt den Bogen, versucht vergeblich, ihn zu spannen.)

Eurymachos: Du bist ein dritter Telemach, mir scheint.

Amphinomos: Nie spannte diesen eines Menschen Arm.

Eurymachos: Außer der meinige.

(Er nimmt den Bogen und versucht ihn zu spannen.)

Antinoos (höhnisch zusehend): Zieh fester an.
Hier kannst du nicht einmal das Krummholz spannen
Mit einem Schafsdarm, der den spitzen Pfeil
Abschnellen soll zu sichrem Schuß ins Schwarze.
Die Magd trafst du im Dunklen, wackrer Kriegsheld.
Für dich 'ne üble Vorbedeutung und
Für mich 'ne gute. Eine Königin,
Ja eine Göttin ist mehr als 'ne Magd.

Amphinomos: Viel leichter wurde dir das Hüpfen mit
Den Hirten um den Priap. Und nun mußt
Du dafür schwitzen, Held Eurymachos.

Antinoos: Gebt endlich mir das Ding, daß es zum Schuß kommt
Und ihr erfahrt, wer hier der Meister ist.

(Er nimmt den Bogen und bemüht sich vergeblich ihn zu spannen.)

(Gelächter der Freier.)

Telemach: Wenn ihr mich töten wollt, so tut's, ihr Fürsten.
Mir ist dies Leben schon seit langem unwert.
Laßt mich die Waffe richten obendrein

Und nachsehn, was dem Bogen etwa mangelt.

Antinoos: Noch ist das Weib nicht in der Welt, ihr Fürsten,
Das einen Mann gebären wird wie der
Es müßte sein, der von sich rühmen könnte,
Er spanne dieses Bogens Kraft allein.

Ktesippos: So tun wir's denn gemeinsam.

(Alle vier machen wütend und lachend die entsprechenden Versuche.)

Odysseus (schreit laut:) Telemach!

Telemach: Ja, Vater.

Odysseus (wie vorher:) Telemach, Odysseus ist
Wieder gekehrt.

Antinoos: Was hast du da gerufen?

Amphinomos: Des Sauhirts Haus ist voller Greise, Kinder und Narren.

Odysseus: Knabe, gib den Bogen mir.

(Telemach tritt zwischen die Freier, nimmt den Bogen und legt ihn samt dem Köcher vor Odysseus.)

Eurymachos: Dies kindische Bogenspiel für jetzt beiseite.
Nehmt Platz! die Stunde des Gerichts ist da
Und dieses Knäblein mag sich nun verteidigen.

Odysseus: Die Stunde des Gerichts ist da. Du sagst es.

(Er legt mit Festigkeit und Leichtigkeit die Senne um beide Enden des Bogens.)

Amphinomos: Was tut der Bettler dort? Nehmt euch in Obacht!

Telemach: Haltet Gericht, ihr Herrn, und fällt das Urteil.

Odysseus: Hörst du nicht, Telemach, Odysseus ist
Zurückgekehrt in seine Heimat.

Telemach: Ja,
Er ist zurückgekehrt, ich weiß es, Vater.

Amphinomos (wie die anderen in grauenvolles Gelächter ausbrechend):
Die Stunde macht uns wirr, ihr Herrn. Der Wein,
Die Nacht, die Liebe! Laßt uns heimgehen.
Sie haben's leicht, mit ihrer Narretei
Uns zu besiegen: daß wir lachen müssen,
Statt eine blutge Strafe zu vollstrecken.

Antinoos: Ihr Herren, geht heim: ich schlafe bei Leukone.

Eurymachos (zusammenknickend, sich wieder erhebend):
Was tust du, Wein? ich trage dich und du,
Du willst mich niederwerfen! Laß das, Wein!

Amphinomos: Kommt heimwärts.

Antinoos: Geht, ich schlafe bei Leukone.

Odysseus: Odysseus ist zurückgekehrt! Hört ihr!

Ktesippos (wirft einen Kuhfuß nach Odysseus und trifft ihn):
So hatt' ich mir Odysseus wohl gedacht,
Ein schlechtes, wurmzerfreßnes Aas, wie du bist.

Odysseus: Dein Blick ist scharf, Ktesippos, und zum Dank
Fährst du zuletzt zum Hades. — Siehst du auch
So klar wie dieser da, Antinoos?
Nicht? Kennst du diese Braue nicht und nicht
Den Mann, den Schützen, der den Pfeil jetzt aufhebt
Und ihn auf einen heiligen Bogen legt,
Der wie Apollons Bogen und die Pfeile
Der Artemis des Ziels stets sicher ist?
Held, glotze nicht so und werde nüchtern! Wisse,
Von wessen Hand du stirbst, bevor du aushauchst.

Antinoos (der ihn angestiert hat, plötzlich aufspringend, ihn erkennend):
Schlächter! Trojanischer Schlächter! Ja, er ist's,
Der unsre Jünglinge fortführte und
Hinwürgen ließ für Helena! So recht,
Du schmachbedeckter, lügnerischer Schurke!
So gönn' ich dich der Viper im Palaste!
Kriech' und besudle sie, kriech' in ihr Ehebett.

Odysseus (indem er die Senne mit dem Pfeil anzieht und auf Antinoos zielt):
Und du Verhängnis, schlag' in seine Brust.
Antinoos fällt getroffen über den Tisch.

Antinoos: Mörder!

Odysseus (hat blitzschnell den zweiten Pfeil auf den Bogen gelegt und Eurymachos durchschossen, der getroffen sich mit herausquellenden Augen aufrecht zu erhalten sucht):
Ich bin ein wenig schnell, Eurymachos,
Und als die Nacht begann, da dachtest du
Wohl nicht an das, was sie dir jetzt gebar,
Und daß sie dir nun nie mehr enden würde.

Eurymachos: Mörder!

Amphinomos: Seid ihr betrunken? Fällt euch Wahnwitz
An, Fürsten, oder treibt ihr wilde Späße?

Odysseus: Es ist ein wilder Spaß, Amphinomos,
Den sich die Götter mit euch machen. Siehe
Die Himmlischen, wie sie uns lachend zuschaun.

Melanteus (fällt vor Odysseus nieder):
Bist du Odysseus, hab Erbarmen. Ich
Bin nur ein armer und geringer Hirt,
Wie sollt' ich mich auflehnen gegen Fürsten?

Doch schone mich, und wie der Schweinehirt,
So liefre ich andre in die Hände dir,
Daß du wie diese sie im stillen abtust.

Odysseus: Hängt ihn und an den gleichen Ast Melanto,
Die Magd.

(Eumaios und Noaimon schleppen Melanteus hinaus.)

Amphinomos: Bist du Odysseus? Ist es wirklich
Der Zorn des Schrecklichen, der hier so rast,
So sage mir, was ich dir tat. Bin ich
Schuldig etwa, weil ich in deinem Hause
Genoß des heiligen Gastrechts?

Odysseus: Nein doch, Held,
Du bist mir nur zu jung, zu geil, das ist es.

Ktesippos: Waffen! was geht hier vor?

Amphinomos: Das frag' ich, Fürst,
Wie du. Wir träumen oder sind wahnwitzig.
Eurymachos! Antinoos! Was schweigt ihr?
Was brennt die Flamme denn so grün und schwelend?

Odysseus: 'S ist giftges Holz von einem Schiffe, das
Scheiterte, und ihr müßt dran ersticken.

(Er durchschießt Amphinomos.)

Amphinomos (um sich tastend):
Licht! Licht! ich sehe nichts! es ist stockfinster!

Odysseus: Nein, hell! denn Helios stieg zum Acheron
Und leuchtet nun den Toten! — Nun, Ktesippos,
Zeig, daß du laufen kannst! Du zögerst? Flieh!
Du bist ein Wild, das man nur jagt, nicht etwa
Von vorn wie einen wackren Keiler abfängt.
Besinnst du dich? nur zu: mach' lange Beine.

Ktesippos: Zu Hilfe! (Er entschließt sich zur Flucht und rennt durch die Tür in den Hof davon. Ruhig tritt Odysseus mit gespanntem Bogen in die Türöffnung und schießt ins Dunkel.)

Odysseus: Rufe nur: der Hades hört dich.

(Er steht lange unbeweglich.)

Telemach (tritt zum Vater):
Mein Schwert hat nichts verrichtet. Du tatst alles.

Odysseus: Geduld! Geduld! Noch gibt es viel zu tun,
Auch deine Waffe soll sich sättigen.
Was wird die Mutter sagen, Telemach,
Daß ich ihr schönstes Spielzeug schon zerschlug?

***

Das eigene Gesicht

Zu unserem fünfundzwanzigsten Jahrgang

von Samuel Saenger

Man guckt immer wieder in den Spiegel. Man will, in größeren Abständen, sein moralisches Gesicht sehen; seinen Willen zur Rechenschaft ziehen, die Funktion des Gewissens überprüfen. Und was erblickt man? Runzeln, Falten, Bündel von Linien, die fremdartige Züge zeigen. Bist du das? Bist du das wirklich? Alle Rückblicke schwanken, vor dem gehobenen Finger idealer Ansprüche, zwischen Bestätigungen und Anklagen. Ach, wie viel des Lebens ist da zu Historie eingetrocknet, wie ist da großmütiger Impuls mit Ohnmacht und Notwendigkeit kraus vermengt, wie hat sich der Gang in die Freiheit oft in Gestrüpp verloren! Aber man vertieft den Blick, man versenkt sich, man dringt hinter die Epidermis; und aus den Gründen des Auges trifft dich, leuchtend wie die Sonne im Spiegel eines tiefen Brunnens, ein Blick voll Seelenglanz, voller Spannungen des Willens, voller Versprechungen und Bejahungen und Erfüllungen, die herbstliche Stimmungen wegscheuchen. Man entdeckt seine Identität, man ruft seinem Wesenhaften freudig Ja zu, man besitzt sich wieder . . . sich und seinen Frühling und sein Bekenntnis zu unbedingter Heiligung und Förderung aller Gnadengeschenke der Vitalität.

Diesen Schwur leisteten sich die grünen Hefte der Freien Bühne für modernes Leben, als sie am 29. Januar 1890 dem verehrlichen Publico als Wegweiser sich anboten. Ein paar einleitende Worte von Otto Brahm, ein Bekenntnis-Prolog vom Manne der Freien Bretter, der zum Fahnenträger der Freien Blätter erkoren war: das war alles. Und allsogleich hob, in Gerhart Hauptmann und Arne Garborg und Knut Hamsun und den anderen, das neue Jauchzen und Klagen an. Das Programmatische war aufs knappste formuliert. Große Begriffskomplexe wie Naturalismus und Sozialismus, der aus einer Art innerer Solidarität und Notwendigkeit sich jenem assoziiert hatte, mochten nach absichtsvoller ästhetischer Enge und einseitiger Umklammerung bestimmter sozialer Bekenntnisse schmecken. Aber sie zeigten, in dieser Formulierung, eher die Silhouette gefühlsbetonter Überzeugungen als die Schärfe logisch verkoppelter Merkmale. Die letzte Nötigung zum neuen Unternehmen, der Zeitschrift wie der Bühne gleichen Namens, war, das konnte jeder Blinde ertasten, nicht Programmkunst noch gar Cliquenliteratur oder die Sehnsucht nach dem Gefängnis eines Klassen- und Massenideals. Es war der Wille der Gegenwart zu sich selber: zu seinem Recht und zu seinem Unrecht, zu seiner Wahrheit und zu seinem

Irrtum. Das war es. Es war sehr viel: und war doch wieder nichts als das ewig neue Uralte. Es war ein Bekenntnis zur Selbstverständlichkeit von übermorgen. Es war, im ganzen Bereich des Geistigen, eine Absage an die ungeheuerlich übersteigerten Ansprüche des historischen Sinnes, durch die die offiziellen oder schwachgemüten Hüter der überkommenen Schätze die Spontaneität im Zeugen und Genießen lähmten. Es war wie eine Flucht vor dem zungeneifrigen Gottesdienst an den Grüften der Vergangenheit. Der junge Nietzsche, selbst zu so einem Schatzgräber erzogen, im abseitigen Basel eingepreßt zwischen Philologie und Historie, zwischen den Papierwällen am freien Atmen gehemmt, hatte in einer erst später beachteten und verstandenen Protestschrift zur Schätzung lebendiger Kräfte aufgerufen. Hier, in den neuen grünen Heften, fand er sein erstes wirksames Echo. Das geschah 1890, zwei Jahre vor dem Neudruck der Unzeitgemäßen ‚Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben' wurde sie ein Stück Liturgie in der Neuen Gemeinschaft. Die Horizonterweiterung blieb diese fünfundzwanzig Jahre.

Es fällt auf, wie beherrscht aber selbstsicher der Ton dieser ersten Hefte war, wo doch mit letzter Entschiedenheit die Sezession von der zu Tode gelobten und zu Tode gepflegten Epigonik gepredigt und verteidigt wurde. Gemessen an dem Geschmetter jüngerer Manifeste war er äußerst bescheiden. Was versprach denn Otto Brahm? Nichts als den Willen zu unbefangener Prüfung des Neuen in Kunst und Literatur, aus welchem Bezirk ihr Stoffliches herrühre, aus welchem Temperament es angeschaut, aus welcher Blickrichtung die Stoffmasse in die künstlerische (oder philosophische oder soziale) Perspektive gerückt, nach welcher Methode das Gebild von Menschenhand zustande gekommen sei: vorausgesetzt, es habe den schwingenden, brausenden, ins Seelische übergreifenden Rhythmus alles Lebendigen. Das war die Natur, die man meinte, das war der Naturalismus, für den man focht. Der ungeheuere Reichtum lag, menschlich wie künstlerisch, in der ungeheueren Erweiterung des Stoffkreises. Es war, menschlich und künstlerisch, einer der jasagendsten Momente in der von uns erlebten und von der Freien Bühne (bald: der zur Monatsschrift erweiterten Neuen deutschen Rundschau) mitgemachten Geschichte. Der Kurs ging von vornherein auf das Menschliche als Oberbegriff: das machte ihn künstlerisch und sozial so fruchtbar. Ein demokratisches Grundgefühl, das alle zeugende Modernität durchdringt, war von allem Anfang gegenwärtig: man bestätigte sich, daß man aus den Urtiefen des Chaos wieder schöpfen dürfe, allwoher mit den neuen Trieben und den neuen Exzessen die neuen Gesinnungen und Ideale emportauchten. Doch gleichzeitig mitgeboren war ein aristokratisierendes Element: der Maßstab der Form, der Anspruch auf Überwindung der Unruhe, die Forderung der Organisierung des Stoffes in Kunst und Politik. Natürlich hat sich die Vorstellung

dieses Zusammenhanges erst allmählich zu höchster Bewußtheit geklärt, die Leiter der Zeitschrift haben sie, auf Vorposten und Auslug stehend, erst in Jahrzehnten des Kampfes zu festen Begriffen und Maßstäben geschärft, aber als kritische Gesinnung den Schaffenden gegenüber war sie vom ersten Tage regulierendes Prinzip. Alle, die mit dem Gewohnheitsrecht klassisch oder romantisch drapierter Epigonik und bourgeoisen Parasitentums rangen, fanden hier ihre Stätte.

In einem Zuge von rührender Wahrhaftigkeit zeigt sich, wie die kritische Gesinnung gleich in der Geburtsstunde aussah: während die verbohrte Einseitigkeit der Gegner die Zeitschrift als Sprachrohr brutaler Stoffkunst, das heißt: Un-Kunst, in Verruf zu bringen suchten, erörterten ihre Mitarbeiter Recht und Unrecht des Naturalismus und machten (man darf das heute schon sagen) ästhetisch manche posthume Entdeckung. Aber charakteristisch genug: die einflußreichsten Kritiker jener Frühzeit, Otto Brahm und Paul Schlenther, beteiligten sich aus Anlage und Neigung an den prinzipiellen Erörterungen verhältnismäßig sehr wenig. Für die Zeitschrift war das ein unberechenbarer Vorzug, für ihre Entwicklung, ein Fingerzeig. Von der Befleckung durch den doktrinären Abhandlungsstil blieb sie dadurch verschont, es gab und gibt, in dem Kampf um Zukünftiges, keinen andren Weg der unmittelbaren Wirkung, kein andres Mittel, lebenswarm und lebensstark und suggestiv zu sein. Dafür besaßen jene beiden (für Schlenther ist das zum Glück noch strotzendes Präsens) hingebende Liebe zur Sache, instinktsicheres Gefühl für Persönlichkeitswerte und jene literar-historische Zucht, die das Menschliche frei, die Hand zum Messen und Schätzen sicher macht. Sie hatten keine Spur jener kosmopolitischen Libertinage (ich finde kein passenderes Wort) mancher anderen Geschmacksrichter, deren neurasthenische Allempfänglichkeit so leicht in genüßlichen Snobismus ausartet. An dem so verstandeshellen Brahm trat bald hervor, daß die Elastizität seines künstlerischen und sozialen Gefühls nicht so weite Horizonte umfaßte wie die seiner hervorragenden Mitstreiter; in den stillen unbetretenen Bezirk des jungen Maeterlinck — nicht viel später ein stolzer Besitz der Zeitschrift — trat er zum Beispiel mit Zagen, ja mit ironischen Zweifeln. Den beziehungsreichen Symbolismus und ‚Etatd'âmismus' der unter den Oberflächen brennenden und bebenden Serres Chaudes und der Princesse Maleine lehnte er als Treibhauskunst ab: mit der pädagogisch starken Begründung, daß die Deutschen erst durch die harte Schule des Naturalismus gegangen sein müßten, ehe sie für Mystik und Stilkunst frei wären. Dieser Standpunkt konnte nicht schaden. Geprüft an dem Status der damaligen deutschen Produktion, hatte er recht; auch verhinderte er, daß der jungen Bewegung der unterscheidende Charakter genommen wurde. Und dann waren noch andere Merker da,

künstlerisch sehr fruchtbare Naturen, — man denke an die spähende und sprühende Lebendigkeit des damaligen Georg Brandes, oder an Ola Hansson, dessen Liebe den ganzen germanischen Norden und das junge Frankreich umfaßte, und die etwas spätere Garde schnell reifender Kritiker vom ersten Range (Hermann Bahr, dessen Ästhetik in den Gesprächen über das Tragische und über Marsyas gipfelt, stellte sich schon im dritten Jahrgang ein): sie bewahrten Brahms Standpunkt vor Verwirrung stiftender Anwendung. Tausend Blicke schauten nach allen Seiten aus und ließen nicht das bescheidenste Veilchen auf dem Felde unbeachtet. Doch die Stimmung war den starken Eindrücken des Elementaren zugeneigt, ob es im grausigen Spuk Poes oder der mythischen Zukunftsseligkeit Walt Whitmans sich regte: einer dieser Pioniere bekennt sich zu Whitmans herrlichem „elementary laws need not apologize". Wie aber in den ersten beiden Chorführern die Intimität mit den großen Vergangenheitswerten sich mit dem leidenschaftlichsten Interesse am großen und charaktervollen Neuen in Einklang setzte, erwies sich in dem für das Gedeihen und die Wirksamkeit der Zeitschrift entscheidendsten Punkte: in der Wahl der zum Abdruck bestimmten Dichter. Darin, nicht im Programmatischen, lag das Programm; nicht die Sehnsucht nach dem großen Neuen, sondern die Produktion von großem Neuen schenkt einer literarischen Revolution den rechten Fundus. Gerhart Hauptmanns „Friedensfest" eröffnet das erste Heft, im letzten des ersten Jahrgangs beginnt der Abdruck der „Einsamen Menschen"; und die Epik des ersten Bandes schließt, neben Arne Garborg und Knut Hamsun und Hermann Bahr und Detlev von Liliencron (Skizzen), Tolstoi, Dostojewski, Zola und Maupassant ein. Im zweiten Jahrgang blitzt Otto Erich Hartlebens lächelnde und spöttelnde Schalkhaftigkeit auf, neben Emil Strauß tritt August Strindberg, dessen rüttelnde, sprühende, aber alle Grenzen sprengende Originalität gleichzeitig in Dichteranalysen (Björnson) und mystischen Rhapsodien sich entlud (Mystik — bis auf weiteres; Nemesis divina). Hier starren plötzlich tiefere Klüfte als zwischen sudermännischen Vorder- und Hinterhäusern. Statt abseits in Ecken und Winkeln zu träumen und alte Themen abzuwandeln, stehen die Seher und Deuter des Lebens nun auf dem gelockerten sozialen Boden der Gegenwart; der weicht und gibt nach, die kapitalistisch vergoldete Pyramide mit ihren geborgenen Menschlichkeiten gerät ins Schwanken; und aus den gähnenden Fugen und Spalten blinzeln die verzerrten Fratzen der Geängsteten, Verscheuchten, Fluch- und Schuldbeladenen, das Gekribbel der Versuchenden und der Fallenden: die Aristokraten und Plebejer von übermorgen. Die Dichter und Deuter wurden, gemäß dem Stande unsrer hellsichtigen und fernhörigen Gehirnkultur, die Analytiker dieser neuen Menschheit, sie hatten die Kraft und den Mut dazu — die schöne Literatur besorgten inzwischen die verzärtelten Epigonen, die frohgemut im Nachtigallenwahnsinn

trällerten. Alfred Kerr, dessen Charakterkopf in den Spalten des fünften Jahrgangs zuerst auftaucht, hat diesen Zusammenhang mit unnachahmlicher Schärfe vor anderen ans Licht gestellt, er hat der analysierenden, der psychologisierenden, der sozial umschatteten Stimmung in der neueren Literatur gegen die Wiederkäuer das Recht erkämpfen helfen; in Kritiken, die auch im Stilistischen Zeitdokumente geworden sind. Man lese nach, aus welchen Tiefen (die sein Witz verkapselt) er Tolstoi, Ibsen und dem jungen Gerhart Hauptmann nachgeht, um die literarische Tendenz dieser Blätter zu verstehen. Freilich, — das Ausland fand eine besondere Pflege in diesen Blättern, dem asthmatischen Nationalismus gab das peinliches Ärgernis. Aber man blicke nur ohne Scheuklappen rückwärts. In Skandinavien, in Frankreich, in Rußland war der (sogenannte) Naturalismus längst heimatberechtigt, was immer die Ursache im einzelnen war: die ältere literarische Tradition (Balzac, Flaubert, Zola), der entwickeltere Gesellschaftszustand, der psychologisierende Tiefsinn der Rasse (Dostojewski), der mit Mystik durchwachsene Realismus der Anlage (Ibsen). Wie immer: vom Ausland kam auch diesmal die Anregung. Gegenüber der Literatur des ganzen germanischen Nordens fiel das Fremdkörpergefühl bald fort: sie wurde, dank vor allem den Bemühungen der Freien Bühne auf den Brettern und in diesen Blättern, dem deutschen Besitz eingeordnet. Es ist bis auf den heutigen Tag so geblieben: der Geist Henrik Ibsens war allezeit gegenwärtig; Björnson trat hinzu; und dann folgten in ununterbrochener Reihe skandinavische Charakterköpfe, die jedem von uns vertraut sind, bis auf Herman Bang und Gustaf af Geijerstam; Johannes V. Jensen und Aage Madelung und die andern. Aber es war einer der verheißungsvollsten Trümpfe des jungen Unternehmens, daß ihm sofort in Gerhart Hauptmann ein genialer deutscher Dramatiker geschenkt wurde, und daß unsrem wundervollen lyrischen Erbgut Richard Dehmel und Detlev von Liliencron Schätze hinzufügten, die hier dem Publikum dargeboten werden konnten. Von Friedrich Nietzsche, den sein grausamer Dämon seit einem Jahre erst (1889) aus der Liste der Schaffenden gestrichen hatte, spreche ich noch. Er gehört als Dichter, als Denker, als Prophet, zum Allerstärksten und Allerinnerlichsten, was das Deutschland Bismarcks der Kulturwelt gegeben, zurückgegeben hat. In ihm hat sich der alte denkende und träumende Genius der Rasse zu einer Form verfeinert, für die in dem militärischen und bureaukratischen und materiellen Behälter der deutschen Gegenwart noch kein Platz war.

Die Schleusen waren also geöffnet, der Strom trieb täglich neuartige Schätze an die Ufer, die auf neun bis zehn Bogen erweiterte Monatsschrift barg sie emsig, — so weit eine Zeitschrift, und eine Zeitschrift allein, sie zu fassen vermochte. Ein typischer Zeitausdruck reihte sich an den anderen,

Arthur Schnitzler an Thomas Mann, Schlaf und Holz an Max Halbe („Die Jugend"), Frank Wedekind an Peter Altenberg, Emil Strauß an Hermann Stehr, Jakob Schaffner an Jakob Wassermann, Hermann Hesse an Eduard Graf Keyserling, Robert Michel an Moritz Heimann, Vollmöller an Beer-Hofmann, Hugo von Hofmannsthal an d'Annunzio, Friedrich an Ricarda Huch, Helene Böhlau an Gabriele Reuter, Maurice Maeterlinck an Bernard Shaw, Verhaeren an André Gide, Dauthendey an Rilke, Werfel an Loerke, Peter Nansen an Selma Lagerlöf, Courteline an Oskar Wilde, — zwecklos, sie alle zu nennen: man kennt sie und die ausgezeichneten Jüngeren, die ihnen folgten, ohne sämtlich, wie unser lieber Bernhard Kellermann, zum Glück dreistelliger Auflagen emporgehoben zu werden. Der Historiker, der den Begriff vom neuen Geist in der deutschen Literatur fixieren möchte, muß die vierundzwanzig Jahrgänge dieser Zeitschrift schon durchwandern. Er wird auch manches Bedeutsame vermissen, natürlich; Geister lassen sich nicht einfangen wie Rekruten; aber die charaktervollen Gipfel und Typen sind da. Die Veröffentlichung von Briefen, die oft die Heimlichkeiten der Seele großer Menschen verraten, fanden die allerliebevollste Pflege (Ibsen, Björnson, Strindberg, Friedrich Nietzsche, Hans von Bülow, John Ruskin, Henriette Feuerbach, die Brownings). Die Reisen, die hier gebracht wurden, sollten nicht feuilletonistischer Neugier frönen, sie möchten völkerpsychologische Dokumente sein, durch ein besonderes Temperament und eine starke Menschlichkeit so gefärbt, daß der Leser Zustände sieht und Entwicklungen vorhersieht. Arthur Holitschers Amerikabuch wurde für diese Gattung ein viel beachtetes Muster, während die Spanische Reise von Julius Meier-Gräfe das allerstärkste künstlerische Interesse weckte, die Dalmatinische von Hermann Bahr durch die persönlichen Reize des Stils entzückte Leser fand. Doch die dummen Aufzählungen, sie können das geistige Band doch nicht veranschaulichen, welches Tausende von Essays, Aufsätzen, Artikelchen, Anmerkungen aneinander bindet, das ihnen das einheitliche Niveau schafft, das die verschiedensten Naturen und Temperamente wie mit der gleichen Mission belädt. (Man denke zum Beispiel an Alfred Kerr: Moritz Heimann: Oskar Bie.) Besonders im Kunstkritischen ist Niveau alles: die Fähigkeit der „Witterung", der Einfühlung in Neues von elementarer Kraft, und die Einordnung in die überkommenen Werte. Emil Heilbut (Hermann Helferich) besaß diese Fähigkeit; er war der erste in Deutschland, der hier den französischen Impressionismus als Zeitausdruck begreifen lehrte. Momme Nissen, Meier-Gräfe, Karl Scheffler und andere setzten fort und bauten aus. Wie für die neuen Musikwerke Oskar Bie das Gleiche tat, braucht dem Leser nicht gesagt zu werden. Aber die Zeit drängt: ich komme zu Nietzsche.

Eine große Zeitschrift ‚für modernes Leben' ohne philosophische Sympathien, ohne die sichtbare Vorliebe für diese oder jene Denk- und Ge-

sinnungsrichtung ist kaum vorstellbar. Sie wird sich einem System, es sei das all-umfassendste und am intensivsten durchdachte, nicht verschreiben, das hieße, sich einer gefährlichen Einseitigkeit, ja, der Wahrscheinlichkeit des Irrtums und der Lüge ausliefern. Aber die Denkgesinnung, die das auf philosophische Verkürzung und Verdichtung des Wiß- und Wünschbaren abzielende Orientierungsstreben leitet, die metaphysische Stimmung, die die derbere, sozusagen: fleischliche wissenschaftliche Arbeit der Zeit als Schatten auf Schritt und Tritt begleitet: an ihr durfte unsere Zeitschrift um so weniger teilnahmlos vorübergehen, als von vornherein der Kurs auf die Totalität im Geistigen und Praktischen eingestellt war. Die Arbeit der Kathederphilosophie konnte nun aber in ihr kein Echo finden: sie war, im höchsten Sinne, unproduktiv. Sie war rückwärtsgewandt, meist inventarisierte und kommentierte sie, um das Vergangenheitsbild vollständig zu machen. Die todesbleichen Imperative, die sie aus dem Schattenreich heraufholte, hatten keine Herrschgewalt über die Lebendigen. Dann klagte sie, aus dem wohlbekannten Mißverstand der historisch Befangenen, der Materialismus der Zeit sei an dem Mangel an Idealismus schuld. Ein himmlisches beg the question, um sich das Leben leicht zu machen. Sie befahl: Zurück zu Kant! Oder: Zurück zu Hegel! So ähnlich hatte Wilhelm Scherer der ungeheuren Aktivität des deutschen Lebens, dem jubelnden Taumel neu entbundener Kräfte, betäubt und beklommen, zu gleicher Zeit sein Zurück zu Goethe! zugerufen. Es war dieselbe überhebliche oder ängstlich resignierte Haltung des historischen Sinnes wie in der Literatur und Malerei, wo man aus Schreck vor dem Ausdruck der Zeit-Vitalität, weil er oft notwendigerweise ekstatisch verzerrt war oder mehr Kraft als Form zeigte, das deutsche Gemüt oder — den Staatsanwalt um Hilfe anging.. Fechner, Lotze, Hartmann und die minderen Lokalgötter, — feine, teilweise wundervoll feine Epigonen waren sie; immerhin nicht mehr. Zwischenglieder und Brücken; aber dem Zukunftsland, der Heimat moderner Sehnsucht kam man nicht näher. Die so ersprießliche Tätigkeit derer um Wundt blieb in der künstlichen Laboratoriums-Atmosphäre, im Zwielicht der Teilantworten auf Teilfragen stecken. Hier in dieser Zeitschrift ging es nicht um die Mosaiken eines wissenschaftlich begründenden Weltbildes, sondern um die hilfreiche Wärme einer Weltansicht. Da war nie ein grundsätzliches Schwanken. Die Fundamente der Philosophie, nach der den Menschen das Herz stand, konnten nur Biologie, Soziologie und die Analyse der Moralitäten und Immoralitäten der Zeit sein. Und gleich von allem Anfang tritt neben Darwin — Nietzsche; dazwischen, allerdings planmäßig erst später, sagen wir etwa: Karl Marx; dieser als Begriff, nicht als Lehre. Der Darwinismus, mit seinen Ideen über Entwicklung und Vererbung eine spezifisch menschliche Angelegenheit, bleibt immerfort Gegenstand kritischen Interesses (der Mendelismus; J. v. Uexküll); Wilhelm Bölsche, einer der ersten

Redakteure der „F. B.“, ist dem Meister und dessen Jünger Haeckel gläubig ergeben. Aber gleichzeitig bewundert er Friedrich Nietzsche. Freilich mehr um des Glanzes seines Poeten- und Prophetentumes willen als wegen der Leitgedanken, die er ausstreut, wegen des Klärungswertes seiner philosophischen Einstellungen und kulturmenschlichen Optik, wodurch die ganze moralpsychologische Problematik der Modernität an der Wurzel gepackt, ihre überladene Vielfältigkeit, ihre schwächende Unruhe, ihre myriadenfach schillernde Unsicherheit und Sehnsucht nackt gemacht wird. Bölsche sah, wie später seinesgleichen, nur die Unzulänglichkeiten im einzelnen, die innere Unausgeglichenheit in dem Menschen und seiner Philosophie; er stellte das naturwissenschaftliche Loch in Nietzsches Bildung fest: er hätte noch tausend andre Lücken feststellen können, so im Sozialen, Wirtschaftlichen, Politischen. Er übersah nur, daß selbst zehn Jahre Naturwissenschaft nach faustischer Art, die der Einsame vorhatte, seinen Entwicklungsbegriff und seinen Kulturbegriff dem des Darwinismus nicht wesentlich angenähert hätte. Aber wo sonst wurde um 1890 auch nur so viel verstanden? Auf den Lehrstühlen, auf denen zehn Jahre später lebensgrüne Privatdozenten den zäsarischen Umwerter und Dionysier ‚werteten‘ und paragraphierten, in Zeitschriften und Tagesliteratur herrschte Feindschaft und Mißverständnis. Ein führendes Blatt der fortschrittlichen Bourgeoisie brachte eine Auseinandersetzung über ‚Nietzsche und die Kathederphilosophie‘: durch Schlenthers Mut als Konterbande; wie bei Ibsen hätte sich der chefredaktionelle Bildungsphilister sonst protestantenvereinliche Richtigstellungen erlaubt. Die Arbeiten von Lou Andreas-Salomé waren, sachlich von beschränktem Wert, für die damalige Zeit ein Unikum an Fähigkeit, hinter dem Werk den Menschen und sein Zentrum zergrübelnder Selbstbeziehung zu finden. Die Wirkung auf das ganze Geschlecht war außerordentlich: und hier fand sie, neben den Veröffentlichungen des Denkers aus den Briefen und dem Nachlaß, in den Dithyramben von Dichtersleuten und den Analysen kongenialer Nachprüfer das erste starke Echo. Es steht damit im Zusammenhang, daß die Zeitschrift grundsätzlich, und ohne das Ergebnis der rein wissenschaftlich orientierten Betrachtung zu vernachlässigen, die Philosophieversuche sich einbezog, die von der Basis des rätselhaft fernen und . . vertrauten Lebensgefühls eine bejahende, beruhigende und doch vorwärtstreibende Welt- und Lebensansicht zu gewinnen trachteten: Henri Bergson stellte sich im Juli 1913 den Rundschaulesern vor. Und aus dem gleichen Standpunkt wird das Interesse gerechtfertigt, das hier den übrigen Humanisten des neunzehnten Jahrhunderts entgegengebracht wird, den Gottsuchern wie Sören Kierkegaard, in denen die religiöse Bedürftigkeit des zerspaltenen Zeitbewußtseins jenseits der hebräischen Kleider so wehbeladen durchzittert, oder den kräftigeren Angelsachsen Ruskin und Emerson und Carlyle, weil sie ihre Gesamtansicht, direkt bis in die Kunst, die Wirtschafts-

organisation, die Politik hinein, dem Leben einzuschmelzen strebten. Denn das ist das Wesentliche, das allein.

Aber damit stehen wir schon mit beiden Füßen im Sozialen, im Politischen, in den Bezirken der näheren und engeren Menschlichkeit. Ob wir Darwin sagen, oder Nietzsche, oder Carlyle, — ins Herz jenes urpolitischen Problems der sozialen Rangordnung führen sie alle, ins Zwielicht der heiß umstrittenen Grenzverhältnisse zwischen einer Aristokratie, die möglich, und einer Demokratie, die nicht nur wirklich: die wünschenswert sein wird. In den ersten Jahrgängen schon leisten die Herkner, Oppenheimer, Sombart und viele Gefolgsleute höchst intensive Aufklärungsarbeit. Sie zeigen die Umschichtungen in der Gesellschaft, die Struktur und den Mechanismus des Kapitalismus, den Sinn und die Zukunft der sozialen Klassenkämpfe. Sombart entwickelte sich von Marx, dem früh hochverehrten, hinweg, ins Analysieren dessen hinein, was war und ist, — und in eine Art psychologisierender Romantik, die als Zeitstimmung charakteristisch ist. Oppenheimer gibt uns eher das tägliche Brot, er gibt, mit Utopischem vermengt, Konstruktives, er richtet, sehr realistisch, das Augenmerk auf die Lage und Frage des Bodenmonopols, er erörtert im Zusammenhange damit das Bedürfnis nach innerer Kolonisation, er sucht den Wirkungsbereich und die Technik zukünftiger Siedlungsgenossenschaften zu bestimmen. Das sind für uns hier mehr als die Haut- und Magenfragen, um welche die kleine Münze des politischen Tageskampfes unaufhörlich wirbelt. Es sind die Grundquellen, aus denen das politische Urteil im einzelnen fließt, die Hunderte von Essays und Artikel speisten. Wir hassen (spricht so nicht irgendwo der Olympier Goethe?), was nur belehrt, ohne die lebendige Tätigkeit und den Willen zur Zukunft zu steigern. Das ist unser Radikalismus.

Steigen wir ein paar Stufen tiefer. Die Sphinxfragen des Frauenproblems suchten hier nacheinander besonders Laura Marholm, Ellen Key, Helene Lange und Lucia Dora Frost zu beantworten; zum Teil scheinbar gegeneinander, in Wahrheit nebeneinander, weil der sozialökonomische Gesichtspunkt der einen mehr die Gegenwart umschließt, der generationspolitische der anderen (Frost) von Fernstenliebe diktiert ist. Im engeren politischen Bezirk ist Friedrich Lists Devise ‚Et l'humanité et la nation' unser Polarstern gewesen: mit nachdrücklichster Ablehnung der pöbelhaften Exzesse des verzwergenden Nationalismus, der aller Orten (besonders in Frankreich) den Charakter, in Deutschland aber besonders den Geschmack verdorben und den herrlichen weltweiten Humanismus der klassischen Zeit zur erbärmlichsten Bildungsphrase entleert hat. Uns fehlt die freie politische Atmosphäre, der Respekt voreinander ist sozial und politisch kaum nicht geboren, der Bürger ist mit einer dicken Kruste Untertan überzogen — unsre Kulturgüter haben den

problematischen Vorzug des „Objektiven‘: sie stecken in Bibliotheken, in Laboratorien, in Verwaltungsstuben, in Fabrikräumen, Kontoren, Betrieben. Die Demokratie hat sich wirtschaftlich organisiert, politisch steckt sie noch in den Kinderschuhen, ihre bourgeoise Oberschicht ist plutokratisiert, zerspalten, seit Bismarcks Tagen (die doch so lange schon, so lange vorbei sind) entmannt. Sie wird nicht eher reifen, als bis das Parlament die Rechte einer kontrollierenden und leitenden Körperschaft automatisch übt und sich Bureaukratie und Militarismus politisch untergeordnet, zu ihren Organen gemacht hat. Dies mag kein Endziel sein, aber es ist ein unerläßlicher Durchgang dazu, aus dem fragmentarischen Betriebsmenschen ohne Initiative einen aufrechten, selbstsicheren, taktsicheren Typus zu machen, dem angelsächsischen gleichwertig, ja, wegen des Reichtums seiner Seelenkräfte, überlegen. Solange er das nicht ist, wird seinem Welt- und Expansionsdrang da draußen der persönliche Ankergrund fehlen. Das ist hier oft genug unter gesteigerter Teilnahme unsres Kreises gesagt worden, programmatisch oder von Fall zu Fall in der Junius-Chronik, ob es sich um die Zankäpfel der inneren Politik oder die Fatalität des Imperialismus handelte.

Ich schließe. Die Selbstbetrachtung, mit ihren unendlich vielen im Generalregister der „Neuen Rundschau" fixierten Facetten, darf nicht in Selbstbespiegelung ausarten; davor bewahrt, glaube ich, der vielfache Reichtum der Leistung und der eitelkeitsfremde Ernst unsres Wollens. Nur zeigen wollten wir, so ungefähr wenigstens, wohin die Fahrt geht, wohin das Streben zielt, woher das Mark unserer Urteils- und Geschmacksbildung kommt; — wie man wurde, was man ist. Das Geheimnis der Wirkung unsrer Zeitschrift läßt sich in ein Wort zusammenfassen: Vitalität. Es stand am Anfang und stehe am Ende. Gestaltete Vitalität, deren Gnadengeschenke wir in die Scheuern zu bringen suchen; oder deren aufsteigende Säfte in Wahrhaftigkeit nach Gestaltung suchen. Es war und ist und soll sein: ein Bekenntnis zum Frühling, zur Jugend, zur Zukunft. Ein solches Bekenntnis setzt, neben und vor die Hierarchie des Anerkannten und Vollbrachten, den zeitlosen Adel der Gesinnung und der Leistung. Ihnen aber, die ihn besitzen und ihn bewähren, sie seien die Jungen und Jüngsten, — gerade ihnen: den Jungen und Jüngsten, rufen wir das Wort des Alten von Weimar zu: Wir heißen Euch hoffen.

. . . heißen Euch hoffen.

Zur Krebsfrage

von Ernst Schweninger

Da und dort erdröhnt wieder einmal aus den Lagern ärztlicher wie journalistischer Sensationsnaturen und glaubentrunkener Optimisten die schmetternde Trommete der Verkündung. Und unter ihren verheißungsvollen Tönen setzt man — bona fide, wie ich nicht bezweifeln will, — recht, als handle es sich wirklich um einen Phönix, eine — Riesenente in die Welt und läßt sie schwimmen. Die Legende von der Wahrscheinlichkeit neuer Auxilien gegen den „Krebs", das heißt aber nicht neuer Hilfsmittel nur zu einiger Hilfe vor, nein, sondern sogar vollends „Heilmittel" von jenem gefürchteten Gegner der Weiterexistenz menschlicher Organismen. — Neue Genesungsmittel, das heißt also Vernichtungsmittel gegen jenen, — in Gestalt des Mesothoriums, wie des Radiums und der Röntgenstrahlen! Und dieses Rhapsodieren vollzieht sich ganz oder doch nahezu (wenn nicht noch mehr) mit demselben Enthusiasmus der immer gleichen Menschheit, zum Teil auch der ärztlichen, mit dem bisher und teils auch jetzt noch nebenher dem Götzen Messer als Schutzheiligen gehuldigt ward und wird (außer sonstigen Dingen, die man heilig gesprochen) gegenüber dem Krebs sowie anderen Dysdämonen des Menschengeschlechts. —

Wahrscheinlichkeit? — Und Heilmittel! — — ? — Wirklich?? — Ja — in der Meinung und Hoffnung respektive in den Proklamationen jener leicht- und seicht- und gerngläubigen Rezept- und Panazeenreligiosen und ihrer Nachbeter und -treter, denen allen der Wunsch — auch der Wunsch nach dem Neuen — der Zeuger der Idee ist. — Aber Heilmittel in der Realität der Tatsachen, im Fleisch und Blut der Kranken, in der Wirklichkeit künftiger entschiedener und entscheidender, ganzer, endständiger, nachhaltiger, einwandfreier Erfolge?? — Um es gleich zu sagen: Nein, ich glaube es nicht; kann und darf nicht daran glauben.

Man spricht von jenen Stoffen als Heilmitteln, und dabei steht heute noch nicht einmal einheitlich und einstimmig fest, was wir unter Krebs zu verstehen haben; trotz allen Hypothesen beziehungsweise pathologisch-anatomischen, mikroskopischen, ätiologischen usw. Forschungen, die den unbefriedigenden klinisch-pathologischen, ätiologischen, symptomatischen, experimentellen usw. tunlichst rasch und zahlreich gefolgt sind.

Ich protestiere gegen solche immer zahlreicher und öfter und geschäftiger umlaufende Alarmierungen, gegen die in unserer erfindungsreichen Zeit immer mehr beliebte Flottzüngigkeit und Flinkfüßigkeit, die echten Arzttums höchstens insofern würdig ist, als sie an die Flügelschuhe seines Gottes erinnert, Herrn Äskulaps. — Wohlverstanden! Nicht, daß man in der

seriös-wissenschaftlichen Ära — entgegen dem sonst verpönten ärztlichen Handeln, Suchen und Versuchen von Hilfe — vor exakt gestellter Diagnose nach neuen Mitteln fahndet (das Probieren geht auch heute noch oft über Studieren, und der Mensch hat durch sein Gehen in die Empirie hinein und sein Schöpfen aus der Empirie heraus den Kranken zu Gutem zu lenken und zu führen vermocht, längst bevor er dessen Wesen und das Wesen der Mittel zu ergründen begonnen und es unternehmen gekonnt), aber daß man von bereits oder doch wohl in absehbarer Zeit akquirierten Heilmitteln spricht, ohne zu wissen, wogegen, — gegen solche Konstatierung und Prophezeiung will ich frondieren.

Was ist der Krebs? Wir wissen es nicht. Aber wir haben begründete Vermutung, es mit Recht immer noch mit der alten, doch nicht als veraltet anzusehenden Theorie der Blut- und sonstigen Säfteentmischung zu halten; mit der Anschauung des Krebses als gewissermaßen marastischer Erscheinung, als einer Allgemeinerkrankung, eines konstitutionellen Übels — und zwar a priori; wobei die Geschwülste, Geschwüre, die Metastasen (Weiterpflanzungen von jenen durch die Lymphbahn beziehungsweise in den Lymphdrüsen) sekundäre, konsekutive Erscheinungen jener ersten oder miterſten Lokaläußerungen sind und Symptome der universalen Organismuserkrankung, ebenso wie auch die spätere Kachexie (das allgemeine Herunterkommen, Schlechtbefinden, Gewichtsverlust, Abmagerung, Kräfteverfall usw. usw.); und nicht etwa umgekehrt; das heißt, es geht die Generalisierung, wie als dessen beweisendes Zeichen jene allmähliche Depravation des ganzen Körpers irrtümlich erachtet wird, nicht erst später vor sich, sondern nur die Ausbreitung der Symptome. Das dermaßen zunehmende Sinnfälligwerden der Erkrankung ist zwar ein Zeichen ihrer Verschlimmerung, ihres längeren Bestandes und eines endnäheren Stadiums ihres (vielleicht mit der Zeit progressiven) Ablaufes, jedenfalls aber ebensowenig wie die örtlichen Produkte Beleg einer ursprünglich lokalen, sondern einer allgemeinen Heimsuchung des Körpers, deren Erscheinungsformen, deren äußerlich sichtbar werdende Bevorzugungs(Prädilektions)stellen sie sind, — die aber nicht in ihnen allein besteht, nicht mit ihnen zu identifizieren ist, sowie diese nicht mit ihr. Lauter Wahrheiten, die mutatis mutandis auch für andere, sogar für alle die anderen Konstitutionalerkrankungen gelten, ja für alle Erkrankungen überhaupt, vor allem in dem Sinne, daß das Symptom die Krankheit bedeutet, das heißt auf sie hinweist, nicht aber sie ist.

So ist also auch nicht erst, wenn wir auf nachweisbare Veränderungen des status normalis treffen, Krebs gegeben, sondern bereits vorher. Und ebensowenig haben wir dann, wenn wir die Symptome kuriert haben (was gewissermaßen dem Aufzäumen des Pferdes am Schweife entspricht) auch das sogenannte Leiden kuriert respektive den Leidenden (übrigens oft gar

nicht so kraß Leidenden, wie nach der Prognostiziererei der Ärzte oft zu erwarten ist, und wie der Patient, wenn sich der Arzt „dazu geschlagen" hat, nach jenem Horoskopieren, sowie der Diagnostiziererei, Medikasterei und vor allem Schneiderei freilich oft leidet). Denn soviel will ich schon hier — nicht aus der Schule schwätzen, aus der Schule, in der ich nicht mittue, weil ich sie nicht billige, sondern über sie aus dem Leben reden, in dem ich ihre mich verstimmenden Resultate öfter gewahre, als mein ärztliches Empfinden als Maximalzumutung ertragen will. Beschleunigt, aber nicht erleichtert wird oft der Ablauf der Krebserkrankung unter der Geißel der Therapie, die sie oft ist; beschleunigt aber nicht zur Heilung der Krankheit, sondern zum Ende des Daseins, zur Heilung vom Leben zu Tode.

Daß wir es mit einer allgemeinen Affektion und zwar einer Erkrankung der allgemeinen Ernährung zu tun haben, darauf deutet die Beobachtung, daß die besonders reichliche Fleischkost konsumierenden Engländer besonders viel Krebskranke aufzuweisen haben, wogegen vorzugsweise vegetarisch lebende Leute respektive Völker, wie die Japaner, ein äußerst geringes Kontingent zu dieser Erkrankung stellen; wobei allerdings auch, was die beiden genannten divergierenden Völker betrifft, die verschiedene Zone mit ihrer verschieden wirkenden Sonne, den namentlich in der Intensität, Dauer usw. verschiedenen Belichtungs- und Wärmungsverhältnissen der nordischen, englischen, und der japanischen Sonne vielleicht von beträchtlichem Belang sind. Dies gibt im Sinne des möglicherweise als ursächlich oder wenigstens Disposition schaffend in Betracht kommenden fortgesetzten abundanten (Fleisch-) Eiweißverschleißes (vergleiche Hofmann) usw. an den Körper zu denken.

Handelt es sich, wie die große Mehrzahl der heutigen Wahrheitsucher anzunehmen mehr als geneigt ist, um eine Infektionserkrankung (eine Annahme, die neuerdings eine starke Stütze — vielleicht für eine Kategorie von Krebserkrankungen — erhielt durch die experimentellen Versuche eines Kopenhagener Pathologen, der den Erreger in einer mikroskopisch kleinen Nematodenform und den — oder einen — vielfach vermuteten Zwischenwirt in der Schabe gefunden und mit der Verfütterung bei Ratten krebsartige Geschwülste zu effizieren vermocht hat), — dann würde auch dies eventuell beitragen zur Auffassung des „Krebses" als Allgemeinerkrankung a Priori.

Daß die Krebserkrankung immer eine Allgemeinaffektion wird, und dann eine solche von größerem Umfange vielleicht und eine gravierendere und sicherer deletäre ist als irgendeine andere chronische und akute, wenn auch nicht unter so fulminanten, stürmischen Erscheinungen einsetzend und verlaufend, wie manche der letzteren, — dafür kann man sich auf die immer allgemeiner werdenden Symptome, die Karzinosen und den Ausgang berufen, und das wird auch allgemein nicht bestritten, vielmehr behauptet und danach gehandelt.

Und es ist dabei pathologisch zunächst weniger wichtig, ob es sich um eine chemische, nicht auf mikrobischer Intoxikation zustande kommende und wachsende Erkrankung oder um eine bakterielle usw. handelt. Pathologisch, weil therapeutisch, wichtig ist es aber — vor allem —, daß die Erkrankung allgemein ist von Beginn an, wofür die etwaige Tatsache oder Nichtexistenz und die Zahl der auftretenden Äußerungen belanglos ist; und dafür wäre die Bejahung der Erkrankung als Infektionsfolge (die, beiläufig gesagt, mit einer sonstigen Störung irgend welcher Art in fördernder Wechselbeziehung stehen kann) auch kein Beweis; wohl aber ist dafür jene genannte Tatsache, die für eine gewohnheitsmäßig von langher, ja durch Generationen hergeleitete Ernährungsstörung spricht, ein starker Anhaltspunkt, um so mehr, wenn wir die geprüften differenten Wirkungen des Fleisches auf den Körper und vor allem einzelne seiner Organe und Systeme (Herz, Nerven usw.) in anderer (reizender, abnützender) Weise in Rechnung ziehen. —

Wenn wir kursorisch der Geschichte der Auffassung der Krebserkrankung nachgehen, so ergibt sich in Kürze folgendes:

Historisch steht fest, daß man bis in das graueste Altertum, nicht etwa erst bei Galen oder Hippokrates, von Krebs, Cancer, Κάρκινος bei den Deutschen respektive Römern und Griechen gesprochen hat; aber ebenso fest steht, daß zu allen Zeiten die Begriffe und Bedeutungen, ja Beurteilungen dessen, was man Krebs zu nennen hat, geschwankt haben. Ziemlich sicher ist es wohl, daß zur Zeit der groben, bildlichen, figürlichen Namengebungen der Name „Krebs" entsprungen ist, und hat man dann wohl von da an zu allen Zeiten eine dem Seekrebs ähnliche Geschwulst mit strangförmigen Fortsätzen, die den Beinen entsprechen sollten, als Krebs bezeichnet; und zwar wird dieser Ausdruck für die mit blauen Adern (Venenerweiterungen?) entsprechenden Bildungen an der Brust, später aber für alle möglichen Tumoren und Geschwüre gebraucht, denen man noch den Begriff des Fressenden (Esthiomenos) zufügte. So hat man das Wort Cancer noch in unserem „Schanker" erhalten. Aber später wurde auch das Sarkom wegen der Metastasen, nebenbei vielfach Enchondrome, Myome zu den Krebsen gerechnet. Erst Cuveilhier definierte etwas schärfer Karzinome, Krebse, als unheilbare Geschwülste, die man ausschneiden, brennen, ätzen kann, und die trotzdem immer wieder kommen und sich im Körper generalisieren, die dann dort auf dem Wege der Blut- und Lymphgefäße und der Ansteckung (Autointoxikation) neue Geschwülste bilden und so unheilbar erscheinen. Neben der Unheilbarkeit galt die Krebsmilch bei Druck auf den Durchschnitt als charakteristisch, und seit Bichat in den Karzinomen etwas Fremdartiges sah, wurde die „Geschwulst" in der Anschauung der Ärzte allmählich zum Parasiten, wozu vielleicht der Name etwas beitrug, vielleicht auch der Hinblick auf die oft krampfhaften, gleichsam wie von der

zwickenden Umfassung eines Lebewesens, eines Tieres, von Krebsscheren herrührenden Schmerzen der Kranken; schließlich suchte man in Parasiten die Ursache, und dies um so leichter, als seit Schwann ja der tierische Körper als aus Zellen bestehend und seit Joh. Müller der Krebs als aus zelligen, geschwänzten usw. (multiformen) Bestandteilen des menschlichen Körpers bestehend befunden wurde.

Die Krebsgeschwülste, deren Formen je nach ihrer Konsistenz als Scirrhus, Faserkrebs und Markschwamm unterschieden wurden, sind Gewächse, die entstehen aus wuchernden normalen Gewebselementen, stets von den Epithelien — den Gewebsüberzügen — ausgehen, mehr und mehr um sich greifen und — meist in ihren älteren Beständen — ulzerös (geschwürig) zerfallen, eventuell schrumpfen, auf dem Geleise, (richtiger: der Leitung) des Blutgefäß- und des Lymphsystems (Drüsen und Gefäße) immer weitere Partien sicht- respektive fühlbar erfassen und auf mehr oder minder benachbarte oder ferne, schließlich oft innere Organe sich ausbreiten. Sie erscheinen stets ursprünglich an den Zellüberzügen (Epithelien) der Organe und senken sich weiterstrebend in die darunterliegenden Schichten ein. Demgemäß zeigen sie sich zunächst an der epitheltragenden äußeren Haut und den auf ihr mündenden Drüsen, auf den Schleimhäuten und den mit ihnen zusammen- oder von ihnen abhängenden Drüsen, bei Männern besonders häufig in der Unterlippe, bei Frauen in den Brüsten, bei jedem Geschlecht aber auch an den Genitalien (beim Weibe namentlich am Uterus), in der Gesichtshaut, im Magen, Darm (vorzüglich Mastdarm), Zunge, Kehlkopf.

Anfangs sind es meist nicht sehr scharf abgegrenzte, mehr diffuse, knotige Verhärtungen, die gewöhnlich in fressende Geschwüre übergehen, manchmal pilzähnlich hervortretende Geschwülste. Nach etlicher Zeit bemerkt man die Lymphdrüsen affiziert und weitere Tumoren. Immer weitere Gebiete, Drüsen und Organe werden ergriffen und zuletzt sogar in vielen Fällen Lungen, Leber, Knochen usw. Die subjektiven Beschwerden richten sich besonders nach dem Sitz. Die, wie geschildert, befallenen Organe werden mehr oder minder zerstört und funktionsunfähig gemacht. Es kommt in Röhren- und Hohlorganen, wie Speiseröhre, Magen, Darm, zu Verengerungen. Meistens, besonders in vorgeschrittenen Stadien, kommen geringere oder größere Schmerzen zustande. Die Erscheinungen und der Verlauf sind — wie immer auch bei allen anderen Erkrankungen — so verschieden und vielgestaltig wie die Menschen, und variieren stets je nach Alter, Geschlecht, Widerstandskraft des Betreffenden, des Trägers, Verhalten der Ursachen, eventuellem Virulenz-(Giftkraft-)Grad der eventuellen Anstifter, respektive deren eventuellem Verhalten untereinander (ich meine der etwaigen erregenden kleinen und doch so hochmögenden Potentaten, der Mikroben, die den ihnen gegenüber zu schmächtigen Riesen, den durch ihn erkrankenden Menschen, niederwerfen);

weiterhin je nach Sitz der Äußerungen der Erkrankung, Dauer der letzteren, einigermaßen auch Verhalten des Kranken und des Arztes usw. usw. Leute mit weicheren, saftreicheren Tumorenformen scheinen gewöhnlich rascher zugrunde zu gehen als solche mit härteren und schrumpfenden. Natürlich ist je nach den Organen, je nach deren Lebenswichtigkeit, Eintritt der Störungen usw. der zeitliche Spielraum der Erkrankung besonders variabel, oft aber durchaus nicht so leicht absehbar, wie man meint. Daß die Erkrankung weitaus, ja fast durchaus in vorgeschritteneren Lebensjahren sich ereignet, deutet vielleicht und möglicherweise auf eine Kumulation längerer Zeit einwirkender Schädlichkeiten, teils als (wenigstens Mit-) Ursache, teils als Folge der (eventuell auch aus anderen Quellen stammenden) verminderten Widerstandskraft. Ob es sich um eine (dann auch wohl — in verschiedenen Fällen — immer quantitativ abgestufte) Ursachenart handelt oder um mehrere (auch eventuell in einem und demselben Fall neben- oder nacheinander einwirkende): Jedenfalls kommt wohl oft als Ursache oder disponierendes Moment jene ernährungshygienisch schädliche, langzeitig fortgesetzte Speicherung oder doch Aufnahmenachwirkung im ganzen numerisch fehlerhafter, zu starker, eventuell auch zu schwacher, oder qualitativ einseitig zu sehr bevorzugter Kost, speziell wohl von animalischem Eiweiß, in Betracht; wofür neben den bereits erörterten Indizien vielleicht noch eines zu erwähnen ist: Ist die bei manchen Krebskranken oft früh (scheinbar wenigstens; den wahren Beginn der Erkrankung können wir ja noch nicht datieren) zu bemerkende, ja auffällige Fleischscheu, die sonderbare und merkwürdige suspekte „Eingenommenheit" gewissermaßen des Fleisches gegen das Fleisch, s p e z i e l l gegen das Fleisch, eine direkte Folge der langen Fleischeiweißüberschwemmung und deshalb ein pathologisches Notabene und ein therapeutischer Mentor? Oder ist jene Aversion nur indirekt eine Konsequenz der Erkrankung, — basierend auf dem Nach- und Vorempfinden der Verarbeitungsschwierigkeit durch den verdauungsunterleistungsfähigen Digestionstraktus und der Nachteiligkeit solcher Nahrung? Oder beides? — (L a u t e r F r a g e z e i c h e n! — A b e r b e s s e r F r a g e n, a l s M ä r c h e n u n d S a g e n! Selbst auf die Gefahr hin, allein damit schon oder neuerdings einer ketzerischen „Umwertung aller Werte" bezichtigt zu werden.)

Daß die Erfahrung in jedem Fall als besonders bevorzugte, das heißt bei der Geschwulstbildung nächstbevorzugte Gewebe die Epithelien und die mit ihnen zusammenhängenden Lymph- und anderen Drüsen usw. zeigt, ist nicht verwunderlich; die sozusagen aus dem Innersten (das heißt von Blut, Lymphe und übrigen Säften) herkommende und herwirkende Erkrankung findet gerade in den äußersten, das heißt oberflächlichsten Gewebsbezirken der Oberfläche meist — und bestvorbereitetes Material und Absatzstätte — naheliegenderweise, weil sie zunächst allen Einwirkungen der Außenwelt ausgesetzt

sind. Eine offenbar örtliche Begünstigung hat statt durch chemische, thermische (Hitze — zu heißes Essen und Trinken; Verbrennungen, Brandwunden) und mechanische (Traumen) Reize und Läsionen, chronisch entzündliche Zustände und Prozesse. Welche ekto- und endozellulären Momente und Vorgänge (bioelektrischer Natur usw.) dabei und sonst in Betracht kommen, davon haben wir keine weitere Kenntnis. Zu den mechanischen Prädispositionsmotiven ist noch nachzutragen, daß aktive und passive Narbenzerrung des rigiden Narbengewebes ebenfalls als solche in Betracht kommt. Solche „Motoren" scheinen örtlich oft und viel als nächstveranlassende, auslösende Faktoren, als Mitarbeiter der eigentlichen Ursachen, der „Gründe" der Erkrankung zu wirken, wie sie auch als Vorarbeiter den Boden darstellen und bestellen, auf dem jene ihr lokales Werk ausführen. Die Permanenz mechanischer (eventuell auch chemischer) Schädigung obwaltet auch bei den Schornsteinfegerkrebsen und den Pfeifenraucher-Lippenkrebsen, bei welch letzteren der konstante Druck des Pfeifenmundstückes (das oft lange unausgesetzt, neben stark bewegender Arbeit, seitens des Rauchers, zum Beispiel des Feldarbeiters, Handwerkers usw., nur oder mehr mit der Ober- und namentlich Unterlippe als mit den Zähnen gehalten wird) zusammen mit der chemischen Präparation durch die reizwirkende Tabakjauche die genannte Schädigung „besorgt".

Wir haben uns mit diesem summarischen Überblick die uns bekannten respektive wahrscheinlichen pathologischen, anatomischen, pathogenetischen Verlaufs- und prognostischen Verhältnisse vergegenwärtigt, als Voraussetzung für eine Betrachtung, für das Verständnis respektive für eine Kritik der Therapie.

Auf welchem Standpunkt stand „man", das heißt die „kompakte Majorität" der Ärzteschaft, das heißt so viel wie die Allgemeinheit der Schul- und Zunft-Sachverständigen, bis vor kurzem und seit langem und wo steht man heute noch hinsichtlich der Behandlung des „Krebses"?

Keine „Krankheit", das heißt kein pathologischer Beelzebub (im Sinne der immer noch quasi-dämonologischen Anschauungen von krankhaft alterierten Organismen respektive deren Veränderungen) steht mit so sensationellen, riesengroßen und -dicken, schrei- und schrillroten Lettern auf der Proskriptionsliste der internen Mediziner, das heißt wird so apodiktisch, kategorisch, fanatisch und nahezu exklusiv aus den Grenzen ihres Rayons verbannt und verdammt und geächtet und sogleich und gerade beim ersten Ansichtigwerden der ersten Anzeichen als der Domäne des Operateurs zugehörig proklamiert und ausgeliefert, als der „Krebs".

Neben der — wie man behauptet — allein fröhlich- und seligmachenden, kardinalen, chirurgischen (operativen) Therapie wird alle andere Behandlung höchstens als nebensächliche, begleitende, symptomatische, palliative zu- und

gelten gelassen. So die mit mechanischen, chemischen (namentlich ätzenden), thermischen, elektrischen Eliminierungsmitteln und den früher und zum Teil noch heute hie und da als mehr oder minder sogar spezifisch angesprochenen inneren (Condurango) und äußeren (Höllenstein usw.) Krebsmitteln, unter anderem Kankroin, Sera, weiterhin Diätetika, Kräftigungs-, Schmerzlinderungs- usw. Mittel.

Man stellt die strikte Forderung der radikalen Gewächsausrottung und meint mit Erfüllung dieses unbedingten Postulates das Gesamtübel an der Wurzel zu treffen und mit ihr auszureißen, während man auf diese Weise, mit diesem angeblichen Radikalismus tatsächlich nichts und wieder nichts anderes als mehr oder weniger nur der momentanen oder gar nur der momentan zugänglichen Aushängeschilde des kranken Körpers habhaft zu werden vermag. Nach solch vermeintlich gründlicher, möglichst ausgreifender, möglichst frühzeitiger Auslösung (Exstirpation) der Geschwulst, Neubildung, Knoten usw. und deren Lymphdrüsenumgebung, Absetzung im „Gesunden" erhofft und verspricht man sich, den Kranken, deren Angehörigen und seinen Schülern die völlige Genesung.

Mit welcher Pflicht, mit welchem Recht und Effekt dies alles geschieht, man aus solchen Prinzipien handelt und diese Grundsätze weiterpflegt und -pflanzt, ergibt sich aus dem über das Wesen des Krebskranken Gesagten, aus der dies stützenden, bestimmenden und immer wieder bestätigenden pathologischen sowie therapeutischen Erfahrung von selbst.

Es ist nicht viel klüger, und kaum mehr zu rechtfertigen, sich so zu verhalten, als wenn man etwa einem Luetiker, das ist auch einem Konstitutionskranken, phagedänische Geschwüre, die irgendwo örtlich auftreten, ausschneiden und -brennen wollte und ihm damit zu helfen oder gar ihn zu heilen meinte. Die Überantwortung operabler „Fälle" von „Krebs" an den Scharfrichter, den Chirurgen, ist meist unverantwortbar. Wie steht es in Wirklichkeit mit den Leistungen des Messers? An sich und gegenüber anderen Mitteln?

Bringt es Hilfe? — Bei einzelnen Umständen ja; so bei direkten oder indirekten Verengerungen durch Wucherungen beziehungsweise deren Anlagerung, Druck auf Nachbarorgane, besonders Hohlorgane, Gefäße usw. So kann es manchmal, allein und mit anderen Mitteln, oft ihm allein mögliche momentane Dienste quoad functionem, auch quoad vitam leisten.

Bringt, vermittelt das Messer wirklich Heilung der Erkrankung — wie so viel behauptet wird — wenigstens bei früher Erkenntnis? Nein. Selbst bei diesem viel gerühmten, als so souverän bezeichneten, und erst recht bei diesem überschätzten Mittel sind nach all den physischen und psychischen Strapazen der Operierten, unter zurückbleibenden Schädigungen durch jenes selbst, nach früher oder später vorübergehender scheinbarer Besserung der ob-

jektiven Situation, oft mehr des lokalen als des allgemeinen äußeren Bildes, und oft mehr durch den Arzt und selbst suggeriertem als faktischem, physischem und seelischem Wohlbefinden des Kranken Rückfälle und zwar oft forcierte Nachschübe an der Tagesordnung; ja sind bei genügender Geduld oft wider der Utopisten Erwarten früh die Regel.

Und anderseits: Gehen nicht dermaßen Vivisezierte wirklich immer so viel rascher und elender zugrunde, wie man sagt? Nein. Auch hier gehören gegenteilige Erlebnisse — auch wieder bei genügender Geduld (wie schon oben angedeutet) — zur täglichen Beobachtung aufmerksamer, nicht präokkupierter, blickgewillter Beobachter. Und was das Malträtement betrifft, so erscheint mir bei vielen Kranken die Operation und ihre Folgen oft das größere, gegenüber dem Verhalten der Natur; der bis zum letzten Augenblick, trotz aller ihrer eigenen destruktiven Tendenz, gleichzeitig mit dieser immer auch retardierenden, hemmungs- und kompensationsbereiten, Heilbestrebungen bewahrenden und betätigenden, mit ihren Schutzapparaten antagonistisch fortwirkenden Natur; um so mehr, wenn sie ungestört, unverkürzt und unverkümmert am Werk bleiben kann.

Ich habe Krebskranke genug gesehen, die operativ unangetastet und auch sonst nicht oder kaum nennenswert oder doch „nur" konservativ oder „exspektativ" behandelt, mit relativ gutem Befinden weit über die von der Prognose bezeichneten Maximalfristen bestanden haben; bei langsamem Tumorenwachstum, ja anscheinenden oder doch scheinbaren Stillständen in diesem, Pausen in der Gewichtsabnahme, ja interkurrenten beträchtlichen Gewichtszunahmen, sowie sonstigen temporären Besserungen und durchgehend verhaltenem Tempo der Ab- und Endwärtsbewegung; auch oft häufiger und langer subjektiver Euphorie in viel größerem Umfang und Dauer, als dies Schwarzmaler sehen und darstellen. Und jeder unvoreilige, unvoreingenommene, scheuklappenlose, rechtsichtige Praktiker kann das gleiche x-mal erleben, wenn er nicht bessermeinerisch, voreifrig, voreilig in Urteil und Handeln, die Natur verkennt und ihr ins langsamere Zerstörungs- und parallele Gegenwerk, in die Verzögerungsarbeit pfuscht, bei der sie ihre stets mobilen Konterkräfte in wertvollem Kampfe einsetzt.

Es ist wahrhaft eine Tragik, eine tragische Ironie, wie oft man einen Kranken durch solches traditionelle Vorurteil um solchen Vorteil bringend, beschleunigend zu eben der Katastrophe beiträgt, der man zu begegnen, das heißt die man zu vermeiden sucht und meint — noch dazu mit so viel „Aufmachung", so viel Aufwand von Kraft, Zumutung von Opfern.

Was unterfängt man sich nicht alles, unter den hochgelobten und hochgeliebten, segensreichen — oft möchte man angesichts jener grassierenden Exekutionspraxis sagen: vermaledeiten — Kautelen der modernen Anti- und Aseptik an modernem Unsinn der Theorie ins Geschehnis umzusetzen!

Haben wir denn durch Lister und seine Nachfolger den Ablaßzettel erhalten für die keckste Überchirurgie, mit der Keimfreiheit den Paß für die roteste Operationsfreiheit? Darf uns die sogenannte Sterilität, unter der wir operieren können, und auf die man sich so viel zu gut tut (den Kranken aber oft so viel zu schlecht! — effektiv wenigstens; die bona fides ist Ihnen gewiß zugestanden, Herr Kollege, und Ihnen auch!), — darf uns denn diese nachgerade längst und indirekt verhängnisvoll gewordene Sterilität das Privileg abgeben für die Sterilität in anders gerichtetem Denken, für die Blindheit, die Untauglichkeit zu anderem Sehen? Man vergißt bei dem leidigen Brauch — nein Mißbrauch; denn ein Abusus ist die Operation bei der Mehrzahl der Krebskranken —, daß und wie man den Körper verstümmelt. Und man übersieht bei der weiteren blutrünstigen Maßnahme (richtiger würde man sagen: Unmaßnahme) der scheinbar so wohlbegründeten, triftigen, „typischen Ausräumung" der Nachbarorgane des engeren Operationsherdes beziehungsweise der regionären Lymphorgane, die nach dem Dogma regelmäßig anzuschließen ist, — man übersieht, daß man damit den ohnedies schon übel hergerichteten, vielmehr schon schier halb oder dreiviertel hingerichteten Körper damit noch weiter verstümmelt, weiter günstige Gelegenheit zur Etablierung von krebsigen Bildungen schafft auf grund von noch umfangreicher geschaffenem Narben- und chronisch-entzündlich gereiztem oder reizbarem, erfahrungsgemäß entartungsdisponiertem und oft auch degenerativ antwortendem Reaktionsgewebe. Wir wissen aber auch — von schlimmen, psychischen Wirkungen ganz abgesehen —, daß mechanische Reize dispositionschaffend sein können; und da berücksichtigt man nicht, daß man durch Operation solche in enormen Mengen und Komplexen setzt. Oder glaubt man, daß solche „kunstgerechte" Alterationen des Körpers für ihn gleichgültig sind, die Gewebe gegen sie indifferenter bleiben in unserem Belang, als gegen anderes zufällig oder weniger „wohlmeinend" Zugefügte?

Man läßt zudem außer acht, daß man so bei fast durchweg schon älteren und überdies schon kranken Personen verfährt, bei denen infolge verschlechterter Blut- und Säftebildung und Ernährung die Wundheilung und Narbenbildung respektive Narbenverfassung eine hinsichtlich der Krebserkrankung um so ungünstigere ist.

Man ignoriert dabei aber auch, daß man in die Kontinuität des Schutzapparatsystems der Lymphinstitutionen (NB. der Lymphdrüsen, der Bildungsstätten der weißen Blutkörperchen, der Phagozyten, der Kampfzellen speziell gegen vordringende infektiöse Schädlichkeiten) bedenkliche Lücken setzt; daß man eine dieser, wenn auch schon mitaffizierten, so doch eventuell auch noch aus gesunden, gesundheitswichtigen, an und für sich und gegen die gegnerischen Einflüsse aktiv besserungsfähigen Partien und Partikeln (Bewohnern) bestehenden Schutzvorrichtungen aus dem Zusammenhang aus-

schaltet. So greift der Mensch oft mit plumpen Fingern, naiv stümpernd, in die komplizierte, automatisch selbstschutzbestrebte, selbstregulierungseifrige Wundermaschine der Menschennatur ein. Wohlgemerkt: Schutzvorrichtungen, die dann vergrößert, schmerzhaft usw. sind, von der Krankheit „ergriffen" erscheinen, wenn sie selbst in den Verlauf der Erkrankung eingegriffen haben; und jenes um so mehr und am meisten, wenn sich gerade das flagrantere, das floridestе Ringen mit den Invadenten, den feindlichen Stoffen, abspielt. Man achte nicht nur auf die dem Organismus nachteiligen Möglichkeiten, Gefahren und Tatsachen des Zustandes und der Funktion jener Organe der Umgebung, sondern auch auf die — und selbst nach Eintritt der angedeuteten Veränderungen — nicht auszuschließenden, günstigen Eventualitäten; berücksichtige jene Organe und ihre Leistungen als für die Widerstandskraft des Körpers positiv bedeutungsreiche, sie als wesentlich wichtig mitbedingende, dem raschen Weiterschreiten der symptomatischen Prozesse oft viel wertvoller als das Messer entgegenarbeitende und mindestens so, wie mir scheint, als wirksamer denn das Messer in Betracht kommende Faktoren, die diesem aber auch vorzuziehen sind angesichts der durch seine Anwendung veranlaßten, oben zum Teil gekennzeichneten physischen und psychischen Alterationen. Man mache sich — unbeschadet gelegentlicher Berechtigung, Zweck- ja Pflichtmäßigkeit, Nützlichkeit und zwingender Notwendigkeit der Operation — genügend, das heißt zu einer Änderung der bisherigen Stellungnahme und Irrwege hinreichend klar, daß Operationen verstümmeln, und verstümmelte Körper immerhin gewissermaßen vermindert leistungsfähig sind und bleiben; daß man ihnen damit also viel Nachteiliges zufügt, viel im guten Sinne Förderliches vom eigenen Hilfsfonds unersetzlich nimmt! Man bedenke, daß die Operation oft erschreckend schlimmer oder doch ebenso schlimm, als das Übel selbst, ist und haust in Leib und Seele des Kranken oder, den negativen Umtrieben in ihm voranarbeitend und nachschiebend, nachhelfend, sie vorbereitend und unterstützend zugrunde hausen hilft und auf diese Weise oft selbst ein wahrer „Krebsschaden" ist oder wird oder beides. Man lerne doch endlich aus den Bodenverhältnissen, notorischen Grundlagen, Begünstigungsanlässen und Vorschubsfaktoren (mechanische Reize, Narben- und chronische Entzündungsgewebe) für die Behandlung, daß man sich nicht befleißigen soll, solche — noch dazu möglichst ausgedehnte — zu produzieren. Man lerne wieder einmal von der Natur selbst, der — immer noch — viel gescheiteren (als wir), der großen Lehrmeisterin auf allen Wegen und Stegen!

Eine Fata Morgana — noch schlimmer als das Scheingebilde der pathologischen Fehl-Idee und Fehl-Erklärung hinsichtlich des angeblichen, anfänglichen, lediglichen Lokalseins des „Krebses", aus der sich der therapeutische Trugschluß, der Irrglaube an den günstigen Erfolg der Operation aufbaut

und damit die diesbezügliche Falschlehre und das Falschhandeln, — eine Fata Morgana ist dessen sanativer Erfolg selbst, die Eventualrettung, ja oft die — und oft selbst die vorübergehende — Eventualbesserung oder gar die Sicherheit einer solchen. Aber es ist so: „Es erben sich Gesetz und Rechte" (oft auch unbegründbare und arrogierte; und üble Gewohnheiten und Moden) selber „wie eine böse Krankheit fort." . .

In der neuesten Zeit hat man nun leichter zugänglichen, oberflächlicheren oder für das Messer inoperablen Tumoren gegenüber respektive in sogenannten desparaten, desolaten, verzweifelten Fällen (in denen aber die Ärzte und Angehörigen erfreulicher- und unerfreulicherweise bisher meist hoffnungs- und trostloser und verzweifelter die einigermaßen brauchbaren Gewehre wegzuschmeißen pflegten als die Kranken, die ihren eigenen Zustand ahnten) statt des Messers, wenn nicht als Panazee, so doch als Polyazee die Röntgenstrahlen, das Radium und wertlich vor allem das Mesothorium gepriesen; für die erstere Rubrik von Fällen wird freilich meist nach wie vor am Messer als überlegenem Mittel festgehalten, wenigstens wird dies vorläufig einer etwa nicht sicher vollwertig ersetzenden, operationslosen respektive unblutigen Therapie vorgezogen.

Ich sehe — und das gilt mir für diese ganze Agentiengruppe — kein Heilmittel in dem örtlich angewandten Mesothorium, das wie auch das Radium und die harten Strahlen der Röntgenröhre bei gewisser Bestrahlungsintensität und -dauer das Gewebe der Krebsgeschwülste angreift und zu deren Verfall führt — warum, ist nicht aufgeklärt; übrigens nicht nur auf das karzinomatöse Gewebe, sondern auch auf das andersartiger, auch unter sich heterogener Tumoren wirkt und insofern nicht eigentlich für Krebs spezifisch zu nennen ist; weiterhin bei stärkerer und längerer Applikation auch auf gesunde histologische Substanz, nämlich verbrennend, wirkt und also hierin eine nicht absolut, nicht prinzipiell, sondern nur relativ, graduell verschiedene Reaktion zeitigt — entsprechend einer ebenso verschiedenen Aktion). In diesem Mesothorium, dessen Strahlenmacht ihm selbst schon einen Strahlenkranz, eine Strahlenkrone verschafft, eine Gloriole zusammenerstrahlt hat, sehe ich ein bestenfalls rascher, angenehmer, auch sicherer als andere (auch als das Messer, wenn man einerseits dessen Nachbehandlung, anderseits dessen Gefährlichkeit während und im näheren und weiteren Gefolge seiner Anwendung in Erwägung zieht) auf gewisse Erscheinungen sich richtendes (symptomatisches), diese zum Verschwinden bringendes, die Erkrankung bemäntelndes (palliatives), nicht ein die Ursachen austreibendes (kausales), nicht ein das ganze Wesen des Kranken in die gesunde Verfassung rückveränderndes Mittel; höchstens also ein neues Hilfsmittel bei der Krebsbehandlung, kein Heilmittel, mindestens nicht besser als alle bisher gekannten unzulänglichen.

Selbst die vollkommenste Zerstörung von einzelnen lokalen oder allgemeinen Ausdrucksformen einer Erkrankung — und wenn sie auch die einzig wahrnehmbaren oder wirklich bestehenden sind; wenn latente Erkrankungszeichen nicht existieren, — dies Kurieren, das heißt Wegkurieren aller Art ist eben nicht Heilung; gleichviel ob es sich um eine mehr oder minder zirkumskripte pathologische Veränderung handelt (derlei es streng genommen nicht gibt!) oder um eine von vornherein, früher oder später generale. Eine Erkrankung macht eben nicht ihr Symptomenkomplex aus, sondern der aus dem Gesunden veränderte Gesamtlebenszustand (gewissermaßen eine contradictio in adjecto, insofern Leben Bewegung ist; sagen wir also Gesamt-Lebensvorgänge) des betreffenden (immer spezifischen) Menschen, wozu auch die ihm innewohnende Erkrankungstendenz gehört, die sich eventuell in den Erscheinungen ausspricht. Diese und die gestörte Lebensprozeßordnung kann man aber (wenn überhaupt möglich) nur zur Heilung, will sagen Dauerheilung führen, wenn man nicht oder nicht in erster Linie, und nicht neue, noch dazu in der gleichen Erkrankung Wege mündende Schäden setzend, das oder die Zeichen, deren Summe beseitigt respektive bekämpft, sondern auch die nach dieser Sisyphusarbeit fortwirkenden Ursachen.

Was ist Heilung? Zurückführung zur Gesundheit! Dabei braucht man Heilung nicht als restitutio ad integrum, sondern nur als solche in anderem als strengem und engem, materiellem Sinne zu definieren, wenn man den Begriff Gesundheit mit mir definiert als „Alles können und nichts müssen"; und damit muß man und kann man sich begnügen — wo man es erreicht. Hinter alle die sogenannten definitiven, endgültigen Heilungen wie der Akrochirurgie so auch nach den Manipulationen mit der Ägis des Mesothoriums usw. ist aber stets das große und ominöse Fragezeichen der Skepsis zu stellen, dieses an zwei Stellen offene Zeichen!

Das Mesothorium usw. ist also vielleicht ein verhältnismäßig — auch am Messer gemessen — ausgezeichnetes, doch bei weitem kein ideales Mittel; auch kein ideales Mit-Mittel.

Dem Charakter als solches stehen eine Menge Eigenschaften entgegen: Es ist nicht ungefährlich; vielfach zu aggressiv (so daß durch gänzliche Zerstörung auch des umgebenden, doch der betreffenden Neubildung nicht zugehörigen Gewebes folgenschwere Durchbrüche in Nachbarorgane vorkamen); und geeignet, bei eventuellen Bei-, Neben- und Nachwirkungen gerade im Sinne der Vorbeugung gegen die Krebserkrankung selbst (soweit man eben von einer solchen sprechen könnte) gewisse Bedenken zu wecken, ähnlich wie das Messer und desgleichen (Schaffung von Narbengewebe beziehungsweise Entzündungsdisposition, hier durch Verbrennungen). Aber auch noch andere Gefahrmöglichkeiten sind mit diesem Mittel involviert; ein diesbezüglicher Fingerzeig ist die Tatsache, daß die Schwestermittel des Mesothoriums, Radium

und Röntgenstrahlen, das im Körper vorkommende Lezithin in Cholin umwandeln, einen nicht sehr stabilen, leicht zu dem schwergiftigen Neurin werdenden Stoff. Außerdem ist das Mesothorium ein an sich und unter der Nachfrage nun exzessiv teures Mittel. Weiterhin ist es bei vielen Tumoren nicht genügend in die Tiefe wirkend — in dieser Hinsicht prävalieren die Röntgenstrahlen ihm gegenüber; für tiefer sitzende Geschwülste, selbst äußerer Körpergebiete, um so mehr für „Krebs"-Wucherungen innerer und lebenswichtigster Organe, also selbst für solche immerhin beschränkte Zwecke und Ziele, erscheint es bislang zu direkter Verwendung unbrauchbar; mit anderen Worten: selbst zur völligen Beseitigung nur eines Symptomes ist es nicht immer zu verwenden.

Ich sehe trotz der schönen, sauberen, sogenannten elektiven Wirkung des Mesothoriums — gewissermaßen ebenso, wie ich in dem als „spezifisches Heilmittel gegen die Syphilis" ausposaunten Quecksilber und Salvarsan, nur ein auch anderen Affektionen zukommendes symptomatisches Mittel, ein aufsaugung beförderndes Agens, ein Resorbens gegen die Ausschläge erblicke — in jenem Agens und seinen Geschwistern Ätzmittel gegen die örtlichen Geschwulstphänomene und damit im Prinzip und in der wesentlichen Wirkung zunächst nichts anderes als ein oder mehrere neue, einer Serie anderer, längst verwerteter, doch kausal und hinsichtlich der Heilung beziehungsweise der Totalität des kranken Individuums effektiv wertloser Behandlungsmittel ähnliche und also *unzureichende Faktoren*, die wohl vor diesen Vorzüge haben (mich dabei gewissermaßen an elektrische Glühlichtbäder, die verbesserte und beste bekannte Form von Schwitzbädern, erinnernd), aber doch nur *Scheinheilmittel* sind.

Etwas mehr Möglichkeiten bietend, weil Wirkungen auf den Gesamtorganismus, auf etwas Ursächliches der Erkrankung versuchend, scheint mir ein Verfahren, wie das Werners vom Heidelberger Samariterhaus; der anschließend an die den radioaktiven Substanzen abgeguckte Arbeit im Blut, ihre Produktion des gut bekannten Cholins aus dem von ihnen zum Zerfall gebrachten Lezithin, unternommen hat, dies künstlich nachzuahmen und damit weiter zu experimentieren; eine Durchsetzung des ganzen Körpers durchzuführen. Dadurch, daß Werner die notorische Bildung von Cholin durch Radium und Röntgenstrahlen nachmacht und das Cholin als unbeständige, leicht zum hochgiftigen Neurin werdende Substanz in dem haltbaren Enzytol in einer dauerhaften Form zu geben vermag und es, kombiniert mit Lokalbestrahlung, mittels intravenöser Injektion in die Blutbahn des Kranken bringt (unter angeblicher Erzielung diverser innerer und äußerer Vorteile: so Vermeidung von Beschwerden und Verminderung der Gefahren für den Patienten, namentlich durch Verringerung der Strahlenenergien, und durch diese auch Verbilligung und Ausbreitbarkeit des Verfahrens auf

mehr Kranke angesichts der beschränkten verfügbaren Mittelmengen), sind weitere, umfassende, tiefergehende Wirkungen auszuüben, möglicherweise auf die oder einen Teil der Ursachen oder begünstigenden Faktoren der Erkrankung, Beeinflussung des Blutes und der sonstigen Säfte im Sinne gedeihlicher Um- und Neubildung. Aber auch hier wäre es mehr als voreilig, heute von Heil- oder solchen nahekommenden Wirkungen zu sprechen.

Unser Verhalten der „Krebs"-Erkrankung gegenüber hat meiner Meinung nach vor allem in einer Prophylaxe zu bestehen unter dem Gesichtspunkt einer Allgemeinaffektion, für die die Erfahrung respektive aufmerksame Beobachtung eine Reihe, nein viele Serien wertvoller Direktiven bietet; in erster Linie die Berücksichtigung der lehrreichen, wegweisenden Tatsachen und Vergleichsgegenüberstellungen, die entschieden zu denken geben müssen, wie die angeführten medizinisch-geographischen und ethnographischen, auch historischen Daten; in letzterer Beziehung der mit dem ausgebreiteteren und größeren Wohlstand und der damit verbesserten (in unserem Betracht verböserten) Lebenshaltung diffuse, quantitativ und qualitativ gesteigerte Luxuskonsum; namentlich die Fleisch-(Eiweiß usw.)Überernährung, und die vielleicht besonders auch dadurch gegen früher erhöhte Morbiditäts- und Mortalitätsziffer (wenn dabei auch etwas verbesserte Diagnosestellung usw. als Grund miteinzuräumen und einzurechnen ist); neben namentlich derartiger Überheizung des Körpers auch dessen Unterheizung, Unterernährung, Unterlüftung, schlechte Re-, Ex-, In- beziehungsweise Perspiration (gründliche Durchatmung) und Transpiration, mangelhafte Wärmeregulierung, Unterbewegung, Unterzirkulation und ungenügende Stoffwechselbeförderung, falsche sexuelle Ökonomie, Unreinlichkeit aller Art, kurz: verfehlte gesamthygienische Bewirtschaftung und damit Unterbilanzierung des physischen (und psychischen) Haushalts, Kräfte- und Säfteversumpfung, Vergreisung, Faulfähigwerden und damit Qualifikation, den ubiquitär drohenden von überall her auf uns eindringenden unorganischen und organischen, organisierten Existenzrivalen zu unterliegen. Besonders sind auch die angegebenen, eventuell disponierenden chemischen, thermischen und mechanischen Noxen zu vermeiden, namentlich auch in gewerbe- und genußmittelhygienischer Richtung (wie zum Beispiel Kaminkehrer- und Pfeifenraucherschäden respektive -gefahren); auch ist zu achten auf die von früher Jugend auf und zeitlebens regelmäßig ruchig, weil im wörtlichsten Sinne brotneidig, meist überheiß eingenommenen gemeinsamen Gesindemahlzeiten der Bauerndienstboten aus einer volldampfenden Schüssel mit oft besonders langsam abkühlenden Speisen, wie Suppen, Kaffee, Milch, Knödel, Nudel, Kartoffel, Kraut und sonstige Gemüse, Mehl-, Obstmuse usw., wobei der prompteste Akkord-Parforce- und Konzertfresser für seine Fertigkeit fürs erste am besten auf

seine Rechnung kommt, freilich auch in unserem Betracht vielleicht gar mancher von ihnen seinen disponierenden Treff abbekommt.

Aus Gründen speziell mechanischer Schädlichkeiten und daraus hervorgehender Weiterungen oben näher geschilderter Art ist für die meisten Kranken der in Rede stehenden Gattung, von Operationen — die, je ausgedehnter, desto schlimmer sind — dringend abzuraten.

Weniger, wenig, sehr wenig und — weniges operieren!

Die solidarischen Anschauungen meiner ärztlichen Zeitgenossen kann ich nicht billigen, ihre scharfen Taten nicht mitmachen. Ohne die Herren Kollegen der geistigen Myopie zu zeihen, — mir sind ihre Brillen zu scharf; und ich finde, auch ihnen trüben sie den Blick. Jedenfalls ziehe ich vor, mit meinem natürlichen Blick zu schauen und zu handeln oder — was meist noch besser ist — nicht so viel und so rasch zu handeln, das heißt warten zu können!! —

Also nochmals: Mein Sehresultat und mein Rat ist: Mehr bauend bessern, als einreißend messern! Selten operieren, vielleicht auch besser viel, viel weniger und weniger laut und weniger oft falsch, wichtigtuerisch und elendstiftend diagnostizieren, — das wäre mein sehnlichster Wunsch für die Ärzte, vor allem aber für die Kranken zum Zwecke der Besserung beider.

Gefahren und Nachteile bei und nach der Operation sind auch bei der Anwendung des Mesothoriums und seiner Verwandten nicht ausgeschlossen, trotz deren verhältnismäßiger Schonung des Kranken in physischer und psychischer Hinsicht, gegenüber dem blutig-chirurgischen Vorgehen. Die Hinterlassung von chemischen und physikalischen Irritationen und degenerationsgefährlichen Bildungen bleibt auch beim strahlen-therapeutischen Operieren zu berück-, vielmehr zu bevorsichtigen. Vielleicht ist auf das nicht von der erfolg-therapeutischen Impotenz aufgedrungene, sondern empiriegeborene „Noli me tangere“ der alten Ärzte der Krebserkrankung gegenüber, sagen wir gleich auf das „Ne me tange“ auch vor jener Neumittelgruppe, ebenso wie statt der blutigen Operation, bei einer Menge von Kranken zurückzukommen.

Neben all dieser meiner Propaganda für mehr negatives Verhalten, das aber zugleich sehr belangvolles Positives bedeutet (denn Schäden fernhalten und ausschalten ist kein Kleines und oft kein Kleineres als Handeln — und zudem Zuviel- und Falschhandeln — für den Kranken; wie auch wahrhaft keine Kleinigkeit im Kampfe des Arztes mit dem Kranken oder von Erkrankung Bedrohten und mit eventuellen mitärztlichen Queranschauungen), — neben diesen Maximen (die nicht auf völliger Negation von gewissen, unter Umständen sogar großen Aussichten spontaner und artifiziell beförderter temporärer Besserung der Erkrankung, also auch ärztlicher Beitragsfähigkeit zu solcher basieren) ist weiterhin künftig weit mehr und

öfter, als dem örtlichen Eingreifen, ja meist (fast oder ganz) ausschließlich dem Alpha und Omega ärztlichen Tuns, der Pflege und individuell hygienischen Allgemeinbehandlung in weitester Umfassung, die breiteste Sorgfalt zuzuwenden. Trotz des kollegialen geringschätzenden Achselzuckens über solche Hilfsaktion als vorwiegendes oder als einziges ärztliches Walten solchen Widersachern gegenüber! Der Gesamtetat des Körpers muß zu heben gesucht werden. Des Arztes Trachten muß so viel und gut als möglich gerichtet sein auf Umbau und Neubau des Organismus. Auf das einzelne solcher Verarztung einzugehen, kann ich mir erlassen, da ich es bei der Berücksichtigung der prophylaktischen Anleitung mit angedeutet habe; und kann Details um so mehr anzugeben unterlassen, als von betreffenden Maßregeln für den Einzelfall, auf den es immer einzig ankommt, sich nicht sprechen läßt, insofern reguläre und irreguläre Truppen der „helfenden Waffe" jedesmal irregulär dabei ins Feld geführt werden, und der Feldherr von Fall zu Fall, ja in diesem selbst von Moment zu Moment verfügen und unter jedesmaligem Vorhalt des jeweiligen „quis, quid, ubi, quibus auxiliis, cur, quomodo, quando" usw. sich selbst gegenüber, seine Kriegszüge variieren, modifizieren und kombinieren muß. Das dazu nötige K e n n e n und K ö n n e n aber muß ihm Erfahrung, Vergleichung, erworbenes, geklärtes Wissen vom gesunden und kranken Leben, bei angeborener Anlage, Intuition, Instinkt usw. ermöglichen.

Wortlehren, Schablonenunterweisungen tun dazu so wenig Förderliches, so viel Falsches für den angehenden Arzt, als Schablonentaten Bedauerliches für den Kranken. Auf präformierte Weisheitstiefen fallen längst zu viele an Geist reiche Leute, nur leider auch zu viele an Leib und Seel' arme Kranke herein.

Ganz besonders und zwar angesichts der Schwere und Variabilität der Krebserkrankung mehr, als dies schon bei jedem anderen Kranken nötig, ist hier unter sorgfältigster individueller Würdigung der spezielle Kranke möglichst zu studieren, der spezielle konkrete Kranke möglichst zu behandeln; nicht die Krankheit, das heißt der schulmäßig aufgebaute, mehr oder weniger generalisierte, als „typischer Fall", als Norm des Abnormen konstruierte abstrakte Begriff! — Spezifische Behandlung — ja; aber diese Spezifität bestehe jedenfalls in der nur auf ihn möglichst richtig angepaßten Behandlung. Dann wird ein auch mit den sonstigen dargetanen Anschauungen und Mitteln armierter Arzt immer Gutes zu tun imstande sein. Laßt den Kranken solche Behandlung nur angedeihen, — s i e g e d e i h t i h m s c h o n a n! Und wird alles in den Grenzen Erreichbare erzielt werden!

Eine derartige rationelle Behandlung im ganzen Umkreis kann auch ohne exakte Wesenskenntnis der Erkrankung guttätig durchgeführt werden; auch das Wasser hat man schon vor Schäden zu bewahren verstanden und

vermocht, auch bevor man sein und seiner Schädlinge Wesen erkannt hat nach dem Was und dem Wie; man hat solche Schädlinge zu entfernen und fernzuhalten und also zu beherrschen gewußt, wie auch in mancher Weise das genannte Element selbst, als Wohltäter und Gefährder. Das sei denjenigen leicht fertigen — oder leichtfertigen? — Kritikern geantwortet, die sonst überall ohne exakten Einblick ins Krankheitswesen nichts, beim Krebsfall aber alles Mögliche, Unnötige und Leidige tun! —

Diese Erkrankung ist meist eine solche vorgerückterer Jahre; ist ein Lebenseffekt, ein Effekt der Wechselwirkung zwischen Individuum und Umwelt, wie jede unserer Verfassungsphasen, und zwar ein Produkt aus einer langen und tiefen Kolonne von weitest zurückgehenden Einflüssen, vielleicht mehr als irgendeine andere Konstitutionserkrankung: und das chronisch Entstandene kann vielleicht nicht oder doch nicht akut kupiert werden. Den Lebensweg kann kein Mensch, kein Kranker zurückgeführt, höchstens dieser auf das verlassene Geleise gebracht werden; was Vehikel und Fracht mittlerweile gelitten, kann oft freilich gewöhnlich höchstens noch zu einem Teil, oft nur wenig mehr, gut gemacht, aber doch oft leidliche Weiterfahrt ermöglicht und verlängert werden. Mir scheinen die außerhalb der normalen Lebensmittel im weitesten Umfang gelegenen Faktoren für diese Aufgabe günstigsten Falls als akkompagnierend von Bedeutung zu sein; oft aber stört die Begleitung das eigentliche zur Führung Berufene, wenn sie sich zu sehr hervorwagt und wie bei schlechtem Musizieren die erste Stimme nicht genügend zur Geltung kommt und immer mehr alteriert wird, und so die rechte Harmonie, Rhythmus, Tempo usw., kurz das Zusammenspiel noch mehr leidet. Traktiert den Patienten äußerst wenig — wenig äußerlich, örtlich, aber besonders auch innerlich, allgemein, nicht mit irgendwelchen, seinem Körper fremden, oft reizsetzenden, wachstumbeschleunigenden Substanzen und Agentien, mit deren Verarbeitung respektive oft Abwehr er unberechenbar viel und meist weit mehr zu tun hat, als ihm etwa nützen kann, ja, womit er noch weit mehr abgenützt wird! Ihm, der schon in robuster, gesunder Verfassung mehr oder minder heftig und alteriert auf Fremdkörper aller Art reagiert, mutet im ohnedies schon so schwer erschütterten Gleichgewicht nicht neue Bürden zu, die immer Beunruhigung, wenig und oft nur scheinbaren Zuwachs auf der Gewinn-, viel sicheren auf der Verlustseite bedeuten! Und laßt euch das Messer und Glüheisen gewöhnlich nur von unbedingt dringend diktierender Not in die Hand drücken (wie bei schweren Stenosen respektive Verschlüssen usw.)!

Meine feste Überzeugung ist, daß nach keiner Behandlung der allein sogenannten bösartigen Geschwülste, nämlich der Karzinome und Sarkome, und sei sie noch so angreifend und eingreifend, eine sogenannte Heilung, das heißt eine Heilung in dem Sinne zu garantieren ist, daß die Geschwulst und

das Geschwür dadurch auf Nimmerwiederkehr zu beseitigen ist. Das gilt sowohl für die nun so in den Vordergrund gestellten neueren und neuesten Mittel, wie für die vorher mit ebensoviel Geschäftigkeit vertretenen Methoden, mag die Heilung nun probiert worden sein mit Messer, Schere, Thermokauter, Ekraseur, ferrum candens, Paquelin, durch Gefäßunterbindung, Amputationen, Exstirpation, Cali causticum, Schwefel-, Salpeter-, Chrom-, Gerb- oder Karbolsäure, Arsenik, Sublimat, Chlorzink, Zinksulfat, einfache Sodalösung, Streupulver, Höllenstein, Pepsin, Milchsäure, Ergotin, Eisessig, Methylviolett, Pyoktanin usw. Auch innerliche, oft als spezifische Krebsmittel bezeichnete Stoffe, wie Condurango, Arsenik, Karbol, chlorsaures Kali, Schwefelwasserstoff, Kieselsäure, Anilinsulfat, Chiosterpentin, Zimtabkochung, Tinctura Fowleri (Lassar), Jodkali usw. führen zu keinem anderen Ziel, als alkalische Wässer, Messer, Ätzmittel usw. Ebensowenig die, in Anbetracht der Auffassung der malignen Geschwülste und Geschwüre als infektiöser Natur entsprechend, versuchten bakteriziden Behandlungsverfahren, zum Beispiel das von Adamkievicz mit seinem Kankroin, die Serumtherapie wie beim Erysipel (Erysipeltoxin, Fehleisen, Caley), das Krebsheilserum Emmerich und Scholl; ebenso die diätetische Behandlung Renecke, auch Czerny usw. (Vegetabilien), Roborantien, Eisen, China. Schließlich gehört auch die Prophylaxe usw. hierher, da sichere Vermeidung durch sie ebensowenig wie Heilung durch irgendwelche Wartung und Bearztung verbürgt oder auch nur als wahrscheinlich vorausgesetzt und erwartet werden kann.

Bei Kranken mit oberflächlichem Hautkrebs, Ulcus rodens, bin ich in der von mir vieljährig geleiteten Berliner dermatologischen Charité-Klinik und -Poliklinik und in meiner umfangreichen Privattätigkeit mit Resorcin und Pyoktanin zu sehr guten Erfolgen gekommen. Doch soll auch hier nicht zu viel versprochen werden.

Daß im strengwissenschaftlichen Zeitalter von Krebsheilmitteln gesprochen wird, wie dies jüngst mit dem Kleeblatt Mesothorium-Radium-Röntgenstrahlen geschah und geschieht, und daß damit der Wahn geweckt und genährt wird, man könne nun mit Geld und Patronessenwohltätigkeit das Heißersehnte erlangen und verkürzt erlangen und daß so viele früher oder später desavouierte Hoffnungen und bedauerliche Enttäuschungen geschaffen werden, — dagegen wende ich mich mit erhobener Stimme.

Das ist mein in den Haupt- und Grundzügen umrissenes therapeutisches Resümee.

Anschließend verweise ich auf meine publizierten Jahresberichte, aus dem früher von mir dirigierten Teltower Kreiskrankenhause zu Groß-Lichterfelde bei Berlin, aus denen ich hier einige Passus zitiere:

1901. S. 21: „Der Krebs ist keine ursprünglich lokale, allgemein

gewordene Krankheit, sondern von Hause aus eine Allgemeinerkrankung der Blut- und Säftebildung, speziell der zelligen Gebilde, und dabei sind ebensowohl die sogenannten primären, wie die sekundären und metastatischen Bildungen und die spätere Kachexie usw. nur Zeichen, Symptome im Gefolge der ablaufenden Krebskrankheit, für deren Depots mechanische, chemische, lokale Einflüsse, Traumen usw. wohl bedeutungsvoll ins Gewicht fallen."

S. 19: „Ein anderes aber ist, daß es uns nicht stets und immer angebracht erscheint, eine Krebsbildung auszuschneiden, zu brennen oder dergleichen, was mancher Arzt heute für seine heilige Pflicht ansieht. Einmal sind wir der Anschauung, daß es ein Aberglaube sei, wenn man sich einbildet, durch Exstirpation einer Geschwulst und besonders einer krebsigen, den Kranken immer zu heilen. Für uns bedeutet eben der Krebs eine Allgemeinerkrankung des gesamten Organismus, die wir leider sehr wenig beeinflussen können, die wir aber keineswegs dadurch zum Verschwinden bringen, daß wir eines ihrer Symptome (sogenannte primäre oder sekundäre metastatische Lokalisation) ausmerzen. Nach der Ausschneidung eines tatsächlich bestehenden ‚Brustkrebses' ist noch keine Frau gesund geworden. Im Gegenteil! Durch die immer schneller und umfänglicher auftretenden Rezidive und Metastasen ist der Zustand nach unserer Ansicht oft eher erschwert worden."

1903. S. 16: „... einen groben Selbstbetrug bedeutet, wenn wir uns weismachen, wir hätten einen Krebskranken durch eine Operation ‚wiederhergestellt', während wir ihn höchstens in bestimmte günstigere Wege geleitet haben ..."

Auch erinnere ich an einen in jenen Zusammenhängen wie x anderen Orten und Gelegenheiten, akademischen und populären Vorträgen, Kolloquien und literarischen Stellen dokumentierten Fundamentalsatz meines ärztlichen Überzeugungs- und Wissensbekenntnisses: Daß es eine Illusion ist, man könne Krankheiten (im Sinne des falschgelehrten unpersönlichen Buchbegriffs) mit allgemein gültigen, wenn auch verschieden dosierten und sonst verschieden verabreichten Mitteln heilen, beziehungsweise davon befreien. Solange die Heilbeflissenen in solchem Nebel stehen und sehen, sich in solchen Kinderschaukeln wiegen, werden und können sie nicht zu ernsthaft beträchtlichen, wesentlichen Erfolgen kommen. Es ist heute leider noch so nötig, wenn nicht nötiger, wie vor zehn Jahren, mit dem Nachdruck einer Predigt diese Selbstverständlichkeiten zu betonen.

Und nun noch ein Wort zur Geldbeschaffung für die neuen Mittel, zur amtlichen Stärkung des Nervus rerum für die Strahlerei, die so viel Prahlerei gezeitigt hat, Übertreibungen — die von den Auguren der Mesothorium- usw. Therapie selbst als unwillkommen bezeichnet werden. Trotz all des Strahlenreichtums, dem die Prognose gestellt wird, er sei be-

rufen, die Prognose dieser düsteren Erkrankungen, unsere Kunst wie etwa unsere Kenntnis auf ihrem Gebiete zu erhellen, tappen wir nach wie vor in den Hauptsachen im Dunkeln. Die Zeit seit Beginn mit dem Novum ist freilich kurz, und man kann und darf insofern nicht zu viel verlangen. Auch mag man das bleibende Dunkel erst recht als Anlaß zu Opferwilligkeit und Erhellungsversuchen ansehen. Doch ist darauf zu bemerken:

Die Mittel zum Studium genügen, und was die Mittel zur Hilfe betrifft, so sind die Aussichten auf neue Errungenschaften in puncto saliente so problematisch, daß man die großen offiziellen, öffentlichen Gemeinsamkeiten, Staat, Kommunen, Vereine usw., mit anvertrauten Steuern und sonstigen Geldern verstehen wird, wenn sie für Radioaktiva ihre eigenen Aktiva mit Reserve depensieren, um sie desto mehr in weniger illusionären Dingen für Nutz und Not der Volkswohlfahrt verausgaben zu können.

Ich hielt es für meine Pflicht, die alte Frage um den „Krebs" und die neue Sage von den neuen „Heilmitteln" in die mir richtig erscheinende Beleuchtung zu stellen. Ich hielt es für meine Pflicht, weil man mit Recht sonst sagen könnte, und habe mich ihrer Erfüllung unterzogen, damit man nicht sagen kann, daß einer, dem beschieden ist, aus dem weit gefüllten Faß einer gekelterten eigenen pathologischen, anatomischen, klinischen, ärztlichen Erfahrung von nicht jedem Arzt zu Gebote stehendem Umfang zu schöpfen, zu dieser heute besonders aktuellen Zeit- und Streitfrage geschwiegen hat. Aber nicht allein der Wunsch, diesem Vorwurf zu begegnen, hat mich zu vorstehenden Bemerkungen veranlaßt, sondern vor allem das angelegentliche Bedürfnis, gegenüber den bisher von der Allgemeinheit, der Mehrzahl oder Einzelnen verfolgten Richtungen neuerdings altberechtigte (vor meinem Gewissen altberechtigte) Anregungen in positivem und negativem Sinne zu geben zur Beobachtung und zur Behandlung der Krebserkrankung. Würde mir dies in wirksamer Weise gelungen sein, so hätten diese Ausführungen ihren besten Zweck erfüllt!

Unser Zeitalter

von Johannes V. Jensen

Die Kohle

Das Folgende ist eine Reise und doch ein Verweilen am Orte.

Der Leser soll von Europa in die Tropen, nach Malakka und den Sundainseln und über China, Sibirien und Rußland zum Ausgangspunkte zurückgeführt werden.

Aber es ist keine Expedition oder Entdeckungsreise mit der Aussicht auf riesenmäßige Anstrengungen, um sich in neue bisher unbekannte Regionen Wege zu brechen; es liegt vielmehr ausdrücklich im Zweck der Reise, sich überall so nahe wie möglich an die modernen Verkehrsmittel, Eisenbahn, Dampfschiff, die gebahnten Wege, zu halten. Jedes fremde oder halbfremde Land, das passiert wird, wird von vornherein als genügend entdeckt angesehen.

Die Erde ist entdeckt. Dieser Abschnitt aus der Forschungsarbeit der Menschheit im großen kann nach der Einzeichnung der Pole in die Landkarte als abgeschlossen betrachtet werden. Die geographischen Entdeckungen bilden das schönste Kapitel der Kulturgeschichte und gehören zur frischen Jugend der Erde. Gewichtige Namen knüpfen sich daran: James Cook, Frithjof Nansen; außerordentliche Charaktere wie Stanley und Hedin, ganz abgesehen von Columbus, der großen mythischen Passionsgestalt der Entdeckungsgeschichte, oder den anderen edlen Meerbezwingern: Magelhaens, Vasco da Gama, deren bloßer Name die rohe Wunderwelt des Mittelalters heraufbeschwört. Aber gegen unsere eigene Zeit hin ebbt die Entdeckungsgeschichte in die Parodie aus, in ein Mißverhältnis zwischen Kräften und Aufgaben, der Entfaltung mächtiger Expeditionsapparate, um eine rein geographische Bestimmung auf der Karte zu erobern; heldenmütige Schwärmer, auch Geschäftsleute bis hinunter zu offenbaren Betrügern kennzeichnen diese Dekadenz der Entdeckungsgeschichte. Wenn man nicht die wirklichen großen Entdecker in Erinnerung hätte, könnte dieser zuletzt recht unfruchtbare Drang, das Ende der Welt zu stürmen, als eine Art Kinderkrankheit erscheinen, ein Rest Barbarei, die erst überwunden sein wird, wenn die Karte vollgekritzelt ist.

Es verbirgt sich indessen in der Entdeckungsgeschichte ein alter, vitaler Traum, einer der ältesten und zählebigsten der Menschheit, die Vorstellung von einem Paradiese hier auf Erden, „dem verlorenen Lande". Dieses Land, das heißt der Urzustand, hat existiert; es ist in den tertiären Wäldern Nordeuropas zu suchen insofern lag wirklich ein Sinn darin, es am Pole zu suchen.

Wo hat man es nicht gesucht? Auf der Erde und im Blauen, wo die große Mehrzahl der Menschheit es übrigens immer noch sucht. Ein alter

Pfarrer, der in Grönland gewesen war, erzählte, daß die Renntiere über das Inlandeis fortwanderten und nach Monaten fett zurückkehrten, die Vögel flögen denselben Weg. Ach ja, jetzt ist das Märchen fast vergessen, nachdem Nansen das Nordpolproblem gelöst hat; aber ob das Märchen nicht dazu beigetragen hat, ihn hinauszulocken? Es ist der Urmythos des Nordländers. Der alte Pfarrer nickte seltsam, wenn er von den fetten Renntieren erzählte, er wußte ja, was für ein Land es war, das sie aufgesucht hatten. Ich hörte die Geschichte als Kind und habe mir später mein Teil gedacht.

Aber wenn wir jetzt wie der Affe hinter dem Spiegel gestanden haben, wenn jede Hoffnung, eine andere Welt zu finden als die, die wir kennen erloschen ist, wenn es die Ferne nicht mehr gibt, was dann? wie ist es dann mit der Hoffnung?

Ja, dann bleibt nur eins noch: wir müssen eine neue Welt in uns selber suchen. Und dort hat sie schon immer gelegen. Nur nach innen hin ist die Möglichkeit gegeben, den Horizont des in geographischer Beziehung desillusionierten weißen Mannes zu erweitern. Man zieht rastlos weiter, solange die äußere Expansion und die lieben zivilisationslosen Freistätten: Inlandeis, Wüste, Urwald, dem Vorschub leisten, aber einmal muß die Reise enden, und dann muß sie an Ort und Stelle anfangen. Der Rest ist Wachstum, nicht in der Ausbreitung, aber Wachstum nach oben und in die Tiefe, Entwicklung. Die Bewegung muß sich in Wärme umsetzen; das Paradies ist ein Ruhezustand.

Der Ausgangspunkt für die hier erwähnte Reise ist die moderne Großstadt. Überall, wo Elemente, die zur Ergänzung der Physiognomie der Großstadt dienen können, sich außerhalb derselben wiederfinden, und sei es fern in den Tropenwäldern unter dem Äquator, oder auf Asiens Steppen, da führt unser Weg vorbei, in unserer wohlverstandenen Absicht. Auch wo uns ein scheinbarer Mangel an Zivilisation, das Primitive, begegnet, und sei es selbst der Urmongole, soll es unser Ziel sein, auch diesen Stoff in die Betrachtung des Modernen einzuordnen, als eine Stufe dazu, ein notwendiges Glied in unserer Geschichte; ich hoffe, daß die Dinge deshalb nicht an Natürlichkeit zu verlieren brauchen.

Wenn auf den gebahnten Wegen, zwischen den Schienen, keine Poesie, das heißt keine unentdeckten Welten lägen, wo würde dann das Märchen in hundert Jahren sein? Das Märchen ist wie die Möwen in die großen Städte gezogen.

Die Leser der „Neuen Rundschau" werden sich vielleicht einer kleinen Abhandlung erinnern, die ich darin über Weltauffassung schrieb, wo auch ich die Stellung des Menschen zur Natur und zu sich selbst festzustellen versuchte. Das Resultat, das übrigens der Arbeit von Tausenden von Forschern zu verdanken ist und von mir nur versuchsweise unter einen

Gesichtspunkt gruppiert wurde, bestand darin, daß wir im Verhältnis zum Universum als unendlich kleine Größen anzusehen sind, wir existieren, aber wir sind sehr klein. Im Verhältnis zu den organischen Elementen dagegen, aus denen wir aufgebaut sind, erscheinen wir als ungeheuer zusammengesetzte Komplexe, eine Form blind organischer Soziologie, welche den Gedanken schwindeln macht und über die wir auch heute noch nicht vollkommen orientiert sind. Aber der Mensch, der uns beschäftigen soll, ist einfach das lebendige und arbeitende Wesen, das in Übereinstimmung mit Millionen derselben Art das Dasein vollbringt, ohne daß es im geringsten dessen Gesetze zu kennen braucht.

Der Mensch muß letzten Endes ein soziales Problem sein, ebenso wie die Zelle im Menschen es ist; nicht die Existenz an sich oder der Einzelne, sondern die Umstände, unter denen die Vielen leben, haben Anspruch auf unsere Aufmerksamkeit. Der Einzelne kann nur dadurch sich für die Gemeinschaft ausrüsten, indem er so weit als möglich eine Spezialität ausbildet; die Norm, der Durchschnittsmensch ist eine seltener vorkommende Form, als man glaubt. Ich erinnere an diesen Aufsatz, weil er als Einleitung zu einigen folgenden Versuchen gedacht war, die das Jahrhundert der Technik, „die Kohle", behandeln und in einer sozialen Allgemeinbetrachtung „Die Religion der Arbeit" gipfeln sollten.

Es zeigte sich bald, daß eine Aufgabe wie jene, die in den obengenannten Titeln liegt, in Wirklichkeit den größten Teil unseres modernen Daseins umspannt und zum Versuch einer zusammenfassenden Kritik unseres Zeitalters lockt. Studien und spekulative Vorbereitungen wollten nicht zum Ziele führen, sondern entfernten im Gegenteil davon, denn das Zeitalter der Technik läßt sich nicht in Ruhe erfassen, das vermag nur die veraltete, ausrangierte Maschine, die Geschichte; will man in Zeit und Dinge, in die Entwicklung, selbst eindringen, so muß man sie in der Bewegung betrachten, und ich habe mich deshalb entschlossen, die Darstellung des Zeitalters der Technik in Form einer Reise in Angriff zu nehmen.

Der Verkehr, der jetzt, von einem gewissen Zeitraum abgesehen, der noch erst zu durchlaufen ist, fast den Begriff ‚Reise' aufhebt, ist wohl der stärkste Ausdruck für unser Zeitalter, den man sich denken kann. Von irgendeiner Flucht vor der Zivilisation ist hier nicht die Rede, nicht einmal von einer Flucht aus der Großstadt, dem verkohlten Ungeheuer; im Gegenteil soll der Versuch gemacht werden, auch das, was den Gegensatz der Großstadt darstellt, in ihr aufgehen zu lassen.

Die Reise geht von Berlin nach Berlin. Der Leser wird mit mir an keinen „andern Ort" kommen, weder zum äußersten Meere, obgleich ich alles tun will, was ich vermag, um Flügel der Morgenröte zu nehmen, noch ans Ende der Welt, wenn wir auch lernen sollen, uns Grenzen

zu setzen; aber man wird gleich mir hoffentlich Gelegenheit haben, die Dinge in einem neuen Lichte zu sehen. Die Leute, die da meinen, sich sputen zu müssen, das Wegende zu erreichen, statt aufmerksam und mit voller Konzentriertheit bei jedem einzelnen kleinen Erlebnis, dem Augenblick, unterwegs zu verweilen, sollen lieber daheim bleiben. Auf Reisen sollte man leben und nicht jagen, sonst ist man trotz allem ein Tourist im Dasein. Ob man nun reist oder still sitzt, die Zeit, die vergeht, Nacht und Tag, ist doch die Nahrung der Seele, auch wenn man nicht recht das Gefühl hat, etwas zu sich genommen zu haben.

Während ein Bild vom Zeitalter der Technik unmittelbar, von selbst, aus allem, was mit einer Reise zusammenhängt, hervorgehen soll, ist es meine Hoffnung, unterwegs so viele Beobachtungen von Menschen, verschiedenen Rassen und Entwicklungsstufen zu machen, daß ein sozialer Überblick über die moderne Gesellschaft direkt und durch Vergleich, mit einem Blick auf die Geschichte und vor allem auf dem Wege der Schlußfolgerung zustande kommen kann. Ob dieses Resultat innerhalb oder außerhalb des Rahmens der Reise selbst liegt, kann nicht im voraus entschieden werden.

Es läßt sich ja nicht vermeiden, daß ich als Mittelpunkt dieser Reisebeschreibung selbst in erster Person auftrete, das heißt als das Medium, an welches die Eindrücke sich knüpfen und durch das sie gesammelt und angewandt werden. Könnte ich mich in ein Gerät verwandeln, das eine exakte Identifikation des Daseins und unserer Zeit, wenn man will nur eine Inventaraufnahme, ermöglichte, würde ich mir nichts besseres wünschen. Es gibt sicher Leute, die meinen, daß die Schriftstellertätigkeit auch nur ein hochausgebildetes Spezialistentum darstellt, und doch muß der Schriftsteller seine Existenzberechtigung darin sehen, nach bester Kraft den Durchschnitt, die ursprüngliche Norm festzuhalten, die ganz widerzuspiegeln vermag, was die meisten nur in Bruchstücken, im Extrem, haben, oder was ihnen fehlt. Weil man in dieser Weise mit Maß und Gewicht im Herzen auf die Reise geht, brauchen Regenbogen und andere elementare Wunder des Alltags nicht für einen verloren zu sein. Ich weiß nicht, weshalb die Phantasie weniger exakt sein sollte als die übrigen physischen Wissenschaften.

Die erste Entdeckerfreude, die Frische, mit der das Auge des Schiffers ein völlig neues Land begrüßt, ist uns versagt, zum Ersatz sehen wir die Dinge mit einem größeren inneren Gesichtsorgan als die Alten. Meine Methode besteht darin, alles, wie es ist, wie eine Reihe von Geschenken entgegenzunehmen, weder Orgien noch platten Alltag, sondern das, was darin liegt, das große, fürchterliche und schöne Dasein, das uns immer umgibt, und wenn es nur die Zeit ist, die weiterschreitet.

Der Ausgangspunkt, sagte ich, sei die Großstadt, in diesem Falle Berlin. Augenblicklich erscheint mir Berlin als die athletischste und ungebärdigste

Stadt gleich nach New York. Ich hoffe lange genug zu leben, um mir ihre Schönheit und Stärke anzueignen.

Ich gehe immer in ein Hotel im allerverkehrsreichsten Teil der Stadt, dort, wo die Hochbahn die belebteste Verkehrsader schneidet und die Züge ihr flüchtiges Pfeifen mit dem verschwommenen, in der Straße widerhallenden Gebrüll der großen Autoomnibusse mischen.

In meinem Zimmer ist es ruhig, ganz still wie in einem Grabe, und dieser Kontrast ist so erquickend. Es liegt nach dem Hof hinaus, hat doppelte Fenster und Türen, die mit Vorhängen und Gardinen gepolstert sind, hier ist es still wie in einer Krypta. Das Geräusch von der großen, nahen Stadt dringt nur als ein eintöniges Brausen herein, in dem man gerade noch die bekannte Hupe der Autoomnibusse ahnt und sich vorstellt, wie sie durch den Verkehr auf der Straße mahlen, mit den großen doppelten Hinterrädern und den kleinen Läufern vorn, die einen an das Känguruh denken lassen; hin und wieder wird durch eine Pause im Brausen das Bruchstück eines altmodischeren Geräusches, des Pferdegetrappels, heraufgetragen, und man meint das Wüstentier über den Asphalt hinken zu sehen, wie es erst das eine und dann das andere blankgeriebene Hufeisen bei jedem müden Schritt zum Licht emporkehrt, als ob es dem Himmel seine Füße zeigen wollte. Sonst klingt es ja von dort unten her fast wie ein kolossales Regenwetter, und das ist es auch, ein Regen von Menschen, die Fußtritte der Zehntausende dort unten auf den Trottoiren, alle mit gutem Schuhwerk; es fällt ein Schauer von Berlinern, und der fällt immer, ob es Nacht oder Tag ist. Möge es niemals klares Wetter werden!

In der Nacht höre ich es draußen über den Dächern seltsam klappern, als ob ein Riesenvogel mit Flügeln aus Ebonit vorbeiflöge. Von meinem Fenster habe ich die Aussicht auf ein langes, schwarzes und verstaubtes Dach, das wie ein Sargdeckel den ganzen Hofraum des Hotels ausfüllt, außerdem sehe ich einen stark rauchenden Schornstein, einige Kabel, Zinkventile und Hähne. Später überzeuge ich mich, daß der Sargdeckel das gewölbte Dach eines großen Varietés bildet, das mit unzähligen elektrischen Glühlampen oben an der Decke von innen wie der Sternenhimmel selbst aussieht; die Beifallssalven des Publikums sind es, die ich in der Nacht dunkel hörte und für den Flügelschlag eines großen Fabelvogels hielt. Übrigens wird der Hofraum innen von hohen hellgrauen Mauern abgesperrt, die eine Reihe Fenster über der anderen haben; jedes von ihnen führt zu einem Zimmer von ganz demselben Typus wie mein eigenes.

Mit einem Gefühl tiefer Befriedigung schließe ich mich in dieser Zelle ein, von der ich weiß, daß sie ihre Nummer hat und fungiert, wie eine Zelle in einem großen, wohlgeordneten Organismus fungieren soll. Keinem fällt es ein, mich zu stören, ich bin vollkommen ver=

gessen, ein unbekannter und fremder Gast, und doch bin ich nirgendwo in so nahem Kontakt mit der Gesellschaft, der Zivilisation, wie hier. Ich drücke einmal auf den Knopf, und das Stubenmädchen kommt, zweimal, und der Kellner zeigt seine wohlerzogene, sazerdotale Physiognomie, dreimal, und der Mann aus dem Keller steigt herauf, der Mann der Stiefel und Koffer; ich habe alles, was ein Landgut zur Verfügung stellen kann, ja mehr, allen Komfort, zu dem eine große Stadt gelangt ist, Telephon, Elevator, Zentralheizung, alles miteinander zentral, die große Gemeinschaft, und das ist alles geordnet, ist immer in Ordnung, es funktioniert, denn es muß funktionieren.

Alles ist aufs zweckmäßigste zusammengedrängt, der Spiegel sitzt in der Schranktür, hier ist ein Bett und ein Waschtisch, ein Schreibtisch, was man braucht und nicht mehr. Und das alles ohne die geringste Beschwer für den Gast, nur gegen eine angemessene Vergütung, eine geringe Miete. Sonst ist man frei. Das Hotel ist eine Gesellschaftsordnung im kleinen, obgleich es der privaten Initiative entsprungen ist, und wer weiß, ob diese Ordnung, die sich selbst geschaffen hat, nicht mehr Zukunft hat als der Staat? Das Individuum ist hier freier von der Gemeinschaft, weniger persönlich belastet. Leider erzeugt die unwillkürliche Entwicklung des Hotels eine neue Kaste, die jedenfalls ästhetisch nicht ansprechend ist, das dienende Wesen, das sich mit allen Gebärden der Unterklasse in die Höhe arbeitet und oft als Hotelfürst endet, ohne doch jemals den Nickel seiner Karriere von den Fingern abwaschen zu können. Wann wird das Trinkgeldsystem abgeschafft werden? Es ist ein barbarisches Überbleibsel in einer demokratischen Zeit wie der unsern. Keine höhere Auszeichnung oder hervorragende Stellung in der Geschichte ist mit dem Namen eines Hotelbesitzers verknüpft, kann es nicht sein, denn der Stand hat sich ein für allemal unfrei gemacht; und doch ist der Leiter eines Hotels mehr als ein gewöhnlicher Gewerbetreibender, er gehört mit zur Entwicklung.

Auf meinem Tisch steht eine Glühlampe, ein ganz gewöhnlicher elektrischer Kolben, an einem Kontakt einzuschalten und mit einer grünen, gedrehten Leitung, die irgendwo zwischen den Vorhängen verschwindet. Das ist ein Nerv, und ich kann ihm in Gedanken folgen, wie er in die Kabelschächte unter dem Straßenpflaster hinunterläuft, und sich zu einem Nervenbündel sammelt mit anderen Drähten, die allesamt in Berlins elektrischer Zentralstation, dem Knotenpunkt der großstädtischen Beleuchtung, enden. Hier dreht sich schwirrend der Dynamo, das kolossale, an einen Paternosterbrunnen erinnernde Rad, das rund herum mit kupferdrahtumwickelten Eisenkernen besetzt ist, in denen Magnetismus und Strom geboren werden, während sie in ihrem Kreislaufe andere Systeme von Magneten und Kupferdraht passieren; hier ist der Blitz gezähmt, man sieht ihn nur in einem Staub von

kleinen, blauen Funken hier und da an den Kontakten heraussprühen, hier fließt der Mutterstrom, der die Bogenlampen auf der Straße speist und in Berlin die Nacht zum Tage macht. Auch meine kleine Glühlampe bekommt von dort ihr bißchen Strom, und während ich hier sitze und den zweimal verschlungenen Feuerwurm im Kolben betrachte, der so nett ist und gerade soviel leuchtet, wie ich hier brauche, muß ich an den gewitterschwülen Duft denken, an den Duft des warmen Windes, der von einem arbeitenden Dynamo ausgeht, bei Gott, es ist eine große rotierende Donnerblume, die dort in der Zentralhalle steht und Licht mahlt und nach den Zeiten duftet, da die Erde noch flüssig war, dem feuerspeienden Frühling unseres Erdballs!

Aber ich weiß, getrieben wird der Dynamo von der mächtigen Dampfmaschine mit einem Schwungrad so hoch wie ein Haus, mit galoppierenden Kolbenstangen, einem Maste aus gedrehtem Stahl wie ein ungeheurer Spinnrocken. Im Zylinder, in dem mehrere Leute liegen könnten, rast der kochendheiße Dampf, und unter den Kesseln, aus denen er kommt, brennen die Kohlen. Hier, wo es sich um Licht handelt, arbeiten Dynamo und Dampfmaschine wie zwei Zwillinge zusammen, zwei Sonnen von rotierendem, unermüdlichem Rhythmus. Der Kolbenschlag ist der Puls der Stadt.

Die Dampfmaschine tut alle Arbeit in der Stadt, auf ihr ruht unser Dasein, wir haben sie buchstäblich unter unseren Füßen. In meinem sonst so grabesstillen Zimmer im Hotel spüre ich tief unten vom Keller her einen dumpfen, unterirdischen Ton, man weiß nicht, ob es ein Laut oder nur eine schwache Erschütterung ist, es ist eine mächtige Dampfmaschine oder ein Motor, der dort unten Tag und Nacht arbeitet, das Herz des Hotels.

Denselben schleppenden, schwer wühlenden und stoßenden Laut höre ich, während ich dieses schreibe, und habe ihn achtzehn Tage und Nächte lang ununterbrochen gehört, dies ist an Bord eines Dampfers im Indischen Ozean geschrieben.

Bekanntlich ist alle Kraft oder Bewegung, die die Dampfmaschine abgibt, umgesetzte Wärme, die eigentliche Energie steckt in den Kohlen.

Die Kohle ... das größte, moderne Thema, das es gibt! Frank Norris schuf das moderne Epos vom Weizen, ein gewaltiger, ein unerschöpflicher Stoff; aber welche Serie von Romanen ließe sich nicht über die Kohlen schreiben? Wenn es für einen einzelnen nicht so aussichtslos wäre, damit anzufangen, hätte ich es versucht, aber ich muß mich damit begnügen, das Thema anzuschlagen, wie man einem Stück Holz Töne entlockt und es von allem singen hört, was in ihm ist.

Ich bin in den Gruben gewesen, mehrere hundert Meter unter der Oberfläche der Erde, wo man die Wärme vom inneren Feuer der Erde spüren kann; diese gasgesättigte Badestubenwärme, denke ich, ist ungefähr die gleiche, wie die Temperatur in den Farnwäldern der Kohlenperiode. Die Seele der

Kohlen ist die Wärme, und was sie bekommen haben, geben sie wieder von sich. Dies ist das erste Buch des Themas, die Kohlenperiode, verschwundene Wälder, eine heiße, herrliche Expedition, genug, um Tausende von Jahren zu verschlingen, als ob es ein Tag wäre. Die Tropen, Java, sollen mir Stoff zu einem Traum von dieser Zeit schenken. Die kochenden Hände, die tolle Sonne. In Singapur setzen die Chinesen die Fallen mit den Ratten, die sie gefangen haben, in die Sonne hinaus, und in einer Minute sind die Ratten tot. So giftig ist die Sonne noch jetzt; und wieviel von ihrem Feuer hat sie nicht in den dampfenden Sümpfen niedergelegt, wo Riesenschachtelhalme und Baumfarne aus der dampfenden Atmosphäre Kohlensäure tranken, bis sie wie satte Egel hinsanken und zu ihrem jahrtausendelangen mineralischen Schlaf in der Erde eingingen? Auch der Diamant ist Kohle, die älteste und am stärksten verdichtete der Erde, und es gibt Leute, die meinen, daß er von einer organischen Vegetation in einer ungeheuer fernen Erdperiode herstammen muß und die Essenz, das reine Wasser aus den ersten grünen Gärten der Erde ist, veredelt durch Zeiträume, die niemand erfassen kann!

Dann erstehen die Kohlen auf; und das ist das zweite Buch des Themas. Als Präludium, als Einführung in den Ernst des Themas, könnte man einige düstere Betrachtungen über die Abkühlung der Erde anstellen, eine Perspektive, die uns sehr bekümmerte, als wir noch unreif waren und die Ewigkeit vor uns hatten; damals meinte man schon die Kälte spüren zu können und zu sehen, wie die Erde sich als ein gefrorenes Gestirn, dem Monde ähnlich, im Himmelsraume schwinge. Im Laufe der Zeit nimmt diese Sorge ab, in unserer Zeit ist das Klima noch ganz beständig. Aber es ist trotzdem wahrscheinlich, daß der Verbrauch von Kohle, dem aufgespeicherten Feuerungsmaterial der Erde, mit einer Periode zusammenfällt, wo die Abkühlung es notwendig macht, im Keller die Reserven nachzusehen. Jedenfalls hat der Gebrauch von Kohlen in einer nördlichen Zone begonnen, wo die Winter einen periodischen Vorgeschmack auf spätere, terrestrische Zustände geben, wenn die allgemeine Abkühlung weiter vorgeschritten sein wird.

Aber wenn man anfangs die Kohlen auch nur zur Erwärmung benutzt hat, so dienen sie jetzt für Industrie und Verkehr als Kraftquelle, die Wärme ist in Bewegung umgesetzt. Auf ihrem Wege zu diesem Ziel schafft die Kohle das Grubenleben und alles, was dazu gehört, an sich schon ein mächtiger, malerischer und mit Gesellschaftsproblemen geladener Stoff. Wem würde es gelingen, nur diesen zu umspannen? Die halbe Geschichte des modernen Englands wird von ihm berührt, er färbt den Himmel und die Gemüter in Schlesien, Westfalen, Japan, Belgien und Nordamerika, er ist im Begriff, wie ein neues Morgengrauen sogar über China aufzugehen, das auch kein himmlisches Reich mehr sein wird, wenn alle die neuentdeckten, ungeheuren Kohlenlager dort in Betrieb genommen werden. An den Gruben=

betrieb knüpfen sich Arbeiterfrage, Streike und Katastrophen, die schwärzesten Tragödien der Menschheit, der Massentod der unter der Erde arbeitenden friedlichen Soldaten bei einem Ausbruch der furchtbaren Naturkräfte, welche die Kohlen in sich aufgespeichert haben.

Ich sah nach der Grubenexplosion in Hamm die Leichen von etwa vierzig Arbeitern, die man heraufgebracht hatte; sieben- bis achthundert lagen in der brennenden Grube, deren Schacht über ihnen zugemauert war, sieben- bis achthundert Leben ausgeblasen wie ... ja, für so etwas gibt es überhaupt keinen Vergleich. Die wenigen, die man geborgen hatte, kamen mir als ein ganzes Heer vor, Seite an Seite in zwei Reihen liegend, füllten sie eine große Halle, irgendeine Werkstatt mit Glasdach und berußten Gegenständen an den Wänden. Es waren einfache Arbeiter, zum Teil Italiener, Ausländer, Namenlose, einige nicht identifiziert, aber ich dachte daran, was für ein unendlich feines und kompliziertes organisches Kunstwerk hier in der Gestalt eines jeden in einem Augenblick zerstört war, ein Mensch, der eine Welt für sich ist, einerlei, ob ihm das zum Bewußtsein gekommen ist oder nicht. Sie sahen verwundert aus, wie alle Toten, steif vor Verwunderung, sie hatten eine Physiognomie bewahrt, aber sonst existierten sie nicht mehr. Ich denke noch heute an viele von ihnen wie an Freunde, denen ich bitter Unrecht getan habe, weil ich nie ihre Bekanntschaft gesucht habe. Die Frauen und Hinterbliebenen der Verunglückten drückten sich aneinander und schluchzten, ausdruckslos, in graue Tücher gehüllt, an dem grauen Tage und in der grauen, nebligen westfälischen Landschaft um die Gruben. Über sie weg ragte der schwarze Turm mit dem Schachtrade wie ein ungeheures Schafott. Wer sollte an die Kirche denken, wer sollte wagen, Gott anderswo zu suchen als gerade hier, bei einer Leichenschau und einem Miserere wie diesem? Wer denkt heute noch an dies alles? Diese Nummer in der Zahl der Grubenkatastrophen ist über anderen vergessen, die seither geschahen, oder unter dem Eindruck von Erdbeben, Kriegen, wo der Menschenverlust noch viel viel größer war. Aber in der Geschichte der Zivilisation ist dieses das schwarze Kapitel: der Grubenarbeiter, der wie eine Fliege über der Lampe verbrennt, sein Anteil an der Wärme und den Segnungen, welche den schwarzen Diamanten abgerungen werden.

Sind die Kohlen dann herauf ans Licht gebracht, so scheiden sich ihre Wege. Zwei gewaltige Perspektiven öffnen sich sofort der Phantasie, zwei Riesenbücher in ich weiß nicht wie vielen Gesängen: Industrie und Handel. Welches Epos ist die Industrie! Schon das erste elementare Stadium, wo die Kohlen mit den Metallen zusammengebracht werden, die Hochöfen, die Stahlwerke, und alles, was sich hieran knüpft, schon das würde genügen, einen Mann sein Leben lang zu beschäftigen, und hat ja auch eine Reihe besonderer Spezialisten in seinem Dienste entwickelt. In wieviele

Abarten spaltet das Ingenieurfach sich nicht, die Chemie, die sich wieder nach den verschiedenen Aufgaben verzweigt und in jeder Verzweigung einem Mann alle Hände voll zu tun gibt, Konstrukteure, Berechner, Zeichner; der Bergwerksbetrieb, die Leute, welche die Metalle aus der Erde herausbringen, sind ein Stoff für sich, die Arbeiterfrage taucht auch hier wieder auf, kurz, wir sind mitten in unserem lebenden, rauchenden, hämmernden Zeitalter, wo alle Verzweigungen ineinandergreifen, einander verursachen und bedingen, Börse, Aktiengesellschaften, Banken, Bahnen, Automobile, Telephon, es beginnt einem in den Ohren zu ticken und zu brausen: das ist die Großstadt, in der wir sind, hier, wo alles zusammenfließt, Berlin!

Soll man sich übrigens überhaupt über alle diese Dinge wundern, die so alltäglich sind und so natürlich zusammenhängen? Eine gewisse Blasiertheit der modernen Märchenhaftigkeit gegenüber ist verständlich und zum Teil notwendig; man kann nicht bei der Mechanik des Daseins stehenbleiben, sondern muß sich von ihr zum Dasein in seiner neuen, geläuterten Form hinführen lassen. Das Leben ist und bleibt eine vegetative Angelegenheit, und es wird nie die Zeit kommen, da man einen Menschen aus Stahl konstruiert. Es ist ja aber auch gerade der Zweck der Maschine, den Menschen dem Leben zurückzugeben; je komplizierter die Technik wird, desto einfacher können wir leben. Auch hier liegt ein reicher psychologischer und moralischer Stoff, den man aufnehmen könnte. Geistlos ist das Zeitalter der Technik nicht. Wer aus dem Drang seines Wesens heraus Poesie, Farben, Rhythmus, Stürme von Ideenassoziationen sucht, der mag zu dem modernen Geist, der Kohle, gehen, denn hier kommt er zu Menschen, hier wird gelebt — und früher oder später wird es nichts anderes geben! An die Stelle der Kohle kann eine neue Kraftquelle treten, das Sonnenlicht selbst, neue, noch unbekannte Formen der Elektrizität, aber selbst wenn die Kohle in einer Zukunft, die sicher noch fern ist, als Quelle und Symbol der Technik zurücktreten sollte, so werden andere ungeheure und noch kompliziertere technische Systeme sie ersetzen, die Welt hat sich in Schwung gesetzt wie eine Maschine und wird nie aufhören, eine zu sein. Ist sie deswegen weniger schön und primitiv?

Geht hin und betrachtet ein Stahlwerk, laßt die rußigen, schweißigen Handlanger dort in der Unterwelt die Glut im Schmelzofen aufdecken, wo das Metall künstlich zu seinem Urzustande, der lebendigen, grauenhaft heißen, flüssigen Daseinsform, zurückgeführt ist. Man sieht in einen See hinein, dessen Glanz und Hitze man unmöglich ertragen könnte, wenn man nicht ein farbiges Glas vor dem Gesicht hätte, es ist ein kochender See mit Gekräusel, Blasen und Dämpfen, er bewegt sich ganz wie jedes andere Wasser, aber was für ein Höllensee ist es — wenn ein Mensch hineinfiele, würde er in seine Atome aufgelöst sein, bevor er noch die Oberfläche erreicht hätte. Es ist ein kleines Bruchstück von der Sonne, vom Universum, was

hier kocht, es ist die Jugend der Erde vor Millionen von Jahren, wovon man hier einen Schimmer sieht. Aber niemals früher sind fürchterliche Naturkräfte wie hier kontrolliert und ausgenutzt worden. Es ist das Chaos selbst, das dadrinnen rast; aber nach einer kleinen Weile öffnet die Mannschaft einen Hahn, und man zapft das Chaos in eine Rinne ab, ganz wie man Wein von einer Tonne abzapft, gerade soviel wie man braucht und nicht mehr; der flüssige, weißglühende Stahl läuft in einem niedlichen Strahl heraus, dessen Anblick man nur nicht zu ertragen vermag, er gleicht einem Fluidum des Lichtes selbst, man glaubt durch den dünnen Strom in den Weltenraum oder das Himmelreich hineinzusehen, die Vorstellung von Raum ist innerhalb dieses blendenden Strahles aufgehoben.

Jetzt läuft das flüssige Metall in eine Form hinab, wo es unter lebhaften, farbigen Feuerphänomenen, Regenbogen, Sternenhimmel, flüchtigen Meteoren, Kometen, kleinen Sonnen, erstarrt, und bald darauf hat man einen dicken Stahlblock, viele Zentner schwer, der infolgedessen nun gleich in den Hammer oder in die Walzwerke kommt.

Der große Dampfhammer, ein mehrere tausend Pfund schwerer Eisenblock, der in einem senkrechten Stativ emporgehoben und zum Niederfall auf den Amboß gebracht wird, arbeitet wie ein Riesenfuß, mit einem Gewicht, das die ganze Werkstatt und den Boden, auf dem man steht, wie in einem kleinen Erdbeben erzittern läßt. Der Stahlblock, der vorhin flüssig und wild lebendig war, der in der eigenen Glut tanzte, ist jetzt fest und weißglühend, ein Klumpen, der sich wichtig macht, aber der Dampfhammer wird ihn Mores lehren! Einmal übers andere fällt der schwere Fuß mit einem erderschütternden Dröhnen nieder, und jedesmal muß der Klumpen nachgeben und Form annehmen; es ist eine ordentliche Lektion, die damit endet, daß eine Kurbel oder sonst ein Gegenstand aus dem Klumpen herausgeknetet wird. Erst ist man flüssig, dann ein Barren und dann wird man gestampft, geformt und abgedreht, bis man imstande ist, als Glied in die Maschine einzutreten.

Oder man kommt ins Walzwerk und wird fürchterlich gequetscht, bis man durch ist, was nicht ohne Gebrüll und Zähneknirschen abgeht, und dann glaubt man, fertig zu sein, aber man muß noch einmal hindurch in umgekehrter Richtung, das ist schwer, und man meint ganz flach zu werden, aber man muß noch einmal heran, und so geht es hin und zurück, jedesmal unter Gebrüll und Mühe, bis man sich außerordentlich weit ausgedehnt hat und eigentlich nicht wiederzuerkennen ist. Geschmeidiger und geschmeidiger wandert man durch verschiedene leichtere Walzstadien und wird sehr dünn, aber zum Ersatz so lang wie ein böses Jahr; dann ist man endlich fertig und wird zum Abkühlen hingestellt und entdeckt dann, daß man eine Eisenbahnschiene ist, nun ja, nicht gerade der Nebelfleck im Orion, von dem man

fabelte, solange man im Tiegel war, aber eine gute Eisenbahnschiene, die Schwester einer Menge derselben Art, die daneben liegen und abkühlen und neu fabriziert aussehen. Alle Prügelfarben hat man angenommen; nichts ist schwerer, als gewöhnlich zu werden.

Der weitere Gang der Kohle und des Eisens ist mannigfaltig und bunt. Der große Erwerb kann leben, ohne seine Literatur erhalten zu haben; aber da wir jetzt begonnen haben, die Epoche der Kohle als ein riesiges Epos in vielen Teilen aufzufassen, wollen wir uns auch einen Zyklus von Gesellschaftsromanen über die neue Schiffahrt denken, die ohne die „Romantik" der Alten einen viel größeren und in Wirklichkeit weit interessanteren Stoff darbietet, und die uns zu allen Weltteilen führt; der Roman der Staaten, der große Kampf um die Rasseherrschaft auf der Erde, die wie ein Handicap ausgefochten werden soll, nicht zum wenigsten auf der Basis der Kohlenreichtümer, die man im Besitz hat. Japans plötzliche Modernisierung hängt mit dem Abbau von Japans Kohle zusammen. Ob Englands Weltmajorität im vorigen Jahrhundert nicht darin ihren Grund hatte, daß man hier zuerst Kohle fand oder zuerst ihren Gebrauch in System brachte? Rußlands und Chinas Kohlenlager bedeuten etwas für das nationale und völkische Gleichgewicht in der Zukunft. Die alten Epiker nahmen ihren Stoff aus Kriegen und den Geschicken von Einzelpersonen, unsere Zeit will das große internationale Allgemeindrama und sein Vehikel, die vitalen Werte, behandelt haben. Die Zeit will sich selbst sehen und hat ein Recht darauf.

Wie vorhin gesagt, soll hier nur ein Versuch gemacht werden, in Form einer Reise dem Modernen zu folgen, der Kohle, und zwar unmittelbarstem Ausdruck dessen, dem Verkehr, indem wir es der Reise überlassen, uns überallhin zu bringen, wo sich noch Stoff findet. Könnte ich dazu beitragen, größere Horizonte zu eröffnen als die, in welche die sentimentalen Individualisten der vorigen Generation die Seele einsperrten, würde ich meinen, auch persönlich etwas erreicht zu haben.

Dies kommt mir auf dem indischen Meer in die Feder, zwei Tage vor Colombo und nachdem ich zwölf Tage lang keine einzige Zeitung gesehen habe, fünf Tage davon auf offener See auf einem schwankenden Schiff in keiner anderen Gesellschaft als den blauen Wogen, dem Monsun und den Sternbildern, so daß es menschlich wäre, wenn man sich schließlich als ein Atlas fühlte; bei geringerem Abstand fallen die Schwierigkeiten und ungeheuren Stoffmengen der zivilisierten Welt eher in die Augen als die Möglichkeit, sich einen Überblick zu bilden. Ich weiß, wie die erste Zeitung in Colombo gleich einer Bombe in die Seele springen wird — was kann in vierzehn Tagen nicht alles geschehen sein, in vierzehn hastenden Zeitungstagen, was mögen die schwarzen Pressen alles hervorgebracht haben? Doch die Zeitung und die Wirklichkeit für sich, die Isolierung und den Überblick auch für sich.

Es sind ganze einundzwanzig Tage her, daß ich Berlin verließ, eine passende Distanz, um die Stadt zu betrachten, falls man wirklich sehen will, was man gesehen hat. Es ist sogar für die Netzhaut eine gewisse Zeit erforderlich, aus etwas Gesehenem ein Bild zu formen, auf ähnliche Art wird eine Beobachtung erst vollendet, wenn sie bearbeitet ist; Gott und die Welt sieht, sogar die Sperlinge sehen etwas, aber was sehen sie? Man sieht, was man weiß. Nicht als ob ich jetzt dazu schreiten wollte, abgrundtiefe und erschöpfende Dinge über Berlin auszusprechen. (Gewisse Eindrücke von dieser Stadt haben ihren bedeutendsten Reiz, wenn man in der Erinnerung bei ihnen verweilt.) Was dort in Berlin zu einem Teil meines Lebens geworden ist, das ist mein Berlin. Denn man weiß, was man liebt. Ich sehne mich nach meiner Zelle mitten in dem brüllenden, arbeitsfrischen Berlin. Wie freue ich mich darauf, den Ring meiner Reise zu schließen, indem ich wieder dort einziehe, mit der Aussicht auf die Schornsteine und Kabel und alles andere und der erquickenden Grabkammerstille in der Nacht.

Des Morgens werde ich zweimal auf den Knopf drücken nach dem Kellner, dem lautlosen, und meinen Tee bekommen mit den kleinen leckeren Brötchen dazu, die oben aufgesprungen sind, und der verschrammten Kanne aus Weißmetall, die eine höchst ausdrucksvolle Schnauze hat. Darauf werde ich im Elevator hinunterfahren und durch das Vestibül gehen, wo die große Uhr hängt, die an die Abfahrtszeiten mahnt, und wo in tiefen Ledersesseln vor dem Kamin die Gäste sitzen, Geschäftsleute, die auf irgend einem Raubzug begriffen sind, und deren Heimatsorte in der Fremdenliste die Landkarte plündern; sie und ihre Damen. O diese feinen, zarten Kulturblüten, die wie eine neue Varietät des homo europaeus duften, in Hermeline gehüllt und mit wahnsinnigen Hüten. Sie leben in einer Pause, die entsteht, wenn Männer eine schöne Frau sehen, sie gehen unter lautlosem Schweigen Spießruten durch das Vestibül und die teppichbelegten Treppen hinauf, an einer Reihe offener, verlangender Männeraugen vorbei, aber unter der Eskorte ihres Besitzers, eines Herren mit mächtigem Unterkiefer. Diese Raubtieratmosphäre tut ihnen gut, daher haben sie eine so weiche Haut.

Ich schwinge mich mit der rotierenden Glastür hinaus und bin jetzt auf der Straße, wo Automobile in Reihen halten. Der Lärm schlägt über einem zusammen, sobald man um die Ecke kommt, denn das ist die Friedrichstraße, die rohe, dröhnende schreckliche und bezaubernde Friedrichstraße — ob die großen Kraftomnibusse mit den Känguruhrädern noch immer dort gehen? Sicherlich, Berlins Wurm stirbt nicht.

Man atmet auf, wenn man von der Friedrichstraße in die Linden einbiegt. Wie schön der Name ist! Was für eine einzig dastehende Passage ist das, Platz und Straße zugleich, mit dem Schlosse und all den jahrhundertschweren Institutionen, den Wurzeln des Deutschtums, an dem einen

Ende, während sie sich an dem andern mit dem Brandenburger Tor auf die großen bürgerlichen Verkehrsadern und Stadtviertel hin öffnet, wie ein Baum, der sich über ganz Berlin verzweigt, und dessen Krone die kräftige und lebenströmende deutsche Gegenwart ist. Wenn man sich am Vormittage hier nur eine Stunde auf dem breiten Bürgersteige aufhält, zieht Berlin und ein Teil der Welt ganz von selbst an einem vorbei.

Neben den prachtvollen Läden mit den Herrlichkeiten aller Weltteile und aller Moden finden sich Unter den Linden die Ausstellungsfenster der Zeitungen und der großen Dampfschiffsgesellschaften, hier sieht man Modelle von Luxusschiffen und Reliefkarten der Meere, mit kleinen Schiffstypen besetzt, die den Platz der Schiffe angeben und jeden Tag verschoben werden, je nachdem der Telegraph oder die Drahtlose meldet, wie weit sie gekommen sind; es ist sehr erregend, vor der Karte zu stehen und sie zu betrachten.

Unter den Linden war es, wo ich zum erstenmal eins von Zeppelins Luftschiffen sah; es kam ganz zufällig und unvorbereitet, als ich eines Vormittags da entlang ging. Einige Menschen vor mir auf dem Trottoir reckten die Hälse, und als auch ich in die Luft sah, wurden mir Augen und Seele von einem wirklichen Zeppelin erfüllt, der gerade quer über die Linden fuhr und von der einen Seite der breiten Straße bis zur andern reichte. Ein großes Wunder, wenn man es zum ersten Male sieht! Es wirkt wie eine glückliche Halluzination, plötzlich dort den geisterhaft leichten und lichten, gigantischen Körper ein paar hundert Meter hoch in dem freien leeren Himmelsraum heranschweben zu sehen; er schimmert wie der ewige Schnee auf einem Bergesgipfel. Das Brausen der Propeller, das man unten gerade noch hört, klingt wie Zugvögelflug im April.

Es lag Frühling in der Luft über Berlin, gerade an dem Tage, obgleich es sehr früh im Jahr war, ich glaube noch im Februar, aber die Sonne und die ersten Verheißungen kommen zeitig nach Berlin. Ich kaufte mir Schneeglöckchen und ging spazieren, quer durch ganz Berlin und weit hinaus in die Vororte, und überall war etwas Süßes und Seltsames im Licht, ein verliebtes flüchtiges Lächeln, das mich an diesem Tage an Berlin wie an eine Freundin band.

In den Kanälen hinter dem Schlosse lagen die kleinen, stumpfschwänzigen, zahmen Wildenten und ruderten unaufhörlich mit den roten Beinen, um sich an der gleichen Stelle im Strom zu halten, einige saßen oben auf den Eisbrechern und putzten sich und perlten mit den Augen.

Die Tauben schwangen sich in Kompanien über den Schloßplatz und machten alle auf einmal rechtsum kehrt in einem regelrechten Aufmarsch, wie es sich über einem Schloßplatz ziemte, wo die Garde, deren Knöpfe in dem jungen zarten Sonnenschein blinkten, zur Parade aufzog und ganz genau dasselbe tat.

In den Bäumen auf einem Friedhof, an dem ich vorbeikam, hielten die Sperlinge einen großen Rat, offenbar stand der Frühling zur Diskussion; irgendein Redner behauptete vielleicht, daß er etwas Ähnliches früher schon erlebt hätte und es jetzt wieder erkannte, er könnte dafür garantieren, daß man besseren Zeiten entgegenging, wogegen andere skeptischere sich piepsend dahin äußerten, daß es natürlich nur eine neue Bogenlampe sei, die man aufgehängt habe, sie gäben keinen Pferdeapfel für die Frühjahrsaussichten!

Die Pappeln standen da mit jungen, ganz kleinen Knospen an den Zweigen und einem Nebeltropfen auf jeder Knospe, aus dem die noch so tiefstehende, ferne Sonne eine diminutive Glorie schuf; drinnen standen die feuchten, schwarzen Kreuze und Grabmäler, und die Elektrische fuhr vorbei, ein Automobil jagte mit einer Salve offener, zähneknirschender Explosionen vorüber. Ein Schulmädchen kam daher, Sonne im Gesicht und zwei dicke hellbraune Zöpfe über der roten Kapuze des Regenmantels.

Mir kam der Einfall, direkt auf die Stadtgrenze loszumarschieren, um aufs Land hinauszukommen, aber ich kam nur in andere Stadtteile, sah viele sonderbare Dinge, aber aus der Stadt heraus kam ich nicht. So ging ich entschlossen in den Zoologischen Garten. Wo findet man mehr Natur als da, — mitten in der Großstadt?

Hier drinnen war der Frühling näher. Die Schatten der Bäume lagen auf der kahlen Erde, es waren noch schwarze Schneereste auf den Wegen, und schmutzige Pfützen mit Eis im Schatten hinter den Käfigen, aber die Luft war so weich, und das stille, kalte Sonnenlicht versprach eine Welt. Die Tiere verstanden es, ich hörte einen kleinen Vogel, der mit einem schrillen, zikadenartigen Silbertone singt, er ist der allererste, der im Frühling beginnt. Die Tauben vollführten ihren Paarungstanz mitten auf den Asphaltwegen, gingen mit gesträubten Federn im Menuett umeinander herum. Rings in den Käfigen standen die Tiere ruhig und merkten auf den feinen, kalten Sonnenschein und bekamen so kleine Pupillen; der Wolf schaute in die Ferne, schaute vor sich hin, die Steppe in den gelben Augen.

Das Gnu war unruhig. Das Gnu riecht nach Kampfer.

Auf ihrem kleinen eingehegten Platz standen die beiden Wildpferde ganz unbeweglich und schlummerten stehend, aber man konnte ihnen ansehen, daß sie die zarte Sonne fühlten, und daß nicht ein Strahl davon auf dem zottigen Körper verloren gehen durfte. Ich bemerkte, daß beim Wildpferde die Nüstern weiter vorn sitzen als bei andern Pferden; später habe ich bei Hedin gelesen, daß es sich gegen die Bremsen auf der Steppe schützt, indem es die Nüstern gegen den Boden drückt, während es grast; daher kommt es also. Die Steppe! Asien!

Bei seinem elenden Springbrunnen tanzt der Kranich auf Stelzen und hebt die gestutzten Flügel gegen die neue, weiße Sonne; Glockentöne werden

in seiner Kehle geboren, er tritt wie auf Feuer, aber er wird nie mehr zu den Federwolken emporsteigen.

Über ein Stück grünen Rasens fliegt eine Fledermaus hin und zurück im Sonnenscheinnetz, mitten am Tage, mit durchleuchteten Flügeln wie ein kleiner Teufel, das Grün hat sie rein verhext.

Der Tapir! Das Tropentier, das Sumpftier, der träge Vetter von Schwein, Elefant, Pferd — er stand gemächlich und fraß sein gutes Kleeheu, drinnen im Hause, er ging nicht hinaus, um sich die Sonne zu besehen, er hatte sein Essen just da, wo man es haben soll, im Munde, und da mochten die andern nur hinrennen und sich ummodeln!

Ja, das war der Frühling in Berlin. Am Abend ging ich in die Eisarena und lief Schlittschuh auf einem großen künstlichen Eisestrich bei Orchestermusik. Unter dem Eise liegt ein Netz von Röhren mit Ammoniakkühlung und man hört das Seufzen von irgendeiner großen Dampfmaschine oder einem Motor in der Tiefe, der alles treibt. An allen Seiten ist der Saal von Balkonen in mehreren Etagen umgeben, mit Restauration, strahlend in elektrischem Licht. Hier lief Berlins Jugend Schlittschuh und aß zu Mittag mit den Schlittschuhen auf dem Kokosteppich unter dem Tisch, wohlgemerkt das ganze Jahr hindurch. Bei einer anderen Gelegenheit war ich hier zum Karneval, man hatte einen Parkettfußboden über das Eis geschlagen und hier tanzten wir. Kühl für die Füße.

Natürlich, ich bin naiv, ein Bauer, der über Selbstverständlichkeiten in der Hauptstadt in Staunen gerät, über Dinge, die in einem Jahr einfach aus der Mode sind. Ich gestehe, daß ich im Eispalast wie in einer Verzückung war. Zunächst dieses verrückte Spiel mit den Naturkräften, dieser enorme Witz — hier schüttelt der Physikprofessor sein gewichtiges Haupt, die Abkühlung der Erde ist uns sicher, H. G. Wells bekommt einen Anfall in zwei Bänden über hunderttausend Jahre und prophezeit grauhaarig unsere Not, wenn die Weltmeere zu einem Mineral geworden sind — und nun löst man hier in Form eines Vergnügungsetablissements das ganze Problem. Der Schlittschuh ist das Verkehrsmittel der Zukunft, wir werden einfach auf Schlittschuhen von hier nach Amerika laufen, wenn Wells Buch erschienen und das Meer erstarrt ist, auf Motorschlittschuhen natürlich. Die Zeit des Rades ist vorbei, alles ist in einer gleitenden Bewegung, ringsherum eine Restauration in mehreren Etagen, sorgloser Walzer zu Orchestermusik! Nur H. G. Wells ist nicht mehr, er erlebte es nicht, aber man bewahrt ihn in gefrorenem Zustand in einem Museum auf, als einen paläontischen Menschen aus der Wasserzeit!

Abgesehen davon hat das Schlittschuhlaufen an sich einen großen Reiz. Was ist munterer als die alten grünlichen Holländer, wo man die Bürger vor der Stadt auf dem Stadtgraben oder den Kanälen auf Schlittschuhen

laufen sieht, deren Schnabel bei den Kurven dreist zur Seite weist? Im Eispalast laufen die jungen Mädchen bis zu sechs zusammen, eine Kolonne hinter der andern, in wechselweisen rhythmischen Bogen, langen schwebenden Zügen, im Takt mit dem Orchester, und die Prozession geht auf der breiten, glatten Bahn um den Saal herum und wieder herum, wie ein Zug der Menschheit, bei Musikbegleitung, ja, wie die frohe Pilgerfahrt, die in einem alten Liede besungen wird!

Trunken von Rhythmus, die Seele voll Musik und Jugend und kühler Kraft, so habe ich Berlins junge Mädchen gesehen. Im nächsten Jahr ist es nicht mehr modern, aber gewesen ist es so, und ich lege das zu den Eindrücken, die ich aufbewahre, wie ich gleichsam in einer visionären Ekstase den Rhythmus von „Menschengeschlechter gehn ihren Gang — durch die holden Reiche der Erde" erfahren habe.

Noch eine Nuance Berlins, die mir der Inbegriff seines Tempos und Feuers zu sein scheint — wenn der Kaiser kommt! Jeder Berliner kennt die helle, langgezogene und modulierte Fanfare, die schon weit aus der Ferne das kaiserliche Automobil ankündigt; man lebt nicht einen Tag in Berlin, ohne sie zu hören, sie ist die Stimme der Stadt, so wie die Rathausglocken die Stimme Londons sind. Zuweilen hört man das Signal nur, aber oft bekommt man auch das Automobil selbst zu Gesicht, besonders Unter den Linden, das schnellste in Berlin, wie ein Strich auf der Straße an allem andern vorbei, was da fährt, eine kleine Flagge flattert wie besessen vorn am Automobil, wieder klingt die helle modulierte Note der Fanfare und der Strich ist fort, der Verkehr schließt sich wieder hinter ihm; der Kaiser ist durch seine Stadt gefahren.

Es war ein kalter Tag mit trockenen Straßen Ende November, als ich von Berlin abreiste, bedeckter Himmel und einzelne Körner Frostschnee, die zwischen den hohen nackten Fassaden niederfielen; alles sah so kalt aus, versteinert und ohne Atmosphäre. Düster mitten am Tage, nur ein gelbliches Leuchten durch die Wolkendecke über den Dächern; Berlin ging seinem Winter entgegen.

Ich fuhr mit der Bahn nach Genua und von da zu Schiff nach Osten.

Das Haus des Dichters
Ode von Richard Dehmel

O bleib, Phönix, verlaß mich nicht,
Traumfeuervogel, mein göttlicher,
wie schweiften wir frei von Herd zu Herd!
Wenn ich scheu, ich staubgeborener Wicht,
in die Asche blies mit finsterm Gesicht,
flogst du goldrot auf, immer neu hellauf,
unbeschwert,
und Sternbilder sprühten von deinen Schwingen.
Bis ein Abend kam, wo ich müd dir grollte,
unter fremden Fichten, in Menschensehnsuchtsqual,
nicht mehr von dir träumen wollte,
von deinem ewigen Zauberstrahl
und nie erlebten Wunderdingen,
nur von Heimat, Heimat endlich einmal —
da huben die Sterne an zu klingen:
Ja, die ganze Welt kannst du wild durchschweifen
in deinem freiheitstrunknen Flug,
kannst Kometen begleiten durch Urnebelstreifen,
Stürme, Wolken, Blitz dir zum Spielzeug greifen,
ach, und hast nicht Kraft genug,
ein Haus auf der festen Erde zu bauen,
für dich und die Deinen ein sichres Bett,
kannst dir nicht einen Balken selber hauen,
nicht ein Tischlein zu zimmern dich getrauen,
nicht ein Brett,
hockst wie ein unbeholfnes Tier
unter den fremden Fichten hier —
so erklangen die Sterne — da flucht'ich dir.
Bis der Morgen graute, bis Menschen kamen,
hilfreich kamen, Mann für Mann,
mich herzlich bei den Händen nahmen,
und holde Frauen lachten mich an:
Sieh doch, da steht das Haus schon errichtet;
während du schweiftest von Traum zu Traum,
ward Stein auf Stein zur Mauer geschichtet,
der dunkle Hain zum Garten gelichtet,
dir zum heimatlichen Raum.

Nach freudiger Menschheit ging dein Trachten;
weil du sie träumtest, lebt sie nun;
du halfest ihr sich göttlich achten,
empfang als Schöpferlohn ihr Tun;
laß dir aus unsern schwachen Händen
den Segen vieler starken spenden!
So sprachen strahlend zwei der Frauen,
mich aber wehte ein Bangen an:
verflogen war das Morgengrauen,
und über dem sonneblanken Tann
fern im Blauen
sah ich starr dich mit zitternden Klauen
schreckbeschwert
— Phönix — sprühend niederschauen
auf meinen Herd.
Wie Sankt Johannes zwischen den sieben Leuchtern
mit gen Boden gebeugtem Gesicht
barg ich unter den hohen Bäumen
meinen Blick vor all dem Gnadenlicht;
in meinen Tränen flossen zu taumelnden Flammen
die Menschen rings mit euch zusammen,
ihr alten Fichten um dies neue Dach —
was rauscht ihr mir Erinnrung, ach!
Ich fühl's noch heute beim Schwanken eurer Zweige,
wie ich erschüttert den Nacken neige,
weil mir zum Dank die Kraft gebricht.
Ich kann ja nichts als immer wieder träumen
von seligem Aufflug zu den freien Räumen —
o Phönix, Phönix, verlaß mich nicht! —

Rundschau

Die Monroedoktrin*

von Veit Valentin

Die Monroedoktrin — formuliert in der Botschaft des Präsidenten Monroe vom 2. Dezember 1823 — richtete sich gegen die Heilige Allianz. Wenn die Heilige Allianz unter Leitung Rußlands das Prinzip der Intervention im Interesse der Legitimität aufstellte und bestätigte, so erklärten die Vereinigten Staaten: die Rivalitäten der europäischen Mächte, ihre Streitigkeiten um Territorien und Staatsformen gehen uns nichts an; wir stehen für uns, isoliert, und wir wollen isoliert bleiben; eine Ausdehnung des europäischen Systems auf Amerika ist für uns eine Gefahr; ein Angriff auf die Selbständigkeit der südamerikanischen Republiken ist eine Unfreundlichkeit gegen uns; eine Ausdehnung der bisherigen kolonialen Niederlassungen durch Neugründungen werden wir nicht dulden.

Die nordamerikanische Republik hat damit deutlich die europäische Großmacht und ihr Ausdehnungsbedürfnis nach Übersee für Amerika abgelehnt — und zwar aus dem Gefühl der Besorgnis für ihren eigenen Bestand.

Wie hat sich nun diese Monroedoktrin seitdem gewandelt? Man kann sagen, daß sie sich fortwährend Erweiterungen, Umdeutungen, Zuspitzungen hat gefallen lassen müssen; die Monroedoktrin ist immer mehr zu einem leitenden Grundsatz der amerikanischen auswärtigen Politik geworden, und so kam es, daß alle charakteristischen Wendungen dieser Politik den Anspruch darauf machten, Monroedoktrin zu sein.

Zunächst wird die Vorstellung des Gewaltsamen ausgeschieden: nicht bloß ein positiver Angriff europäischer Mächte auf amerikanisches Gebiet wird als Feindseligkeit aufgefaßt, sondern jeder diplomatische Akt, der sich mit einem Besitzübergang befaßt; nicht bloß Okkupation oder Besiedelung, sondern jeder Erwerb von Herrschaftsmacht durch Vertrag. Dadurch wird die Monroedoktrin aus einer Abwehr und Selbstbehauptung eine drohende Attacke. Sie verbietet einfach jede irgendwie geartete Kolonisationstätigkeit

---

* Die Monroedoktrin in ihren Beziehungen zur amerikanischen Diplomatie und zum Völkerrecht von Dr. jur. Herbert Kraus, Berlin 1913, J. Guttentag.

europäischer Mächte in Amerika, ja sie stellt eine Befreiung von europäischer Herrschaft als erstrebenswert hin. So spricht sich schon 1869 General Grant über Kuba aus.

Die Monroedoktrin, immer mehr der Ausdruck des amerikanischen Macht- und Staatsbewußtseins, wächst dann in die wirtschaftliche Sphäre hinein.

In der Angelegenheit des interozeanischen Kanals stehen die Vereinigten Staaten zuerst auf dem Standpunkt, daß sie weiter nichts als Teilnahme an der durch mehrere auch nichtamerikanische Mächte ausgeübten Kontrolle über den neutralen Kanal beanspruchen. Dann kommt die Wendung: die Monroedoktrin erfaßt die Kanalfrage. Die Gründung der Lessepsischen Kanalgesellschaft in Paris ruft sofort eine amerikanische Konkurrenzgesellschaft unter dem Präsidium General Grants ins Leben. Großbritannien wird gezwungen, von dem Gedanken eines zweiten Suezkanals am Isthmus von Panama Abstand zu nehmen. Die Vereinigten Staaten sichern sich die Kanalzone, sie haben die alleinige Kontrolle, sie bauen ihn endlich mit ihrem Geld. Damit hat sich die Monroedoktrin bis auf unpolitische Handlungen europäischer Staaten, ja bis auf Maßnahmen und Pläne europäischer Privatpersonen erstreckt.

Die äußerste Steigerung der Monroedoktrin erfolgt endlich durch Roosevelt. Die Vereinigten Staaten wollen eine Intervention europäischer Mächte in der dominikanischen Republik zur Betreibung von Schulden vermeiden und nehmen die Regelung der Angelegenheit selbst in die Hand. Damit beansprucht die nordamerikanische Republik die Polizeigewalt in ihrer Hemisphäre — sowohl die Schutzpflicht wie das Eingriffsrecht.

Europäische Aktionen gegen amerikanische Republiken in Finanzangelegenheiten haben die Vereinigten Staaten ja freilich nicht verhindern können. Jede Inanspruchnahme von Territorium ist aber mit feindlichem Eingreifen ihrerseits bedroht gewesen; so muß das Deutsche Reich 1901 auf den Erwerb der Margeritainsel an der Küste von Venezuela verzichten; so wird es einer japanischen Korporation 1912 unmöglich gemacht, sich an der Magdalenabay festzusetzen. Also alles Nichtamerikanische, somit auch asiatische Mächte, weist die Monroedoktrin von dem amerikanischen Boden, von dem amerikanischen Handel, von jedem Einfluß auf amerikanisches öffentliches Leben zurück.

Und die Vereinigten Staaten selbst? Sie bleiben nicht bei dem Prinzip der Isolation. Die Monroedoktrin, die aus der Abwehr ein drohendes Befehlen gemacht hat, verwandelt das, was Verzicht an ihr war, in herrische Ansprüche. Die Vereinigten Staaten bieten gute Dienste und Vermittlungen denselben europäischen Mächten an, deren „System" sie vor zwei Menschenaltern gar nicht interessierte, sie verdrängen Rußland vom amerikanischen Kontinent und würden dasselbe gern mit England tun, sie

sympathisieren mit der ungarischen Revolution und kränken dadurch Österreich, sie erobern auch den asiatischen Kolonialbesitz Spaniens, sie annektieren die Hawaien, sie nehmen teil an der Algesiraskonferenz.

Alles das geschieht im Namen Monroes. Als Prinzip republikanischer Freiheit und Selbstbestimmung war die Monroedoktrin gemeint; sie hat sich zum Teil in ihr Gegenteil verkehrt, zum Teil selbst aufgehoben.

Ja, sie ist zum Prinzip des Imperialismus der Vereinigten Staaten überhaupt geworden — oder wird wenigstens politisch als solches proklamiert. Dagegen die wissenschaftliche Abgrenzung gegeben zu haben, ist ein Hauptverdienst des Krausschen Buches.

Wie die Monroedoktrin in dem erweiterten uneigentlichen Sinne von den Anti-Imperialisten Nord-Amerikas bekämpft wird, zeigt eine reinpolitische Schrift Hiram Binghams*. Er sieht als das Entscheidende in der Monroedoktrin nur noch den Anspruch auf Hegemonie des Nordens über den amerikanischen Kontinent; und deshalb nennt er sie 'an obsolete shibboleth': wenn sie immer mehr die Quintessenz der auswärtigen Politik geworden ist, so ist es jetzt Zeit, daß man erkennt, wie schädlich und veraltet diese Doktrin ist, und daß man eine neue Richtung einschlägt. Bingham ist ein Kenner Südamerikas, und daher stammen seine Eindrücke: der Süden, der Kontinent der 'ABC powers' (Argentinien, Brasilien, Chile) ist zu mächtig, zu reich an Menschen und Mitteln, zu überragend in der großen Welt geworden, als daß er die Vormundschaft eines größeren Bruders nötig hätte. In diesem Süden gilt Nordamerika mit seiner Monroedoktrin einfach als eine Gefahr, gegen die man sich zu wehren gedenkt. Um seinetwillen ist die Doktrin einstmals ausgesprochen worden, um seinetwillen soll sie nun begraben werden. Der Süden will seine Beziehungen zu andern Kontinenten selbständig gestalten. Selbstverständlich, daß er keine Kolonisationen will; aber wenn Brasilien die Japaner gastlich aufnimmt und ihnen durch Connubium Staatsbürgerrecht gewährt, wenn Argentinien den deutschen Kaufmann, Lehrer, Offizier zur Arbeit und zum Gewinn ebenso gerne wie den französischen Dichter und den italienischen Opernsänger bei sich sieht, so sprechen sich darin Möglichkeiten politischer und kultureller Entwickelung aus, die dem 'Yankee' gegenüber ihre Autonomie mit Recht behaupten wollen.

Es mag viel von den südamerikanischen Gefühlen auf Mißtrauen und Gereiztheit beruhen; seit jenem mexikanischen Krieg 1846, der zur Eroberung von Kalifornien durch die Vereinigten Staaten führte, wird ihr Vordrängen nach Süden mit Mißtrauen beobachtet. Und der Gedanke einer Defensivallianz zwischen den U. S. und den A B C Mächten scheint diesem

* The Monroe Doctrine, an obsolete shibboleth by Hiram Bingham. New Haven: Yale University Press 1913.

stolz und gewichtig gewordenen Süden nur eine diskret verkappte Monroe-doktrin zu sein.

So ragt dieses Prinzip, der völkerrechtswidrige Glaubenssatz einer mächtigen Nation, vielfach abgewandelt, mißverstanden und innerlich zur Auflösung verurteilt, gefürchtet in die Gegenwart hinein.

Rentnerstaat Frankreich

von Daniel Ricardo

Es gab eine Zeit, da man vom Reichtum Frankreichs sprach wie von einer überirdischen Erscheinung. Niemand durfte wagen, das Kapital des Britenreichs, oder gar Deutschlands, mit dem französischen Über-dreadnought zu vergleichen. In der Charakterisierung der französischen Kapitalmacht, die ein Gouverneur der Banque de France gab: „La France est le banquier de l'Europe; la France est partout créditrice à l'étranger", sammelt sich der Stolz des französischen Patrioten. Aber das Übermenschentum wird nicht mehr geglaubt. Die Statistiker haben festgestellt, daß der Nationalreichtum der Republik langsamer gewachsen ist als das Vermögen der deutschen Nation, und daß Frankreich nicht mehr das Recht habe, sich an die Spitze der beati possidentes zu stellen. Damit ist jedoch der Zweifel nicht gelöst, ob die französische Nation als Rentnervolk par excellence angesehen werden muß, und ob in dieser Eigenschaft eine wirtschaftliche Degradierung liegt. Fehlt dem Franzosen in der Tat jede ökonomische Qualität? Ist er nichts weiter als ein stumpfsinniger Sparer, vor dessen ungastlichem Hirn die wirtschaftlichen Zusammenhänge halt machen?

Frankreich hat eine Tradition, die ihm für die Verbreitung der volkswirtschaftlichen Erkenntnis, in Praxis und Theorie, einen hohen Rang verleiht. Das Dreigestirn Colbert, Quesnay, Turgot gibt der französischen Wirtschaft eine respektable Vergangenheit. Der gelehrte Arzt Ludwigs XV., der das natürliche Recht auf Reichtum verkündete und den Schutz des Staates für die Erwerbsfähigkeit der Individuen forderte, und der Finanzminister Ludwigs XVI., der mit seinen Réflexions sur la formation et la distribution des richesses den Grund zum ersten volkswirtschaftlichen System legte, sind Schemen im Vergleich mit dem gehaßten Generalkontrolleur der Finanzen des Sonnenkönigs: Jean Baptiste Colbert. Dem Hirn dieses mitleidlosen Steuerfiskals ist die wirtschaftliche Größe des zwanzigsten Jahrhunderts entsprungen. Er hat der Welt den Beweis geliefert, daß ein Steuererheber zugleich ein Genie sein kann; denn die brutale Gewalt, unter der das Volk den Stoff zur Errichtung des Nationalreichtums heran-

schleppen mußte (kein Land war damals so reich wie der Staat des allerchristlichsten Königs), war die Schöpferin des stärksten Wirtschaftssystems der Welt. Colbert ist der Erfinder des Schutzzolls. Er hat den Merkantilismus, das heißt die Förderung der Großindustrie und des Handels, in die Welt gebracht, um sein Land, das mächtige Frankreich, groß zu machen. Aber die Saat ist auf anderem Boden aufgegangen, und Colbert müßte heute jenseits der französischen Grenzen Ernte halten.

Was geschehen konnte, pour attirer l'abondance, hat der von Mazarin entdeckte und geförderte Finanzkontrolleur ersonnen. Er war, im Gegensatz zu Quesnay, dem Physiokraten, kein Freund der Agrarier. Ihn interessierte die Industrie und der Welthandel. Ein Schutzzolltarif mit Einfuhrverboten diente dem inländischen Gewerbe als Damm gegen das Eindringen fremder Fabrikate. Nur der Import von Rohstoffen wurde erleichtert, und der Ausfuhr französischer Erzeugnisse wurden durch Prämien die Wege geebnet. Die französische Handelsflotte befuhr alle Meere, und der Kolonialbesitz breitete sich über Ostindien und Nordamerika. Colbert hat den Franzosen die Voraussetzungen zu einer Weltherrschaft geschaffen. Wie ist es gekommen, daß daraus nichts anderes wurde als ein Weltbankier und ein Rentnerland?

Der große Finanzmann hatte die Seele des Volkes beleidigt. Er bekämpfte den Luxus und die Verschwendung und liebte die Steuern. Er tastete an die heiligsten Güter der Nation, die keinen Sinn für Cromwellsches Puritanertum hat. Das ist gut für ein Land, in dem sogar mit Worten gespart wird. Aber im Bereich der großen Phrase wirkt eine Gestalt wie die Colberts wie ein an den falschen Platz gestelltes Requisit. Die Geschichte hat diesen Fehlgriff korrigiert. Frankreich hat nur einen Colbert gehabt; und der ist zugleich der Urheber der wirtschaftlichen Größe Deutschlands und Nordamerikas geworden. François Quesnay und Turgot waren Weltverbesserer, denen die eiserne Faust Colberts fehlte. Bei Hof und in den Zirkeln der großen Damen wurden ihre Ideen beknabbert und diskutiert, solange sie nicht fühlbar waren. Sahen sich aber die Privilegierten durch Steuer- und Finanzreformen in ihrer Ruhe gestört, so wars mit der liebenswürdigen Duldung der neuen Wissenschaft vorbei. Die Revolution räumte mit allen wirtschaftlichen Fortschritten auf. Unter dem Kaiserreich ist für die Entwicklung der französischen Industrie nicht viel geschehen. Die Kriege waren den Staatsfinanzen nicht förderlich und drängten das Geld in Beziehungen hinein, die sich wie Fesseln um seine Bewegungsfreiheit legten: in den Bezirk der Staatsrente. Die französische Staatsschuld ist nicht nur die größte, sondern auch eine der ältesten unter ihresgleichen. Sie hat dem französischen Reichtum den Charakter gegeben, den er nicht mehr verlor: das Kennzeichen des Rentnerkapitals. Der große König regierte über eine Wirtschaftsmacht,

die Britanniens Stelle einnehmen konnte; der große Kaiser machte aus der Schöpfung Colberts einen Rentnerstaat.

Warum ist Frankreich nicht geworden, was England wurde? Weil die Revolution um hundert Jahre zu spät kam. Nach Colberts Tode wurde ein Jahrhundert vertändelt. Gerade soviel Zeit, wie nötig war, um England den Vorsprung, den Frankreich gewonnen hatte, einholen zu lassen. In Nordamerika mußten die Franzosen ihre kolonialen Eroberungen preisgeben und sich mit dem Ruhm begnügen, daß ihrem Lande das Wirtschaftssystem entstammte, dem die Vereinigten Staaten ihre Übermacht auf den Weltmärkten danken. Im siebzehnten Jahrhundert war Frankreich eine Kolonialmacht ersten Ranges. Aber wie kurz war die Herrlichkeit der Ostindischen Kompanie, die Colbert errichtet hatte, im Vergleich mit der Ostindian Company unter Warren Hastings und seinen Nachfolgern. Das französische Kolonialreich umschließt heute ein Gebiet von acht Millionen Quadratkilometern mit einer Bevölkerung von neunundvierzig Millionen Menschen, während die britischen Kolonien ein Quantum von dreißig Millionen Quadratkilometern und dreihundertsiebenundsiebzig Millionen Menschen repräsentieren. Was aus diesem Zahlenergebnis zu schließen ist, liegt auf der Hand. Es fragt sich nur, ob versäumte Gelegenheiten oder Mangel an natürlichen Voraussetzungen die ungleiche Entwicklung der beiden Rivalen verursachte.

Man kann sagen, daß die wirtschaftliche Überlieferung Frankreichs einen doppelten Ansatz hat: das gewerbliche Ingenium und die Rentnereigenschaft. Beide sind ihm durch höhere Gewalt eingepflanzt worden; aber der eine Zweig gedieh nicht so üppig wie der andere. Das wird durch Zahlen und deren Herkunft bewiesen. Falsch ist nur, mit dem Schlagwort Rentnerstaat eine ganze ökonomische Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu decken. Das französische Nationalvermögen wäre nicht gewachsen, wenn es nur von den mageren Früchten der Staatsrente gelebt hätte. Es hat langsamer zugenommen als der Reichtum andrer Länder; aber es ist größer geworden. Damit ist bewiesen, daß die industrielle Arbeit die Fruchtbarkeit des Kapitals gefördert hat. Wenn das gesamte französische Vermögen nur drei Prozent Zinsen brächte, müßte die Nation vom Kapital gelebt haben. Mit einem Ertrag von drei Prozent lassen sich die Ansprüche der Existenz nicht bestreiten. Die Ergiebigkeit der Industrie muß sogar größer sein als anderswo, weil die niedrig verzinsliche Staatsrente einen breiten Raum im Vermögensbestand einnimmt. Die gesamte französische Staatsschuld beträgt dreißig Milliarden Franken; das Volksvermögen wird auf dreihundert Milliarden geschätzt. Das giebt ein Verhältnis von zehn Prozent für die Staatsrente. In Deutschland hat man sechsundzwanzig Milliarden Franken auf vierhundert Milliarden: sechseinhalb Prozent. Die Intensität des gewerblichen

Zinsenertrages muß um so stärker sein, je größer der Anteil des Staatspapiers am Vermögen ist. Vorausgesetzt natürlich, daß der Nationalbesitz nicht vereist ist. Die „tote Hand" läßt keine Zinsen wachsen. Die Statistiker haben nun, mit ihren groben, aber doch zuverlässigen Instrumenten, festgestellt, daß sich der Reichtum Frankreichs vermehrt hat. Langsam zwar. Bei weitem nicht so aktiv wie das deutsche Kapital. Aber doch erkennbar. In fünfzehn Jahren etwa um fünfzehn bis sechzehn Prozent gegen fünfzig bis sechzig Prozent in Deutschland. Frankreich ist der Bankier Europas. Das heißt: in seinen Geldschränken liegen viele Milliarden fremder Staatsanleihen. Russen, Türken, Südamerikaner, Spanier, Bulgaren, Serben. Diese Papiere werfen mehr ab als drei Prozent. Oft so viel wie ein industrieller Titel. Die finanziellen Beziehungen muß man von der Industrierente abziehen, um die richtige Ziffer für deren Wert im französischen Nationalbesitz zu finden. Als Rest bleibt noch genug, um Frankreich eine Stellung unter den Wirtschaftsstaaten zugestehen zu können.

Warum gewann das Verhältnis zur Rente den Vorsprung vor der Industrie? Es klingt paradox, zu sagen, daß Colbert, der große Wirtschafts- und Handelspolitiker, dessen Horizont den kurzsichtigen Augen der bedrückten Steuerzahler nicht erkennbar war, der Urheber des endgültigen Sieges der rente perpétuelle gewesen ist. Er hat das System der Sparsamkeit geschaffen. Er tat es, zum Besten der Staatskassen. Die wollte er bis zum Rande füllen, um den Königen die Mittel zu geben, den Rivalen England niederzuringen. Das Volk wurde mit Steuern belastet und schleppte diese Errungenschaft durch die Jahrhunderte mit sich fort. Es hat in dieser Beziehung jede Konkurrenz geschlagen, besonders aber Britannien und Deutschland hinter sich gelassen. Man bedenke, daß in Frankreich auf den Kopf der Bevölkerung ein Anteil von beinahe 800 Franken von der Staatsschuld kommt, während der Engländer nur 400, der Deutsche nur 300 Franken zu tragen hat. Daß eine solche Riesenschuld, die den Begriff der Tilgung kaum kennt, ein gewaltiges Hemmnis gegen die „akademische Freiheit" des Kapitals sein kann, ist leicht zu sehen. Seit 1825 besteht die ewige Rente, und die Finanzkunst des Staates erschöpft sich darin, das Monopol der Rente zu fördern. Ihr ist im Börsenhandel der breiteste Platz eingeräumt; ihr wird alles erreichbare Geld zugetrieben; ihr werden alle Privilegien verliehen, die der Staat in solchem Fall zu vergeben hat. Das französische Staatsbudget kann ohne die Bereitwilligkeit der Privatkapitalisten nicht auskommen. Es kann die Einnahmen nicht im Gleichgewicht mit den Ausgaben halten und muß, mit Hilfe der Rente, gelegentlich einen neuen Stützpunkt zu gewinnen suchen. Der Hymnus, den Charles Dumont, der Finanzminister des Kabinetts Barthou, auf die ewige Rente angestimmt hat, enthielt die Geschichte des französischen Vermögens in konzentriertester Form. Die

Rente ist das Alpha und Omega der Weisheit des französischen Finanzpolitikers. Ist es ein Wunder, daß der Sinn für die anderen Möglichkeiten des Kapitalzinses verkümmerte? Daß sich alle schöpferischen Ideen im Brennpunkt des Rentengeschäfts sammelten und die Ganglienzellen, in denen Gedanke und Wille zur gewerblichen Unternehmung domizilierten, schließlich austrockneten? Der Moloch Paris weist den Geldströmen, die dem fruchtbaren Boden des Landes entspringen, die Richtung. Er leitet sie in seinen gefräßigen Rachen. So wird dem Gewerbe und der Industrie die Kreditnahrung genommen. Denn der Wirtschaftskörper kann nicht von einer Zentralspeiseanstalt aus ernährt werden. Er muß die Quellen überall finden. Die deutschen Banken haben über das ganze Reich ein Netz von Filialen, Zweiganstalten, Depositenkassen gebreitet. Sie suchen die gewerbliche Arbeit an ihren Pflanzstätten auf und betreiben die Überleitung des Geldes in die Werkstätten durch ein weitverzweigtes Kreditsystem. In Frankreich hausen die großen Finanzinstitute in Paris. Dort ist der Sammelplatz der internationalen Rentengeschäfte. Dort wird mit dem Geld Politik getrieben. Eine andere Beschäftigung aber erstrebt die haute finance Frankreichs nicht. Die Provinz ist verödet. Vergebens sucht man nach dem gewohnten Bild der eng beieinander wohnenden Bankiers. Die Pariser Großbanken haben nur wenige Filialen. Ihr Apparat ist durch die ständige Berührung mit Rentenpapieren einseitig und schwerfällig geworden. Die Industrie verleiht den Gedanken Schwung und beflügelt die Tatkraft. Das Staatspapier erschöpft seine Reize auf das Gehirn durch das nicht schwer zu lösende Problem der Sicherheit und der Verzinsung. Man vergleiche die Kurszettel von Paris und Berlin auf ihren Gehalt an industriellen Aktien. Es wird nicht schwer sein, zu entscheiden, ob in Frankreich die Rente oder die Industrie überwiegt. Die Aktie ist der Spiegel für den industriellen Geist eines Landes. Sie bildet die bequemste Form der Beteiligung des Kapitals an den gewerblichen Chancen. Der französische Rentner ist stolz, daß die halbe Welt ihm Zinsen zahlt. Dieses Bewußtsein hat das Nationalgefühl gehoben, wie es in England der Welthandel, in Amerika der Trust, in Deutschland die Industrie getan haben. Colbert und die dreiprozentige Rente sind die stärksten Wirtschaftsfaktoren, die Frankreich aufzuweisen hat. Die Nation ist hinter den Leistungen Colberts zurückgeblieben. Sie hat sein Zollsystem akzeptiert und bis zur äußersten Möglichkeit fortentwickelt, verlor aber mit dem kolonialen Prestige die wertvollste Voraussetzung des Erfolges. Die Rente dagegen ist die geradlinige Fortsetzung der Colbertschen Steuer- und Finanzpolitik. Daß sich der französische Volksgeist dieser Richtung besser anzupassen wußte als der andern, ist am Ende nur ein Ausfluß der Erkenntnis von der Macht des Geldes in der Politik. Frankreich treibt, mit Hilfe seines stets bereiten Kapitals, politische Wünsche zur Reife. Man

denke an die neueste Balkanpolitik, an die Eisenbahnkonzessionen in Kleinasien, an Rußland. Aber sein wirtschaftlicher Elan reicht nicht aus, um die Beziehungen zum Welthandel vorwärts zu bringen. Der Wert des französischen Außenhandels ist in zwanzig Jahren nur um 2 Milliarden Franken (von 9687 auf 11669 Mill.) gestiegen, während Deutschland in nur sechs Jahren fast 4 Milliarden Mark gewann.

Die Erziehung zur Rente, die unbestreitbar ist, hat die wirtschaftliche Optik des Franzosen beeinflußt. Sein Gehirn hat wohl die Fähigkeit, rasch zu kombinieren und geschäftliche Chancen richtig zu sehen. Aber es fehlt ihm die Tradition, und so tritt an die Stelle der Erfahrung die Phantasie. Daß die Erinnerung an Panama, Bontoux und ähnliches der wirtschaftlichen Tatkraft hinderlich sei, ist nicht anzunehmen. Amerika, England, Deutschland haben auch ihre Unglücksfälle gehabt, ohne daß die Kapitalien für alle Zeiten dem Bereich des Risikos entflohen wären. Frankreich stellt das Hauptkontingent der Verluste aus südafrikanischen Minenshares. Und andere sensationelle Gelegenheiten fanden das französische Kapital nicht minder willig. Ist Frankreich ein Rentenland, so hat es diese Eigenschaft, weil ein größerer Teil seines beweglichen Vermögens in Staatspapieren angelegt ist, als man es in Deutschland oder England findet. Aber die unbesiegbare Überlegenheit seines Reichtums ist eine Legende: im ganzen sowohl wie auf den Kopf der Bevölkerung.

Das lässige Drama

von Alfred Kerr

I

Nach der jüngsten Heldenepoche des Dramas (und ihren Anstrengungen) kommt jetzt ein Ausruhen. Ibsen war straff, der beste Hauptmann war straff. Eine große Gesammeltheit.

Jetzt aalt man sich etwas . . . Zwei Dinge werden anders. Erstens: der Dramenbau lockrer. Dann: die Eindringlichkeit bequemer.

Eulenberg, Wedekind, Shaw . . .: in dem, was der Winter von ihnen gezeigt, kamen sie nicht bis an die Zähne bewaffnet, Muskeln gespannt. Sondern schlendernd, spielerisch — noch im Tragischen; noch im Geistigen.

Abrüsten, Mitansehn, Feierabend, was Gut's in Ruhe schmausen. Der Poet: „Warum soll ich mich totmachen?"

Auf dramatische Jakobiner von anno 1889 folgt eine Restauration. Gesalbte mit Regenschirm. Sie können sich doch deshalb nicht ihren, na, kleinen

Finger abbeißen. Bald lagern sie am Bach. Wedekind mit allem farbigen Luftgetier. Eulenberg mit seiner treuen Traurigkeit. Shaw mit lächelndem Erhellerblick.

Aber nicht jagen. Warum tun, als ob der Himmel abstürzte, wenn einer nicht das Äußerste gibt. Morgen ist auch noch ein Geschlecht.

Bau lockrer; Eindringlichkeit bequemer.

II

Herbert Eulenberg. Ist er schwächer, sind wir nur gleichgültiger geworden? (mißwilliger, weil gleichgültiger? gleichgültiger, weil durch Wiederholung stumpfer? Sank er nur ... weil er nicht stieg?

Er sank auch, weil er sank. Belinde, Zeitwende ... Hauptgefühl nach Monaten: man erregte sich, daß nichts zum Erregen war. Man sah Menschen hantieren: schön. Man sah sie jammern: selbst zugegeben daß. Man sah sie erbleichen und sinken hin: und?

Drei Stufungen gibt es. Waren die Brettergestalten bewegt? ja. War der Dichter bewegt? vielleicht. Waren die Zuseher bewegt? nein.

Fest steht, daß Genießer allemal nur dann bewegt sind, wenn es der Schreibende war. An jedem Punkt einer Kritik weiß ich beim Schreiben, so etwas Unerwartetes mich erschüttert hat und etwas wie ein Rätsel geschah, daß andere nach mir es fühlen werden ... Nur dann weiß man, daß es geschieht. Und nur, wenn man's weiß, geschieht es ... Es kommt nicht vor, daß eine Stelle jemandem ans Herz geht, wenn sie dem Urheber nicht fünfmal so stark ans Herz gegangen ist. Wie der Blitz zuckt es, in der Sekunde: gegeben, eingegeben. Kein Stolz noch Stolzieren. Bloß ein fabelhaftes, erschütterndes, durchrüttelndes Glück. Schwein im Bakkarat. Den Arm hebt man zur Decke, drückt die Finger zusammen. „Shake hand, Eli!" sagt man ... jemandem, zu dem einer dann geäußert hat: „Eli, Eli, lama asabtani!" Zu dem man auch Das äußern wird. Aber noch lange nicht. Hierzu schlägt sich das tiefste Bewußtsein: dies könne nicht unerkannt bleiben; vieles schon, aber das nicht; etliches spät erkannt — aber das nicht.

Vor den zwei Eulenbergstücken (eine Frau liebt zwei Männer, einen lebenden und einen toten, Verwirrung des Gefühls; dann: industrielle Tagmenschen gehn kaput, Traumblüter langen-bangen, selbst Abenteuerlinge, bleiben trüb) fragt ein Wohlgewillter: Glaubst du selber daran, Eulenberg? Spürst du's im Blut? Fühlst du beim Schreiben ... nicht: hier muß es kommen; sondern: hier ist es gekommen, shake hand ...?

Weiß nicht genau.

Daß er gezüchtigt wird, ist mir lieb. Wird er sich straffen, raffen? Er arbeitet verantwortungslos, da kommt es nicht.

... Ärmelschütteln und Stegreifdichterei für die Bühne geht allenfalls in Läuften, die betagt, spät, durch, hochreif sind; am letzten Ausgang alter mießgewordener Entwickelungen. (Mit einer gegebenen dramatischen Glockenmutter.) In Tagen, wo das Einzelne feststeht, wie zum Beginn des gallischen Mahls das Vorgericht, zum Schluß das petit verre. In solcher Endzeit mag aus dem Steigbügel gedramt werden. Unser Schauspiel, Herbert, ist blutjung.

Ich glaube zwar nicht an die zwei Wochen, worin die Musik zum „Barbier" verfaßt wäre. Hingeschrieben, schon. Doch eine ganze Rossinijugend nebst etlichem Geblüt voraufgehender Pfadbrecher gehörte dazu nebst gemeistertem Überfliegen aller. Die Kraft; Zucht; Beherrschung zum äußersten Gesammeltsein. So daß, wie bei einer Gipfelkritik, in der Muskelkontraktion dreier Stunden die Arbeit von dreihundert Jahren und einem Lebenskampf aus der Maschine kommt. (Mit dem Bakkarat.)

Calderon, Eulenberg und Lope „schmieren, wie man Stiefel schmiert". Ein Heutiger kann über Einzelheiten an Calderon, Lope nicht mehr urteilen; auch Spanier nicht mehr; zu vieles wird verhüllt von dem Begriff Antike.

(Lexikon. Antike ist, was vor sechshundert Jahren Kitsch war. [Antike ist, was vor sechshundert Jahren Kitsch war.])

Eulenberg aber zu werten sind wir angetan. Wozu Belastung der Geistesgeschichte? Gestellt sei der Augenblick. Eulenberg ist, was 1913 schwach war.

Nein, das jüngere Drama hat noch Endräume mit fester Glockenmutter nicht erlangt. Was Dieser ohne Form gibt, ist flüchtig und gefühlsdünn. Er wird rufen: „Ich will ja nur den Umriß." Es ist aber schade, daß er nur den Umriß will ... und nur die Gebärde kann.

Hinunter! um zu steigen. Was hier geblasen wird, bedeutet nicht: Halali. Es bedeutet: Sammeln.

III

Wedekind, siehst du, ist gleichfalls lässiger, dichtet gleichfalls drauflos — er aber darf es: weil er nicht, wie Eulenberg, Teile von Tieck-Arnim, Teile von Shakespeare, von Volksbüchern, von Epigonenepigonik und moment musical mit etwas Gegenwart sympathisch leimt: sondern weil er, Wedekind, inmitten einer selbstschaffenen Welt haust. In seiner Welt, die vorher nicht gewesen; in einer Welt, von ihm zur Welt gebracht.

Er darf lockern oder spannen: man hört auf seinen Ton.

Franziska, letztgespieltes Werk, ist eine Zuwag': nach allem, was er gegeben hat; was jetzt gesammelt in sechs Bänden leuchtend ruht an Strophen, Geschichten, was dort Frühlingserwachen heißt und Liebestrank und Kammersänger und Marquis von Keith und Karl Hetmann und König

Nicolo und Erdgeist und Büchse der Pandora. Das Werk eines Landgewinners.

IV

Franziska heißt ein Mysterium.

„Nach Freiheit strebt der Mann, das Weib nach Sitte." Treuherzigster Mozart war das. Wedekinds Mysterium aber bringt Wettkampf zwischen Frau und Mann. Wenn die bunte Wirrnis alles überquillt, fragt man: Mysterium oder Mystifikatorium? Das Weib verführt den Mann zum Entjungfern. Sie läßt ihn sitzen. (Umkehrungen solcher Art zeigt auch Shaw: sein Don Juan ist nicht mehr Verfolger, sondern verfolgt.)

Wedekind blieb, was er war: Großmeister neuerer Beischlafslogen.

Wie der junge Shakespeare aus einer Gemeinschaft im engen Bezirk flieht — und hernach draußen eine große, große Tätigkeit entfaltet: so zieht Franziska von dem Bräutigam nach ihrem London. Die Darstellerin müßte, denk ich mir, ausrufen: „Ich verlasse mich auf Gott und auf mein (Handbewegung) Talent". Sie wird aber nicht Verderberin. Nur Suchende, zuletzt Beglückerin.

Faustmärchen. Pakt. Zwei Jahre will sie als Mann leben, dann der Knechtschaft verfallen, dem Zauberer untertan. Doch als Mann fühlt sich Franziska Mutter. Das Wachstum sprengt ihre Hosen.

Frank Goethekind äußert gewissermaßen:

Schneid' nur das Haar von Deines Hauptes Giebel,
Zwäng' Deinen Fuß in ellenhohe Stiebel —
Du bleibst doch immer was Du bist.

Nietzsche wird eingerenkt, Strindberg zurechtgewiesen.

Kampf zwischen Weib und Mann (glaubt auf alle Fälle Wedekind) führt ins Irrenhaus. Sie: Herrschwut und Geilheit. Er: freche Hast. Die Welt ist aber . . .

V

Die Welt ist aber nicht so schlimm (glaubt er zuletzt), wo anspruchslose Güte, vielleicht auch Nachkommenschaft gedeiht. Nach dem Erwecker, den Franziska fortstößt; nach dem Ausbeuter, den sie hörnt; nach dem Fürsten, den sie wurzt; nach dem Cicisbeo, den sie schneidet: nach allem kommt schließlich der Freund eines Herzens, der nette Mann sonder Arg noch Anspruch, lieb mit ihrem Söhnlein — für den wird sie nun erst (nachdem, nachdem, nachdem der Kursus durchschmarutzt ist) reif; eine Rente hat sie auch; treuga dei; Hafen.

Schlußbild von Donnays Douloureuse. Die Vielgeliebte mit dem alleinigen Kind und als Dritter ihr Wahnfriederich. Es ist der Punkt, wo jede

noch so Umhergetriebene nach aller Bettgymnastik zur Gottesmutter, weißte, wird. In der Erzählung vom Doktor Pascal sitzt sie zuletzt auch mi'm Kind auf der Schoß. Gibt nichts Neues unter der Sonne; das allein veraltet nie.

In summa: Wedekinds Mysterium von der Faustine (zum Schluß offenbar Tine) mit allem zusammenhangluftigen Glanz, allem flinken Farbwechsel, allem Verschweben (und aller Lässigkeit) bedeutet immer noch ein Zuwachs für seine Geschöpfe — bloß nicht für sein Weltgefühl.

Ich höre Gesang:

Der Dichter kann das edle Glied
Der Geisterwelt erretten.
Wer immer strebend sich bemüht,
Die schimpft man Suffragetten.

Wedekinds Faust verhallt mit einem Schlußchor, denk' ich mir, folgendermaßen:

Weltüberwinderchen
Sind Weib und Mann;
Heischende Sünderchen,
Gluten-Entzünderchen,
Streberchen, Gründerchen,
Unrast-Erfinderchen,
Bockig im Bann.
Schlichtheit (mit Kinderchen)
Zieht uns hinan!

VI

. . . Natürlich schreibt man Kritiken am Tag nach der Aufführung anders als Monate hinterdrein. Natürlich empfindet man Stücke nach Monaten anders denn am Tag nach der Aufführung. Ein Mittel zur Prüfung ist: was dann bleibt.

Es bleibt von Shaws „Pygmalion" weniger der Eindruck des Stücks: als der Eindruck des Eindrucks, den man hatte. Freundlich hingeworfener Brocken an . . . recht Viele. Volkstümlicher Abend für die bessere Schicht. Beinah: „Sein Objekt. Oder: Professor Higgins' Wette." Das Kind aus dem Volk, mit den ulkigen Ausdrücken; und so. Er wollte ledig bleiben. Aber die besorgt es ihm. Oder der bestrafte Junggesell. Kriegt ihn, nimmt sie. Wenn heute nicht (heißt es anstandshalber), so doch . . . vielleicht . . . mor—. Nimmt sie.

Bernard Shaw wandelt am Schatten Eines vorüber, der Klingsbergs und Pagenstreiche schrieb. Bernard Shaw stößt auf Leute, durch deren Traum ein Hüttenbesitzer mit Gattin zog. Bernard Shaw streift mit dem

Ärmel den Schöpfer jenes Mädchens (von Maxim), das mitten in der guten Gesellschaft „—!!!“ ruft. Bei Shaw ruft sie nicht mal: „—!!!“ Lizza ist zwar Blumenverkäuferin, doch unerbrochen. Povera, ma onesta. Denn er dichtet für Angelgermanen.

Nein, er dichtet für die Menschheit: nur läßt er in London die Stücke spielen.

Das Gerüst von jedermann, der Behang dennoch von Shaw. Hauptpunkt: Er will dartun, wie eine Gestiegene der Unteren die Oberen in den Sack tut. Shaw deckt noch über jede Dagewesenheit einen Glanz des Gewissens; die Blüte gerechter Forderungen. Noch im seichten Ulk ist ein Kämpfen. Lockt Shaw das Publikum, auch er bequem geworden und lässig: so handelt er doch wie ein Kriegsfanatiker, der Bleikanönchen verschenkt. Gerechtigkeit! Wie alles nur verhältnismäßig ist, zeigt Shaw am Vater des Volkskindes, der vom vierten Stand in den dritten klettert. (Shaw sagt zur bürgerlichen Gesellschaft wie Henschel-Wilhelm zur Hanne: „Du kannst nischt derfier.“) Bloßfanatiker ist er glücklicherweise nicht. Fanatiker ist er glücklicherweise.

VII

Androklus bestätigt es. Die Gesinnung dieses Dramas bleibt sehr zu trennen von seiner Gestalt. An der Gesinnung ist vieles schön, während an der Gestalt vieles . . .

Die Teile der Mischung sind prachtvoll; die Mischung halbfertig.

Ein edler, weiser, älterer, pfiffiger Mann spaßt hier, der in England . . . nicht ganz die Frische sinken läßt, seine Hörner jedoch umledert. Der nicht mehr arglos-argvoll ein Weltgelächter lacht: sondern sich mit annehmbaren Heiterkeiten verständigt. Will sich nicht den, na, kleinen Finger abbeißen.

Das Intense wird entspannt. Langer Atem fehlt. Und was wesentlicher ist als langer Atem: starke Zusammendrängung. Shaw gibt eine . . . halbgare Kulturhumoreske.

Kultur heißt: Verband für wechselseitige Hilfe. Tiere dürfen Verbandsmitglieder werden. Es sind Fragen, die uns alle bewegen. Für die Pflanzen sprang ich schon in diesen Blättern auf die Mauer. Vor acht Jahren. Ich ging über die Tiere hinaus.

VIII

Ist er roh — oder sind wir schwach? Die Bedingung des Anodynon bleibt unerfüllt; die vom Aristoteles rechtens gestellte Forderung: ein Spaß müsse frei von ernsthaft marternden Schmerzen sein. Der Spaß wird hier verschnitten . . . durch Nebenpunkte qualvollen Inhalts.

Dieser Humor trägt sich in einer Welt zu, wo Menschen bluten; die Heiterkeit in dem Zirkus, wo sie bluten.

Sie werden begnadigt: immerhin . . .

Selbst ein ulkiger Augenblick auf Beethovens Sterbebett, wenn es ihm eine Sekunde besser geht, kann für mich, darin bin ich komisch, nicht urkomisch werden.

Swift sagt: es könne was heut, oder auf diesem Platz, oder früh um acht Uhr ungemein witzig sein — „jedoch sobald man es verpflanzt oder irgendein Versehen damit macht, wird es vom ersten Hauche des Windes zerblasen".

Um der Gesinnung halber greift Shaw zu Kniffen wie bei Sudermann. Abblitzen vor dem Parkett. Ein Leutnant blitzt ab . . . an einer Christin. Er nochmals . . . an einem herkulischen Christen. Der Kaiser zum drittenmal . . . am Androklus. Gegeben wird es. Sixt es, da hast es.

Zulänglichkeit und Länglichkeit, in lässigen Auftritten.

IX

Aber das Werk enthält mehr, als die üble Schwächung in den Kammerspielen gab. Der Genosse G. B. Shaw von Irland schreibt Satiren! Die ersten Christen sind etwa Sozialdemokraten. Auf so eine Parallelheit ist alles gemünzt.

Regisseur! Der Herrscher von Rom spricht in der berliner Darstellung österreichisch. Weil ein Hofprinz davorsitzt. Wenn Dialekt gesprochen wird, wär' es Geist von Shaw, berlinisch reden zu lassen, in Berlin. Mehlspeisköche! Satiren schreibt der Genosse G. B. Shaw von Irland!

Neunmal mehr als herauskam steckt in dem Werk. Es ist eine antike Geschichte, doch bleibt sie ewig neu. Gegenwart! Gegenwart! Eine stinkige Koppel römischer Blutkater, so die fortgeschritteneren Seelen drückt; in aller ungebildeten, lauten Protzenheit ein Brechmittel.

(Lexikon. Parasiten = Obmänner).

Obmänner gibt es, denen das Handwerk heute zwar gelegt ist, im Zirkus Bestien zu atzen: aber nicht, Clowne zu sein. Dazwischenschnarrende Clowne. Feierliche Clowne. Halbabergläubige Kohlpflanzer, durch Faxen und Leerheit verletzend. Purpurn hemmende Schauten.

Bernard Shaw bringt Seelisch-Reizvolles in die verschollene Fabel. Gütiges, Verstehendes, Gerechtes — bei lockerem Bau und lässiger Gesammeltheit.

X

Wertvoll ist mir nicht, was er gedacht hat; sondern was ich denke. Unterton. Bei dem Christen Ferrovius, welcher durch Leibeskraft Furcht einflößt, komm' ich irgendwie auf den mittelalterlichen Karl. Welcher die Sachsen totschlug, wenn sie nicht christlich wurden, und Erstaunlichkeiten

verwandten Geistes gab tausend (tausend) Jahre nach Sokrates, zweitausend (zwei-tau-send-ein-hun-dert) Jahre nach Mose, ... und einer der Gescheiteren dieser Stämme war.

Nummer Zwei. Androklus wäre schon willens, römischen Göttern zu opfern, bleibt aber zu wacker, Kameraden im Stich zu lassen (obschon er — das dumme Luder — ja den Tod über der Kameradschaft gewärtigt). Mir fehlt an dem Shawspiel: Die Grenzmauer zwischen Dummheit und Charakterstärke zu beklopfen.

Androklus ist weniger ein Christ als ein gütiges Bürschel. Ein Handwerkerle, schlau, betulich, das milde Licht im Innern. Zivilisierung der Menschennatur.

Zivilisierung der Menschennatur. Ich denke sie mir an einem gleich Herzensguten, doch im selben Atem Höherstehenden ernster dramatisch erprobt.

Drittens: ich schriebe ganz ein anderes Stück. Mit folgendem Kerngedanken. Ein Lustspiel.

Die Zivilisierten waren immer da. In der Römerzeit: vor Christus.

In der neuen gab es hunderttausende vor irgendeinem Voltaire. Sie durften bloß nicht muckfen. Sie blieben im Verborgenen — doch alle Wirkungen gingen von ihnen aus. Inkognito: denn die Bestien ringsum bellten. Die Zivilisierten stammen sämtlich von alter Zeit. Sie, sie, sie machten die Kultur. Die Neuhinzugekommenen (die alles kurz und klein schlagenden Körperlinge) stahlen dann von ihnen jede Fortgeschrittenheit, jedes Errungene, fast alles heut Bestehende. (Wie ein dicker Wärter die Strophen eines edleren Gefangenen seinem Schatz widmet.) Die Unterdrückten waren die Schöpfer: die Andren firmierten bloß; machten kleine Änderungen (den winzigen letzten Schritt) und erhoben dann prunkend, knallig, ein Weltgeblök voll mißduftendem Eigenlob. Sie unterzeichneten Bilder, die Andre gemalt. Gewalttätige Protzen und Tappse, mit Klamauk, Sichbrüsten — und Versicherung auf Gegenseitigkeit, sie seien das Salz dieses wirbelnden Sterns.

(Lexikon. Aneigner, Abrahmer, Gewaltstatisten = Die Heldenrasse.)

So ein Lustspiel dünkt mich lustig und groß.

Geht hin. Junge Leute. Seelen der Zukunft. Art meiner Art.

Geht hin, dunkle, blonde, geschlitzte, wollige — schreibt es. Schreibet, was in meinem Kopfe steht und wandelt und lugt und winkt. Das Lustspiel der Emporkömmlinge. Den Spaß der Körpergewalt (Genie ist Fleisch).

Den weltgeschichtlichen Ulk des Siegens und Lügens.

XI

Was heute besteht, ist im Ausruhen geboren. Das lässige Weltgefühl. Der lässige Bau. Das lässige Drama.

***

Der Kritiker Brahm

von Monty Jacobs

Otto Brahms Theaterrezensionen sind jetzt vom Zeitungsblatt in ein Buch gewandert und dieser gefährliche Weg ist ihnen gut bekommen. Sie heißen nun „Kritische Schriften über Drama und Theater", seitdem Paul Schlenther sie gesammelt, gesiebt und in S. Fischers Verlag herausgegeben hat.

Niemand wird in diesem Bande Überraschungen erwarten. Denn Brahm wäre nicht Brahm gewesen, wenn der Kritiker der Jahre 1881 bis 1892 ein anderes Gesicht zeigte als der Theaterdirektor in den beiden folgenden Jahrzehnten. Geschmack, Überzeugung, künstlerisches Glaubensbekenntnis — das alles bleibt von Anfang an besiegelt und von der Treue in Person bewahrt. Nur der Stilist entwickelt sich. Am Anfang, in der Vossischen Zeitung: eine breitspurige Belehrsamkeit im Nachklang Frenzelscher Kathedertöne — am Ende, in der „Freien Bühne": eine in Kriegszeiten erfochtene Polemik, die ihre Widersacher hurtig absticht.

Im wesentlichen bedeutet's nicht viel, wenn Brahms Ausdrucksweise immer geschmeidiger wird. Sein Ehrgeiz ging nämlich durchaus nicht darauf aus, daß aus seinen Rezensionen dermaleinst ein reizvoll amüsantes Lesebuch zusammengeklebt werde. Sachlich, wie er nun einmal war, wollte er — fast klingt es uns schon wunderlich — weder plaudern, noch verblüffen, noch Welträtsel lösen, noch Auskünfte über sein wertes Befinden geben, wenn er Kritiken niederschrieb. Er hielt sich, der Sonderling, ganz einfach an die Vorgänge auf der Bühne und sagte seine Meinung darüber.

Diese Methode verzichtet auf alle Lockmittel des schriftstellerischen Metiers, bürdet dem Leser keine Last auf, kommt aber auch seinem Bedürfnis nach pikantem Gewürze keinen Schritt entgegen. Eine Strenge, die manchmal unpersönlich wirkt, ist die Kehrseite der Sachlichkeit, und das Grau dominiert auf der Palette. Mag der Artistennimbus darunter leiden! Der Kritiker gedeiht dabei, steht fest in seinen Schuhen und vergeudet seine Kraft nicht, um den Applaus des Publikums einzustreichen.

Brahms kritische Feldzüge galten dem Sturm auf die Berliner Bühne, damals in Konvention und Epigonenweise verschanzt. Mit seinem Einzug in die gefallene Festung war der Krieg naturgemäß zu Ende. Aber es trifft sich, daß die Darstellung der Kämpfe mehr als ein rein geschichtliches Interesse befriedigt. Aus ihren Etappen sind nämlich Forderungen an den Rezensenten zu formulieren, Forderungen von dauernder Gültigkeit. Indem der Kritiker Brahm sie erfüllte, sicherte er seinem Wirken eine exemplarische Bedeutung.

Das wichtigste Postulat scheint mir: der Rezensent muß recht behalten. Er habe, berlinisch zu sprechen, den „Riecher". Ludwig Speidel und Karl Frenzel mögen um anderer Verdienste willen verehrungswürdig sein. Indessen habe ich nie begreifen können, daß Männer gerade als Kritiker gefeiert werden, wenn sie vor jeder bedeutsamen Erscheinung versagt, wenn sie Hebbel, Ibsen, Wagner den Lindaus und Lubliners zum Opfer geschlachtet haben.

Brahm aber behält recht. Ein Menschenalter ist seit dem Beginn seiner kritischen Tätigkeit verstrichen und im Wandel der Zeiten blieb von den Berliner Bühnen jener Tage nicht viel anders als Mörtel und Ziegelstein übrig. Brahms Urteilssprüche gelten jedoch, im Ablehnen wie im Zustimmen, heute wie damals. Nicht als ob er sie der Welt aufgezwungen hätte. So weit, nach links oder nach rechts, kann der einzelne das Steuerrad nicht herumwerfen. Ein rechter Kritiker schreibt indessen Literaturgeschichte im voraus. Er verläßt sich nicht darauf, die bequeme „Distanz" abzuwarten, sondern er exponiert sich ohne Scheu als Prophet. Was Otto Brahm vor dreißig Jahren enthusiastisch, abwägend, bedenklich über Hauptmann, Holz, Wildenbruch geschrieben hat, das könnte getrost heute in einem historischen Rückblick gesagt werden.

Zweite Forderung: der Kritiker habe Schneid. Zum Propheten wird niemand durch Rechenkünste allein. Deshalb liefere der Rezensent sich seinem Temperament aus, und sein Enthusiasmus, vom Urteil gezügelt, wird Weg und Tempo finden. Seltsam zu sehen, wie in dem gestrengen, als kalt und nüchtern verschrienen Brahm der Überschwang lebendig wird. Seine Kraft, zu lieben und zu bewundern, wurde entbunden, als die beiden großen Erlebnisse seines kritischen Daseins ihn überraschten. Für Goethe, Kleist, auch für Keller und Anzengruber hatten sich andere vor ihm eingesetzt. Aber Henrik Ibsen und Gerhart Hauptmann durfte sich der Glückliche aus dem Handgemenge heraus erkämpfen, im Streit mit lauten und mächtigen Widersachern, als ein einzelner, der die Verantwortung für den ganzen Tumult auf sich nahm. Beim Durchblättern der Rezensionen spürt man förmlich, wie ein Bedächtiger vom Schwunge fortgerissen wird, wie er sich aus einem Unparteiischen flugs in einen Sekundanten verwandelt. Die Richtermiene verschwindet, ein Verteidiger springt den Gefährdeten zur Seite, zerstreut Mißverständnisse, beschirmt das Verwundbare und verzichtet, in derber Polemik, gern auf jede Toleranz gegen Andersgläubige. Niemand kann an Kameraderie denken. Denn die Freundschaft war ja Mündung, nicht Quelle der Kampfgemeinschaft. Höchstens läßt sich ein Vorzeichen des Berufswechsels spüren: aus dem Theoretiker des Zeitungsblattes entpuppt sich allmählich der Praktiker am Regietisch.

Wichtiger als der Weg scheint das Ziel der kritischen Arbeit. Brahm umschreibt es einmal in den Worten: „Kritik ist kein Lehrbuch . . . und die

Frage in aller Kunst ist nicht: sympathisch oder unsympathisch? sondern allein diese: lebendig oder tot?" Auch Tod und Leben sind in Kunstdingen schwankende Vokabeln. Als der Kritiker Brahm wirkte, trug die Zeit das Gesetz in sich, Naturwahrheit als das Leben, Konvention und eigentlich auch Stil als den Tod der Kunst anzusehen. Es war Brahms Sendung, diesen Tendenzen zum Durchbruch zu verhelfen, und so kehrt das Lieblingswort: „realistisch" auf allen Seiten wieder. Realistisch ist der Stil der Zeit, auch das historische Drama muß die harte Macht der Realitäten in der Geschichte zeigen, der Schauspieler suche Natur, nichts darüber. Als auch diese Schlagworte zu erstarren begannen, zog ihr Prophet die Konsequenzen aus seiner Forderung, nur nach dem Lebendigen zu fragen. Er hatte schon früher beteuert, daß der Naturalismus für ihn nicht das letzte Wort der Entwicklung bedeute. Treu und zäh, wie er nun einmal geschaffen war, dachte er jedoch nicht daran, schmiegsam nach neuen Dogmen zu fahnden. Lieber verzichtete er auf das Amt, als Kritiker zum Publikum zu sprechen. Es ging ihm, wie seiner Lieblingsschöpfung, der Freien Bühne: er konnte, als Rezensent, seine Tätigkeit einstellen, weil Ziel und Absicht dieses Wirkens inzwischen Erfüllung gefunden hatte.

Als Brahm die Feder niederlegte, war jedoch nicht bloß in der Kunst eine Wandlung eingetreten. Auch die Kritik hatte umlernen müssen. Dahin die große Geste des Gesetzgebers, dahin der Glaube an absolute Schönheitswerte. Gewiß nicht Brahm allein, aber seine Generation hatte einem Grundsatz zur allgemeinen Gültigkeit verholfen, den der Prophet Ibsens und Hauptmanns noch als eine naturalistische Spezialität in Anspruch nahm: ein Kunstwerk allein aus seiner eigenen poetischen Natur heraus zu verstehen. Es tut gut, von Zeit zu Zeit festzustellen, wie jung die Geltung solcher Binsenwahrheiten ist.

Desto ehrwürdiger, ganz im Geiste des achtzehnten Jahrhunderts klingt Brahms kritisches Bildungsideal. Als eine Erziehungsanstalt will auch er die Schaubühne betrachten. Nicht im engherzigen Sinne der ästhetischen Moralprediger. Aber Geschmacksbildung verlangt er vom Theater und in einer feierlichen Aufwallung — bei ihm so selten wie eindringlich — bezeichnet er sie als die nationale Mission der Bühne. Besonders die Schauspieler werden von diesem Erzieher unerbittlich auf jede Gelegenheit des Lernens hingewiesen. Er überschätzt einen Gast wie Edwin Booth durchaus nicht, aber sein Aufgehen in der Rolle vom ersten bis zum letzten Atemzuge stellt er den deutschen Darstellern als Vorbild hin. Immer wieder erfreut ihn der Anblick, wie ein eindringender Dramatiker von Ibsens Rang der Schauspielkunst neue Aufgaben stellt, neue Kräfte weckt.

Doch nicht bloß von ihrem Dichter, nicht bloß von ihren Kameraden sollen die Schauspieler lernen. Jenseits vom Souffleurkasten gibt es auch

noch Menschen, und Brahm entdeckt einen neuen Erziehungsfaktor für die Bühne: das Publikum. „Muß die Residenz in die Schule des Theaters, so muß auch das Theater in die Schule der Residenz gehen. Der Schauspieler . . . muß auch von uns lernen. Eine Wechselwirkung zwischen Szene und Parterre muß sich herausbilden, und die geistig belebte Atmosphäre der Großstadt hier und dort herrschen. Im künstlerischen Sinne soll der Schauspieler den Ton angeben; im sozialen Sinne soll er ihn vom Publikum empfangen."

In diesen Worten verrät sich die Gabe des echten Theaterkritikers: aus dem Theater hinaus und über das Theater hinausblicken zu können. Je reifer Brahm wird, desto deutlicher geht ihm sichtlich die Erkenntnis auf, daß die Bühne nur ein nichtiges Spielzeug sei, wenn nicht die lebendige Zeit ringsum in ihr zucke, wenn nicht die letzten Wünsche dieser Zeit in ihr befriedigt würden. In den Anfängen der Freien Bühne gesteht er einmal geradezu, daß das Theater für ihn nicht Selbstzweck sei, sondern „ein Vehikel literarischer Agitation, das stärkste, das es gibt." Nicht die momentane Wirkung einer Aufführung auf die Zuschauer, sondern ihr Nachhall, ihr Fortwirken scheint ihm das Wesentliche. Wiederum: die Schaubühne als eine erzieherische Anstalt betrachtet. Aber nicht von einem schulmeisterlichen Geiste, sondern von einem Manne, der zugleich Prophet und Soldat, zugleich Sohn seiner Zeit und Bürger künftiger Kunstwelten war. Kurzum von einem Kritiker.

Junius, Chronik: Aus Junius' Tagebuch

Unsere konstitutionellen Stürme sollen sämtlich Mißverständnisse gewesen sein. Die Novemberstürme 1908, mit dem Fürsten Bülow als — wie sagt man doch? — Steuermann des Reichsschiffes, waren so ein Mißverständnis. Da soll es hinterher keine absolutistischen Regungen gegeben haben, keine Nebenregierung des Militärkabinetts, keine politisierende Adjutantur, auf der Gegenseite keine Gelüste nach Parlamentsherrschaft, nichts, gar nichts. Man hatte sich hinterher überzeugt, daß man sich vorher umsonst aufgeregt hatte.

Auch Zabern war zuerst so was wie ein wirklicher Sturm. Ruhige, beherrschte, staatserhaltende Graubärte, Gerichtsräte, Professoren, gläubige Katholiken und Lutherische — sie erklärten im Reichstag unter Tränen: da habe sich in der alemannischen Stadt etwas Schreckliches begeben, was die Vorstellung zur Fiktion mache, Preußen-Deutschland sei ein Rechtsstaat, sei der

Rahmen für allerhand nützliche zivilistische Betätigungen. Da war wirklich ein Unwille spürbar, ein Unwille ohne Parteifarbe, aber mit männlichem fäusteballendem Geschlechtscharakter, so ein bohrender, verbitternder, tiefeingepferchter Groll, der auf die Gelegenheit gelauert hatte, sich Luft zu machen: und nun kam die Gelegenheit Zabern. Alles andere war Nebensache, Zufälligkeit des Einzelfalles: der dumme unmündige Leutnant, die täppische Unbeholfenheit des Obersten, die besondere Art militärischer Kompetenzüberschreitung. Aber Zabern als Typus für ein uniformiertes Herrentum, das nicht nur im Elsaß umgeht, Zabern als Geist, als Gesinnung, als Anspruch: darauf konnte man gefaßt sein. Die Süddeutschen, die Westdeutschen, und von den Norddeutschen jene Millionen, die Staatsgesinnung nicht mit Sklavengesinnung verwechseln, sie waren darauf gefaßt. Der Katholik Fehrenbach, Jurist, Badenser, spitzte nicht das Mäulchen: er sprach. O Brüder, woher diese Töne? fragte man sich. Man fühlte sich an das Niveau der Paulskirche erinnert. Die Demonstration, die von der bürgerlichen Selbstachtung ihren Stempel erhielt, gipfelte in dem imponierenden Mißtrauensvotum gegen den Kanzler, dem ein parlamentarisch unmöglicher Kriegsminister sekundiert hatte. Darum war es ein wirklicher Sturm, kein sogenannter. Und nun soll auch das ein Mißverständnis gewesen sein.

Wie in diesem besonderen Falle Kaiser und Kanzler, Zivil- und Militärbehörden mit-, neben- oder gegeneinander arbeiteten, wie Tage lang über die einzig möglichen Maßnahmen in der erregten Öffentlichkeit Dunkel, in Zabern die Militärdiktatur herrschte, wie die gelähmte Initiative des Kanzlers Staunen und Schrecken, Spott und Mitleid weckte: das gehört zu den bekannten Symptomen unsrer konstitutionellen Verlogenheiten, die sich feige hinter der Kritik von Zufallspolitikern versteckt. Widerlich ist nur das nationalliberale Sichselbstbelügen, die fixe Art, mit der man selbst das bißchen moralischen Erfolg des Reichstags aufhebt, — man begnügt sich ja mit dem sogenannten Moralischen, man politisiert nach innen mit Gefühlen, nach außen mit plumpen Gebärden, die Schwäche und Unsicherheit verraten. Herr Ernst Bassermann erklärt weg, beschwichtigt, spreitet die schlappen Flügel seines kannegießerischen Optimismus aus, — natürlich in der Wiener Freien Presse, die der Herr Kanzler sicher liest. Volksheer, keine Soldateska; Notwendigkeiten der militärischen Disziplin, die ganze Leier. Lauter Falschheiten und Wahrheiten in Einem. Der Typus Zabern bleibt: die Unterordnung der Bürgerehre unter die Militärehre, die grundsätzliche Gleichstellung von Militärkommando und oberster Zivilverwaltung, von Deimling und Wedel, noch dazu auf kaiserlichen Extrabefehl. Kollege Erzberger hatte auf dem letzten Katholikentag in Metz erklärt: im Elsaß herrsche das Säbelregiment. Man mußte also auf Typus Zabern gefaßt sein. Was alles zum Volksheer fehlt, darüber wurde hier schon gesprochen. Man

lese Karl Bleibtreu, den Vergotter echten militärischen Geistes. Aber es gibt Lichtblicke. Geheimrat Anschütz, der an der Berliner Universität Staatsrecht lehrt, beschämte juristisch die flaumachenden Wirrköpfe. Er bestätigte dem Sturm — kein Mißverständnis gewesen zu sein. Er gab den elementaren Regungen bürgerlichen Selbst- und Ehrgefühls die echt deutsche Basis, — die wissenschaftliche Bestätigung. Er bewies dem deutschen Bürger aus Paragraphen, daß er ein Recht habe, sich als freien Mann zu fühlen. Sollte er das wieder vergessen, so bleibt ja der Zabernismus am Leben, ihn daran zu erinnern. Gott sei Dank.

Fürst Bülow ist aus seiner Reserve herausgetreten. Als Zeit-Historiker, als Rückblicker natürlich; er will politisch offenbar nichts mehr, es gehört ja zu unserem Jammer, daß der nicht-parteigebundene Politiker nach Beendigung seiner Beamtenlaufbahn nichts weiter will als die Behaglichkeit seiner Muße. Immerhin, er frischt dadurch die Erinnerung an die interessanteste Episode deutscher Politik in nachbismärckischer Zeit auf. Die Initiative zu dieser papiernen Aktivität scheint freilich auch nicht von ihm ausgegangen zu sein. Musenfreundliche Tafelgespräche in der Villa Malta mit einem Wiener Journalisten, dem zum Schriftsteller viel, zum Publizisten so ziemlich alles fehlt, waren bisher der einzige geistige Zusammenhang, in dem er mit der großen Welt da draußen, mit der deutschen Welt da droben stand. Nun hat der rührige Berliner Verleger Reimar Hobbing ihn aus der südlichen Sonne in den grauen kimmerischen Nebel des letzten Vierteljahrhunderts unseres öffentlichen Lebens zurückgelockt, derselbe Verlag, dem wir die wundervolle erste deutsche Gesamtausgabe der Werke Friedrichs des Großen danken, mit Menzels Illustrationen und einem Apparat von Bildern und Beilagen, die eine versunkene Welt, das Dämonische eines großen politischen Genius, die Herrlichkeiten eines synthetischen Temperamentes lebendig machen. Reimars posthume Jubiläumsgabe will die ersten fünfundzwanzig Regentenjahre Wilhelms II. summieren, deutsche Entwicklungen feststellen lassen, auf allen Gebieten Gewolltes und Erreichtes; und von vielen Köpfen, deren jeder ein Eigener sei, und zum mindestens ein besonders Kompetenter. Man kennt diese großmütigen Verlegergeschenke an die Musen und das Leben, man hat sich an solch ungleichem, zusammengestückelten Flickwerk oft genug zuschanden geärgert. Überall wird der gleiche Unfug geübt, er ist mir eines der charakteristischsten Symptome dafür, wie wir das Geheimnis schöpferischer Geschichtsbetrachtung verkennen. Zwei Dutzend Philosophie-Dozenten, bemoost und grün, Nachdenker und Nachschwätzer, zum Reden geborne und zu Schweigen verpflichtete, werden von einem Verleger zusammengestoppelt, um die heutige Weltanschauung — u n s e r e „Weltanschauung“ für die Ewigkeit zu fixieren (Reichl & Co., Berlin). Ein paar Dutzend Fach-

verständige von bewährter Kompetenz (man weiß schon) werden vom Verleger zusammengebettelt, um ihr Erleben an derselben Zeitkrippe zu berichten. Und in diesem Falle hat die Generalbeichte aus zwanzig Köpfen obendrein noch, dem Anlaß entsprechend, den fatalen Beigeschmack des Jasagenmüssens. Hätte das ein einzelner getan, Adolph Wagner zum Beispiel, der mitarbeitet, dann konnte der Bericht persönlich, wahrhaftig, hilfreich sein.

In diesem Rahmen also zieht Bülow die Summe. Ich habe bisher nur die in den Zeitungen veröffentlichten Stücke gelesen, dies wenige aber hat mich, es muß gesagt sein, beinahe beschämt. Hätte man den Mann überschätzt? Der Stil ist matt, glatt, temperamentlos; die Pointen und Aperçüs, die das Glück seiner Reden und seiner Bedeutung ausmachten, sind hier spärlich verstreut und erzwingen nicht das leiseste Lächeln; die ideellen Grundüberzeugungen, die dem Urteil des Staatsmannes den Gehalt geben, sind von leichtestem spezifischen Gewicht, und nicht einmal die Rechtfertigung seiner Marokkopolitik versöhnt durch das Salz eines leidenschaftlichen Plaidoyers. An ihr ist alles schief, falsch, von unbegreiflicher Oberflächlichkeit. Zu behaupten, man hätte schon vor dem Besuch des Kaisers in Tanger (der stattfand, nachdem Delcassé durch Vertrag im März 1903 von England freie Hand in Marokko erhalten hatte) mit der sogenannten friedlichen Durchdringung, also auch mit der ökonomischen Monopolisierung des Scherifenreiches als mit einer Tatsache gerechnet und nie, in keiner Phase des unglückseligen Handels, Okkupationspläne gehegt: das heißt den Sinn dieses Besuchs, für den Bülow selber, kein anderer als Bülow die Verantwortung trug, zum Unsinn, zur Quelle aller Trübungen, Reibungen, Drohungen stempeln. Jedes Wort reizt zum Widerspruch, besonders die bequeme Übergehung beredtester Fakten. (Tattenbachs pompöse Gesandtschaft nach Fes; das Ultimatum, das zu Delcassés Sturz führte; die Ermutigung deutscher Industrieller, der Fall Theobald Fischer, und anderes.) Aber wozu! Die öffentliche Meinung in Deutschland, die liberale insbesondere, hat sich beruhigt, man schweigt, das heißt man billigt: aus Dank für Bülows weltmännisch elegante Gebärde und die Umstände, die seine Ungnade und seinen Sturz herbeiführten. Ich verstehe. Aber wir lernen nichts zu. Wir gewöhnen uns an eine systematisch betriebene Geschichtsfälschung, die nicht einmal unsre Mumien in den Särgen erfreut, uns und unsre Kinder aber schädigt; die unmöglich macht, daß wir wahrhaftiger und darum erfolgreicher werden. Weil Tanger uns dem Islam in Ost und West vor aller Welt verpflichtete, ja verpfändete, darum.. Aber warum als Kanzler die Verantwortung für Tanger übernehmen, wenn man die Folgen in der Türkei und die Komplikationen mit England übersah? und warum nicht eher demissionieren als die Verantwortung für die kaiserliche Demonstration übernehmen, wenn man sich zu schwach fühlte, sie zu verhindern? Bülow sprach immer so, als ob er das Geheimnis Bismarcks

besäße und nach Bismarcks Rezepten Politik mache. Dessen Reden und die ‚Gedanken und Erinnerungen' sind seine Hauspostille. Aber es bleibt beim Feuilletonismus. Hat das deutsche Volk und hat der Kaiser ein Recht, daß man ihnen mit Charakter diene? Hundert Jahre nach 1813 und 1815, nach Steins Glossierung des Frankfurter Diplomatenkränzchens und der unseligen Wiener Kongreßdiplomatik; nach Fichte, Görres und der sonstigen nationalen Glorie, die man ein ganzes Jahr lang durch alle Gassen des Selbstlobs geschleift hat.

Ein Wort gar wird zur Maxime für unser Auswärtiges erhoben: die Bosnische Krise habe es klar gemacht, daß Deutschland keine Welt-, daß es Kontinentalpolitik treibe und treiben müsse. Ein Kinderspiel wird nun der Abschluß eines Schutz- und Trutzbündnisses mit England sein, unser Flottenwettrüsten war ein böser Traum von gestern und die Einkreisung Deutschlands durch Eduards Länderverteilungssyndikat eine Nötigung am untauglichen Objekt .. Das heißt: ein Vierteljahrhundert gröbster diplomatischer Irrtümer liegt hinter uns, und wir kriechen reuig in die Mausefalle von Bismarcks saturiertem Staat zurück. In allerhand Broschüren, die vom londoner Botschafterpalais ihre Eingebungen empfangen zu haben scheinen, werden die Gründe zum neuen Kurs auseinandergesetzt. Ist darin das Aktionsprogramm des Fürsten Lichnowsky und seiner londoner Mission beschlossen?

Auf der Tagung der Christlichen Gewerkvereine in Berlin tauchte des Grafen Posadowsky bärtiger Greisenkopf wieder auf. Wie immer umleuchtet von seiner ehrlichen, unverklausulierten, mühevoll dem Kastenvorurteil abgerungenen Gesinnung. Darum ist seine Ministerleistung auch heute noch nicht ausgelöscht, und darum schätze ich den Mann, der an Intelligenz und Gewandtheit weit hinter Bülow zurückstand. Sein Sprüchlein ist bald hergesagt: frommes Christentum und monarchischer Sinn, Aristokratie von Geburt und Besitz, und was sonst zur Erhaltung der bestehenden Gesellschaftsordnung nottut. Wie ärmlich klingt das, wie kreuzzeitungsgemäß, wie beschränkt pfäffisch und junkerlich. Aber er spricht zu den Arbeitern: Organisiert euch immer mehr, kämpft mit äußerster Entschlossenheit um Erhöhung eures Lebensstandards, laßt euch die Koalisationsfreiheit nicht rauben, daran hängt eure Entwicklung zu höherem Menschtum. Das ist die nackte Aufforderung zum Klassenkampf mit den zeitüblichen Mitteln, das ist ein gar borniges Christentum, gewiß nicht weniger ‚modern' und fortschrittlich als das des famosen Hansabundes mit dem goldenen liberalen Herzen, das nach dem Knebel der Ausnahmegesetze gegen die Arbeiter schreit.

Anmerkungen

Halbgötter treten heran

Friedrich Perzyński, der in einigen Heften des letzten Jahrgangs dieser Zeitschrift Erlebnisse seiner Forschungsreisen im Innern Chinas schilderte, hat im Berliner Kunstgewerbemuseum eine Ausstellung seiner Funde und Erwerbungen veranstaltet, die ganz neue Aufschlüsse über die chinesische Kunst des hohen Altertums gibt. Denn zum erstenmal enthüllt sich hier vor aller Augen die kaum geahnte Tatsache, daß Altchina eine Monumentalplastik edelsten Stils besaß; der ohnehin allzu wenig präzisierte Begriff „ostasiatische Kunst" ist dadurch mit einem Schlag nach einer ganz neuen Seite hin bereichert, und es wird nicht mehr erlaubt sein, das im Kleinen Vollendete, Lieblich-Subtile als seine ausschließlichen Eigenschaften anzusehen. Die Rokokozeit, die an der Kunst Ostasiens eben diese Qualitäten liebte, die ihrem eigenen Geist entsprachen, hat den Irrtum aufgebracht; er ist dahin — angesichts vieler Originale und photographischer Aufnahmen in Perzyńskis Sammlung.

Ihre wichtigsten Stücke sind zwei sogenannte Lohan, Buddhajünger, überlebensgroße Figuren aus gebranntem und dreifarbig glasiertem Ton. Schon die technische Leistung ist unerhört; unerhört und ungeahnt, denn sie sind in monumentalen Maßen ausgeführt, an denen gemessen die Schöpfungen der Robbias zu Miniaturen schwinden. Niemals haben europäische Tonbildner derartige Dimensionen gewagt. Aber die Überraschung vor dieser technischen Meisterschaft tritt zurück vor dem Staunen über die gedankliche Eigenart der beiden Werke. Sie verkörpern ein künstlerisches Motiv, das für Europa völlig neu ist, um das weder die antike noch die christliche Kunst wußten. Eine künstlerische Darstellung des reinens Erkennens — undenkbar ebenso in der Antike, wie in der religiösen Kunst des Christentums. Die Figuren sind aus dem neunten oder zehnten Jahrhundert.

Mit unterschlagenen Beinen, von einem in großem Wurf herabfallenden Mantel bekleidet, sitzt der eine dieser Lohan da; der Körper ist asketisch-bewegungslos, der überaus große Kopf mit einer Stirn, von Gedanken fast gesprengt, mit Augen, die von der Umgebung nichts sehen, blickt nicht in diese Welt. Nur mechanisch spielen die langen wunderbar beseelten Finger in den edlen Falten des umfließenden Gewands. Ein Mann ist dies, dessen Bewußtsein auf Erden erloschen ist, denn es ist eingeströmt ins Allbewußte. Die große Erleuchtung ist über ihn gekommen und hat sein Ich ausgelöscht.

Die Erleuchtung kam über ihn und steigerte sein Ich zur höchsten Bewußtheit, entfachte seinen Geist zur hellsten Glut, — dies Erlebnis ohnegleichen strahlt aus dem triumphatorisch erhobenen Haupt der andern Lohanfigur, die, nur bis zur Brust erhalten, Torso ist. Dieses Antlitz, vom Blitz der Erkenntnis getroffen und stürmisch zur Seite gerissen, schaut über alle Menschheit hinweg, die ihm naht, ist durchweht von Geist, angespannt aufs äußerste, ist wahrhaft erleuchtet und von überirdischem Jubel durchstrahlt über das Glück der Erleuchtung. Die Energie dieser kühnen und scharfen Züge erinnert an einen Colleoni, aber an einen durch Geisteskraft über alles Menschliche erhobenen.

Eine ähnliche Darstellung, die Gestal-

tung des Erlebnisses der Erleuchtung, werden wir in allen Epochen und bei allen Völkern vergebens suchen. Eine neue Geste ist hier für die Kunst ersonnen — vor tausend Jahren. Die antike Kunst kennt Vergeistigung in einem sich diesem nähernden Sinn überhaupt nicht. Ihre Weisen und Dichter, man denke an die zahlreichen Philosophenbüsten, sind in der Darstellung Porträte geblieben, und bei ihren Götterszenen kommen geistige Erlebnisse von einiger Intensität überhaupt nicht vor. Vergeistigung kennt auch die christliche Kunst nicht, dafür Beseelung. Der Unterschied zwischen beiden Zuständen wird ganz besonders markant, vergleicht man die Art dieser Lohan mit irgendwelchen Darstellungen christlicher Heroen, seien es nun Glaubenshelden oder Märtyrer. Ihre Verzückungen und Qualen, all ihre Leidenschaften sind Zustände der Seele, nicht des Geistes: aufs höchste beseelt sind sie alle, aber nicht vergeistigt. Der Idealmensch des Christentums, sowohl der christlichen Religion wie der Mystik, ist eben kein Weiser, sondern ein Heiliger, der kämpft und womöglich duldet, und in den wenigen Fällen, wo der Heilige auch noch als Gelehrter überliefert ist und gezeigt werden soll, wird die Darstellung zur Idylle wie beim heiligen Hieronymus im Gehäuse.

Die moderne Kunst, von religiösen Zielen abgewandt und für philosophische Probleme, auch für Mystik, interessiert, könnte das Motiv der Vergeistigung noch eher aufnehmen, aber Rodins Denker ist alles andere als ein Erleuchteter, ein Grübler vielmehr, der Idee auf Idee türmt, der, nichts weniger als befreit, im Gegenteil geradezu erdrückt ist von der Last seiner Gedankenwelt, die er wie ein Atlas trägt. Nicht das reine Erkennen, nicht der von allem Zweckhaften losgelöste Gedanke ist es, was er sucht: ein großes Menschheitsziel, vielleicht eine revolutionierende Erfindung will er durch die Wucht seiner Ideen heraufzwingen, vielleicht die Erneuerung der Welt. Abgewandt von ihr aber sind diese buddhistisch-chinesischen penseurs, die auch in Indien selbst, im Mutterland des Buddhismus, ihresgleichen nicht haben, denn Indiens Buddhas und Bodhisattvas sind träumende Gottheiten, aber nicht vom Geist verklärte und ekstatische Denker.

Das Schicksal des chinesischen Buddhismus, seine Abhängigkeit vom Ursprungsland und seine Umbildung in China sind nur sehr wenig erforscht, aber es ist vielleicht doch nicht vermessen, angesichts dieser seiner Idealgestalten die Ansicht auszusprechen, nur der in China ein Jahrtausend seit dem Eindringen des Buddhismus herrschende und neben ihm weiter bestehende Taoismus habe die Ideenkraft zu einer Auffassung wie dieser, zu derartigen Darstellungen geliehen. Die Weisen, Dämonen, Kaiser und Halbgötter, die in den Schriften der Taoisten, etwa bei Lie-tse oder bei Tschung-tse von der Erkenntnis des Urprinzips befallen werden, sind über alles Irdische weit hinausgehoben; versunken oder verklärt leben sie im Weltgeist mit dem Weltgeist. Der Unterschied von Ich und Nicht-Ich ist für sie zu Ende, die Gedanken verdichten sich, frei wird der Leib, die Empfindung ruht, „ich wußte nicht mehr, worauf der Leib sich stützte, wohin der Fuß trat: ich folgte dem Wind nach Osten und Westen wie Spreu und weiß wirklich nicht, ob der Wind mich trieb, oder ich den Wind".

Karl Goldmann

Kapitän Scotts letzte Fahrt*

Man fand die kleine Tasche mit den drei Tagebüchern des Kapitäns Scott unter seinem Kopf und Schultern. Neben ihm lagen in ihren Schlafsäcken, die sie über dem Kopf geschlossen hatten wie stets, wenn sie sich schlafen legten, seine letzten Gefährten Wilson und Bowers. Kapitän Scott hatte die Klappe seines

* Leipzig, F. A. Brockhaus, 1913.

Schlafsacks zurückgeworfen und seinen Rock geöffnet. Sein Arm umschlang Dr. Wilson. So grub man sie acht Monate später aus ihrem von Schnee fast begrabenen Segeltuchzelt aus. Bis zuletzt hatten sie mit ihren schneekranken Augen und ihren erfrorenen Händen saubere Menschenarbeit getan: ihr Zelt lag in einer Reihe mit den früher errichteten Wegmalen, zwanzig Kilometer von dem rettenden Depot entfernt, und hatte allen Orkanen der Polarnacht standgehalten. Und so bedeckt mit ihrer Zelthülle, warf man über ihre Leichen wieder einen wuchtigen Schneehügel auf, fügte aus ihren Schneeschuhstöcken ein schmuckloses Kreuz zusammen, richtete es auf dem Hügel auf, rammte rechts und links ihre beiden Schlitten ein, die sie über zweitausend Kilometer durch Eiswüsten und furchtbare Gletscher zu dem zweitausendneunhundert Meter hochgelegenen Südpol hin und zurück als Vorspann gezogen hatten, und ein zweites Kreuz schaut vom Gipfel des Observationshügels über ihr altes Winterquartier zur großen Eisbarriere hin, dessen letzte Worte heißen: Sie suchten und fanden, kämpften und wichen nicht.

Fünf Mann waren die Auserwählten, die – „1500 Kilometer mühsamer Wanderung, 1500 Kilometer trostlosen Schlittenziehens, 1500 Kilometer Entbehrung, Hunger und Kälte" — auf sich nahmen, um als erste Menschen den Südpol zu erreichen. Alle haben sie ihn gefunden. Er war gut bezeichnet: die abgenutzte Schiene einer Schlittenkufe stak dort aufrecht im Schnee, und in einem nahen „hübschen" Zelt, „einem kleinen, kräftigen Ding", auf dem die norwegische Flagge fröhlich sie grüßte, fand der englische Kapitän R. F. Scott von der Kgl. Flotte einen Zettel von Amundsens Hand, der ihn bat, einen Brief an König Haakon zu befördern. Scott steckte diesen Brief zu sich, und sie wandten diesem „entsetzlichen Ort" den Rücken: „Traum meiner Tage — leb wohl!" — Nicht an den Gletscherspalten, nicht an den vierzig Grad Mittagskälte, nicht an den ungewöhnlich gewaltigen Orkanen, noch an den lecken Petroleumkannen im letzterreichten Depot sind diese fünf tragischen Helden, diese schrecklich erwachten Traumhelden zugrunde gegangen; was Menschenkraft ertragen konnte, hatten sie getragen; ihre Last kam ihrer Kraft gleich; aber der Brief Amundsens, den sie „1500 Kilometer mühsamer Wanderung, 1500 Kilometer trostlosen Schlittenziehens, 1500 Kilometer Entbehrung, Hunger und Kälte" zurückschleppen mußten, wog zu schwer, und einen halben Kilometer kann man wohl jeden Tag auf diesen Brief rechnen. Da brach zuerst der Heiterste von allen, Deckoffizier E. Evans zusammen und schlief, von kurzem Wahnsinn geschüttelt, ein, um nicht mehr zu erwachen. Dann ging Rittmeister Oates, nachdem er wochenlang unaussprechliche Schmerzen klaglos ertragen, „immer tätig und hilfsbereit bis zum letzten Augenblick", eines Morgens aus dem Zelt in den Orkan hinaus mit den Worten: „Ich will einmal hinausgehen und bleibe vielleicht eine Weile draußen." Er hoffte den furchtbaren Tod mit seinem Opfer zu versöhnen, aber der Tod grub ihn schnell in der Schneewüste zu und schritt mit seinen Opfern weiter. Schließlich nur noch zwanzig Kilometer, wie sie wußten, von ihrem rettenden Depot entfernt, jene rätselhaften zwanzig Kilometer Luftspiegelung, die ein Jahr vorher Scott und seinen Begleitern fast an derselben Stelle einen ähnlichen Depothügel erscheinen ließ (es war aber sein Grabhügel), hielt sie ein tagelang anhaltender Schneesturm in ihrem Zelt ohne Brennmaterial fest, und Scott fängt an, seine herrlichen, von der Majestät des heldischen Todes durchschauerten Abschiedsbriefe zu schreiben, er fügt noch einmal, die Unerschrockenheit, Ausdauer und den Heldenmut seiner Kameraden preisend, männlich aufrecht in klaren Sätzen seine Recht-

fertigung in einer „Botschaft an die Öffentlichkeit" zusammen, macht die „Letzte Eintragung: Um Gotteswillen — sorgt für unsere Hinterbliebenen!" streicht noch in der Bitte, die auf der ersten Seite des letzten Tagebuchheftes steht: „Schickt dieses Tagebuch meiner Frau!" — das Wort „Frau" aus und schreibt „Witwe" darüber, seine Kameraden sind schon entschlafen, — wer weiß um solche Einsamkeit?! —, so umarmt er, da nichts Lebendes mehr um ihn ist, den Tod in seinem toten besten Kameraden Wilson und gibt dem Eisatem des Unsichtbaren seine Brust frei.

Man fand unter ihrer Ausrüstung noch sechzehn Kilo sehr wichtiger, auf den Moränen des Beardmoregletschers gesammelter Gesteinproben, die sie auf Wilsons Bitte mit ihrer brechenden Kraft bis in ihren Tod mitgeschleppt hatten, und wenn Scott keine Zeile hinterlassen hätte, diese Steine hätten gesprochen. Aber wir halten nun seine hinterlassenen Aufzeichnungen in der Hand. Solche Bücher stehen immer wie am Anfang der Welt. Sie geben Zeugnis von jenem urältesten heroischen Menschenwillen, der das Geschöpf mit der Schöpfung ringen läßt, um sie, selbst im Unterliegen, zu bezwingen. Es ist der größte tragische Kampf, der von Menschen gekämpft werden kann, und wer ihn redlich aufnimmt, gerüstet mit dem Geist und Werkzeug seiner Zeit, hat verdient, daß man sein Leben vorbildlich nennt und sein Sterben heldisch. Das heroische Bewußtsein, das da sagen darf: Das Leben ist der Güter höchstes nicht! — darf in der Menschheit nicht untergehen. Es ist nur ein kleines und unfruchtbares Wissen, das sich einbildet, viel zu wissen, wenn es erkannt hat, daß allem Großen Kleinliches, allem Übermenschlichen Eitles beigesellt ist. Es kommt einzig darauf an, immer wieder am lebendigen Beispiel zu spüren, daß die über unsere eigene Kraft hinauswirkende Kraft des All, die uns treibt, hebt, uns niederwirft und doch nie ganz vernichten kann, noch elementarisch durch uns hinflutet. Läßt uns erst einmal das Größere los, das mit uns ringt, so halten wir auch nicht das Kleinste mehr fest, mit dem wir dann vergeblich ringen möchten.

Darum soll man solche Lebenszeugnisse, wie sie Kapitän Scott und seine Getreuen aufgezeichnet haben, so hoch wie möglich einschätzen, wenn man sich auch scheut, über dieses ebenso schlichte wie erhabene Werk in irgendeinem lobenden Sinne zu sprechen. Man muß es lesen, so wird man wenigstens wieder einmal jener unabweisbaren Menschenkraft inne, die da sucht und findet, kämpft und nicht weicht. Wie auch das Ziel unseres Strebens heißen mag, der Weg ist alles.

Hans Kyser

Das genetische Prinzip*

Mein Nachbar, ein alter grantiger Militär, konnte sich über nichts mehr ärgern, als wenn man ihm die Schönheit eines Musikstückes pries: „Ein Trala und noch ein Trala macht zwei Trala," sagt er. „Alles andere ist Unsinn."

„Ein Atom und noch ein Atom macht zwei Atome," sagte unser Physiklehrer. „Bald liegen sie so, bald anders — dann gibt es bald diesen, bald jenen Stoff. Alles andere ist Mystik."

Man kann auch statt Atom ein anderes Wort setzen, etwa Energie und „die wissenschaftliche Weltanschauung" unserer Tage ist fertig.

Diese muß einem jeden ohne weiteres einleuchten, denn ein Pfennig und noch ein Pfennig macht zwei Pfennige. Sehr viele Pfennige machen sogar eine Million. Alles andere Mystik.

Die Blüten dieser Weltanschauung entfalten sich zu jedermanns Freude. Im

* „Das genetische Prinzip" von A. Ludowici. München 1913. F. Bruckmann.

diesjährigen futuristischen Herbstsalon in Berlin konnte man unter anderen die Gemälde zweier Meister bewundern, die sich völlig gleichsahen und alte Topfscherben darzustellen schienen — die aber nach dem Katalog einen Athleten und einen weiblichen Akt darstellen sollten. Ich muß gestehen, daß ich mich einer gewissen Hochachtung nicht erwehren konnte, vor der Sicherheit, mit der hier die Summe unserer gesamten Kultur gezogen wurde.

Das einzige, was unsere Popular-Wissenschaft als wirklich existierend anerkennt, sind die Atome, das heißt die Scherben der Gegenstände. Was Wunder, daß auch die Kunst auf die Darstellung dieser einzigen Realität ausgeht und allen Mystizismus beiseite läßt.

Da die Ur-Scherben aller Gegenstände völlig gleich sind, so muß schließlich ein einziges Bild genügen, um die gesamte Wirklichkeit wiederzugeben. Damit wären alle malerischen Probleme und Aufgaben und mit ihnen die Malerei beseitigt.

Ganz dem gleichen Schicksal wie die Malerei ist die Biologie verfallen, wenn der Monismus — die Lehre von der ewig gleichen Scherbe — die Herrschaft behält.

Unter Biologie verstehe ich die Lehre von den lebenden Organismen und nicht von ihren toten Scherben. Aber diese Wissenschaft liegt in Deutschland in den letzten Zügen, seitdem alles, was nicht von Scherben handelt, für Mystik erklärt wird.

Da fällt Ludowicis Buch wie ein belebender Hoffnungsstrahl auf die ihrer Existenzberechtigung beraubte Biologie. Dieses Buch zeigt uns eine wesentliche Seite alles Organischen in einem neuen Lichte, das überraschend wirkt. Ludowici führt aus, daß die Vereinigung von Teilen, die unter sich in irgendeiner Weise im Gegensatz stehen müssen, zu einem Ganzen das Wesen des Organismus ausmacht. Ganz identische Faktoren können wohl eine Anhäufung, aber niemals ein Ganzes geben. Die physikalischen Wissenschaften gehen darauf aus, alles, was existiert, als Anhäufungen identischer Grundformen zu erklären.

Ludowici sucht nun jenes Agens auf, das statt eines Haufens oder einer Summe ein Ganzes macht, und er findet, daß ein jedes Ganze (in höchstem Maße gilt das für die Organismen) nur durch einen synthetischen Gedankenprozeß erfaßt werden kann und nur durch ihn existiert. Nur durch eine neue Idee können die polaren Gegensätze der Teile zu einer Einheit verbunden werden. Nur dann entsteht ein Ganzes.

Für diese Neugeburt des Ganzen aus den Teilen mit Hilfe der Idee findet Ludowici das denkbar einfachste Symbol, das auch allen Laien einleuchten sollte: Ein wagerechter Strich, —, und ein senkrechter Strich, |, bilden zusammen ein Kreuz, +. Ohne die schöpferische Idee kann man die Striche beliebig zusammenwerfen, es bleibt ein chaotischer Zustand. Erst die Idee gibt ihnen als Kreuz Regel und Gestalt und legt ihre polaren Gegensätze fest.

Nur, wenn er die Idee des Ganzen erfaßt hat, sieht der Biologe den Organismus vor sich. Dann erst vermag er den Bauplan zu erforschen und die Regeln aufzusuchen, welche die gegensätzlichen Teile miteinander verbinden.

Erklärt man aber diese Idee für Schein und Unsinn oder (wie man sich auszudrücken beliebt) für Mystik, so gibt es gar keine Organismen, und die Bestrebungen der Biologen sind einfach lächerlich.

Gibt es nur Scherben in der Wirklichkeit, so haben die Futuristen tausendmal recht, und auch die Musiker sollten dann mit ihrem ewigen Trala aufhören.

Alle diejenigen aber, die sich noch für Töpfe und nicht bloß für Scherben interessieren, müssen Ludowici aufrichtig dafür dankbar sein, daß er neben Kraft und Stoff die Idee als Weltfaktor wieder zu Ehren bringt.

J. v. Uexküll

Erinnerung an Burckhard*

Eine Erinnerung nur: Anekdotisches und Analytisches in Bruchstücken durcheinandergeschoben. Nun mag ein jeder selbst versuchen, das ganze Bild dieses Mannes, dieses Lebens aufzubauen. Hier werden Grundlagen sichergestellt und Grenzen angedeutet. Dies freilich mit einer einprägenden Kraft, die das Erlebnis der vollen Figur und ihres Hintergrundes suggeriert.

„Ein reiner Gefühlsmensch mit einem Anhang von Intellektualität, der ihm nichts anhaben kann", das ist die Formel, die zuletzt aus den Geschichten und Betrachtungen destilliert wird. Aber in einer Formel kann nie ein Mensch enthalten sein; auch diese hier gibt, knapp und klar, wie sie ist, eigentlich nur ein System von Überschriften, ein methodisches Verzeichnis. Den Menschen aber, der so voll Widerspruch war und wieder so einheitlich, wie nur ein intensiv lebendiger und rastlos tätiger Mann, den enthalten eben jene anekdotischen Beispiele von seinem Handeln und Denken, von seinen Leistungen, seinem Leben und Absterben. Eine Erinnerung, nicht nur an kleine Züge und Motive, sondern an ein von Wirklichkeit ausgefülltes ganzes Leben. Es ist die Skizze zu einem Denkmal, die in manchem schon die Wirkung des Monumentalen hat. Was da von Burckhards Rechtlichkeit und trotziger Geradheit aufgezeichnet steht, hat jeder von uns gewußt; dafür gibt es Dokumente in seinen Schriften, in seinen Aktionen und in der Geschichte des Burgtheaters. Dieses Buch der Erinnerungen sagt nun, alles Sittliche in ihm sei unmittelbar seinem Gefühle entsprungen und habe sich ebenso unmittelbar geäußert, ohne den formulierenden Verstand zu passieren. Denn seinen Verstand habe Burckhard in den entscheidend persönlichen Dingen niemals befragt, sondern ihn lieber vorsichtig abseits gehalten. Er habe auf ihm wie auf einer interessanten aber nicht ungefährlichen Maschine virtuos gespielt; im Behaupten und Beweisen, im Abstreiten und Widerlegen immer nur gespielt. Für ernst und wirklich galt ihm allein, was sein Gefühl verlangte; dorthin reichte aber kein Beweis und keine Widerlegung.

Diese psychologische Konstruktion ist mit Sicherheit entworfen und mit Beispielen von eindringlicher Lebendigkeit illustriert. Das Menschenbild, das ihr entspricht, kann wohl mächtig anziehen, aber auch irgendwie erschrecken. Dieser glatt in zwei Hälften zerlegbare Doppelmensch, dieses streng distanzierte Gegenüber von Verstand und Gefühl, hat entschieden etwas Unheimliches. Vor jenem Verstand, der losgelöst und ungehemmt ins Grenzenlose fortarbeiten könnte, scheint Burckhard selbst zuzeiten ein Grauen empfunden zu haben; das wird in dem Buche auch angedeutet. Aber dieses Gefühl, das mit Gründen und Gegengründen gar nicht in Berührung kommen und immer nur elementare Tatsache aus eigenem Recht bleiben mag, ist am Ende nicht weniger grauenhaft. Der Gedanke an solche Vereinsamung stärkster innerer Triebkräfte erschreckt, wie die Vorstellung jeder großen Einsamkeit. Gewiß, dieses höchst persönliche Gefühl war einer edlen Menschlichkeit zugeneigt. Und dennoch könnte eine sittliche Kraft, die vielleicht nicht so elementar und unbeirrbar, dafür aber ein wenig verstandesmäßiger funktioniert, menschlicher erscheinen. Wir haben nun einmal die Sehnsucht, eine möglichst ganze Einheit an Verstand und Gefühl, an Geist und Instinkt, an Bildung und Natur vorzustellen. Und wenn wir tausendmal diese postulierte Einheit unter jeder schärferen Beobachtung aufgelöst, an jeder wirklichen Tat zersplittert sehen, wir halten doch an unserer Sehnsucht fest, einmal über diesem Spalt zusammenzuwachsen und ganz zu werden. Ja, irgendein rätselhaftes Ahnen

* Hermann Bahr, „Erinnerung an Burckhard" (S. Fischer, Verlag).

läßt uns gerade von dieser Sehnsucht selbst die Verwirklichung des Wunders erhoffen; so ist sie ein Teil unserer neuen Religion geworden. Aber hier wäre nun — wenn Bahrs Erinnerung recht hat — einer, der diese Sehnsucht standhaft von sich wies und sich mit Lust an jene verhängnisvolle Zweiheit hingab. Man begreift nun, daß dieser Mensch, der gut und nobel war, auch seine diabolischen und barbarischen Augenblicke hatte.

Man begreift, daß dieser Faszinierende auch arg befremden konnte. Und hier, in dieser Erinnerung, ist nun zum ersten Male davon die Rede, daß die Bewunderung für Burckhard gerade bei den nächsten Freunden nicht ohne einen Unterton von Mißbehagen war. Sie fühlten sich irgendwie enttäuscht; denn ihre Hoffnung hatte noch weit mehr von ihm verlangt, als alles, was er in seinem Leben geleistet und erreicht hat. Und der letzte Grund solches (relativen) Versagens wird eben in jener starr und absichtsvoll festgehaltenen Zwiespältigkeit gefunden. Wohl mit Recht. Wenn es in dem Buche heißt, man habe den „österreichischen Bismarck" von ihm erwartet, so zeigt diese Forderung schon in dem Vergleich, den sie aufstellt, auch ihre Unerfüllbarkeit; denn es ist ja in Bismarcks Größe inbegriffen, daß er immer für sein Wollen die rechten Gründe, für seine Gründe die rechte Überzeugung hatte; daß ihm Verstand und Gefühl gleichen Schrittes gehen konnten. (Nebenbei: „Österreichischer Bismarck" ist an sich eine contradictio in adjecto; denn Österreichs Unglück ist nicht so sehr, daß es keinen Bismarck hat, als vielmehr, daß ein Bismarck in ihm gar nicht werden und nicht wirken könnte.)

„... mit einem Anhang von Intellektualität, der ihm nichts anhaben konnte", so meint dieses Buch der Erinnerung. Und widerlegt sich doch selbst, indem es nicht verbergen mag, wie die Entfaltung dieses Mannes davon gehemmt war, daß der Intellekt eben nur als ein Anhang des „reinen Gefühlsmenschen" funktionierte. Zu bewundern ist immer, wie sich die beiden Grundkräfte dieser Persönlichkeit, so voneinander losgelöst und vereinsamt, dennoch großartig offenbarten. Ja, in dem unverkennbar tragischen Lichte solcher Erkenntnisse wird uns die verehrte Gestalt nur um so ehrwürdiger. Sie hat, wie alles ausgesprochen Tragische, unser eigenes ewiges Leid, vergrößert und vereinfacht, in sich; darum muß sie uns in Bedeutung nahe bleiben. Sich so zu erinnern, ist gut.

Willi Handl

Ganz kleine Anmerkungen

Es gab wieder einmal einen Prozeß gegen einen Herausgeber und einen Dichter, wegen unsittlicher Kunst. Die Freisprechung war insofern nicht vollständig, als die betreffende Kunst durch Konfiskation, Schwärzung, oder was für Mittel immer aus der Welt geschafft werden soll. Das Gericht hat sich also, und wiederum nicht zum erstenmal, aus der Klemme gezogen, indem es zwischen subjektiver Unsittlichkeit und objektiver Gefährdung der Sittlichkeit unterschied. Immerhin ist es schon etwas wert, daß eine Klemme empfunden wurde. Aber — kein Paul Thumann ist davor sicher, objektiv unsittlich zu wirken; die Erzieher wissen, oder sollten es wissen, daß auf pubertätsfiebrige Knaben die edlen, keuschen, koffeinfreien, siebenfach epigonischen Frauenbildnisse mit idealen Falten einen aufreizenderen Eindruck machen, als die eingestandenen Explosionen der Sinnenkraft und des Sinnenbrands. Am Ende hat Kerr, einer der „diesfallsigen" Angeklagten, recht, der vor ein paar Jahren, behufs völliger Vermeidung jeder Gefahr, den Vorschlag machte, alle die jungen Mädchen zu verbieten, die des Morgens mit wehenden Röcken zum Bäcker laufen. Indessen darf man einen Staatsanwalt

nicht ad absurdum führen, das ginge wider den Respekt. Ästhetische Beweise verfangen, wie die Erfahrung lehrt, immer nur in dem einen, zu Gerichte stehenden Fall; aber dem Falle vorbeugen können sie nicht. Wir nun sind geneigt, den Anklägern soviel Nachsicht und Verständnis entgegenzubringen, wie wir von ihnen für die Angeklagten wünschen. Und wenn ein gestandener Mann sich vor einem Bilde oder einem Gedicht entsetzt, so sind wir weit davon entfernt, ihn für einen Philister, Heuchler oder Pfaffen zu halten. Aber er mißversteht seine eigenen Gefühle; nicht sein Sittlichkeitsgefühl ist gekränkt, sondern sein Optimismus. Und also müßt ihr das Gesetz erweitern und jedem Strafe androhen, dessen Äußerungen imstande sind, objektiv, das Behagen zu stören. Ganz gleich, ob es sich um hungrige Leute oder um kranke Leute handelt.

Ein Dettweiler Schuster wurde von einem Offizier mit dem Schwert über den Schädel gehauen. Es war ein lahmer Schuster, der nicht schnell genug davon konnte, heißt es in einem Bericht; im andern: er war ein rabiater Schuster und wollte sich auf bewaffnete Kriegsmänner zum Angriff stürzen. Der Widerspruch ist nicht so groß; der Schuster war nämlich zwar lahm, aber er war nicht sehr lahm.

Im Reichstag sagte der Kriegsminister, daß bei der Bereitstellung des Zaberner Militärs, zum Schutz der einzig gottgewollten Ordnung, selbstverständlich auch das Maschinengewehr aktionsfähig gemacht wurde. Selbstverständlich, — das ist ein Epigramm. Wir haben das Maschinengewehr, es kann zu argen Dingen nicht mehr kommen, die Waffen sind längst zu ungleich. Und der Bürgersmann sagt sich mit einer Art Humor, daß er selbst, mit seinen ihm eigentümlichen Fähigkeiten, der Verfasser dieses treffendsten Beweises, dieses äußersten Grundes, eben dieses Maschinengewehres sei. Der Techniker hat die neuen Waffen gemacht; wohin sie sich kehren, das kümmert ihn nicht viel. Aber die die Waffen zu richten haben, sollten doch vor Verantwortlichkeit zittern – „für deine Hand zwar leicht, doch zentnerschwer für dein Gewissen" —, und niemals außer acht lassen, daß in Rußland auf den Techniker der Chemiker geantwortet hat, auch ein bürgerlicher Beruf.

Und wenn ihr uns schon das Bild des Soldaten malt, wie ihr es meint, so malt es wenigstens vollständig. Euer Soldat wiegt nicht Kinder in französischen Quartieren. Euer Soldat würfelt, macht Beute, notzüchtigt in der eroberten Stadt Weiber und Mädchen, und fiedelt Bauern „bis der rot Schweiß nachgehet".

Aus der andern Seite unsers großen Hauptbuches erzählte der Reichsschatzsekretär den Abgeordneten und dem Volk. Es geht uns gut; in einigen Monaten hatten wir sogar eine aktive Handelsbilanz. Der Laie, der dieses hört, erschrickt; in den Handbüchern wird ihm immer tröstlich versichert, daß die Länder mit passiver Handelsbilanz wirtschaftlich am besten daran wären. Dennoch läßt man sich bereitwillig darüber aufklären, daß es zuweilen angenehm sei, mehr einzunehmen als auszugeben. Nationalökonomie ist furchtbar schwer zu verstehen, ungefähr wie Kabbala und Scholastik zusammengenommen. Immer wenn ich von einer Wirtschaftskrisis lese, ist es mir, als hörte ich einen Arzt: „Ein ganz kleines Fieberchen, 41,9 Grad. Morgen geht es sicher wieder um sieben Strich herunter, und alles ist in Ordnung."

h.

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

Arbeitslosigkeit und Wirtschaftskrisen

von Gerhard Hildebrand

1. Die Tatsachen der Arbeitslosigkeit

Unfreiwillige Arbeitslosigkeit infolge mangelnder Arbeitsgelegenheit ist nicht erst mit der maschinellen Industrie entstanden, und wirtschaftliche Krisen mit der Begleiterscheinung verstärkter Arbeitslosigkeit hat es auch bereits vor dem neunzehnten Jahrhundert gegeben. Maschinenindustrie und moderner Kapitalismus haben nur neue Erscheinungsformen von Arbeitslosigkeit und Wirtschaftskrisen hervorgerufen. Sie haben einen Teil der selbständigen Existenzen proletarisiert und damit ihres Rückhalts in Zeiten schlechten Geschäftsganges beraubt; haben die Bataillone der industriellen Arbeiterarmee in den Großstädten und Industriegebieten zusammengeballt und dadurch die Arbeitslosigkeit auf den öffentlichen Präsentierteller gehoben. Solange es ein Fabrikproletariat und eine Arbeiterfrage gibt, existiert das Problem der Arbeitslosigkeit in seiner heutigen Gestalt. In Deutschland haben sich philanthropische Fabrikanten wie Hansemann und Harkort schon vor nahezu hundert Jahren mit der Fürsorge für Arbeitslose im rheinisch-westfälischen Industriegebiet beschäftigt. Goethe berührt den Rückgang des Hausgewerbes durch Übergang von der Handweberei zum Maschinenbetrieb in Wilhelm Meisters Wanderjahren. Im zweiten Viertel des Jahrhunderts — in England schon früher — gibt es bereits Massenrevolten der Arbeitslosen. Die Revolution von 1848 wird durch das Problem der Arbeitslosigkeit nicht unerheblich verschärft und kompliziert. Seitdem ist namentlich in Krisenzeiten die Frage immer wieder akut geworden, und im Laufe der letzten zwanzig Jahre haben die wachsende Macht der Arbeiterorganisationen und das erstarkende sozialpolitische Verantwortlichkeitsgefühl der Sozialökonomen, der Politiker, der Stadtverwaltungen, allmählich dahin geführt, neben der außergewöhnlichen (freilich periodisch wiederkehrenden) auch die reguläre Arbeitslosigkeit und ihre Folgen mehr oder minder planmäßig zu bekämpfen.

Es kann nicht geleugnet werden: die Arbeitslosigkeit ist eine brennende Wunde am sozialen Körper. Der gesunde Menschenverstand sagt sich, daß

bei den schnell wachsenden Kulturbedürfnissen der Gesellschaft niemals zu wenig, immer nur zu viel Arbeitsgelegenheit vorhanden sein dürfte, trotz der ständig steigenden Ergiebigkeit der Arbeit. Aber die moderne und weithin sichtbare Form der Arbeitslosigkeit zeigt sich auffallenderweise am stärksten da, wo die kulturellen Bedürfnisse am weitesten entwickelt sind: in allen wirtschaftlich fortgeschrittenen Ländern, fast dem Grade entsprechend, in dem sie durch Kapitalismus und Industrie ihr soziales Gepräge erhalten haben. Und darum bildet die Arbeitslosigkeit scheinbar einen unerschütterlichen, wirtschaftlich, sozialpolitisch und moralisch vollkommen gerechtfertigten Rechtsgrund der Anklage gegen die kapitalistische Gesellschaftsordnung. Ihre Unzulänglichkeit scheint allein die schwere Schuld daran zu tragen, daß beispielsweise in Deutschland ständig Zehntausende und aber Zehntausende von Arbeitern auf dem Pflaster liegen, nicht wissen, wo sie das Brot für den kommenden Tag, für Weib und Kinder, wo sie die Miete für den nächsten Monat, Kohlen und warme Kleidung für den bevorstehenden Winter hernehmen sollen. Und dies Ungemach, dies Elend, diese Einleitung zu Verbrechen und moralischem Verfall, verdoppelt und verdreifacht sich in Krisenzeiten. Jeder weiß: Auch wenn er heute und übers Jahr Arbeit und bescheidenen Verdienst hat — mit dem Ende der guten „Konjunktur" kommen auch für ihn wieder Feierschichten, Lohnabzüge und leicht genug auch volle Arbeitslosigkeit. Daß solche Verhältnisse den Arbeiter verbittern und gegen die Gesellschaftsordnung, die scheinbar an ihnen die Schuld trägt, mit Haß erfüllen müssen, wahrlich, das kann ihm niemand verdenken. Vorzeitig, wenn andere Menschen auf der Höhe des Lebens stehen, sinkt der Proletarier ins Grab. Nicht Arbeitslosigkeit und Gefahr der Arbeitslosigkeit allein ist es, was seine Kräfte früh zerreibt. Auch die Bedingungen, unter denen er aufwächst, arbeitet und wohnt, auch die Dürftigkeit der Nahrung und der Mangel an Pflege sind mit schuld daran. Aber in den Zeiten der Arbeitslosigkeit — seitdem für die Fälle von Krankheit und Invalidität wenigstens notdürftig gesorgt ist — spitzen sich die Übel seines Daseins am schlimmsten zu. Die chronische Dürftigkeit wird zum akuten Elend, der dumpfe Groll zum nagenden Haß — und im Grunde muß jeder Aufrichtige die Lammesgeduld der Menschen bewundern (oder auch bemitleiden), daß sie nicht leidenschaftlicher und nachhaltiger hassen können, daß sie sich nicht weit energischer Luft machen als in Volksversammlungsdebatten und mit dem Stimmzettel.

Aber suchen wir uns ein Bild der Arbeitslosigkeit zu machen. Wenigstens an einigen trocknen Zahlen, die sich durch Verständnis und Phantasie leicht beleben lassen. Das Reichsarbeitsblatt hat nach den Berichten zahlreicher Fachverbände die jeweils am Monatsschluß vorhandene deutsche

Arbeitslosigkeit seit Mitte 1906 zusammengestellt. Gerade im Jahre 1906 ist eine Hochkonjunktur gewesen, wie wir sie in Deutschland wohl nie zuvor gehabt haben. Trotzdem waren von je 1000 Mitgliedern der berichtenden Verbände damals arbeitslos: Ende Juli 8, August 7, September 10, Oktober und November 11. Das sind die niedrigsten Zahlen, die überhaupt dagewesen sind. Im nächsten Jahr stieg die Zahl von je 13 Ende März und April auf 14 von Mai bis September, 16 und 17 Ende Oktober und November. Dann setzte die Krisis ein, und im folgenden Jahr (1908) brachte der März die niedrigste Arbeitslosenzahl mit 25 von 1000 Mitgliedern, der Dezember die höchste mit 44. Dann ging es allmählich wieder abwärts. Im Jahre 1911 wurde der beste Stand der neuen Konjunkturperiode erreicht: Ende Mai bis Juli mit je 16, nach kurzem Anschwellen Ende Oktober und nach abermaligem Anschwellen noch einmal Ende September 1912 mit je 15. Dies sind die günstigsten Monate seit 1906 und 1907. Trotzdem war die Zahl der Arbeitslosen doppelt so hoch wie im Juli und August 1906. Im letzten Jahre aber ist sie fast durchweg ebenso hoch gewesen wie in den Krisenjahren 1908 und 1909. Der niedrigste Stand war 23 im März und April. Im übrigen kehren 27, 28 und 29 je zweimal wieder, und drei Monate schlossen mit mehr als 30 Arbeitslosen. Dabei darf man nicht übersehen, daß die organisierten Arbeiter im allgemeinen eine gewisse Elite darstellen. Bei den Unorganisierten ist durchschnittlich ein höherer Prozentsatz von Arbeitslosen anzunehmen, wie ja denn auch die Organisationen immer wieder Mitglieder infolge länger dauernder Arbeitslosigkeit verlieren und an die am schlechtesten gestellten Arbeiterschichten nur schwer herankommen.

Aber das Bild läßt sich noch klarer herausarbeiten, wenn wir auch die Tage der Arbeitslosigkeit ins Auge fassen. Auch da gibt uns das Reichsarbeitsblatt die nötigen Zusammenstellungen, freilich wieder nur für die Mitglieder von Fachverbänden. Berücksichtigt sind obendrein nur die Tage der Arbeitslosigkeit „am Ort", obgleich die Arbeitslosigkeit „auf der Reise" auch nicht unbeträchtlich, wenn auch in guten Jahren zum Teil freiwilliger Natur ist. Die berichtenden Fachverbände zählten:

	Mitgliederzahl (durchschnittliche):	Arbeitslosentage (in Tausend):	In % der möglichen Arbeitstage:
1907	1305471	3987,8	[ca. 1,0]
1908	1291420	7292,9	1,8
1909	1382681	8321,2	1,9
1910	1600142	6741,6	1,4
1911	1986706	7282,6	1,2
1912	2097204	8866,3	1,4

	Mitgliederzahl (am Quartalsschluß)	Arbeitslosentage (in Tausend):	In % der möglichen Arbeitstage:	
1913 (am Quartalsschluß):				(im Vorjahre):
1. Quartal	2059633	3253,4	2,1	1,8
2. „	2064232	2876,2	1,8	1,1
3. „	2046696	3197,4	2,1	1,1

Man sieht an dem Rückgang der Mitgliederzahlen von 1907 auf 1908 und dann wieder von 1912 auf 1913, wie ein Rückgang der Konjunktur den Mitgliederbestand der Gewerkschaften dezimiert. Man sieht an dem gewaltigen Anschwellen der Arbeitslosentage von 1907 auf 1908, in welchem Umfang eine Krisis die Kräfte lahmlegt, sieht weiter, wie hoch selbst in den guten Jahren 1910 bis 1912 der Verlust an Verdienstmöglichkeit gewesen ist, sieht endlich, wie mit der Zahl der Arbeitslosen auch die Tage der Arbeitslosigkeit im Jahre 1913 wieder beängstigend anschwellen. Aber man sieht damit immer noch nicht alles: die „Feierschichten" fehlen gänzlich, entziehen sich jeder Berechnung.

Die Hauptlast der Fürsorge für die Arbeitslosen ruht heute in Deutschland noch auf den Schultern der Gewerkschaften. Betrachten wir darum noch einen Augenblick lang die finanziellen Wirkungen der Arbeitslosigkeit auf die Gewerkschaftskassen. Es zahlten an Arbeitslosenunterstützung in den verhältnismäßig guten Geschäftsjahren:

	Zahl der Verbände:	Betrag in Mark:	pro Kopf des Mitgliederbestandes:
1910	43	6075522	3,65
1911	42	6340544	3,30
1912	45	7741240	3,75

Für 1913 liegen vollständige Berichte noch nicht vor, aber nach den Zusammenstellungen des Reichsarbeitsblattes zahlte eine Anzahl von Verbänden mit zusammen rund zwei Millionen Mitgliedern an Arbeitslosenunterstützung (in Mark):

	1912	1913
1. Quartal	2257659	2619288
2. „	1677201	2268439
3. „	1623978	2675380

Im dritten Vierteljahr 1913 war die Unterstützungssumme trotz inzwischen gefallener Mitgliederzahl bereits um mehr als eine Million Mark höher als in der gleichen Zeit des Vorjahres. Nun erweitere man das Bild auf den Armenetat der Städte und alle Einrichtungen, die sonst noch an der Fürsorge für Arbeitslose beteiligt sind!

Die Gewerkschaften stehen in Krisenjahren dem Unternehmertum so gut wie machtlos gegenüber. Aber nicht genug damit, sie verlieren einen Teil ihres Vermögens und einen Teil ihrer Mitglieder. Sie müssen zusehen,

wie zahlreiche Berufsgenossen trotz der gewerkschaftlichen Unterstützungs-einrichtungen in Not und Elend geraten — und sie machen, wenn wieder bessere Erwerbsverhältnisse kommen, die Erfahrung, daß immer ein Teil dieser in Not und Elend Geratenen auf dem Schlachtfeld geblieben ist: die können sich nicht wieder aufraffen, sind für Organisation und Selbsthilfe dauernd verloren, sinken ins „Lumpenproletariat" hinab. Es sind die Menschen geworden, von denen der verstorbene konservative Abgeordnete Axel von Kaphengst binnen 26 Jahren 13000 in seiner Arbeiterkolonie Friedrichsvilla bei Reppen aufgenommen hat, und von denen er 1909 in einer Broschüre für „Soziale Kolonisation" (J. Harrwitz Nachf. Berlin) schrieb: „Bei mindestens 80 von Hundert sieht der Kenner, daß rettende Hilfe zu spät kommt. Landstraße und Schnaps haben dahinschleichende, entnervte, hoffnungslose Menschen aus den Armen gemacht".

Kein Wunder, daß Sozialdemokratie, Gewerkschaften aller Richtungen und ernste Sozialpolitiker verschiedenster Parteifarbe immer dringender den Ruf nach einer Reichsversicherung gegen Arbeitslosigkeit erheben. Stadtrat Emil Münsterberg hat in diesen Blättern vor einigen Jahren (April 1910) dargestellt, was damals zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit geschah, möglich und nötig schien. Inzwischen ist von einigen Staaten, Schweizer Kantonen, Städten und gemeinnützigen Gesellschaften allerlei Weiteres ausprobiert und eingerichtet worden, die Erfahrungsgrundlage für eine energische Bekämpfung der Arbeitslosigkeit und ihrer Folgen also nicht unerheblich gewachsen. Vor allem verdient die große staatliche Arbeitslosenversicherung Beachtung, die Lloyd George für England organisiert hat. Sie ist erst seit Anfang 1913 in voller Wirksamkeit und umfaßt vorläufig nur 2½ Millionen Arbeiter: darunter Bauarbeiter und andere Berufe, die unter zeitweilig wiederkehrender Arbeitslosigkeit besonders stark zu leiden haben. In England war, anders als in Deutschland, die durchschnittliche Arbeitslosigkeit während der ersten neun Monate des verflossenen Jahres noch geringer als im Vorjahre. Trotzdem mußte auch die englische Versicherung im ersten Halbjahr bereits 4,7 Millionen Mark an Arbeitslosenunterstützung auszahlen. Nahezu der fünfte Teil der Versicherten mußte die Hilfe in Anspruch nehmen, obwohl sie erst von der zweiten Woche ab gewährt wird und viele Anmeldungen wieder verfielen, bevor die Wartezeit um war. Ein weiterer Beweis, daß selbst in guten Zeiten das Gespenst der Arbeitslosigkeit ständig vor den Haustüren des Proletariats auf Opfer lauert — auf Opfer, die zu Hunderttausenden fallen!

Es ist klar, daß es auch bei uns in Deutschland nicht so weiter gehen kann wie bisher. Man kann die Arbeiter nicht ausschließlich auf den Weg der Selbsthilfe verweisen, das verbietet schon die große Zahl der Unorganisierten, die die Hilfe in der Regel am häufigsten nötig haben und zur Selbsthilfe

am wenigsten befähigt sind. Die deutsche Reichsregierung und die deutsche Industrie sperren sich vorläufig gegen eine neue Belastung durch die Ausdehnung der Versicherung auf den Fall der Arbeitslosigkeit. Indirekt ist auch das nichts weiter als ein Zugeständnis der nächst den Arbeitern selber kompetentesten Beurteiler: Ja, die Arbeitslosigkeit ist so groß, daß wir nicht den Mut haben, ihre finanziellen Konsequenzen zu übernehmen. Wenn aber die Last so groß sein würde, — woran liegt denn das eigentlich? Woher stammt die reguläre „industrielle Reservearmee", die selbst in Zeiten guten Geschäftsganges nie ganz verschwindet, und woher stammen die Krisen, die sie von Zeit zu Zeit so ungeheuer anschwellen lassen? Hat die Sozialdemokratie nicht vielleicht recht, eine fehlerhafte Organisation der sozialen Wirtschaft dafür verantwortlich zu machen? Ist der Kapitalismus an diesem Unheil schuld? In der Tat, es ist nötig, diesen Fragen ernsthaft nachzugehen, denn es kann nicht geleugnet werden: die Arbeitslosenversicherung unterscheidet sich prinzipell vor allen andern Arten der sozialen Versicherung, die wir besitzen: Kranke, Invalide und Alte sind unter allen Umständen und in jeder Gesellschaftsordnung darauf angewiesen, daß für sie gesorgt wird, denn sie können niemals sich selber helfen. Aber für Menschen mit gesunden Gliedern ist die beste Versorgung die Beschaffung guter Arbeitsgelegenheit. Es ist Kraftvergeudung und Geldverschwendung, sie durch Auszahlung von Unterstützungen zu erhalten, statt sie durch produktive Arbeit für sich selber sorgen zu lassen. Wenn es also gelänge, die Ursachen der Arbeitslosigkeit zu beseitigen, wäre das sicher eine sehr viel bessere, sehr viel gesündere Lösung der Frage, als die Versicherung.

Aber gerade das wollen ja die Sozialisten, die die herrschende Gesellschaftsordnung für die Arbeitslosigkeit verantwortlich machen! Gerade sie wollen ja die Versicherung nur als Notbehelf im Gegenwartsstaat, gerade sie lassen sich von dem Gedanken des gesunden Menschenverstandes leiten: In einer gut geordneten Sozialwirtschaft dürfte es angesichts der Fülle und der Dringlichkeit der menschlichen Kulturbedürfnisse nur ein Zuviel, nie ein Zuwenig an Arbeitsgelegenheit geben! An die Wurzel des Übels also gilt es heranzukommen, wenn man die Versicherung für Zeiten der Arbeitslosigkeit als dauernde Einrichtung vermeiden will.

Wo liegt die Wurzel des Übels? Marx und seine Epigonen sagen: In der kapitalistischen Gesellschaftsordnung, in der Tatsache, daß die Produktion an den Profitbedürfnissen der Privateigentümer von Produktionsmitteln und nicht an den Lebensbedürfnissen der Gesellschaft orientiert wird. Die Verbesserung der Maschinerie setzt ständig Arbeiter frei; dadurch wird die industrielle Reservearmee disponibel gehalten, die auf die Löhne der beschäftigten Arbeiter drückt. Denn die Lohnhöhe wird durch das Verhältnis

vom Angebot zur Nachfrage entscheidend beeinflußt. Und die Regellosigkeit der kapitalistischen Produktionsweise führt bei ständiger Steigerung der Arbeitsproduktivität periodisch zu einem Zustand, in dem das Angebot von Waren die kaufkräftige Nachfrage bei weitem übersteigt. Die Folge ist dann Stockung des Absatzes und der Produktion, Massenentlassung von Arbeitern, weitere Einschränkung der Kaufkraft und Darniederliegen aller Geschäftstätigkeit, bis die Überfüllung des Marktes nach und nach beseitigt ist.

Beide Erklärungen, die der industriellen Reservearmee und die der zeitweiligen Überproduktion von Waren im Verhältnis zur kaufkräftigen Nachfrage, fußen auf richtigen Beobachtungen. Aber sie lassen andere sehr wichtige Momente, die jene Freisetzung von Arbeitern durch die Maschine kompensieren und überkompensieren, und die auch der periodischen Überproduktion erfolgreich entgegenwirken, vollständig unberücksichtigt. Sie enthalten also längst nicht die ganze Wahrheit und sind deshalb völlig unzulängliche Erklärungen. Richtig und wichtig ist an ihnen vor allem die Zurückführung der beiden verschiedenen Arten der Arbeitslosigkeit auf zwei verschiedene Ursachenkomplexe: Die Ursachen der chronischen Arbeitslosigkeit, die die „industrielle Reservearmee" schaffen und mit ihrer Hilfe das Lohnniveau dauernd relativ niedrig halten, sind andere wie die, die die periodische Massenarbeitslosigkeit hervorrufen. Vielleicht ist es nicht unmöglich, diese beiden verschiedenartigen Ursachenkomplexe in letzter Instanz wieder auf eine gemeinsame Grundursache zurückzuführen. Wir werden auf diese Frage noch einmal zurückkommen müssen. Zunächst aber ist zwischen chronischem Überangebot von Arbeitskräften und periodischer Massenarbeitslosigkeit streng zu unterscheiden.

2. Industrielle Reservearmee und chronische Arbeitslosigkeit

Um die Lösung des Rätsels der chronischen Arbeitslosigkeit hat sich Franz Oppenheimer meines Erachtens große Verdienste erworben („Theorie der reinen und politischen Ökonomie", Berlin 1910; auch „Sozialismus und Sozialdemokratie", Jena 1912). Er hat eine Erscheinung zur Erklärung des Problems herangezogen, die vor ihm entweder ganz unbeachtet geblieben oder doch in ihrer Wirkung auf Arbeitsgelegenheit und Lohnniveau bei weitem nicht genügend gewürdigt worden ist: Die Massenzuwanderung von Arbeitern in die Industrieländer aus Gebieten niederer Kultur und stärkeren sozialen Drucks. Es ist ja kein Wunder, daß diese Erscheinung Jahrzehnte hindurch so gut wie unbeachtet geblieben ist: Das erste Land, in dem sich der moderne Industriekapitalismus ausgebildet hat, ist Großbritannien gewesen. Und das geschah zu einer Zeit, in der man allgemein die Auffassung vertrat, daß die Maschine in ähnlicher Weise, wie sie in Handwerk und Manufakturen „Hände" freisetzte, Handarbeit durch Maschinenleistung

verdrängte, auch die landwirtschaftliche Arbeitsweise zu revolutionieren imstande sei. Marx glaubte noch in den Sechziger Jahren daran, wie seine Epigonen noch bis zur Jahrhundertwende daran geglaubt haben. Marx übersah ganz, daß in England nicht der landwirtschaftliche Großbetrieb den Kleinbetrieb „niederkonkurrierte" und „expropriierte" (was von anderen Gründen abgesehen schon nach den Gesetzen der Preisbildung landwirtschaftlicher Produkte in einer schnell wachsenden Wirtschaftsgesellschaft fast eine Unmöglichkeit ist), sondern daß die Großgrundeigentümer abhängige Pächter und Landarbeiter von der Scholle trieben, teils um Großviehzucht einzuführen, teils um — Jagdreviere zu schaffen. Nicht infolge verbesserter Technik, sondern infolge freier Verfügungsgewalt kraft unbeschränkten Grundeigentumsrechtes entstand (neben der Auswanderung nach Amerika usw.) der ständig starke Zustrom von Proletariern in die britischen Industriereviere, der die industrielle Reservearmee disponibel hielt, obwohl die Industrie für immer größere Arbeitermassen Verwendung fand. Ähnlich in Deutschland: Wäre die Industrie allein auf die von ihr proletarisierten und expropriierten Handwerker und deren Nachkommen angewiesen gewesen, eine industrielle Reservearmee hätte ihr außer vielleicht in den ersten Zeiten niemals dauernd zur Verfügung gestanden.

Nur der kolossale und ständig wachsende Zuzug aus dem Osten, aus den Gebieten des Großgrundbesitzes mit seinen miserablen Lebensbedingungen für die Arbeiter, heute mehr und mehr auch aus Italien und Osteuropa, schafft und erhält dauernd ein Überangebot an Arbeitskräften, das die Löhne von unten her festhält. Und ebenso wieder in Amerika: Ein ungeheurer, ständig sich mehrender Massenzuzug von Europäern aus den Gebieten des stärksten sozialen Drucks, des Großgrundbesitzes. Den ersten Ansturm haben die Massenquartiere der Großstädte und Industriereviere auszuhalten, wo infolgedessen ständig ein Uberangebot von Arbeitskräften auf die Löhne drückt. Allmählich verteilt sich der Strom über das Land hin. Aber er findet den Boden in weitem Umfang durch die Großspekulation gesperrt: die eben damit rechnet, daß der Massenzustrom an Europäern den Boden ständig begehrter machen, seinen Preis immer höher treiben muß. Und diese beiden Faktoren, Massenzuzug über den Ozean und Bodensperre durch eine ins Unheimliche gesteigerte Landspekulation, halten auch drüben die industrielle Reservearmee disponibel.

Es ist offenbar: Der „Kapitalismus" schafft allerorten, wo er hinkommt, viel schneller Arbeitsgelegenheiten, als die Arbeitskräfte an Ort und Stelle nachwachsen. Das Überangebot stammt von draußen. Grade dadurch, daß der „Kapitalismus" dauernd mehr „Hände" in Bewegung setzt, als im nächsten Umkreis seines Wirkens vorhanden sind, mildert sich bald nach erfolgter Proletarisierung des Handwerks der soziale Druck. Die Löhne steigen,

die Lebenshaltung verbessert sich. Und weil diese Wandlung in den Lebensbedingungen der industriellen Bevölkerung eintritt, setzen sich die Massen in den Gebieten mit niedrigerer Lebenshaltung in Bewegung. Sie haben auf alle Fälle zu gewinnen. Auch wenn sie nicht das volle Jahr hindurch Arbeit finden, stehen sie sich immer noch besser als daheim in den armseligen Katen der Großgüterdistrikte. So erhält sich durch den ununterbrochenen Nachschub von unten auf allen Sprossen der sozialen Stufenleiter ein Prozentsatz überzähliger Kräfte: droht er zu groß zu werden, die Existenzbedingungen um eine volle Sprosse herabzudrücken, so läßt er nach. Dann ist es für den Nachschub ebenso vorteilhaft, auf der ursprünglichen Sprosse stehen zu bleiben. Verbessern sich die Existenzbedingungen übernormal, so wird der Nachschub stärker, und die soziale Distanz von Stufe zu Stufe stellt sich automatisch wieder her. Und diese Regelung setzt sich aufwärts fort bis zu den Sprossen, wo die Studierten und die ihnen sozial Gleichgestellten stehen.

Es ist klar, daß dieser Zustand andauern muß, bis eines Tages auch in den Gebieten des stärksten sozialen Druckes sich die Existenzbedingungen der unteren Volksschichten derart verbessert haben, daß eine Verlockung zum Abwandern nicht mehr besteht: Wann und unter welchen Umständen dieser Zeitpunkt eintritt, ist schwer zu bestimmen. Bleibt der Großgrundbesitz östlich der Elbe und im Osten Europas im gegenwärtigen Umfang erhalten, so nimmt die Abwanderung sicher ihren Fortgang, bis es dem Grundherrn ernstlich an Arbeitskräften zu fehlen beginnt. Schon jetzt ist es ihnen nicht immer leicht, sie zu beschaffen. Aber die menschliche Fruchtbarkeit ist im slawischen Osten noch so stark, daß man nicht mit Sicherheit sagen kann, es werde bald ein sehr erheblicher Mangel eintreten. Und die russischen Agrarreformen werden, wie die politischen Verhältnisse in Rußland heute noch liegen, kaum weiter gedeihen als bis zu dem Punkte, jenseits dessen die Lebensinteressen der russischen Großgrundbesitzer ernstlich bedroht sind. Durch bäuerliche Kolonisation wird der russische Grundherr seine Arbeiter nicht gänzlich verlieren. Eher werden wir unsere Hoffnung auf die russische Industrieentwicklung richten dürfen. Geht sie in dem Tempo vorwärts, das sie in den letzten Jahren eingeschlagen hat, so wird auch sie, wie alle bisherige Industrieentwicklung, eine gewaltige Fähigkeit zum Auffaugen von Menschenmassen bewähren. Dann aber sind die russischen (und gleich ihnen die ungarischen, die deutschen) Großgrundbesitzer vor die Wahl gestellt, entweder die Löhne immer weiter zu erhöhen oder — chinesische Kuli zu importieren. Das letztere wäre ein politisch auf die Dauer selbstmörderisches Experiment: In Rußland für den Bestand des Staates, in Deutschland für die Machtstellung der Großgrundbesitzer. So bleibt (obwohl ein derartiges Experiment nicht als völlig ausgeschlossen gelten kann) wohl im Ernst und

auf die Dauer nur die Lohnsteigerung. Sie müßte schließlich — den Prozeß in infinitum weitergehend vorgestellt — zur fast völligen Beseitigung des landwirtschaftlichen Grundrentenbezuges und damit zur Beendigung des Interesses am Großgrundbesitz führen.

Aber das ist ein Wechsel auf lange Sicht. Praktisch würden wir weit schneller vorwärts kommen, wenn wir das Eigentumsrecht an Grund und Boden überhaupt völlig reformieren und damit eine wirklich durchgreifende „innere Kolonisation" einleiten. Der englische Schatzkanzler Lloyd George hat bereits im Dezember 1909 den von genialer Intuition zeugenden Satz gesprochen: „Unsre einzige Hoffnung für eine dauernde Verminderung der Arbeitslosigkeit ist eine völlige Umgestaltung unseres Bodensystems." („Bessere Zeiten", Verlag von Diederichs, Jena). Die englische Politik beginnt eben, unter allerlei Kompromissen die Konsequenz dieses Satzes zu ziehen, und sicher wird jedes einzelne Land, das es für sich fertig bringt, die durch das Großgrundeigentumsrecht geschaffene Bodensperre und den daraus folgenden sozialen Druck zu beseitigen, davon ungeheure Vorteile der mannigfachsten Art haben. Freie Bauern haben heute nirgends ein Interesse daran, die eigene Scholle zu verlassen und als Fabrikproletarier in die Großstädte oder Industriegebiete abzuwandern. Sie werden es je länger desto weniger haben, werden mit je länger desto geringerem Grundbesitz eine auskömmliche und gesicherte Existenz zu führen vermögen. Auch hierfür verdanken wir Franz Oppenheimer außerordentlich wichtige Aufschlüsse: Die „natürliche Hufengröße", das heißt die Größe des Besitzes, die eine volle Ausnutzung der bäuerlichen Arbeitskraft gestattet, richtet sich nicht nur nach der Güte des Bodens, sondern auch nach der Intensität der Siedelung und des Anbaus. Diese mehr oder minder allgemein anerkannten Tatsachen ergänzt Oppenheimer durch den Satz, daß bei nicht gesperrtem Boden der landwirtschaftliche Bodenbesitz jederzeit und überall sich auf die natürliche Hufengröße, also im allgemeinen abwärts, bewegt, so daß unter gerechtem Grundeigentumsrecht niemals Landmangel, Landhunger, Entvölkerung des Landes, landwirtschaftliche Grundrente und Minderbezahlung der landwirtschaftlichen Arbeitskräfte möglich sind. Dies ist eine für das Problem der Landflucht und der industriellen Reservearmee äußerst wichtige Feststellung. Wäre die Bodensperre in der Mehrzahl der europäischen und amerikanischen Kulturländer beseitigt, dann voraussichtlich damit auch die industrielle Reservearmee und die chronische Arbeitslosigkeit — trotz aller Zuwanderung aus den übrigen Ländern. — Die Gefahr des chinesischen Lohn- und Preisdrucks bleibt freilich als dunkle Riesenwolke am östlichen Horizont stehen, auch wenn keine Kuli nach Ländern gemäßigter Zone und anderer Rassengrundlage exportiert werden. Aber das ist ein Kapitel für sich.

Sind die dargestellten Zusammenhänge richtig erfaßt, dann ist die Sozialpolitik der chronischen Arbeitslosigkeit gegenüber in einer eigentümlichen Zwickmühle. Sie kann das Problem nicht ignorieren, kann nicht warten, bis der Menschenabfluß aus den Gebieten starken sozialen Druckes von selber aufhört und damit die industrielle Reservearmee verschwindet. Zwar kann sie im Gebiet eines Staates durch Umgestaltung des Grundeigentumsrechts und durch innere Kolonisation den Abfluß beseitigen, aber damit wäre der Zuzug vom Auslande noch nicht abgedämmt: Hätten wir in Preußen eine solche Ansiedlungspolitik, so würde zwar die deutsche Bevölkerung im Osten des Staates rasch zunehmen, die heimische Industrie eine starke Erweiterung des inneren Marktes erfahren, aber die slawischen Wanderarbeiter, die in den bisherigen Großgüterdistrikten durch eine dreifache Anzahl deutscher Bauern überflüssig gemacht worden wären, würden dafür die Bergbau- und Industriereviere in um so stärkerer Anzahl überschwemmen. Die industrielle Reservearmee wäre verringert, aber nicht beseitigt. Eine geordnete Arbeitslosenfürsorge bliebe also nach wie vor sozialpolitische Aufgabe. Andrerseits: Wie alle bisherige Arbeiterschutz- und Versicherungsgesetzgebung würde auch die Arbeitslosenfürsorge die soziale Lage der gegen Arbeitslosigkeit versicherten Arbeiter verbessern. Das zu tun ist ja ihr Zweck. Der soziale Druck, unter dem die versicherten Arbeiter stehen, würde sich also etwas mildern. Die Folge aber müßte notwendig sein, daß der Zuzug aus den Abwanderungsgebieten sich noch weiter verstärkt, bis die Spannung wieder ausgeglichen, die normale Distanz zwischen der Sprosse des deutschen Bergarbeiters und des italienischen oder osteuropäischen Proletariats wiederhergestellt und dadurch der Anreiz zum Zuzug entsprechend gemindert ist. Mit andern Worten: Eine Versicherung gegen Arbeitslosigkeit muß unter den bestehenden Zuwanderungsverhältnissen die industrielle Reservearmee vergrößern. Der italienische oder osteuropäische Arbeiter, der bis dahin in Deutschland besser als daheim existieren zu können glaubte, auch wenn er jährlich drei oder vier Wochen Arbeitslosigkeit mit in den Kauf zu nehmen hatte, kommt nach Einführung der Versicherung auch mit acht bis vierzehn Tage länger dauernder Arbeitslosigkeit noch auf seine Kosten. Darum, so gewiß wir die Versicherung gegen Arbeitslosigkeit als Notbehelf brauchen, um unsre Arbeiter vor der Gefahr unverschuldeten Unterganges zu schützen, um die Budgets für Armenpflege, Wohltätigkeit, Justiz und Gefängnis, Krankenhäuser und Trinkerheilanstalten zu entlasten, tief begründete Unzufriedenheit mit den bestehenden sozialen Zuständen zu beseitigen: Eine entscheidende und endgültige Wendung in den sozialen Verhältnissen kann erst erwartet werden, wenn in den wichtigsten Abwanderungsgebieten die Grundeigentumsverhältnisse gänzlich andre werden und damit die Ursache der industriellen Reservearmee fortfällt.

3. Wirtschaftskrisen und periodische Arbeitslosigkeit

Weit weniger ist das Problem der periodischen Arbeitslosigkeit geklärt. Die wirtschaftlichen Zusammenhänge, die ihr zugrunde liegen, sind augenscheinlich viel komplizierter. Die Zurückführung der industriellen Reservearmee auf den Abstrom aus den Gebieten stärksten sozialen Drucks in die Großstädte und Industriegebiete erscheint als eine überraschend einfache Lösung und ist doch nach einem Jahrhundert vergeblicher Mühen erst in unsren Tagen gelungen. Aber die periodischen Wirtschaftskrisen sind uns noch heute nach ebenso langer und vielleicht viel umfassenderer Forschung geheimnisvolle Vorgänge, deren Ursachen sich augenscheinlich keineswegs durch ganz einfache und klare Formeln darstellen lassen. Allgemein anerkannt ist zunächst nur der Unterschied zwischen den periodischen, das heißt in einigermaßen regelmäßigen Zeiträumen wiederkehrenden Wirtschaftskrisen und andern Störungen des Wirtschaftslebens, die unter besonderen Verhältnissen eintreten, meist bei weitem nicht den Umfang und die Wirkung der allgemeinen Krisen erreichen, aber ihnen in außergewöhnlichen Fällen immerhin recht ähnlich werden können. Krisen der zweiten Art waren zum Beispiel: die Baumwollkrisis der sechziger Jahre im Anschluß an den amerikanischen Bürgerkrieg, die brasilianische Kaffeekrisis vor etlichen Jahren, die gegenwärtige Kautschukkrisis. Für diese und ähnliche Störungen größern oder geringern Umfangs sind die Ursachen sehr leicht nachweisbar. Ebenso für Währungskrisen infolge schlechter Finanzpolitik und stark gefallenen oder stark schwankenden Silberkurses, Ackerbaukrisen infolge Erschließung neuer großer Produktionsgebiete mit unternormalen Produktionskosten. Derartige besondere Störungen können eine reguläre Krisis, wenn sie bereits vorbereitet ist, zum Ausbruch bringen, verstärken, verlängern — aber sie gehören nicht mit zu ihren Ursachen, man muß also von ihnen absehen, wenn man die Natur der periodischen Wirtschaftskrisen ergründen will.

Den älteren Krisentheorien gegenüber — Regellosigkeit der Produktion, periodische Überproduktion, Stockung der Güterherstellung bis zur Wiederherstellung des Gleichgewichts zwischen Angebot und Nachfrage — hat Ludwig Pohle bereits 1902 sehr richtig darauf hingewiesen, daß bei den heutigen Organisationsverhältnissen und Orientierungsmöglichkeiten von allgemeiner industrieller Überproduktion keine Rede mehr sein kann. Natürlich gibt es ununterbrochene Ausgleichsschwankungen zwischen Nachfrage und Angebot in jeder einzelnen Abteilung der Produktion. Diese Schwankungen gehören so sehr zum regulären Geschäftsgang und verteilen sich zeitlich so gut auf die verschiedenen Geschäftszweige, daß der Ausgleich eben ständig erfolgt und die Spannung zwischen Angebot und Nachfrage durch sie allein niemals allgemein und groß genug werden kann, um die periodischen Krisen

hervorzurufen. Pohle glaubt die Krisen mit der Bevölkerungsvermehrung in Zusammenhang bringen zu müssen: Die Bevölkerung wachse so schnell, daß von Zeit zu Zeit nicht mehr genug Kapital vorhanden sei, um den Bevölkerungszuwachs noch zu beschäftigen. Daher dann die Geldteuerung unmittelbar vor Ausbruch der Krisis. Wenn das richtig wäre, dürfte doch immerhin kein absoluter Rückgang in der Zahl der Beschäftigten eintreten. Aber von einem Produktionsmechanismus, der, wie der kapitalistische, immer massenhafter neue Arbeitskräfte aus den Gebieten stärkeren sozialen Druckes ansaugt, kann man unter keinen Umständen behaupten, daß er nicht einmal imstande sei, den regulären Bevölkerungszuwachs ohne Störungen aufzunehmen. Auch Oppenheimers Krisentheorie kann nicht befriedigen, so gut begründet mir seine Behauptung erscheint, daß in der von ihm so genannten „reinen Wirtschaft", in der die Bodensperre nicht existiert und jeder Arbeiter seinen natürlichen Lohn, nämlich den vollen Ertrag seiner Arbeit erhält, allgemeine periodische Krisen nicht vorkommen können. Es steht eben doch in Wirklichkeit nicht so, wie Oppenheimer meint, daß die kapitalistischen Unternehmer „bei fallenden Preisen um so toller darauf los" produzieren, „weil dies das einzige Mittel ist, den Gesamtprofit auf der Höhe zu halten". Das tun sie höchstens, wenn sinkende Preise mit wachsender Absatzgelegenheit zusammenfallen, was hier und da vorkommt. Wenn aber die Preise infolge stockender Nachfrage zurückgehen, wissen heute alle Produzenten sehr genau, daß durch Steigerung der Produktion der Profit nicht zu retten ist, daß ihnen nur übrig bleibt, sie einzuschränken und die Produktionskosten durch Herabsetzung der Löhne und durch technische Verbesserungen zu verbilligen.

Aber ich halte nicht für unmöglich, daß sich auf der Grundlage von Oppenheimers allgemeinen Voraussetzungen eine andre Krisentheorie entwickeln läßt, die bis zum Kern des Problems vordringt. Wohl alle sozialökonomischen Theoretiker sind sich darüber einig, daß die Spekulation bei den meisten Störungen des Wirtschaftslebens eine große Rolle spielt: Und zwar bei den „allgemeinen" nicht minder als bei den „besonderen". Man pflegt dabei aber den Blick sehr einseitig auf die Vorgänge auf dem Effektenmarkt und an der Börse zu richten, wo die Spekulation ihr konzentriertestes und sichtbarstes Betätigungsfeld hat. Von daher wissen wir zum mindesten das eine: Bei aufsteigender Konjunktur steigen alle börsengängigen Werte. Jeder Verkäufer sucht vermeintliche oder sichere Wertsteigerungen zu realisieren, ja noch mehr, bevorstehende oder scheinbar bevorstehende Wertsteigerungen im voraus zu eskomptieren. Die gute Marktlage schafft eine gute Stimmung, der allgemeine Optimismus begünstigt eine allgemeine Preistreiberei, die Käufer legen sich schließlich in so starkem Maße fest, daß sie an Händen und Füßen gebunden sind. Aber wenn

die Spekulationswut aufs höchste gestiegen ist, die Effektenkurse auf einem ganz unverhältnismäßigen Niveau stehen, genügt der geringste Windstoß, um das ganze Kartenhaus ins Wanken zu bringen. Die Stimmung schlägt um, eine allgemeine Mutlosigkeit bricht herein, und die Kurse, die eben noch auf unnatürlicher Höhe balancierten, fallen ins Bodenlose. Aber derartige Krisen treffen eben doch nur die Börsenwerte und die Spekulanten. Sie haben keinen Einfluß auf den Produktionsprozeß selber, oder berühren ihn doch nur insoweit, als die Leidtragenden verfehlter Spekulation zur Einschränkung ihrer Lebenshaltung gezwungen sind.

Wichtiger scheint mir die viel weniger beachtete Tatsache zu sein, daß eine ähnliche Spekulation in noch weit ausgedehnterem Maße ununterbrochen im großen wie im kleinen mit dem Grund und Boden betrieben wird. Im Stadterweiterungsgebiet, auf dem flachen Lande und nicht zuletzt in frisch erschlossenen oder neu zu erschließenden Siedelungsgebieten an der Peripherie der Kulturwelt ist sie in einem kaum zu überschätzenden Umfang alltägliche Erscheinung: Daß überall Wertsteigerungen zu erwarten sind, versteht sich unter dem geltenden Grundeigentumsrecht bei ständiger Bevölkerungszunahme von selber. Unsicher ist nur, wann sie realisierbar sind und wie hoch sie dann sein werden. Von heute auf morgen werden sie im Verkaufsfalle weder vom Verkäufer noch vom Käufer erwartet, denn sonst würde der Verkäufer eben noch zurückhalten. Wenn er dennoch verkauft, so sucht er doch nach Möglichkeit die demnächst zu erwartende Wertsteigerung bereits im voraus zu eskomptieren. Der Käufer seinerseits hat also unter allen Umständen einige Jahre zu warten, bis er seinen Profit machen kann. Andrerseits ist seine Wartefrist nicht unbegrenzt, namentlich wenn er reiner Spekulant ist und den Boden nicht selber produktiv verwertet. Er wird also kaum länger als zehn bis zwölf, höchstens fünfzehn Jahre Wartezeit haben. Innerhalb dieser Zeit muß er seinen Gewinn realisieren. Wenn man eine Reihe von konkreten Einzelfällen zur Verfügung hätte, müßte man auf Jahr und Tag die durchschnittliche Wartezeit errechnen können, die den Bodenspekulanten zur Verfügung steht. Nun wirkt auch hier der allgemeine Optimismus bei günstigem Geschäftsgang übersteigend: Immer mehr Spekulanten legen sich fest, und sie tun es in immer unverhältnismäßigerem Maße. Das Ende der durchschnittlichen Wartefrist naht heran, das Feuer beginnt den Spekulanten auf den Nägeln zu brennen. Inzwischen haben auch die Käufer, die Land zu produktiven Zwecken erworben haben, immer unverhältnismäßigere Kaufpreise gezahlt. Dadurch, daß sie es getan haben, wurde ja der Mut der Spekulation immer von neuem angefacht und aufrecht erhalten. Die Käufer sehen schließlich, daß sie sich übernommen haben, daß sie sich mindestens auf Jahre hinaus die größten Entbehrungen auferlegen müssen, um durch-

zuhalten. Gleichzeitig haben Neubauten und Neueinrichtungen aller Art der Grundstücks- und Güterkäufer produktiver Verwertungsabsicht die industrielle Konjunktur mächtig belebt. Das Kapital ist in so großem Umfang von den Banken zurückgezogen, um für Neubauten, Maschinen und Geräte, Einrichtungsstücke aller Art ausgegeben zu werden, und die Lieferanten dieser Dinge brauchen so große Mittel zur Erweiterung ihrer Produktion, als Vorschüsse auf die steigenden Rohmaterialpreise und Löhne, daß eine allgemeine Geldknappheit die Folge geworden ist. Alle diese Verteuerungen treffen eines Tages zusammen, schaffen eine kritische Lage: Die durchschnittliche Wartezeit der Spekulanten ist abgelaufen. Sie müssen verfügbares Kapital angreifen oder sich Einschränkungen auferlegen, um noch ein Jahr länger auszuhalten. Die letzten Käufer haben ihre Einrichtung beendet. Alle hierfür nötigen Mittel sind ausgegeben. Auch für sie ist nun die Zeit der äußersten Einschränkung bei härtester Arbeit gekommen. Die weiteren Kauf- und Bauinteressenten halten zurück, weil sie sehen, daß Boden, Geld und Hausbau zu teuer geworden sind. Man „wartet erst wieder normale Verhältnisse ab". Und wie vorher Aufschwung und Optimismus allgemein gewesen sind, so nun die Unlust, der Rückgang der Aufträge, die Einschränkung der persönlichen Lebenshaltung.

Ich möchte ausdrücklich hervorheben, daß diese Skizze einer neuen Theorie der periodischen Wirtschaftskrisen zunächst nur eine Möglichkeit darstellt, noch keine sicher nach allen Richtungen unterbaute Wirklichkeit. Sie stützt sich einmal auf allgemeine Ableitungen auf der Grundlage der Theorien Franz Oppenheimers. Zweitens auf die konkreten Wellenbewegungen des großstädtischen Grundstücks- und Baumarktes, die bei außernormalen Wachstumsverhältnissen der betreffenden Stadt die Tendenz zu einem selbständigen Rhythmus haben und dann in ihrer Selbständigkeit leicht zu überschauen sind, bei normalen Wachstumsverhältnissen der durchschnittlichen Städte aber naturgemäß mit den allgemeinen Konjunkturwellen mitschwingen, sich ihnen anpassen und dann allerdings weniger leicht als selbständige Ursachenbestandteile dieser Konjunkturwellen erkannt werden können. Sie stützt sich drittens auf parallele Vorgänge in den Neusiedelungsgebieten, die unter besonderen Bedingungen auch wieder die Tendenz zu einem selbständigen Schwingungsrhythmus aufweisen, aber im ganzen doch eine allgemeine Durchschnittskurve verfolgen. Diese Vorgänge sind von der Theoretik noch wenig beachtet, obwohl mit ihnen eng verbundene Erscheinungen in der Krisengeschichte eine bedeutende Rolle spielen: Die amerikanischen Eisenbahnkrache, die ja doch auch nichts andres sind als Überschätzungsfolgen der Neusiedelungsintensität und Unterschätzungsfolgen der Wartefrist, direkt oder indirekt mit Landspekulation verbunden. Nur daß das in den Eisenbahnen selber angelegte Kapital

laufende Verzinsung fordert, daher mit geringerer Wartefrist arbeitet, großenteils von europäischen Geldgebern stammt und in Gestalt der betreffenden Effekten an den europäischen Börsen gehandelt wird. Das lenkt grade darauf die Aufmerksamkeit. Die eigentliche Bodenspekulation wird an Ort und Stelle von einem Haufen großer und kleiner Spekulanten betrieben, die nebst den unvorsichtigen Käufern bei solcher Krisis ihre Haut zu Markte tragen. Der Widerschein davon dringt weniger leicht bis an die Börsen und in die Studierstuben, wird durch den viel größeren der Eisenbahnkrisis überstrahlt. Viertens liegt noch nicht genügendes Beobachtungsmaterial vor, um sichere Aufschlüsse über den Anteil des ländlichen Bodens in der alten Kulturwelt an dem allgemeinen Krisenrhythmus zu geben: Solange die europäische Landwirtschaft unter dem Konkurrenzdruck des überseeischen Getreides stand, konnte von spekulativer Bodenpreissteigerung in normalen Wellenbewegungen natürlich keine Rede sein. Seitdem die deutsche Landwirtschaft durch den Zolltarif von 1902 auf eine neue Existenzbasis gestellt ist, hat die Bodenspekulation zwar von Jahr zu Jahr größeren Umfang angenommen, aber noch nicht wieder den kritischen Punkt erreicht, und daher auch nicht jene Tendenz zur Kurvenbildung hervortreten lassen, wie sie in der Bodenspekulation am Rande der Großstadt wie der Kulturwelt offensichtlich vorhanden ist. Endlich ist noch nichts Bestimmtes darüber auszusagen, wie sich die Spekulationskurven in Neusiedelungsgebieten, auf den großstädtischen Baumärkten und auf dem Gütermarkt alten Kulturbodens zueinander verhalten: Ob sie notwendig aufeinander einwirken und voneinander abhängig sind, ob nicht jede von ihnen die Tendenz hat (und mit der Vergrößerung des Kulturgebietes stärker durchsetzt), einen selbständigen Rhythmus herauszubilden.

Trotz allen diesen Vorbehalten und Einschränkungen glaube ich doch sagen (und an geeigneter Stelle bald näher begründen) zu können, daß der Einfluß der Bodenspekulation und ihrer Begleiterscheinungen auf die allgemeine Konjunkturkurve größer und ursächlicher ist, als bisher bemerkt wurde. Sollte sich diese Annahme als zutreffend herausstellen, so würde die Bekämpfung der periodischen Arbeitslosigkeit in ebenso hohem Grade von der Aufhebung der Bodensperre, von der völligen Umgestaltung des Grundeigentumsrechtes abhängig sein, wie die Beseitigung der chronischen Arbeitslosigkeit. Sie würde das in noch unmittelbarerer Weise sein, als selbst Oppenheimer annimmt. Aber wie immer es sich mit den Ursachen der periodischen Wirtschaftskrisen verhalten mag: Ganz sicherlich hat Oppenheimer recht mit der Annahme, daß nach der Beseitigung der industriellen Reservearmee (sei es durch die Umgestaltung des Grundeigentumsrechtes, sei es, wie Oppenheimer annimmt, schon vorher durch das Nach=

lassen der Abwanderung aus den Gebieten des stärksten sozialen Druckes) die Gefahr allgemeiner periodischer Krisen zum mindesten ganz außerordentlich gemildert wird, wenn nicht überhaupt verschwindet. Ist keine industrielle Reservearmee mehr vorhanden, so bedeutet das eine Umkehrung des bisherigen Verhältnisses von Nachfrage und Angebot auf dem Arbeitsmarkt. Nicht das Angebot von Arbeitskräften überwiegt mehr, sondern die Nachfrage. Die Arbeitskräfte werden sich immer den Industrien zuwenden, in denen die höchsten Löhne geboten werden, die also ihrerseits mit der dringendsten Nachfrage nach Waren zu rechnen haben. Geht die Nachfrage zurück, so kann es nur geschehen, weil sie nach anderen Waren dringender wird, denn in einer hoch entwickelten und normal verlaufenden Sozialwirtschaft kann es immer nur zu viel, nie zu wenig Arbeitsgelegenheit geben. Die Produktion kann sich also infolge Mangels an Arbeitskräften immer nur nach der Dringlichkeit der Nachfrage, nie nach den Verwertungsbedürfnissen des Kapitals richten. Selbst die Möglichkeit allgemeinerer „Überproduktion" verschwindet.

Mir scheint, daß die Aufhellung dieser Zusammenhänge durch Oppenheimer nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Nicht die kapitalistische Produktionsweise trägt die Schuld an den sozialen Übelständen, an denen alle Kulturländer kranken. Sie konnte ja selber nur dadurch entstehen, daß das „Kapital" die freien Arbeiter auf dem Markt in übergroßer Fülle vorfand. Sie kann sich nur erhalten, solange jener ständige Nachschub andauert, den selbst die gewaltige Großindustrie unsrer Tage nicht vollständig verwerten kann. Sie muß verschwinden, sobald der Landhunger der Masse seine Befriedigung findet, spätestens, sobald der Großgrundbesitz, um sich die notwendigen Arbeitskräfte zu erhalten, mit den Löhnen höher und höher hinaufgehen muß. So bleibt, von der bereits angedeuteten chinesischen Konkurrenzgefahr sowie von den sonst etwa möglichen internationalen Standortsverschiebungen der Industrie abgesehen, die meiner Auffassung nach einigen Ländern mit besonders extrem entwickeltem Industrialismus noch zu schaffen machen können, eine optimistische Beurteilung unserer Wirtschaftsentwicklung, wie sie Oppenheimer vertritt, voll berechtigt; damit aber auch die Hoffnung, daß es nach und nach gelingen wird, die chronische wie die periodische Arbeitslosigkeit immer mehr einzuschränken und schließlich einmal ganz zu beseitigen. Bis dahin muß die Versicherungsgesetzgebung ihre Schuldigkeit tun. Aber jede Änderung der Grundeigentumsverhältnisse, die ein Nachlassen der Landflucht zur Folge hat, wird ihre Lasten für Reich, Unternehmer und Arbeiter vermindern.

Abendliche Häuser

Erzählung von Eduard Graf Keyserling

Erstes Kapitel

Auf Schloß Paduren war es recht still geworden, seit so viel Unglück dort eingekehrt war. Das große braune Haus mit seinem schweren, wunderlich geschweiften Dache stand schweigsam und ein wenig mißmutig zwischen den entlaubten Kastanienbäumen. Wie dicke Falten ein altes Gesicht durchschnitten die großen Halbsäulen die braune Fassade. Auf der Freitreppe lag ein schwarzer Setter, streckte alle vier von sich und versuchte sich in der matten Novembersonne zu wärmen. Zuweilen ging eine Magd oder ein Stallbursche über den Hof langsam und lässig. Hier schien es, hatte niemand Eile. In der offenen Stalltüre lehnte Mohling, der alte Kutscher mit dem weißen Bart, und gähnte. In der offenen Gartenpforte stand Garbe, der Gärtner, und verzog sein glattrasiertes Sektierergesicht und blinzelte in die Sonne. Dann begannen die beiden Männer aufeinander zuzugehen, mitten zwischen Stall und Garten blieben sie stehen, sprachen einige Worte zueinander, schwiegen, spuckten aus, ließen wieder einige Worte fallen.

Auf der anderen Seite des Hauses wurde eine Glastüre geöffnet, die geradewegs in den Garten führte, und der Schloßherr, der Baron von der Warthe, wurde in seinem Rollstuhl von seinem Diener Christoph hinausgefahren. Dicht in seinen Pelz gehüllt, eine Pelzmütze auf dem Kopfe, schwankte die in sich zusammengebogene Gestalt im Stuhle sachte hin und her. Das Gesicht war sehr bleich und in seiner strengen Regelmäßigkeit von einer müden Ausdruckslosigkeit, nur die hervortretenden Augen waren noch wunderlich klar und blau. Neben dem Rollstuhl schritt die Schwester des Barons, die Baronesse Arabella, hin, groß und hager in ihrem schwarzen Mantel und dem wehenden Trauerschleier, das Gesicht schmal und messerscharf zwischen den gebauschten weißen Scheiteln. So ging es die feuchten Herbstwege des Parks entlang, auf denen die Herbstblätter raschelten. Von den Bäumen fielen Tropfen und die Wipfel waren voll lärmender Nebelkrähen. Christoph steckte das Kinn tiefer in den aufgeschlagenen Kragen des Livreemantels und schnaufte ein wenig in der Anstrengung des Stoßens. Dann hielt er plötzlich still, sein Herr hatte ein Zeichen mit der Hand gemacht, der Baron sah zu seiner Schwester auf und sagte mit einer Stimme, die ärgerlich und gequält klang: „Sag mal, Arabella, was ist die Dachhausen für eine Geborene?“ — „Birkmeier, die Fabrikantentochter,“ erwiderte die Baronesse ruhig und wie mechanisch. Befriedigt ließ der Baron den Kopf sinken und Christoph schob den Stuhl weiter.

Und doch vor wenigen Wochen noch war Paduren die Hochburg des adeligen Lebens in dieser Gegend gewesen und der Baron Siegwart von der Warthe hatte hier eine stille aber unbestrittene Herrschaft über seine Standesgenossen ausgeübt. Der kleine rundliche Herr mit dem strengen, feierlichen Gesicht, das von dem weißen Haar und weißen Backenbart wie von einem silbernen Heiligenschein umrahmt wurde, war das Gewissen dieses Adelswinkels gewesen. Öffentliche Ämter mochte er nicht bekleiden, in Versammlungen schwieg er. „Ich bin kein Tribünenläufer," pflegte er zu sagen, aber seine Ansicht war dennoch stets die ausschlaggebende und in jeder wichtigen Sache war es die Hauptfrage: „Was sagt von der Warthe?" In Sachen der Politik und der Landwirtschaft, in Familienangelegenheiten und Ehrenhändeln, überall sprach er das wichtigste Wort mit. Er lieh Geld denen, die es nötig hatten und die er dessen würdig hielt und wachte streng darüber, daß gute alt-edelmännische Sitte hier nicht in Verfall geriet. Wenn der Baron von der Warthe die greisen Augenbrauen in die Höhe zog, mit der flachen Hand durch die Luft von oben nach unten fuhr, als machte er einen Sargdeckel zu und leise sagte: „Hm, — ja, schade, aber der Mann ist erledigt," dann war der Mann für diese Gegend wirklich erledigt. Der Baron war sich seiner Stellung wohl bewußt und er genoß sie, und sie war vielleicht die einzige wirkliche Freude seines Lebens. Immer wohlwollend würdig zu sein, geachtet und ein wenig gefürchtet zu werden, mag ein großes Gut sein, es macht jedoch einsam und ist nicht gerade heiter. Das gab dem Baron wohl auch den feierlichen, ein wenig ungemütlichen Ausdruck; er sah aus, als dürfe er sich nie gehen lassen und als sei ihm dieses selbst zuweilen unbequem. Dietz von Egloff, der es liebte, von älteren Herren respektlos zu sprechen, meinte: „Dem Gesicht des alten Warthe würde ich es gönnen, sich einmal eine Stundelang nach Herzenslust verziehen zu dürfen, um sich von der ewigen Würde gründlich erholen zu können." Der Baron liebte es, wenn es heiter um ihn her war, seine Jagden und sein Rotwein waren berühmt, aber er konnte sich nicht verhehlen, daß die Leute sich gerade dann am besten unterhielten, wenn er zufällig nicht zugegen war. Das mochte ihn zuweilen ein wenig melancholisch machen, aber er gestand sich das selbst nicht ein und war überzeugt, daß er das bessere Teil erwählt habe, die Weisheit, die Würde und die Macht. Die jungen Leute liebten ihn nicht, lachten über ihn, wenn sie unter sich waren, und nannten ihn den „Baron Mißbilligung". Allein sie fürchteten ihn, und wenn sie in Schwierigkeit gerieten, wandten sie sich stets an ihn. Die alten Herren bewunderten ihn und lauschten seinen Worten wie einem Evangelium.

Am Kamin bei der Nachmittagszigarre liebte es der Baron, zu seinem alten Freunde, dem Baron Port auf Witzow, von seinen Grundsätzen zu sprechen: „Ansichten, die jungen Leute wollen jetzt allerhand Ansichten haben.

Nun ja, ich bestreite ja nicht, es mag allerhand Ansichten und Grundsätze geben, die ganz gut und richtig sind für andere. Man braucht ja schließlich kein Edelmann zu sein, aber für uns gibt es gewisse Ansichten und Grundsätze, die richtig und wahr sind, nicht weil jemand sie uns bewiesen hat, sondern weil wir wollen, daß sie richtig und wahr sind. Mir braucht man nichts zu beweisen und zu erklären. Ich will, daß das und das wahr und richtig ist, weil, wenn das falsch ist, ich nicht mehr der von der Warthe bin, der ich bin, und du nicht von Port bist, der du bist, weil wir sonst beide alte Narren wären. Siehst du, das sage ich."

Als sein Freund zu sprechen anfing, hatte der Baron Port sich aus der leichten Nachmittagsschläfrigkeit aufgerüttelt. Er beugte den schweren Oberkörper nach vorn, legte die Hand an das Ohr und hörte aufmerksam zu. Als die Rede zu Ende war, schlug er dem Baron von der Warthe mit der flachen Hand auf das Knie und meinte: „Da hast du wieder recht, Bruder." Dann lehnten die beiden Herren sich in ihre Sessel zurück und sogen befriedigt an ihren Zigarren.

Vorbildlich wie die Ansichten und die Landwirtschaft des Baron von der Warthe für seine Nachbarn waren, so war es auch sein Haus, die hohen Zimmer voll weitläufiger, schwerer Mahagonimöbel, großer Kachelöfen, voller Ahnenbilder und alten Silbers, in denen sich ein Leben geregelter Wohlhabenheit behaglich abspann. „Unsere Vornehmheit ist schlicht," pflegte der Baron zu sagen. Er liebte das Wort „schlicht" und fuhr gern, wenn er es aussprach, mit der flachen Hand wagerecht durch die Luft. Daß die beiden Kinder des Barons in Paduren, Fastrade und Bolko, Vorbilder für alle Kinder der Nachbarschaft waren, das wußte jedes Kind der Gegend. Die Baronin von der Warthe war bei der Geburt ihres zweiten Kindes gestorben, die Baronesse Arabella stand dem Haushalt ihres Bruders vor und erzog die Kinder, und auch diese Erziehung wurde allgemein bewundert. Da war der Hauslehrer, Herr Arno Holst, der Bolko auf die höheren Gymnasialklassen vorbereiten sollte und die eben erwachsene Fastrade noch in Literatur und Kunstgeschichte einführte. Ein schmalschulteriger junger Mann mit kurzsichtigen braunen Augen, blonden Locken und einem hübschen Mädchengesicht. Er war sehr musikalisch, sang mit einer schönen Baritonstimme, las Schillersche Dramen vor und war von einer fast knabenhaft schwärmerischen Begeisterung für alles Schöne. Der Paduren'sche Hauslehrer war in der ganzen Nachbarschaft berühmt. „Es ist toll," sagte Baron Port zu seiner Frau, „wenn der Warthe sich was anschafft, so ist es unfehlbar erster Güte. Wie er das nur macht? Hat er einen Hühnerhund, so ist der hasenreiner als alle unsere Hunde, nimmt er sich einen Hauslehrer, so ist das gleich ein ungewöhnlich scharmanter Kerl."

„Kränklich scheint er mir," sagte die Baronin, die es nicht liebte, die

Schattenseiten an Menschen und Sachen zu übersehen. Um so größeres Erstaunen erregte die Nachricht, Herr Holst habe das Schloß plötzlich verlassen. In Paduren tat man so, als sei nichts Besonderes geschehen, es sei eben an der Zeit, Bolko auf das Gymnasium zu schicken. Allein ein Gerücht, niemand wußte, woher es kam, wollte nicht verstummen, es erzählte von wunderlichen Dingen, welche sich in Paduren ereignet haben sollten. Hatte sich Herr Holst in Fastrade verliebt? Hatte Fastrade sich in den hübschen Hauslehrer verliebt? Hatten sie sich verlobt und hatte es einen bösen Familienauftritt gegeben? Niemand glaubte so recht daran, dennoch wurde auf den benachbarten Gütern eifrig darüber geflüstert und es war, als sei den meisten der Gedanke nicht unangenehm, daß es auf Paduren auch nicht immer so einwandfrei hergehe, wie es scheinen wollte. Von Warthes war natürlich nichts zu erfahren. Bolko kam auf das Gymnasium, der Baron war würdig und voll Autorität wie immer, die Baronesse Arabella schwieg und Fastrade sah man wie sonst auf ihrem kleinen Schimmel die Waldwege entlang jagen im blauen Reitkleid. Unter der weißen Knabenmütze flatterte blondes Haar um das runde über und über rosa Gesicht, auf den Lippen ein stetiges Lächeln, als lächelte sie dem scharfen Luftzuge der tollen Bewegung zu. Auch in Gesellschaft war sie wie sonst das unbefangene heitere Mädchen mit dem hinreißenden Lachen. Sie bog dann den Kopf zurück, öffnete die Lippen ein wenig weit und die Augen wurden glitzernd und feucht. „Die Augen der kleinen Warthe machen mich durstig," hatte Dietz von Egloff gesagt, „auf der ganzen Welt habe ich nach einem Getränk gesucht, so stark blau und ganz durchsichtig, aber das gibt es nicht."

Zwei Jahre vergingen, Bolko bezog die Universität, Fastrade feierte ihren einundzwanzigsten Geburtstag, als wiederum eine Nachricht die Gegend in Aufregung versetzte. Fastrade, hieß es, verlasse ihr väterliches Haus, um fern irgendwo, in Hamburg sagte man, im Krankenhause die Krankenpflege zu erlernen. Die Nachricht bestätigte sich und war doch so unglaublich. Wie oft hatten nicht alle es von dem Baron von der Warthe gehört: „Unsere Töchter gehören in unser Haus, bis sie ihr eigenes beziehen. Tochter eines adeligen Hauses zu sein ist ein Beruf, der ebenso wichtig ist, wie jeder andre Beruf." Und noch letzthin, als die zweite Tochter der Ports nach Dresden ging, um ihre Stimme auszubilden, hatte der Baron das eine Desertion genannt. Und nun desertierte seine einzige Tochter, ließ die beiden alten Leute allein. Was war geschehn? In Paduren schwieg man darüber wie immer. Man glaubte zu bemerken, daß der Baron nach der Abreise seiner Tochter strenger und unnachsichtiger in seinen Urteilen war, daß er ungeduldig wurde, wenn man ihm widersprach, aber sonst war keine Veränderung bemerkbar. Große Jagden wurden in Paduren abgehalten, bei denen er nervös die Jugend zur Heiterkeit aufmunterte. Ja, er selbst bemühte sich

heiter zu sein, sprach viel von Bolko, von dem Studentenleben, erzählte aus der eigenen Studentenzeit verschollene Studentenstreiche, über die nur er und der Baron Port lachen konnten.

An einem Novemberabend trat die Baronesse Arabella in das Arbeitszimmer ihres Bruders, sie fand ihn in seinem Sessel sitzend, den Kopf zurückgelehnt, das Gesicht grau und wie zerfallen, die Augen geschlossen, in der Hand hielt er ein Telegramm. „Mein Gott! Siegwart!" rief die Baronesse. Matt reichte er ihr mit der einen Hand das Telegramm, mit der anderen winkte er. Er wollte allein sein. Das Telegramm meldete, Bolko sei im Duell gefallen. Die Baronesse ging, um sich in ihr Zimmer zu verschließen und zu weinen. Im Schlosse wurde es eine Weile ganz still, als die Nacht aber hereingebrochen war, begannen Schritte unablässig durch die lange Zimmerflucht zu irren, und wenn sie an der Türe der Baronesse vorüberkamen, glaubte diese etwas wie ein leises Wimmern zu hören. Den nächsten Morgen war der Baron bleich und gefaßt, traf die Vorbereitungen für die Bestattung seines Sohnes und empfing die Trauerbesuche. Er war feierlich und würdevoll wie immer, nur schien es zuweilen, als gerieten diese Feierlichkeit und diese Würde ins Schwanken, als müßte er sie gewaltsam festhalten wie einen schweren Mantel, der von den Schultern herabzugleiten droht.

Nach dem harten Schlage, der sie getroffen, zeigten die Einwohner von Paduren sich nicht in der Nachbarschaft. Sie blieben zu Hause und gingen recht schweigsam in den großen Räumen nebeneinander her. Einmal sagte die Baronesse Arabella zu ihrem Bruder: „Unsere Fastrade, soll unsere Fastrade nicht kommen?" Er aber winkte ärgerlich ab. Die Nachbarn trauten sich nicht recht in das so still gewordene Schloß, nur der Baron Port besuchte seinen Freund. Dann saßen sie beide wie sonst am Kamin bei der Nachmittagszigarre und der Baron von der Warthe sprach von seinen Grundsätzen und den falschen Ansichten der jungen Leute, er wollte sich wieder an den eigenen schönen und vernünftigen Worten erfreuen, aber es war, als schmeckten sie ihm nicht mehr, die Stimme begann zu zittern, wurde kleinlaut und mutlos und versiegte endlich ganz. Dann beugte sich der Baron Port vor und klopfte seinem alten Freunde sanft auf das Knie. „Der Warthe ist nicht mehr der alte," berichtete Baron Port seiner Frau, „er hält sich, er hält sich, aber das mit dem Sohn ist für ihn doch zu stark gewesen."

Ja, es war für ihn zu stark gewesen. Als Christoph eines Nachmittags in das Arbeitszimmer seines Herrn trat, wo dieser auf einem großen Sessel seine Nachmittagsruhe zu halten pflegte, fand er ihn auf dem Fußboden liegend. Der kleine Herr lag da, Hände und Füße hilflos von sich gestreckt, das Gesicht grau und wie von einer Qual verzerrt inmitten des silbernen

Heiligenscheines der Haare und des Backenbartes. Ein Schlaganfall hatte ihn getroffen, hatte den armen Baron „Mißbilligung" in einem Augenblick all seiner Feierlichkeit und seiner schönen Haltung entkleidet und ihn zu einem hilflosen alten Manne gemacht.

Zweites Kapitel

Die Baronesse Arabella hatte sich entschlossen, am Nachmittage einen Besuch bei der Baronin Port zu machen. Die Krankenstubenstille des Schlosses quälte sie wie eine Krankheit. Sie wollte Menschen sehen und sprechen, vor allem sprechen. So fuhr Mahling sie in der großen Kalesche nach Witzow hinüber. Die Herbstwege waren schlecht, das Wetter feucht und kalt unter einem niedrigen grauen Himmel, der Wind wühlte im feinen Gezweige der Hängebirken wie in feuchtem roten Haar. Zwischen den Schollen der aufgepflügten Äcker lag hier und da schon ein wenig Schnee. Alles sah unreinlich aus und als ob es friere. Aber die alte Dame blickte mit einem liebenswürdigen und angeregten Lächeln auf die Landschaft hinaus. Sie machte schon jetzt ihr Besuchsgesicht, denn sie freute sich wirklich herzlich auf ihren Nachmittag. Das weiße Witzowlandhaus mit der niedrigen Treppe, vor dem sie jetzt hielten, erschien ihr heute besonders anheimelnd, auch der große Flur, der stets nach feuchtem Kalk roch und in dem die Baronesse jedesmal dachte: „Die gute Karoline kann sagen, was sie will, das Haus ist doch feucht".

Sylvia, die älteste Tochter des Hauses, ein schlankes, ältliches Mädchen mit einem bleichen Gesicht und einem gefühlvollen, ein wenig mitleidigen Lächeln, empfing die Baronesse. Sylvia hatte eine Art die Leute zu begrüßen, als seien sie krank und bedürften der Teilnahme und der Schonung. Und das tat der alten Dame heute wohl. Im Wohnzimmer auf dem großen Sofa mit der zu steifen Rücklehne saß die Baronin Port, eine sehr starke Dame, das Gesicht stets rot und erhitzt unter der weißen Blondenhaube. „Nun, meine gute Arabella," sagte sie mit einer lauten, tiefen Stimme, „da sind Sie, ich habe an Sie schon wie an eine Verstorbene gedacht." Die Baronesse lächelte wehmütig: „Ach ja, zuweilen möchte man wirklich schon gestorben sein."

„Na, na, es kommen wieder bessere Zeiten," beschwichtigte die Baronin, „setzen Sie sich, und erzählen Sie, wie geht es bei Ihnen?"

„Immer das Gleiche," erwiderte die Baronesse, „doch nein, eine gute Nachricht habe ich, unsere Fastrade kommt, ich habe an sie geschrieben und sie kommt."

„So." Die kleinen Augen der Baronin wurden blank vor Neugierde und sie lüftete die Blondenhaube ein wenig an den Ohren, um besser hören zu können. „So, die kommt also, jetzt erst."

Die Baronesse zog traurig die greisen Augenbrauen empor und meinte: „Bisher hatte es der Vater nicht gewollt, aber jetzt" — „Und immer wegen des jungen Menschen?" fragte die Baronin gespannt. Die Baronesse nickte, sie schwieg einen Augenblick, lehnte den Kopf zurück. Sie wußte, jetzt würde sie über alle diese Dinge sprechen, über die sie so lange hatte schweigen müssen. Aber sie konnte nicht anders. Sylvia ging leise ab und zu und servierte den Tee. Die Baronin nahm eine Strickarbeit mit klappernden elfenbeinernen Nadeln, wie beruhigt darüber, daß sie ihren Besuch jetzt dort hatte, wo sie ihn wollte.

„Ach ja! was man nicht erlebt," begann die Baronesse, „und denken Sie sich, ich hatte doch von allem nichts gemerkt, ich merke so etwas nie. Erst als eines Tages die beiden sich an der Hand faßten und in das Schreibzimmer meines Bruders gingen, da packte mich der Schrecken, die Knie zitterten mir so, daß ich mich setzen mußte."

„Also einfach eine Verlobung," bemerkte die Baronin sachlich.

„Ja," erwiderte die Baronesse, „die armen Kinder dachten sich wohl so etwas, aber mein Bruder machte dem allen schnell ein Ende."

„Wie ertrug es Fastrade?" inquirierte die Baronin weiter.

Die Baronesse seufzte, diese langverschwiegenen Dinge herauszusagen ergriff sie so stark: „Fastrade, Sie kennen sie ja, ist ein so starkes und mutiges Mädchen, wenn sie gelitten, hat sie es uns nie gezeigt. Und wie die Zeit verging, glaubte ich, sie hätte ihn vergessen. Da kommt nun dieser Geburtstag, an dem sie dem Vater erklärt, sie muß fort in ein Krankenhaus, sie ist volljährig, sie hat Geld von ihrer Mutter, was gesprochen wurde, weiß ich ja nicht, Sie kennen meine Feigheit; wenn so etwas in der Luft liegt, verkrieche ich mich in mein Zimmer. Da kommt nun das Kind, weiß wie ein Tuch und sagt: Ich reise. Liebes Kind, sage ich, nur eins möchte ich wissen, ist es seinetwegen? Sie sieht mich ruhig an und sagt klar und fest: Er ist krank und in Not, da muß ich bei ihm sein. Was konnte ich da sagen, ich habe ja nie recht was zu ihr sagen können. Als sie noch ein kleines Mädchen war, fühlte ich, daß sie von uns beiden immer die Klügere und Stärkere war. So reiste sie denn. Es war gute Schlittenbahn, ich stand im großen Saal am Fenster und hörte noch den Schellen ihres Schlittens zu, die man bei uns ja so weit von der Landstraße hört, da kam mein Bruder aus seinem Zimmer, setzte sich an den Kamin, stocherte mit der Zange in den Kohlen herum und murmelte so vor sich hin. Auf dem Posten bleiben will keine. Das ist wohl auch schwerer, ein Fräulein von der Warthe zu sein, als so etwas Anderes."

„Also sie fuhr direkt zu dem jungen Menschen," sagte die Baronin scharf.

„Nun ja," erwiderte die Baronesse zögernd, „er war krank, lag im Krankenhause, da hat sie ihn wohl gepflegt und dann, dann starb er."

Die Baronin ließ die Arbeit sinken und blickte überrascht auf: „Er starb! Gott sei Dank."

„Wollen wir uns nicht versündigen, liebe Karoline," meinte die Baronesse wehmütig, „der arme junge Mensch! vielleicht war es so besser."

„Viel besser," bestätigte die Baronin, „überhaupt, die Sache ist dann nicht so schlimm, aber das kommt von der Geheimtuerei, da denkt man gleich wer weiß was."

„Und dann, liebe Karoline," versetzte die Baronesse und lächelte gerührt, „unserer Fastrade kann man dies alles nicht anrechnen, sie hat ein zu heißes Herz. Als unser kleiner Hund umkam, sie war noch ein kleines Kind, da hat sie doch die ganze Nacht geweint und geradezu gefiebert. Und später, als die alte Wärterin Knaut starb, mein Bruder hatte gewünscht, daß die Kinder bei der Beerdigung mit auf den Friedhof genommen werden, sie sollten sich früh an solche Pflichten gewöhnen, sagte er, nun gut, am Abend, es war im Juni, ist Fastrade fort. Man sucht sie und wo findet man sie? sie sitzt auf dem Friedhofe in der Abenddämmerung am Grabe der Knaut, sie will die Knaut nicht allein lassen. So war sie immer."

Von ihrem Sitz aus konnte die Baronesse die dämmerige Zimmerflucht entlang sehen, an deren Ende jetzt die breite Gestalt des Baron Port erschien und langsam herankam. Er war von seinem Nachmittagschlafe aufgestanden und schien verstimmt, er begrüßte die Baronesse kurz und setzte sich an den Tisch. „Wir sprechen von der Fastrade," sagte die Baronin, „sie kommt endlich nach Hause."

Der Baron machte eine abwehrende Handbewegung und beugte sich über die Teetasse, welche seine Tochter vor ihm hingestellt hatte.

„Und Ihre Gertrud kehrt ja auch wieder zu Ihnen zurück," versetzte die Baronesse.

Da begann der Baron zu sprechen, heiser und undeutlich, als läge ihm nichts daran, daß er verstanden werde: „Ja, zurück kommen sie alle, aber wie? die Nerven kaputt, zerzaust wie die Hühner nach dem Regen, der arme Warthe hatte ganz recht, keine will auf dem Posten bleiben. Früher hatten die adeligen Fräulein nie solche Talente, die ausgebildet werden mußten, das ist auch so die neue Zeit." Dieses knarrende Schelten schien ihm wohlzutun, er fuhr daher fort, verbiß sich in seinen Ärger: „So bin ich gestern bei Dachhausens zu Mittag. Na, daß es dort nach Finanz riecht, dafür können sie nichts, sie ist ja eine Fabrikantentochter, aber er ist ein braver Junge und einer der Unseren. Gut, es wird also ein Rehbraten serviert, einer unserer ehrlichen, heimatlichen Böcke, aber ringsum auf derselben Schüssel liegen so halbe Orangeschalen voll Orangegefrorenem, so das süße Zeug, das man beim Konditor kriegt."

„Ist das gut?" fragte die Baronesse teilnehmend.

Der Baron zuckte mit den Schultern: „Gut! In Berlin und Paris versucht man mal so abenteuerliches Zeug, aber hier bei uns — ich kann mir nicht helfen, mir kommt so was pervers vor. Na und unser anderer Nachbar, der Egloff in Sirow, daß er sein Haar gescheitelt trägt wie ein Mennonitenprediger, ist seine Sache, das soll amerikanisch sein. Also vorigen Tag war ich Geschäfte wegen bei ihm, da stellte er mir so einen kleinen Kerl vor, schwarz wie ein Tintenfaß, der ist ein portugiesischer Marquis, und einen langen Grauhaarigen mit einer blauen Brille, der ist wieder ein polnischer Graf. Und die Großmutter, die alte Baronin, sieht diese unheimlichen Leute strahlend an und freut sich, daß ihr Dietz so vornehme Bekannte hat. Und wenn sie abends in ihrem Zimmer sitzt und sich von dem Fräulein Dussa die frommen Bücher vorlesen läßt, dann horcht sie hinaus auf das Toben der Herren im Spielzimmer und ist glücklich, daß ihr Dietz sich so gut unterhält dort am grünen Tisch, wo er das Familienvermögen riskiert."

Der Baron schüttelte sich wie von Widerwillen übermannt und schloß düster: „Eins weiß ich, ich werde diese Komödie nicht mehr lange anzusehen haben, mein Parkettsitz wird bald leer sein."

Alle schwiegen, die Dämmerung war vollends hereingebrochen. Als ihr Vater zu sprechen begonnen, hatte Sylvia sich erhoben und ging lautlos die Zimmerflucht auf und ab, zuweilen blieb sie an einem Fenster stehen und schaute hinaus auf den schwefelgelben Streifen, der am Abendhimmel über dem schwarzen Walde hing, Eine die bleich und nachdenklich auf ihrem Posten geblieben war.

Da die Dunkelheit kam, machte die Baronesse sich auf den Heimweg. Als sie im Wagen saß, sagte sie sich, daß es dort bei Ports nicht eben heiter gewesen war, aber sie hatte sprechen können und das empfand sie wie eine Erleichterung nach allem Schweigen.

Drittes Kapitel

Es war reichlich Schnee gefallen, die Abenddämmerung lag blau über der weißen Decke. Die Baronesse Arabella hatte zwei Lampen im großen Saal anzünden lassen und ging nun unabläßig dort auf und ab, die eingefallenen Wangen leicht gerötet. Oft blieb sie stehen und lauschte hinaus auf ein Schellengeläute, das fern von der Landstraße herübertönte. Solchem Schellengeläute zuzuhören, wie es von der Straße herklang, an den Biegungen schwächer wurde, wie es sich entfernte oder näher kam, war ihr stets eine gewohnte Beschäftigung an stillen Winterabenden gewesen und wie bedeutungsvoll war dieses Geläute zuweilen, an dem Abend, da Fastrade von ihnen fuhr und wiederum an jenem Abend, da die Glocke der Estafette immer näher kam, welche die Nachricht von des armen Bolko Tode brachte. Seitdem schien es der Baronesse, als könnte sie aus den Stimmen der

Schellen etwas von dem heraushören, was dort auf der Landstraße zu ihr herankam. Heute, glaubte sie, heute klängen die Schellen besonders hell und erregend, es war Fastrade, die da kam. Die alte Dame freute sich, aber in dieser Freude lag eine Aufregung, die sie fast schmerzte.

Jetzt war das Geklingel ganz nahe, es machte den großen Bogen im Hofe und hielt vor der Freitreppe. Geräuschvoll öffnete Christoph die Haustüre. Die alte Dame stand regungslos da und horchte auf die Schritte im Flur. Fastradens Stimme mit ihrem metalligen Schwingen sagte: „Guten Abend, Christoph, wie unverändert Sie sind, nur grau sind Sie geworden." — „Wir sind hier alle grau geworden, gnädiges Fräulein," erwiderte Christoph. Jetzt öffnete sich die Türe und Fastrade stand da in ihrer hübschen, aufrechten Haltung. Über dem schwarzen Trauerkleide nahm sich der blonde Kopf, das runde, von der Fahrt leicht gerötete Gesicht wunderbar hell und farbig aus. Sie lächelte ihr Lächeln, das ihr so leicht auf die Lippen stieg, und die Augen, von der Dämmerung verwöhnt, blinzelten in das Licht. Die Baronesse stand noch immer wie hilflos da und weinte. Erst als Fastrade sie in ihrer bekannten schützenden Art in die Arme nahm, den alten zerbrechlichen Körper hielt und leitete, da fühlte die Baronesse wieder die ganze Wärme dieser Gegenwart, nach der ihr alle Jahre hindurch gefroren hatte.

Fastrade führte die Baronesse zum Sofa, ließ sie dort niedersitzen, setzte sich neben sie und hielt die beiden alten Hände in den ihren. Die Baronesse weinte still vor sich hin, Fastrade saß ruhig da und ließ ihre Blicke im Zimmer umherschweifen, suchte die Sachen an ihren gewohnten Plätzen auf. Es stand alles dort, wo es einst gestanden, alles war unverändert und dennoch schien es ihr, als sei es verblaßter, farbloser als das Bild, welches sie die ganze Zeit über in ihrer Erinnerung herumgetragen, das Getäfel schien dunkler, die Seide der Möbel verschossener, die Kristalle des Kronleuchters undurchsichtiger. All das erschien Fastrade wie eine Sache, die wir sorgsam verschließen und wenn wir sie endlich wieder hervorholen, wundern wir uns, daß sie in ihrer Verborgenheit alt und blaß geworden ist. Und auch die Töne des Hauses waren die altbekannten. Aus dem Zimmer ihres Vaters hörte man die fette, knarrende Stimme des Inspektors Ruhke dringen, aus dem Eßzimmer klang das Klirren von Gläsern, das Klappern von Tellern herüber und endlich im kleinen Kabinett neben dem Saale sang eine ganz dünne, zitternde Stimme eine hüpfende Melodie leise vor sich hin. Das war die uralte Französin Couchon, die schon die Lehrerin der Baronesse gewesen war. Sie saß an der grün verhangenen Lampe in sich zusammengebogen, das Gesicht ganz klein unter der enganliegenden grauen Sammethaube, legte ihre Patience und trällerte leise ihre verschollene französische Melodie. Das ergriff Fastrade so stark, daß sie laut sagen mußte:

„Ach, Ruhke ist bei Papa und Christoph deckt im Eßzimmer den Tisch und Couchon sitzt noch bei ihrer Patience und singt."

„Ja, Kind," sagte die Baronesse, „wir haben nichts anderes zu tun, als zu sitzen und zu warten, bis eines nach dem anderen abbröckelt."

Fastrade erhob sich schnell von ihrem Sitz, als wollte sie etwas abschütteln: „Ich will Couchon begrüßen," sagte sie und ging in das Kabinett hinüber. Die alte Französin hob ihr kleines Gesicht zu Fastrade auf, lächelte mit dem lippenlosen Munde und sagte: „Te voilà, ma fillette, à la bonne heure". Dann wandte sie sich wieder ihren Karten zu. Jetzt beschloß Fastrade zu ihrem Vater hinein zu gehen. Auch dort erhellte eine Lampe mit grünem Schirm das Zimmer nur matt, der Baron saß auf seinem Sessel sehr gebeugt, der Kopf war ihm auf die Brust gesunken, er schien zu schlafen, das schöne Silberhaar war fort und das Lampenlicht lag auf der blanken großen Glatze. In der Ecke stand der Inspektor Ruhke unförmlich groß und dick, und eine Atmosphäre von Schnee und Transtiefeln umgab ihn. Fastrade kniete vor ihrem Vater nieder und sagte: „Hier bin ich wieder, Papa." Der Baron erhob seinen Kopf und sah sie an, die Augen waren noch immer klar und blau, aber das bleiche Gesicht schien zu müde zu sein, um einen Ausdruck zu haben. „So, so," sagte der Baron und versuchte matt zu lächeln, „deine Tante sagte mir, du würdest kommen." Dann strich er mit der Hand über Fastradens Wange. „Kalte Wangen," bemerkte er, „so, so, setze dich dort hin, Kind, Ruhke ist noch nicht zu Ende, es ist gut, wenn du das mitanhörst. Nun, Ruhke, also die Ölkuchen." Der Baron ließ wieder den Kopf auf die Brust sinken, Fastrade setzte sich in einen der großen Sessel, Ruhke räusperte sich verlegen und begann dann wieder mit der fetten, knarrenden Stimme zu sprechen, sprach von Ölkuchen, die von der Station abgeholt werden sollten, von einem Stier, der krank zu sein schien, von Brettern, die gesägt werden sollten, er sprach eintönig und mechanisch wie einer, der weiß, daß niemand ihm zuhört und endlich schwieg er ganz. Wie vom Stillschweigen geweckt schaute der Baron auf und sagte: „Das ist alles? nun dann guten Abend, Ruhke." — „Guten Abend," erwiderte der Inspektor und schob sich zur Türe hinaus. Jetzt wurde es ganz still im Zimmer mit seiner grünen Dämmerung, der Baron ließ wieder den Kopf sinken und schlummerte, einmal sah er auf und fragte: „Viel Schnee auf der Landstraße?" — „Ja, Papa," erwiderte Fastrade. Darnach schwiegen sie wieder. Fastrade saß da, die Hände im Schoße gefaltet, die Augen weit offen und auf dem Gesicht ein Ausdruck, als träumte sie einen schweren Traum. Draußen im Saal begann die große Uhr langsam und tief neun zu schlagen, Christoph kam, um seinen Herrn zu Bette zu bringen. „Ich gehe jetzt schlafen," sagte der Baron, „du kommst dann wieder, Kind, und liest." Und es kam in das bleiche Gesicht

etwas wie Heiterkeit, als er hinzufügte: „es ist gut, wenn man wieder beisammen ist.“

Im Eßsaale saßen die Baronesse und Fastrade sich gegenüber, und auch hier kam das vergangene Leben mit jedem Geräte und jeder Speise mächtig über Fastrade. Das Porzellan mit dem schwarzen Monogramm, der silberne Samowar, der Geschmack der Koteletten und der Semmel, alles schien das Leben gerade da wieder anzuknüpfen, wo sie es vor Jahren verlassen hatte, und mechanisch wie früher stand Fastrade von ihrem Stuhle auf, um sich vor den Samowar zu stellen und den Tee zu machen. Die Baronesse erzählte unterdessen, erzählte geläufig und klagend von all dem Traurigen, das sich in den Jahren ereignet hatte. Nach dem Essen mußte Fastrade zu ihrem Vater gehen und vorlesen, sonst war es die Baronesse, die dort im Schlafzimmer die Memoiren des Herzogs de Saint Simon vortrug, bis er eingeschlafen war. Fastrade fand ihren Vater im Bette liegend mit geschlossenen Augen, er öffnete die Augen auch nicht, als sie eintrat, und murmelte nur ein leises „so, so“. Als sie sich jedoch an den Tisch mit der grünverhangenen Lampe setzte und das Buch zur Hand nahm, hörte sie die Stimme ihres Vaters klar und in dem früher gewohnten, belehrenden Tonfall das Wort Pflichtenkreis sagen. Sie las nun, im Hause war es ganz still geworden, vom Bett her klang das schwere und mühsame Atmen des alten Mannes herüber und all das war so furchtbar bedrückend, daß Fastrade es hörte, wie ihre eigene Stimme zuweilen zitterte und fast versagte, während sie die langwierige Geschichte von dem Streit der französischen Herzöge um den Vortritt vortrug. Endlich öffnete Christoph leise die Türe und machte ein Zeichen, daß es genug sei.

Als die Baronesse Fastrade in ihr Zimmer führte, weinte sie wieder und sagte: „Kind, nach all diesen Jahren werde ich zum ersten Male wieder mich glücklich zu Bett legen.“

Als sie allein war, blieb Fastrade mitten in ihrem Zimmer stehen und ließ die Arme schlaff herabhängen. Eine dunkele Traurigkeit machte sie todmüde. All das still zu Ende gehende Leben um sie her schwächte auch ihr Blut, nahm ihr die Kraft weiterzuleben; „wir sitzen still und warten, bis eines nach dem anderen abbröckelt,“ klang es wie eine leise Klage in ihr Ohr und dann bäumte sich etwas in ihr auf, sie hätte die Traurigkeit von sich abreißen mögen wie ein lästiges Kleid. Schnell ging sie zum Fenster, öffnete die schweren Fensterläden, stieß das Fenster auf und schaute in den Garten hinab. Im Scheine großer, unruhig flimmernder Sterne lag die Winternacht da, weiß und schweigend, die Luft schlug ihr feucht und kalt entgegen, Bäume ragten wie große weiße Federn gegen den Nachthimmel auf und an ihnen vorüber konnte Fastrade in eine Ferne sehen, die von einer weißen Dämmerung verschleiert unendlich schien. Hier war Raum, hier konnte sie

atmen, hier in der Kühle schlief das große, starke Leben, zu dem sie gehörte. Und wie sie so hinausschaute in all das Weiße, mußte sie an das Krankenhaus denken mit den langen, weißen Korridoren, den weißen Türen, hinter denen das Leiden und die Schmerzen wohnten, aber die Leiden und der Schmerz dort waren etwas wie eine berechtigte Einrichtung, man diente ihnen, man lebte für sie, und auch das Mitleid war eine Einrichtung, man trug es leicht wie an einer Gewohnheit und stand nicht hilflos davor wie hier als vor einer großen Qual. Wenn sie dort aus den Krankenstuben kam, fand sie draußen in den Korridoren geschäftiges Leben, eilige Ärzte in weißen Kitteln rannten an ihr vorüber, man rief sich etwas Heiteres zu, man lachte und man fühlte sich tapfer und nützlich in diesem frischen, fast munteren Kampfe gegen die Feinde des Lebens. Fastrade fror, aber sie empfand wieder, daß sie warmes junges Blut in ihren Adern hatte, empfand die Kraft ihres Körpers und sie fühlte ihr Leben wieder als etwas, auf das sie sich trotz allem freuen durfte. Schnell schloß sie das Fenster, jetzt wollte sie schlafen.

Viertes Kapitel

Es war noch ganz finster, als Fastrade erwachte. Es mußte Zeit sein, die Nachtwache abzulösen, dachte sie und setzte sich im Bette auf, aber als sie hinaushorchte, herrschte draußen tiefes Schweigen, statt des Ab- und Zugehens leiser Schritte, das im Krankenhause nie verstummte. Da erinnerte sie sich, sie war zu Hause. Sie lehnte sich wieder in die Kissen zurück, hob die Arme empor, faltete die Hände über dem Scheitel und starrte in die Finsternis hinein. Anfangs war es ein Gefühl starken Wohlbehagens, liegenbleiben, schlafen zu dürfen, wie oft hatte sie sich im Krankenhause das gewünscht, allein der Schlaf kam nicht und die Bilder von gestern abend stiegen wieder auf, das bleiche Gesicht ihres Vaters, die schmale, schwarze Gestalt der Tante Arabella, wie sie mitten in dem großen Saale stand und hilflos weinte. Sie fuhr auf, nein, diese schmerzhafte Hoffnungslosigkeit, die sie gestern abend krank gemacht, sollte nicht wieder über sie kommen. Sie zündete die Kerze an und begann sich anzukleiden. Das erfrischte sie; sie dachte an Kinderzeiten, wenn die kleine Fastrade es vergessen hatte, den französischen Aufsatz zu machen und sich frierend am Wintermorgen bei Kerzenschein ankleidete, während alles um sie her noch schlief.

Draußen in der langen Zimmerflucht herrschte noch Finsternis. Ab und zu ging eine Magd mit lautlosen Schritten, ein Lichtstümpfchen in einem Leuchter in der Hand, und die kleine Flamme ließ große Schatten die Wände entlang irren. Vor den mächtigen Kachelöfen hockten graue Gestalten, schichteten Holz in das Ofenloch, zündeten es an und die feuchten Scheite begannen laut und ärgerlich zu prasseln. Verwundert und fast

ängstlich wie auf ein Gespenst schauten die Mägde Fastrade an, als sie da plötzlich unter ihnen erschien und langsam durch die Zimmer ging. Es war Fastrade, als könnte sie alle diese Gemächer jetzt, da sie in der Finsternis oder im flackernden Ofenschein zu schlafen schienen, leise beschleichen, um in ihnen all das wiederzufinden, was sie einst gekannt und geliebt hatte. Das Kabinett neben dem Saal war hell vom Ofenfeuer erleuchtet, vor dem Ofen saß Merlin, der alte Setter, und schaute ernst in die Flammen; als Fastrade eintrat, wandte er den Kopf nach ihr um und schaute sie ruhig an. „Merlin," sagte Fastrade, da stand er langsam auf, ging zu ihr hin und rieb seinen Kopf sanft gegen ihr Knie; Fastrade mußte an die stille, müde Art denken, in der Tante Arabella sie gestern begrüßt hatte. „Komm, Merlin, wir wollen uns wärmen," sagte sie und setzte sich auf einen Sessel am Ofen nieder; Merlin saß neben ihr und beide starrten jetzt in die Glut, und es war Fastrade, als wäre sie nie fortgewesen, als hätte sie nie aufgehört, zu diesem wunderlichen, alten Hause zu gehören, in dessen dunkelen, verschlafenen Ecken überall eine stumme Klage zu wohnen schien.

Aber das Sitzen in der Wärme machte schlaff, dazu trug Merlins schwarzes Gesicht, trugen seine braunen Augen, die im Ofenschein glashell wurden, einen so hoffnungslos beruhigten Ausdruck zur Schau, als könnte sich im Leben nie mehr etwas ereignen. Ungeduldig stand Fastrade auf, ging wieder durch die Zimmer, die Fensterläden waren geöffnet worden, ein weißer, dunstiger Wintermorgen schaute durch die Fenster. Fastrade blickte in den Hof hinab, die Ställe und das Gesindehaus standen da mit der unfreundlichen Deutlichkeit, die das Licht vor Sonnenaufgang den Gegenständen gibt. Es mußte sehr kalt sein; aus der offenen Stalltüre dampfte es, auf die Treppe des Gesindehauses trat Ruhke heraus, unförmlich groß und dick, ganz in einen langen Schafpelz gehüllt, das Gesicht bleich und gedunsen. Mißmutig schaute er den Weg zu den Wohnungen der Instleute hinab, und auf diesem Wege kam ein langer Zug grauer Gestalten langsam und widerwillig daher; fahle, mißfarbene Flecken in all dem Weiß. Es fror Fastrade; wie entsetzlich freudlos schien dieser graue Zug, mußte denn hier alles so freudlos sein, mußte denn hier alles, was man anschaute, wehe tun, konnte man denn hier nie von diesem Mitleid loskommen? Sie wandte sich ab, im Saal begegnete sie einem kleinen Dienstmädchen; in seiner rosa Kattunjacke, das rote Tuch auf dem Kopfe stand es da, die Wangen weinrot vom Frost, die kleinen Augen blank. Als das Mädchen Fastrade sah, lachte es, öffnete den breiten, roten Mund und zeigte die weißen Zähne. Fastrade lachte auch: „Trine, du bist es," sagte sie, „du bist groß geworden und du bist hübsch geworden." Trine errötete über das ganze Gesicht, sie straffte ihren Körper unter dem dünnen Kamisol und schüttelte ihn ein wenig, als fühlte sie das Großsein und Hübschsein

als etwas Angenehmes und Warmes. „Es wird heute kalt,“ fuhr Fastrade fort, nur um das Mädchen noch zu halten, um dieses Junge, Farbige und Lachende noch vor sich zu sehen. „Ja, Fräulein.“ — „Aber es wird heute schön.“ — „Ja, Fräulein.“ Jetzt ging die Sonne auf, rosenrotes Licht strömte in den Saal, glitt über das dunkele Getäfel, verfing sich in den Kristallen des Kronleuchters. Trine stand da, ganz rosig übergossen, und lachte ihr breites Lachen. Fastrade fühlte, wie auch das Licht über sie hinfloß, fühlte auch sich jung und hübsch. „Da ist die Sonne,“ sagte sie. — „Ja, nun kommt sie,“ meinte Trine, und lief kichernd aus dem Zimmer.

Jetzt begann es sich im Hause zu regen, Christoph kam und deckte den Frühstückstisch, Fräulein Grün, die Mamsell, erschien und trug auf einem Brette die frischen Brötchen herein, sie begrüßte Fastrade mit lauter Stimme: „Unser gnädiges Fräulein wird uns wieder regieren, das ist gut für uns, wir verschimmeln ja hier.“ Ja, Fastrade wollte hier wieder regieren; sie machte sich daran, wie früher den Frühstückstisch zu ordnen, legte die Brötchen in den Brotkorb, stellte sich vor den Samowar, um den Tee zu machen. Es sollte, es mußte hier wieder behaglich werden. Als die Baronesse Arabella in das Eßzimmer trat, war sie so überrascht, daß sie die Hände faltete und zu weinen begann, aber Fastrade wurde ungeduldig. „Hier gibt es doch nichts zu weinen, Tante, komm, setze dich, der Tee ist fertig.“ Als die alte Dame an ihrem Platz saß, wischte sie sich die Augen und sagte nachdenklich: „Sieh, Kind, ist das nicht seltsam, sonst, wenn ich mich so allein an meinen Platz setzte, fror mich immer so stark, heute friert mich gar nicht.“

Der Wintertag war sehr hell geworden, die Zimmer waren voll gelben Sonnenscheins, der Baron erschien, um an Christophs Arm langsam seine Promenade durch die Zimmerflucht zu machen, er blieb vor Fastrade stehen, sah sie streng an und sagte: „Mein Kind, hast du deinen Pflichtenkreis gefunden?“

„Ich weiß nicht, Papa,“ erwiderte Fastrade und errötete.

Der Baron dachte ein wenig nach und fragte dann: „Gehst du heute zu den Kühen?“

„Zu den Kühen?“ Fastrade wunderte sich; sie war sonst nie zu den Kühen gegangen.

„Gut, lassen wir es zu morgen,“ fuhr der Baron fort, „aber des Herrn Auge mästet das Vieh.“ Als er weiter ging, fügte er noch hinzu: „Übrigens essen wir um Punkt eins, der Arzt hat es so verordnet.“

Einen Pflichtenkreis hatte Fastrade offenbar noch nicht. Sie trieb sich in den Zimmern umher, rückte an den Möbeln, als wollte sie dieselben wecken und ihnen melden, daß sie da sei. Endlich ging sie in das Kabinett, das ihr als Schreibzimmer diente, und setzte sich dort nieder. Da war ihr

Schreibtisch, da standen ihre Sachen und Bücher, aber sie sagten ihr noch nichts, sie hatte noch kein Verhältnis zu ihnen. Sie war es nicht mehr gewohnt, einen Tag vor sich zu haben, über den sie selbst bestimmen konnte. Dort im Krankenhause zwang ja jede Minute zu einer bestimmten Arbeit. „Was tat ich früher um diese Zeit?" fragte sie sich. Da stieg wieder die Erinnerung jener früheren Zeit in ihr auf und mit ihr Arno Holsts hübsche, schmächtige Gestalt. Wie deutlich entsann sie sich jetzt des Abends, an dem sie zuerst gewußt hatte, daß sie Arno Holst liebte, oder sich entschlossen hatte, ihn zu lieben. Sie saß am Klavier und spielte Mendelssohn, Arno Holst stand hinter ihr und hörte zu. Als sie geendet hatte, ließ sie die Hände in den Schoß sinken, er lehnte sich an das Klavier und begann von seiner Mutter zu sprechen; sie hatte auch so schön diese Mendelssohnschen Lieder gespielt. Er erinnerte sich dessen sehr gut, obgleich er noch ein Knabe gewesen war, als sie starb, deshalb wohl waren diese Melodien für ihn der Inbegriff des Heimatlichen und Geborgenen, denn mit dem Tode seiner Mutter war er heimatlos und einsam geworden, und einsam zu sein war wohl sein Schicksal. Das hatte Fastrade ergriffen. Sie war in den Park hinausgegangen; sie erinnerte sich deutlich dieses Vorfrühlingsabends: ein lauer Wind fuhr in die laublosen Bäume, eine ganz silberne Mondsichel hing am Himmel, die Parkwege waren naß, überall rannen und plauderten kleine Wasser und es roch stark nach feuchter Erde. Dort nun war das Mitleid um Arno Holst ganz stark über sie gekommen, nicht ein Mitleid, das schmerzt, sondern eines, das berauscht. Nein, sie wollte nicht, daß er einsam sei, und dann war ihr eingefallen, daß das wohl Liebe sein könne, und das hatte sie beglückt. Sie hatte es plötzlich empfunden, daß dieses Mädchen, das da auf den feuchten Parkwegen gegen den Frühlingswind ankämpfte, in diesem Augenblicke etwas ganz Bedeutsames geworden war, das Schicksal und das Glück eines anderen. Sie hatte an jenen Abend lange nicht gedacht, denn ein anderes Bild hatte die Erinnerung verwischt, das Bild des armen Arno Holst, wie er im Krankenhause im Bette lag mit eingefallenen Wangen, fieberblanken Augen und todesmatt von den furchtbaren Hustenanfällen, die ihn schüttelten. Er hatte nur wenig zu ihr gesprochen, die kurzsichtigen, braunen Augen hatten sie erregt und hungrig angesehen, und wenn sie etwas für ihn tat, hatte er matt und dankbar gelächelt. Nur in einer der letzten Nächte, als sie an seinem Bette saß, hatte er plötzlich deutlich, und als sei er böse, gesagt: „Du darfst nicht so treu und so mitleidig sein, das bringt zu viel Leid."

Christoph kam und meldete das Mittagessen. Der Baron saß schon in einem Sessel bei Tisch; er hatte sich von Christoph in seinen schwarzen Rock einknöpfen lassen, anders hätte ihm das Essen nicht geschmeckt. Auch Couchon saß an ihrem Platz und beugte den Kopf mit der grauen Samt-

haube tief auf ihren Teller nieder. Die Baronesse legte die Suppe vor. Während des Essens wurde von der Nachbarschaft gesprochen. „Bei Ports," meinte die Baronesse, „ist es auch nicht recht gemütlich, die Gertrud muß ihre Singschule aufgeben und nach Hause kommen, und der Vater brummt, weil sie fortgegangen ist, und brummt, weil sie wieder kommt, er wird in letzter Zeit überhaupt recht schwierig. Nun und die Egloffs, die alte Baronin, wird mit jedem Tage vornehmer, sie spricht nur noch von den Zeiten, da sie Palastdame war, und ihr Enkel, der Dietz, wird mit jedem Tage wilder, tobt herum, ladet allerhand fremde Leute ein, gibt Gesellschaften, Jagden, Schlittenpartien, und des Nachts sitzt er am grünen Tisch und spielt und spielt, es ist recht schade um das schöne Gut und das schöne Vermögen. Und dann, ich weiß es ja nicht, aber die Leute erzählen, er soll jetzt viel bei Dachhausens sein und der kleinen Frau ganz den Kopf verdrehen. Das würde mir für den guten Dachhausen leid tun. Nun, von ihr will ich nichts Schlechtes denken, aber bei diesen Damen, die nicht von Familie sind, weiß man ja nie. Ach ja, es ist recht traurig, so ein junger Mensch, der kein Gewissen hat."

Fastrade lehnte sich in ihren Stuhl zurück, als machte das Essen ihr keine Freude mehr, und sagte: „Also etwas gemütlich und glücklich zu sein, das versteht hier keiner."

„Liebes Kind," meinte die Baronesse, „es hat eben jeder seine Sorgen." Da legte der Baron die Gabel fort, richtete sich auf und sagte streng und ein wenig mühsam: „Es genügt nicht, als Edelmann geboren zu sein, man muß auch Edelmann sein wollen."

„Du hast sehr recht, lieber Bruder," unterbrach ihn die Baronesse, die fürchtete, daß er sich aufrege. Couchon beugte ihren Kopf tief auf den Teller nieder und murmelte: „Un bel homme tout de même!"

Am Nachmittage, wenn der Baron und die Baronesse sich in ihre Zimmer zurückgezogen hatten, war von jeher eine schläfrige Stille über das Haus gekommen. Fastrade mußte an den armen Bolko denken, der als Knabe stets gesagt hatte: „um diese Stunde zieht es einen in allen Gliedern, man muß, muß etwas Unerlaubtes tun." Sie liebte auch nicht diese Zeit des grellen Nachmittagssonnenscheins und der niedergelassenen Fenstervorhänge. Wenn das Licht rötlich zu werden begann und die Sonne tief über dem Walde stand, dann wich etwas wie ein Druck von dem Hause und auch Fastrade fühlte neue Unternehmungslust. Sie ging hinaus in den Wald, es war hübsch so bei Sonnenuntergang durch eine ganz rosa Welt zu gehen, die Wege glänzten wie buntes Glas, die ganze Luft war voll Farbe, alles in ihr bekam eine gefühlvolle Zartheit, selbst die grauen Gestalten der Arbeiter und die grauen Häuschen, zu denen sie langsam und müde heimgingen. Aber in diesem Lichte sah nichts traurig aus und Fastrade

meinte, sie seien in diesem einen farbigen Augenblicke so getröstet, wie sie selbst. Als sie in den Wald gelangte, war die Sonne untergegangen, alles stand wieder still und weiß um sie her, der frische Schnee lag wie Polster unter den Stämmen, auf großen gespreizten Händen wurde er vorsichtig von den Tannenzweigen gehalten und unheimlich still war es hier, wo die großen ruhigen Baumgestalten einträchtig nebeneinander standen in ihrer schweigenden Schönheit, einschüchternd fast, meinte Fastrade in ihrer Vornehmheit. Ein leiser Ton erwachte, als huschten Schritte über Wolle, und ein Hase setzte über den Weg, tauchte in die weißen Schneepolster unter und wieder auf, es mußte gut tun, dachte Fastrade. Ja, sie hätte gern auch wie einer dieser Bäume regungslos in der Dämmerung gestanden, eingehüllt in all dies kühle Weiß, und teilgenommen an diesem geheimnisvollen Schweigen und Träumen. Aber wenn sie tiefer zu ihnen hinein wollte, ließen die Tannen ihre Schneelast fallen, im Wipfel einer Föhre erwachte ein Rabe und flog mit lautem Flügelschlage auf. Es kam Unordnung hinein, sie fühlte sofort, daß sie ein Eindringling sei. Sie war eine Waldschneide entlang gegangen, jetzt kam sie an einen Bestand alter Föhren, auf hohen ganz geraden Stämmen hoben die Bäume ihre beschneiten Schöpfe zu den Sternen auf. Hier konnte Fastrade ungehindert zwischen ihnen hingehen, hier war es so feierlich, so heilig, daß ein kleiner Eindringling wie sie, nicht stören konnte. Sie lehnte sich an einen der kalten Stämme und schaute empor, in einem der hohen regungslosen Föhrenschöpfe schien die Mondsichel zu hängen. Wie oft hatte Fastrade sie dort hängen gesehen, wie gut kannte sie diese Bäume, in allen Jahreszeiten und Tageszeiten war sie bei ihnen gewesen, im Frühling, wenn der Wind in die alten Schöpfe fuhr, daß sie tief und metallig rauschten, als ob sie plötzlich miteinander stritten, oder an heißen Mittagsstunden, wenn es hier so stark nach den besonnten Nadeln duftete und über den Wipfeln der Falke revierte, ein bewegliches Stück Silber im grellblauen Himmel. Fastrade drückte ihre Wange gegen den Stamm, jetzt erst fühlte sie ganz deutlich, daß sie daheim war.

Vom Hügel, auf dem die Föhren standen, schaute sie auf eine Schonung junger Tannen nieder, das war das Ende des Padurenschen Waldes, dahinter begann der Sirowsche Wald, allein dort war alles verändert, früher hatte da eine geschlossene Wand alter Tannen gestanden, jetzt war es ein wüster, leerer Platz, die großen Balken waren am Boden hingestreckt, halb von Schnee verhüllt wie Tote in ihren Leichentüchern, die Zweige waren überall verstreut, die Baumstöcke, von Schnee bedeckt, ragten auf wie kleine weiße Grabhügel und das alles hier mitten in der vornehmen Stille des Waldes sah aus, als sei ein Verbrechen verübt worden, als sei hier etwas Hohes und Stolzes roh besiegt worden. Dieser Anblick verdarb Fastraden die ganze Feierlichkeit ihrer Stimmung, sie ging den Hügel hinab wieder dem Tannendickicht zu.

Hier war es schon fast ganz finster geworden, und plötzlich war es ihr, als wohnte in dieser Dunkelheit, in der schweigend die großen weißen Bäume standen, eine Einsamkeit, die ihr fast bange machte. Sie eilte den Waldweg entlang, um auf die Landstraße zu gelangen, hier war es heller, hier konnte sie den Mond wieder sehen und plötzlich war der Wald voll von einem hellen, munteren Schellengeläute. Eine Reihe von Schlitten fuhr an Fastrade vorüber, voran ein Schlitten mit einem großen schwarzen Pferde, darin saß ein Herr, neben ihm eine Dame, deren weißer Schleier wehte. Fastrade hörte den Herrn lachen und seine Stimme klang klar in den Winterabend hinein: „Ja, das ist es eben, wir sind zu klug geworden, um uns zu verirren, schade!"

Andere Schlitten folgten, Herren und Damen saßen darin, alle plauderten, der leichte Wind brachte den Duft einer Zigarre bis zu Fastrade und eine Frauenstimme sagte, als ein Schlitten nah an ihr vorüberfuhr: „Wer steht da so dunkel, wie unheimlich."

„Die Einsamkeit selbst," antwortete eine Herrenstimme und lachte. Dann waren sie vorüber, nur das Schellengeläute, hell und geschwätzig, war noch lange vernehmbar. Fastrade schlug den Heimweg ein, das klingende Leben, das da an ihr vorüber gefahren war mit seinem Lachen, mit dem Wehen von Schleiern, mit dem Zigarrenduft und Schellengeläute, das hatte ihr ganz warm gemacht. Gut, daß alles noch da war, zu Hause hätte sie das fast vergessen können.

Als sie daheim wieder in dem Zimmer ihres Vaters saß und zuhörte, wie Ruhke mit fetter, knarrender Stimme von Ölkuchen und Kälbern sprach und der Baron den Kopf auf die Brust sinken ließ und schlummerte, während der Lampenschein auf die große blanke Glatze fiel, da klang das helle Lachen der Schlittenschellen mitten im verschneiten Walde ihr in das Ohr und erinnerte sie dran, daß da draußen jenseits der stillen Stuben mit den grün verhangenen Lampen das Leben lustig die Straßen entlang fuhr.

(Fortsetzung folgt)

Hermann Stehr

von Oskar Loerke

Als „Der Graveur" von Hermann Stehr in diesen Blättern abgedruckt wurde, hoffte ein Dichter von höchster Urteilskraft, daß unter den Lesern etwas wie eine Revolution für den Autor ausbrechen würde. Vor dem „Begrabenen Gott" rief ein anderer Dichter, in Deutschland und in Europa bekannt, aus: „Groß, groß!" und „Ehrfurcht". Und ein dritter deutscher Dichter, dessen Name über Europa hinausgewachsen ist, der nie über Bücher schreibt, schrieb über fünfzig Seiten von Hermann Stehr einen ausführlichen Aufsatz in einem Tone, den man nur für große Kunst findet. — Seit diesen Äußerungen ist viel Zeit vergangen, Hermann Stehr vollendet am 16. Februar sein fünfzigstes Lebensjahr. Die Zahl derer, die so urteilen wie jene drei, ist gewachsen, die Wirkung der Dichtungen Stehrs ist schon heute gewiß weit größer und belangvoller, als die mancher anderen Erzähler, die so viel Tausende Leser haben wie er Hunderte, und sie wird fortwachsen. Wir, die ihn verehren, vergegenwärtigen uns das Stück Welt und Kunst, für dessen Geschenk wir dankbar sind und das uns diese fünfzig Jahre Menschenleben wertvoll macht.

In seiner Erzählung „Das letzte Kind" läßt Stehr zwei Engel des Todes zur Erde sinken. Von ihnen war der erste „ganz lauter gleich dem Blatt der Josefslilie, der zweite noch versehrt durch die Umrisse eines menschlichen Leibes, der wie ein Schatten in seiner Glorie schwamm." Das Bild des zweiten Engels ist wie ein Sinnbild für die Welt des Dichters: Alles, was er gestaltet, ist Gestalt von durchaus irdischem Stoff und zugleich ist es innere Glorie und übermenschlicher Schatten von demselben Umriß. Man sieht nur Wesen unseresgleichen und fühlt in ihnen das Wesen der Welt, so klar und eindeutig, wie es sich in Menschen öffnet, und so rätselhaft und unberührbar, wie es außerhalb unserer Grenzen bleibt. Unberührbar, — nie verschwommen. Die Träger der Stehrschen Geschichten und ihrer Seele sind so entschieden Bauern und Schuster, Tuchmacher, Sattler und Lehrer, so entschieden Schlesier, so entschieden Schlesier aus dem Gebirge, daß unbefugte Kunstrichter, denen die Eroberung modernen Stoffes mit Recht am Herzen liegt, es Stehr blind zum Vorwurf machen, er stelle immer wieder ein entlegenes und beschränktes Kleinbürgertum dar. Indessen: allein die selbstverständliche Sorgfalt und Kenntnis, mit der die Bezirke einer Glasfabrik, eines Schneiderhäuschens, einer Kätnerwirtschaft hingebaut sind, sollte überzeugen, daß Stehr das Milieu nicht beschränken, sondern vor allem künstlerisch bewältigen will. Bei ihm ist die Umgebung einer Person eine Notwendigkeit, ein Drang, etwas Aktives. Als Gegen-

beispiel diene der für diesen Punkt sehr charakteristische Balzac. Auch er hat eine außerordentlich starke Fähigkeit, Milieu mit wirkender Atmosphäre zu schaffen, doch er beschreibt — ein Fall für viele — die maison du chat-qui-pelote und setzt dann fast willkürlich eine Geschichte daneben.

Überdies, zumindest in den „Drei Nächten", nach meiner Kenntnis dem künstlerisch besten geschichtlichen Roman aus der Zeit des deutschen Einheitskrieges, hat Stehr bewiesen, daß er ebenso wie auf einem umschränkten, auf einem weiten und breiten Schauplatz zu gebieten versteht. Die Spannung in die Tiefe der Zeit reicht von den Ereignissen um 1807 über 1848 und 1870/71 bis an die Gegenwart und umfaßt in der Breite den Kampf der neuen sozialen Ideen und Parteien, die mit dem Kriege gegen Frankreich mächtig wurden. Sie werden an dem Beispiel weniger Menschen ins Enge gebracht, künstlerisch ganz ohne Gewalttat, weil der innere Vorgang in der Hauptperson des Buches, dem Lehrer Faber, der Kampf gegen eine „Luft der Angst" ist, die „von den Gräbern der Ahnen" weht, so daß die ganze reiche und vielfältige Äußerlichkeit nichts anderes ist als die erschütternde und durch Realität gültige Darstellung der Erkenntnis: „Ein jeder Mensch ist ein neues Gottes-, Welt- und Menschengericht. Ich war das Kind meiner Eltern in Not und Treue, nun bin ich mein eigener Vater geworden, mein Sohn und mein heiliger Geist." — Das Zeitbild ist jener Erdenkern in dem zweiten Engel, die Seelengeschichte jene Schattenhülle, die es umgibt. So finden wir es überall bei Stehr. Sein Kleinbürgertum ist in Wirklichkeit Weltbürgertum, während so mancher andere moderne Dichter ein nur ideelles und daher rhetorisches Weltbürgertum, auch mit den schnellsten und modernsten Verkehrsmitteln als Vehikel, nicht um die Erde spannen kann.

Und es ist etwas Neues und vor Stehr so entschieden und überzeugend nicht Vorhandenes in unserer Dichtkunst, redlich und ganz klar auf der Erde zu bleiben und trotzdem Himmlisches und Höllisches mitzugestalten. Wo Stehr unseren Grund verläßt und übersinnliche Sphären sucht, in „Wendelin Heinelt", im „Letzten Kind", gelingt es ihm nicht so überaus, wie wenn er daheim und unter uns verharrt. Dichter von erlauchtem historischem Namen erschufen Paradiese und Unterwelten, um dort noch einmal das Irdische anzusiedeln: erschütternd ist das. Bei Stehr erneuert sich dieser Drang, moderner nur, das heißt gerade umgekehrt: packend wiederum. Er weiß es als ein Heutiger, man schafft keine von der unseren verschiedene Welt, indem man ihre Lage, Beschaffenheit und ihr Inventar angibt, sondern indem man ihr besonderes Leben erstehen läßt. Und er weiß ferner: Wenn wir mit einem Teleskop einen neuen Stern jenseits von allen bekannten in der Unendlichkeit finden, so haben wir damit keinen gebietserweiternden Grenzstein ans Ende des Raumes gesetzt; aber, lebte zu des Ptolemäus Zeiten ein Hirn, das die

Vorstellung des Kosmos großartiger und intensiver fassen konnte als ein heute lebendes, so war die Welt damals größer und ist heute kleiner, in einem menschlichen Sinn.

Aus solcherlei Ansicht unseres Wesens kommt der Dichter dazu, sich stolz und groß zu empfinden in der Umgebung, in die er durch Geburt und Leben gebannt wurde, wie jene Sätze aus den „Drei Nächten", dem Roman, der am meisten Autobiographisches enthalten mag, es ausdrückten: in jedem Menschen ist die Menschheit. Wenn wir diesen Satz als eine letzte Essenz des Sinnes anderer Werke von Stehr variieren, so lautet er: im Kinde ist die Kindheit, — „Geschichten aus dem Mandelhause". Im Manne die Mannheit — zum Beispiel „Meta Konegen", „Der begrabene Gott" — im Weibe die Weiblichkeit, wieder „Meta Konegen", „Leonore Griebel", „Der begrabene Gott". Und darüber: In der Menschheit ist die Gottheit.

Aus dieser einfachen, weiten Grundeinstellung ist zu verstehen, warum Stehrs Bücher mitunter in großen, feierlichen Sätzen anheben oder am Schluß ihr Schicksal gegen die Moira, ihre Vereinzelung gegen das allgemeine Gesetz wenden. „Der Himmel ist die Seele der Erde", heißt ein Beginn, oder ein Schluß: Die Nacht der Erde „läßt sich nicht fortschaffen. Sie gebärt den Menschen; sie nimmt ihn wieder von hinnen. Und zwischen der Nacht des Aufganges und des Niedergangs schwingt auf gar engem Raume die Stundenglocke des Menschendaseins. Ihr Klang ist ewige Sehnsucht in notvollem Kampf und bitterster Süße". Und wo es in Worten nicht steht, steht es ungeschrieben dennoch. Besonders erhabene Musikwerke beginnen wie im Nichts, mit einem Tremolo des leeren Quintintervalls, mit einem Herschweben des Dreiklangs, und wenn nachher unverwechselbare Schöpfungen dastehen, die Neunte, das Rheingoldvorspiel, Symphonien Bruckners, so war es anfänglich, als gäbe es noch nirgend Musik und sie würde nun geboren. So vollbringt Stehr seine Schöpfungen.

Das Thema seines zuletzt erschienenen Buches war die Geschichte einer Kindheit, — die Geschichte der Kindheit. Nüchtern angesehen, fällt die Fabel alle Tage vor, und um ihrer nüchternen Richtigkeit auch, wenn man sie mit dem tiefsten seherischen Blicke betrachtet, wie unser Dichter. Ein Schneidersohn verliert seine Mutter, er bedarf der Pflege, der verlassene Vater, der manchmal doppelt zwirnt, bedarf ihrer in seinem Hausstand auch, so daß er, zumal seine Männlichkeit noch nicht erloschen ist, die stumme Maruschka zu sich nimmt, eine Person von prachtvoll sinnlicher Gegenwart. Als er erkennt, wie ihre heiße und schwermütige Fleischlichkeit fremd und verwirrend über seine Art kommt und vernichtend über die Zartheit seines Kindes, trennt er sich von ihr. Die Vorgänge sind, soweit sie das Auge eines Kindes bemerken kann, mit dem Auge des Kindes gesehen, das heißt wie etwas Erstes, Ungeheures in der Welt, sie wirken märchenhaft umwittert und verklärt, obschon alle ein=

zelnen Regungen und Bewegungen des Schneiders Eusebius Mandel, ebenso der Stummen, ja des Knaben Amadeus den plattesten Forderungen des Alltags nicht widersprechen. Nur: Stehr zeigt das Kind in seinem wirklichen Dasein, als eine Vollendung und Vollkommenheit der Welt, mit allem, was sie bieten kann, Freude, Kummer, Furcht, Freundschaft, Feindschaft, Liebe, in einem ersten Kreise, aber einem Kreise, der in sich selbst zurückläuft, so als käme nicht die Zeit des Erwachsenseins darauf. Das voll Hochmut oder Vergeßlichkeit phantastisch und unwirklich genannte Kinderreich ist ihm nicht unwichtiger als jedes andere. Planeten kreisen auch, um zu kreisen, nicht bloß, um einmal zu verlöschen. Das Tragische der Geschichte setzt damit ein, daß der Erwachsene das Kind als einen kleinen Erwachsenen und das Kind den Erwachsenen als ein großes Kind betrachten muß. Kindheit und Erwachsenheit erkennen sich nicht an: daraus quillt das Märchenhafte und sein Sinn. Und daher berührt es uns mit schmerzlicher Trauer, wie ein Blick in das Reich der Abgeschiedenen, als der kleine Amadeus dennoch einmal, zum erstenmal, in die andere Welt starrt und seinen Vater sieht, wie er ist. Die Kluft zwischen den Menschenaltern: immer vorhanden und durch Unverrückbarkeit furchtbar wie die zwischen dem reichen Mann und dem armen Lazarus: hier ist sie neuentdeckt und gestaltet als ein Urproblem. Ein Schneider, der mit herunterbaumelndem Hosenträger über die Straße zur Hebamme läuft, ein Knäbchen, das mit Streichholzschachteln und Federn spielt, genügten, es zu tragen. Vielleicht waren gerade sie durch ihre Schlichtheit vor anderen erlesen, das Geheimnis nicht zu verzerren und zu forcieren. Es sei hier bemerkt, daß überall reiche Züge des kleinen Tages in Stehrs Werken — aufwachsen, nicht hineingestreut sind. Neben einem Mädchen, das eine mythisch hohe Offenbarung des Göttlichen werden wird, beschläft ein Knecht ein anderes im Bodenverschlage. In den „Drei Nächten" erhält ein Knabe vom Vater Rippenpüffe, weil er vor einer Leiche nicht weinen kann; er kann es trotzdem nicht und stiehlt dagegen Quastenkugeln vom Sarge. Doch wozu aufzählen! diese Züge sind durchgängig wie der schlesische Dialekt, der bestehen bleibt, auch wo es sich darum handelt, das Subtilste auszudrücken, weil dieses niemals spitzfindig, niemals weltfremd ist. Denn Stehr sucht das Subtile nicht, er findet es. Und es fließt immer nur aus Urgegensätzen und Instinkten, wie wir es beim Amadeus Mandel erkannten.

So stehen in „Meta Konegen" der Mann oder eigentlich das Männliche der Welt (dessen Seele in den Werken lebt, in zeitlicher Folge) und das Weib oder eigentlich das Weibliche der Welt (dessen Seele im Leibe lebt, in zeitloser Gegenwart) gegeneinander auf. Wenn hier trotz bestimmtester Züge die Figuren des Stücks im Leser nicht bis zur Selbständigkeit, zur beliebigen Ergänzbarkeit gelöst sind, so liegt das an der nicht völlig bezwungenen dra-

matischen Form. Erst „Der begrabene Gott" bringt die ganze Klarheit in die Verwirrung eines ähnlichen Widerspruchs. Und mehr: das Letzte, das Göttliche.

Zuerst steht ein Weib da wie ein Weib und ein Mann wie ein Mann. Das Weib unbewehrt von Zweckstreben, an dem es sich wie an Handhaben durchs Dasein fortzutasten brauchte. Es ist als bloßes Weib durch Wesensfülle geschützt genug, im Alltag scheinbar nüchtern, weil es über Einem nicht allen profanen Zusammenhang vergißt, im Feiertag der Seele ohne Schwärmerei, weil in ihren Tiefen ebenfalls ein religiöser Zusammenhang der Dinge ruht. Der Mann mit einem Willen „wie eine Zange", zäh, daher voll blinder Rücksichtslosigkeit nach außen und ohne Zugang zum Überpersönlichen, das anderen Kräften als dem Willen vorbehalten ist. Karl Exner stürzt mit Arbeit, durch Unglück und Verbrechen, in die Welt, das heißt weit aus der Welt in seinem Inneren. Marie, seine Frau, wird durch sein Leben, durch zertrümmertes Ehe- und Mutterschicksal immer weiter von ihrem Anteil an unserer Welt verdrängt und muß immer weiter in sich hinein, um das zu begreifen; und Gott tut sich in ihr, während der Mann immer gottloser wird, immer tiefer auf. Zuerst erscheint er in der bescheidenen, katholischen Form, ja, in geringerer, fast als ein Götze. Der beginnt zu leben und ins Gigantische zu wachsen. Das ist ein Vorgang ganz jenseit allem Bekenntnis, aller Religionsübung und Kultform. Es wird die Gottheit gezeugt, die längst geschaffen schien, und es wird vernichtet, was unvernichtbar dünkte. Gott saugt an Maries Blut „in jenen unerforschlichen Gebieten der Seele, wo unser Schicksal wächst". Mit ihrer äußeren Not steigt die innere: „Aus dem sicheren Manne ihres kindlichen Bekenntnisses war eine unbegreifliche, unermeßliche Macht, ein Meer geworden, auf dem ihr Leben wie ein losgelöstes Blatt umhertrieb." Schließlich kann die Seele nicht mehr schaffen, und an einem Wintertag, als weißes Nebellicht durch die Fenster wandelte, und alle Gegenstände aussahen, als flösse intensiver Mondschein darüber, fragt sie „in die schöne Gestorbenheit hinein ihren Gott und ihr Schicksal: du? . . . du? . . . erstickend, hilflos". Aber noch über die Machtlosigkeit hinaus muß sie an das Jenseitige verloren gehen, so daß schon eine andere Frau sie ansieht wie „eine unbegreifliche Erscheinung auf einem einsamen Steine, fern von allen Menschen, bei denen sie einst gewohnt". Und noch weiter! Gott, ihr Geschöpf, löst sie auf in ein vegetatives Wesen, „das klingt wie der Wind, wies fließniche Wasser, wie wenns eim Pusche wiehlt, s begreift ees, aber verstehn tuts kee Mensch". „Ich heeß nich Exner un nich Marie, ich ha keen Namen mehr. Das is alls gewesen. Das liegt vr dr Tür, wie dr Schnee, mit dem dr Wind spielt." Der Gott, der ein solches Ziel nach einem Menschenleben, wie einen Anfang vor dem Beginn

allen Lebens wollte, wird begraben. Und doch ist der Inhalt des Buches, das diesen Götterkampf enthält, ganz rein eine Ehegeschichte: „A Verrücktes bindt een Vogel mit eem Steene zusammen."

So folgt Stehr überall dem Begriff der epischen Tiefe statt dem, übrigens oft sehr philiströs gemeinten, der epischen Breite. Gemessen an dem Reichtum an Gehalt, sind seine Bücher kurz. Unwichtiges deutet er an, um im wesentlichen seine Meisterschaft realer Gestaltung zu erweisen. Nur darf man nicht Detail mit Realität verwechseln, unkonventionellen und unbequemen Ernst nicht krankhaft nennen, noch sagen, daß unsre Antipoden auf dem Kopfe stehn. Wo andre behaglich verweilen, geht, wie angedeutet, Stehr vorbei und hält, wo jene nie halten würden: dort liegt dann das Geheimnis. Wörtlich an Lichtstrahlen und konzentrischen Lichtkreisen hängen ihm für einen visionären Augenblick schwere Schicksale, — (man denke an den „Schindelmacher", an die „Drei Nächte"): im ersteren handelt es sich um den Kampf eines gefesselten Riesen um Größe und Pracht seiner ganzen Vergangenheit, in dem anderen gar um die Befreiung von der Bedrängnis durch eine Ahnenschar. Der große Dichter wie der große Musiker unterscheidet sich von dem kleineren, daß er um den Frieden im Ungeheuren weiß und um das Ungeheure im Frieden, daß er den Frieden aber nicht mit der Schwäche seiner Geschöpfe erkauft oder mit afterlyrischer Verschwommenheit, — denn auch Lyrik ist nichts Verwischtes. Stehr hat mit seinem Bewußtsein, daß seine Heimat auf der Erde liege und diese im Weltall schwebe, für die Zurechtrückung der Begriffe Wichtig und Unwichtig viel getan. Eine Fiebervision, an der jemand sterben kann (der „Graveur" ist eine der wertvollsten deutschen Novellen!) gilt ihm nicht weniger als der Mord, durch den ein Leben endet. Und daß die Phantasie ohne Spur vergessen werden mag, ist kein größerer Beweis gegen sie als die Unwiderruflichkeit des Mordes ein Beweis gegen das Leben vorher ist. Unser Leben erschöpft sich nicht in dem, was wir tun und reden, und Stehr hat viel dafür gewirkt, daß der unerschöpfte Überschuß von künstlerischer Darstellung nicht ausgeschlossen bleibe. Er hat seinen Teil daran, wenn manches vor ihm Stumme und Dumpfe eines Tages doch in unserem Reden und Handeln mitklingen wird, und wenn wir es eines Tages in den Worten und Taten Shakespearischer und Homerischer Helden auffinden werden, wo wir es vorher bestimmt nicht sahen.

Es ist nach dem bisher Gesagten selbstverständlich, daß diese Entdeckungen und Eroberungen nicht in mühseligem Fadenziehen aus unserer Innerlichkeit ans Licht gehoben werden. Vielmehr, Zwirne werden zu Strängen zusammengerungen. Stehrs Vorstellungen der Seele haben nichts Zuständliches, sondern sind bewegte Richtung. Wegweiser, an denen der eine Arm rückwärts quer durch die Lebensschichten weist, manchmal

über das einzelne Individuum hinaus — und solche Augenblicke in ihrer Sonderbarkeit sind es eben, die nicht durch Beschreibung zu Zeit erstarren, sondern sich hymnisch zu zeitloser, strömender Ewigkeit weiten — und der andere Arm des Wegweisers zeigt genau auf das Ereignis vor uns, das nun kommen wird: und der ganze Weg stürzt sich hinein. Wir klagen oft über ein schleppendes Tempo in unserer modernen Erzählungskunst. Steht es so wie bei Stehr, so handelt es sich um eine optische Täuschung. Die Bahn eines Vogels von Horizont zu Horizont ist nur klein, die gleiche, scheinbar langsamere eines Gestirns, ungemein weit. Aus der „Leonore Griebel" werden sich nicht sehr viele Sätze lösen lassen, ohne daß man dem Verlauf der Erzählung etwas Bedeutendes nähme.

Die ballende Wucht erstreckt sich bis in die Atome der Werke, die Sätze, Bilder und Gleichnisse. Die letzteren sind das Gegenteil der spielerischen Fähigkeit, eins durch das andere auszudrücken. So ist ein musikalischer Dreiklang nicht eine Addition aus Grundton, Terz und Quint, sondern wiederum etwas Einfaches. Das scheinbar indirekte und ungefähre Umschreiben ist Abkürzung und Vermeidung des umschreibenden Ungefähr. Wenn, größere Teile der Struktur zu nennen, eine Naturschilderung in dem Barock der sprachlichen Darstellung manchmal aussieht wie ein gewaltiger Menschenorganismus, in dem die Glieder durcheinander liegen, so quillt dieser technische Mangel aus der Not, einen gefühlten Zusammenhang ja nicht zu versäumen. Die aufgerafften Einzelheiten deuten auf ein Ganzes, das sich in sie hineinerstreckt und das der Dichter sah, mit jenem Blick, der nicht studiert und dadurch Einzelnes aus seiner Gemeinschaft in einen einsamen Winkel zerrt, sondern der da weiß; der nicht sieht, sondern *gesehen hat*, blitzhaft groß. Das Wunderbare wird auch hierbei Ereignis: Schlesische Berge, schlesische Bäche sind wie schlesische Handwerker — Weltbürger. Selbst Werkeltagsleben kondensiert Stehr, — so in dem Hause in „Leonore Griebel", — gleichsam auf einen Punkt. An der Beschreibung dieses Hauses zeichnet er den Geist und die Seele der Geschlechter, die in ihm hausten. Einzeln hätten die Alltagsfreuden und das Werktagsleid keine Endgültigkeit und spezifische Schwere gehabt, ineinandergeballt zeigen sie doch Willen und Richtung eines Schicksals. Mit einem Schlage gab der Dichter etwas Zwiefaches in gedoppelter Intensität: das Tuchmacherhaus in der Walkergasse durch die Geschichte seiner Geschlechter und umgekehrt. Sie leben nun wie Geist und Leib miteinander.

Zu dem Bilde des Engels mit seinem dunklen Umriß in dem lichten für Stehrs Welt möchte ich ein anderes, im Tiefsten ähnliches, über seine Kunst und Art setzen und damit sagen, daß sie von seiner Welt nicht zu scheiden und nicht verschieden ist. Im „Schindelmacher" geht der alte Tone den Berghang hinauf nach Hause. Er bleibt stehen und zählt die

Lichter, „die an der rechten Wegseite in fast gleichen Abständen bis beinahe auf die Spitze des Berges zu sehen waren. Die Häuschen, denen sie entglommen, glichen unförmigen Heuhaufen. „Ees, zwee, dreie . . . achte. Derhender fanga de Sterne a. Wer weß, ob das dat a Licht, a Menschalicht is oder a Stern? — Wer weß? — —" Irgendwo ist in Stehrs Kunst das letzte Menschenlicht und irgendwo der erste Stern, sie sind bestimmt beide vorhanden, aber sie gleichen einander so, daß der erste Stern ein Menschenlicht und das letzte Menschenlicht ein erster Stern sein kann, vielleicht für den Dichter selbst. Damit ist menschlich alle Demut und aller Stolz ausgedrückt, die uns Menschen überhaupt möglich sind. Künstlerisch hat dies Stehr seine kühnsten und herrlichsten Erfüllungen gebracht. Er hat im „Mandel" ein Menschenmärchen schreiben können, ohne eine märchenhafte Handlung zu erfinden. Er hat im „Graveur", der voll von tagheller, exakter Beobachtung ist, dies wagen dürfen: Pferde auf der Landstraße fangen an, zu einem, der seinen schurkischen Bruder erschlagen will, suchend irrt und an Weg und Ziel verzweifelt, — Pferde fangen an zu reden und zu verraten, sie sahen den Verfolgten in einer Schenke sitzen. Pferde sprechen! Wir gingen so nahe der Grenze zwischen letztem Menschenlicht und erstem Stern, daß wir einmal den Fuß hinübersetzen durften. Und das Eminente dabei ist, daß mit einem Worte wie Phantastik nichts von unserem Eindruck gefaßt wird. — Und man denke an das vom Frieden Gesagte, den Vor- und Nachspielen, — man lese die ganzen Bücher nach.

Die Entwicklung eines großen Künstlers wird sich zeigen, bei dem eine innere Klarheit von Anbeginn zu äußerer Helle und Einfachheit vordringt, eine Entwicklung, die Werke geschaffen hat und schafft, die zu dem Wichtigsten der deutschen geistigen Gegenwart gehören und die daher Quellen unserer Zukunft sind.

Der Schimmer des Assistenten

Novelle von Hermann Stehr

I

Nachdem der Assistent Paul Förster monatelang in ängstlich leidenschaftlichen Erwägungen zugebracht hatte, ob er die Hoffnung erfülle, die ihn gleicherweise aus den Augen seiner Geliebten und aus dem seligen Grunde seiner eigenen Seele bedrängte, überwand er sich zur Entschiedenheit.

Er verfaßte ein Gesuch um Gehaltserhöhung und trug es persönlich in die Direktionskanzlei.

Und nun stand er im Büro des Gebietenden der „Gottessegen-Grube" und sah mit äußerster Gespanntheit auf dessen Gesicht, das sich tief über den großen, engbeschriebenen Bogen neigte. Der Assistent kämpfte gegen Angst und Unterwürfigkeit, deren er sich schämte, weil er wußte, daß sie ihn zusammenrucken würde, wenn der Direktor sich aufrichtete und ihn ansah. Um sich männlich durchzusetzen, trat er mit einem unhörbaren Schritt an den langen, gelben Tisch heran, der, mit Karten, Lohnlisten und Akten übersät, die ganze Mitte des großen, kalten Raumes einnahm, lehnte sich an dessen Kante und nahm eine legere Haltung an. Denn das war ja lächerlich, er mit seinen dreißig Jahren konnte sich doch nicht wie ein junger Schreiber benehmen, wenn es momentan auch vielleicht besser war, die Selbständigkeit und Würde nicht zu sehr zu betonen.

Da richtete der Direktor seinen fetten, dichtbehaarten Weißkopf auf, rückte mit einer Hand den Bogen etwas auf dem Schreibtisch hin, fuhr sich gedankenvoll an seinen greisen Schnurrbart und sagte mit gutmütigem Bedauern:

„Eine verdammte Geschichte, mein lieber Förster."

„Ja, Herr Scheithauer ... Herr Direktor," verbesserte sich der Angeredete, rückte vom Tische ab und kehrte in die alte subordinierte Haltung zurück.

„Eine sehr ungünstige Zeit," fuhr der Direktor fort, „die Verwaltung ist ja mit Ihnen zufrieden. Aber sie kann mit ihrem Wohlwollen bei der gegenwärtigen hundsmiserablen Konjunktur nichts anfangen. Sie wissen ja selber. Eine Hütte nach der anderen löscht das Feuer aus. Die Eisenbahn elektrisiert. Die Textilleute ersticken an Vorräten. Wir arbeiten eigentlich nur mit der halben Belegschaft. Um Gottes willen, da müssen wir eben auch auf den Pfennig treten."

Scheithauer hatte sich vom Schreiber zum Direktor heraufgedient und rasselte noch nicht leutnantsmäßig mit der Zunge, wie es jetzt allgemein preußische Unsitte geworden ist, um die Autorität zu wahren, sondern er ging gütig und freundlich mit allen um.

Der gute brave Mann hatte eine Pause eintreten lassen und wartete auf Antwort.

„Wissen Sie, Herr Direktor, ich bin acht Jahre bei der Verwaltung und glaubte, deswegen einen Anspruch zu haben," sagte Förster mit vibrierender Stimme.

„Wenns auf mich und auf Sie allein ankäme, gewiß. Aber wenn wir Sie erhöhen, kommt Schirsager hinterher, Mayer dito und eh wir zum Atemholen kommen, müssen wir die ganze Beamtengarnitur aufbessern."

„Ich meine nicht aufbessern, Herr Direktor . . . ."

„Weiß schon. Sie beanspruchen nur das Ihrem Dienstalter entsprechende Gehalt."

Förster wurde blaß und nickte nur.

Scheithauer erhob sich eilig und lief mit großen Schritten einigemal an dem langen Tisch hin und her.

„Es sind ja nur zwanzig Mark pro Monat mehr, Herr Direktor . . . . und die würden, denk ich, vorläufig ausreichen," sagte Förster bittend.

Scheithauer unterbrach mit einem Ruck seine Wanderung und kehrte, einen verschmitzten Pfiff ausstoßend, an den Schreibtisch zurück.

„Haha . . . so, also, hmhm, so meinen Sie? Ach nun versteh ich! Sie wollen heiraten."

„Nun ja, Herr Direktor, man ist dreißig Jahr. Wissen Sie, ich hab Vater und Mutter früh verloren, man kriegt das Gasthausleben satt und, na mit einem Wort, 's ist ja keine Schande, man sehnt sich nach einem eignen Heim."

Es entstand eine lange Pause. Der Direktor zog die Stirne sinnend herauf und sah zum Fenster hinaus, an dem dicker weißer Dampf vorüberquoll, den der Wind von der Kokerei herübergetrieben. Die Maschinen schnoben keuchend wie schwer beladene Pferde, die einen Berg hinaufgepeitscht werden.

„Ja, mein lieber Förster," mit diesen Worten kam Scheithauer aus seinem verlorenen Sinnen wieder zu sich, „da ist nicht viel zu machen."

„Vier Jahre bezieh ich schon 110 monatlich," sagte Förster schnell und ängstlich, um einem ablehnenden Bescheide zuvorzukommen.

„Na . . . muß es denn sein?" fragte der Direktor und kniff verschmitzt ein Auge ein.

„Wie meinen, Herr Direktor?"

„Ach . . . haha! . . . Ich meine, ob Sie gezwungen . . . Sie wissen ja, wir sind allzumal Sünder."

„Durchaus nicht, wo denken Sie hin?"

„Also, mein Lieber, wenn Sie kein Bein gebrochen haben — jetzt rede ich als Ihr älterer Freund, nicht als Vorgesetzter — dann würde ich Ihnen

den Rat geben, mit der Gründung einer Familie noch zu warten. Zulagen kann es nicht geben. Ausgeschlossen, ganz ausgeschlossen! Na und was haben Sie da mehr? Von Liebe wird man nicht satt und jetzt kommen Sie bequem mit dem Gehalt aus."

„Bequem . . .?"

„Na ja, Sprünge kann halt keiner machen, mein Lieber, ich auch nicht."

Paul Förster sah jetzt auch zum Fenster hinaus auf den plumpen Holzturm der Kühlanlage. Es würgte ihn im Halse, der braun karbolinierte Turm schwankte im Nebel. Einen Augenblick kochte der Zorn in ihm auf: „Verflucht, behaltet euch das Geld, es wird auch so gehen."

Er kam aber nicht weiter.

Direktor Scheithauer sah den Ausdruck verbissener Energie auf dem Gesicht seines Büroassistenten und sagte:

„Natürlich will ich Sie nicht hindern zu heiraten, im Gegenteil, der König braucht Soldaten. Freilich. Ich will Ihnen sogar behilflich sein. Sie bekommen eine größere Dienstwohnung, ein Fleck Garten wird sich auch noch finden, die Deputatkohle wird erhöht. Also, warum sollte es nicht gehen?"

Der Assistent Förster stand mit blassem, verzweifeltem Gesicht kerzengerade und bemühte sich, freundlich-tapfer zu lächeln.

Er hätte gern noch einen letzten Versuch gemacht, den Direktor wenigstens zu einer Zulage von zehn Mark monatlich zu bewegen, aber es war ihm unmöglich, ein Wort hervorzubringen. Denn dann wäre er sackgrob geworden und — lag am nächsten „Ersten" draußen auf der Straße.

„Nun überdenken Sie sich alles nochmal, lieber Förster, und lassen Sie mich in vierzehn Tagen Ihren Entschluß wissen, damit das Nötige veranlaßt werden kann," sagte der Direktor mit verbindlicher Stimme.

Der Angeredete machte vor Erregung eine ungeschickte Verbeugung, murmelte mit devoter Stimme irgend eine sinnlose Floskel und trat mit einem heimlichen Fluch der Wut über die Schwelle auf den schmutzigen, dämmrigen Flur.

Einmal hatte Paul Förster in seiner Kindheit, als Knabe von zwölf oder dreizehn Jahren, genau wußte er das nicht, vom Vespertische aus, an dem er mit Vater und Mutter zusammensaß, durch das Fenster hinaus einen nicht allzuentfernten Bergabhang gesehen. Die letzten Häuschen, die kleine Kirche und darüber der schmale, dunkle Strich Wald, alles lag in einem weißen, stillen Lichte, in einer solch seligen Unwirklichkeit, daß er davon in seiner Seele so glückvoll erschüttert worden war, wie seither von nichts in seinem Leben. Dieses Bild hing unverwischt in dem Schatzstüblein seiner Erinnerung und war allgemach in den Jahren zum Wertmesser aller

angenehmen Schickungen geworden, die ihm widerfuhren. Und wenn ein Schönes, das ihm in den Weg trat, von einem Licht erfüllt war, daß vor ihm die Helle jener frühen Kindheitserleuchtung verblaßte, so wollte er das für das höchste Glück seines Lebens halten, sich in Freuden bescheiden und mit nichts mehr dawider denken. Das hatte er sich vorgenommen und hatte gewartet alle die Zeit vom frühen Tode seiner Eltern, durch alle gedrückte Einsamkeit einer armen Waise, über die kümmerlichen Lehrjahre als Schreiber, bis er endlich soweit war, selber ein Protokoll aufnehmen zu können und seinen eigenen Tisch im Büro zu besitzen, an dem er allein Herr war.

Aber immer, wenn etwas in der Erwartung das Schimmerbild seiner Seele überstrahlt hatte, daß er glaubte, sei das erreicht, so wolle er sich zufrieden geben, immer wenn so etwas ihn über alle Dächer des Hoffens weggetragen hatte, hustete ihm die Enttäuschung allen Glanz aus den Augen. Denn sobald sich sein Sehnen erfüllt hatte, verblaßte es, und das Licht jenes Erinnerungsbildes war nicht, wie er wohl geglaubt hatte, von der Wirklichkeit auf seiner Erde heimisch gemacht worden, sondern leuchtete verlockender und ferner wie je.

Während Förster den langen Korridor des Grubenverwaltungsgebäudes hinschritt und die kurze, steinerne Treppe zum unteren Flur langsam überwand, überlegte er das alles und kam zur Überzeugung, wenn er jetzt die Heirat nicht wahr mache, werde er vergeblich sein ganzes Leben warten müssen, und am Ende habe er nichts von dem Dasein gehabt, als dieses Traumbild seiner Seele.

Um nicht die Spottlust und Schadenfreude der andern Schreiber zu erregen, trat er ruhig in sein Büro, legte die Ärmelschoner aus schwarzem Kittel an und fuhr in der Reinschrift der Verhandlung über einen Grubenbruch in Erlicht fort, Grundstück 49b, Grundbuchblatt 256, Band III.

Den Abend verbrachte er zu Hause und füllte ihn, nur noch leidenschaftlicher als sonst, wieder mit Überlegungen und Untersuchungen, wie trotz des Scheiterns seiner Hoffnung auf Gehaltserhöhung die Bestreitung eines bescheidenen Hausstandes möglich gemacht werden könne. Er durchmusterte seine Garderobe und stellte fest, daß er bei großer Schonung erst in drei Jahren eine Neuanschaffung nötig haben würde. Seine Junggeselleneinrichtung genügte als Mobiliar der Wohnstube. Dann galt es nur noch, Küchen- und Schlafzimmermöbel anzuschaffen, wofür die ersparten 500 Mark seines Mädchens, seiner Mathilde, wenn auch nicht ganz zureichend, verwendet werden mußten.

Den Weg bis zu diesem Punkte war er so oft gegangen, daß er keinen Stein des Anstoßes gab, den er nicht zwanzigmal gewendet, keinen Anschlag, der ihm nicht unzähligemal seinen Ruck versetzt, keine Biegung, deren seltsame Beklemmung er nicht, wer weiß wie oft, am Ende überwunden

hätte. Aber immer hatte er sich vordem in die Hoffnung auf Erhöhung seines Gehalts retten können, wodurch er in die Lage versetzt worden war, alle Sorgenprozessionen mit einem Fahnenschwenken zukünftiger Pläne zu beschließen.

Nun war ihm dieses kurze Hinaufschwelgen in eine entfernte, bunte Luft vernagelt worden und mit einer furchtvollen Energie machte er sich an die Umgestaltung seiner ganzen Lebensweise. Denn seit es sicher war, daß sein zukünftiger Hausstand mit 110 Mark Monatseinnahme bestritten werden mußte, war alle errechnete Daseinssicherheit in sich zusammengefallen.

Paul Förster setzte sich und dividierte die 110 Mark auf die schikanöseste, fast hinterlistige Weise, stellte Posten um, wenn sich nichts mehr abbrechen ließ, zwackte von jeder Mahlzeit einen Fünfer ab, besah jedem Gericht die Zähne, guckte jedem Tag in den Topf, führte den Einfluß der Jahreszeiten mit in Rechnung, durchstöberte den Mülleimer und verlor nach stundenlanger Selbstpein alle Beherrschung. Erfand Einkommen und verteilte sie auf Monate, Wochen und Tage, berechnete den Tagesverbrauch aller verheirateten Beamten und ruhte nicht eher, bis er ihr Dasein in Bedrängnis gebracht hatte. Zuletzt konnte er nicht mehr weiter und es war ihm, als habe er sich bei Nacht in einer fremden Stadt herumgetrieben, ganz sinn- und ziellos, habe wie ein Narr in alle offenen Haustüren hineingerufen und gehe nun abgehetzt ins Leere, ohne zu wissen, wo ein Dach über dem Kopfe oder ein Nachtlager zu finden sei.

Da schlug es vom benachbarten Turme der Marienkirche zwölf. Er stand auf, löschte die Lampe aus und trat ans Fenster, erschöpft, zum Schluchzen furchtvoll, lehnte die Stirn an das kalte Glas und prägte sich seinen festen Entschluß ein, entgegen all diesen Bergen von Widerständen, seinem Mädchen doch das gegebene Wort zu halten. Allein es war schon mehr der Mut eines Menschen zu leben, der, von reißenden Wassern zum Forttreiben gewirbelt, alle Aussicht auf Rettung verschwinden sieht.

Die kurze Gasse, an deren Ende er wohnte, war von der Nachtschwärze vollgestampft, lautlos, von Finsternis vermauert. Unwirklich weit draußen wehte ein kümmerlich rotes Schleierchen von Licht, das mit jedem Flattern mehr erblaßte und doch nicht verlöschen konnte.

„Und wenn wir uns heiraten," sagte der Assistent, „beginnt für uns die Armut und alle Entbehrung der Kindheit, aus der wir uns geflüchtet haben. Um jeden Bissen Brot gibt es Angst, jeder Faden muß vom Herzen abgesponnen und jedes Kleid muß aus dem Leibe geschnitten werden. — Mathilde, siehst du's denn nicht?"

Er rief wie um Hilfe, mit erschöpfter, ausgehender Stimme.

In diesem Augenblicke erhob sich in der benachbarten Straße ein Windstoß und fuhr polternd und rasselnd wie ein langer Zug galoppierender Lastwagen vorüber.

Förster atmete erlöst auf, verließ flüchtend sein enges Zimmer und rannte auf dem holprigen Pflaster dem roten Schleierchen Licht entgegen, das in der Finsternis der breiten Straße flackerte. Gerade als er aus der engen Gasse heraustrat, tobte ein neuer Windstoß heran. Die Barbierbecken schwirrten wie Kastagnetten, Schilder klappten in den Haken, Haustüren knackten, die Drähte der elektrischen Bahn sausten.

Der Assistent ließ sich von dem Lärm einhüllen und fortführen. Und während er so von der Wildheit hingetragen wurde, kochte der lange verhaltene Ingrimm über sein getretenes, machtloses Leben hochauf.

„Elende Bande! . . . Um euer Geld soll man sein Glück verkaufen . . . ins Gesicht schmeißen . . . wie einen Lumpen . . . müßt man euch das Amt."

Mit blassem Gesicht schrie er vor der ganzen Stadt seine Empörung hinaus. Es war ihm egal, mochten sie alle in den Fenstern liegen.

Der Schreiber setzte alles aufs Spiel: In der Finsternis, mitten im Lärm des Nachtwindes, mutterseelenallein. Die wenigen Nachtschwärmer, die ihn gestikulierend gehen sahen, hielten ihn für einen komischen Trinker und blickten ihm lächelnd nach. So schritt Paul Förster die Straßen entlang zur Stadt hinaus und sank in den Anlagen, die aus ein paar Bäumen bestanden, auf eine Bank.

Hochaufatmend, wie nach einem Amoklauf saß er, seine Existenz hing in Fetzen um ihn und regungslos wartete er, daß das stille Schimmern im Traumfenster seiner Seele aufwache und ihn heimlocke aus seiner Vertriebenheit und tröste. Allein es blieb dunkel in ihm, furchtsam, verstört.

Sein Harren war vergeblich. Statt dessen tauchte das Gesicht des Direktors auf. Der gute Herr sah ihn mißbilligend an und fragte mit deutlicher Stimme: „Na, mein lieber Förster, und was haben Sie jetzt mehr?"

Da stand der Assistent auf und schlich still und gedrückt nach Hause.

2

Seit dieser Nacht beherrschte tagelang den Assistenten ein Zustand, wie er auf Augenblicke leiblich einen Menschen plagt, dem es die Luft verschlagen hat. Er lebte zwischen zwei Atemzügen und fand zu keinem den Mut und die Kraft. Dem Direktor begegnete er mit niedergeschlagenen Augen und an sein Mädchen dachte er mit abgewandtem Zittern. Doch kehrte er sich nicht ab von ihr, sondern starrte in der Richtung nach ihr mit verwölkenden Blicken, umschattet. So wartete er, daß doch das Licht noch um sie aufgehen werde, jenes Leuchten aus ihm selber, das ihre Gestalt in eine unwirklich-selige Helle hob.

Drei Tage ging er nicht aus, sondern lag die ganze Zeit, oft sogar in den Berufsstunden, im Zwange eines heimlichen Lauerns. Es war umsonst.

Seine Gedanken waren wie eine Hand, die nach etwas in einer großen, dunklen Tonne greift.

Am vierten Abend überlegte sich Paul Förster, daß es notwendig sei, ihr „von der veränderten Sachlage Kenntnis zu geben" und zu erkunden, „ob nach wie vor trotzdem ihre Absicht bestehen bleibe".

Er wußte, daß sie um acht Uhr das Geschäft verließ, in dem sie Verkäuferin war, machte sich aber erst eine Stunde später auf den Weg vor ihr Haus und ließ eine Viertelstunde darauf, vorsichtig in den Schatten der gegenüberliegenden Häuserreihe gedrückt, in das Schummern der engen, menschenleeren Straße den verabredeten Pfiff ertönen. Das Licht ihrer Fenster erlosch sofort. Dabei befiel ihn ein Schreck, nein, ein kaltes Fieber. Er verließ, ohne recht zu wissen warum, eilig seinen Standort und trat fünf Häuser tiefer in die Gasse, unter einen finsteren Torbogen. — Kaum, daß er sich dort befand, hörte er das bekannte Knarren ihrer Haustür und gleich darauf trippelten ihre Schritte das Trottoir her, stutzten, kamen auf sein Versteck zu, zögerten, traten eilig, wie aufatmend, den Rückweg an und pendelten dann lange und treu auf und nieder.

„Wenn sie mich wahrhaftig liebt, muß mich ihr Herz finden," sagte er zu sich. So verging eine Viertestunde. Endlich vernahm er, wie sie sich nach der Hauptstraße zu verloren. Er beugte sich aus dem Toreingang. Dann trat er aufs Trottoir und sah, wie ihre schlanke Gestalt, aufgerichtet und eilig im grellen Licht der belebten Straße verschwand. Ihre blonden Haare loderten dabei weiß an den Schläfen auf.

„Sie liebt mich nicht recht," sagte der Assistent zu sich und tat einige langsam wägende Schritte ihr nach, ließ aber bald davon ab und trat nach zielloser Wanderung durch eine Reihe halbdunkler Nebenstraßen in ein ihm bekanntes Bierlokal. Der Wirt lehnte an der Ofenecke und ließ sein fettes Gesicht halbtrunken lächeln. Die zwei vorderen Stuben waren fast leer. In dem hinteren Zimmer tobte eine laute Gesellschaft. Förster setzte sich und bestellte ein Glas Bier.

Als er das Gesicht hob, saß am Tisch gegenüber ein etwa achtzehnjähriger junger Mensch. Er war schmalbrüstig, sehr blaß und kränklich; aber seine Augen waren ungemein groß, schön und voll eines glimmenden, schwermütigen Feuers. Er sah immer verloren vor sich hin, als sei er allein im Zimmer. Sobald er Försters Augen auf sich gerichtet fühlte, wurde er verlegen, senkte den Kopf und begann, sich seine Nägel zu putzen. Das ereignete sich einige Male. In der anliegenden Stube wuchs indes der Lärm. Trunkene Männerstimmen fingen an zu singen, schrille Weiberstimmen taumelten herzu. Man schäkerte an einigen Gassenhaueranfängen hin. Plötzlich explodierten alle in wiehernder Einstimmigkeit und sangen:

„Du hast mein Weib verführt, du hast mein Weib verführt."

Förster sah den jungen Menschen noch blasser werden, mit der Hand vor den Augen einen Moment verharren, dann aufstehen und hinter den Vorhang an das Fenster treten. Nichts als die linke Hand, die die Gardine zurückhielt, ragte von ihm vor. Sie war blutleer, mager, so qualvoll verzweifelt, wie Förster noch nie ein Gesicht gesehen hatte. Als schrein der junge, blasse Mensch damit schmerzvoll auf.

„Vielleicht ist eine unter den Weibern, die er liebt," dachte der Assistent und sah im selben Augenblicke sein Mädchen aufgerichtet und eilig im grellen Licht der belebten Straße verschwinden.

In seiner Seele war es bisher stockend, dunkel, ratlos gewesen. Jetzt sprang irgendwo, wohin er nicht sehen konnte, eine Tür der Rettung auf. Noch einmal streifte er mit einem Blicke die verzweifelte Hand des Jünglings. Da sank etwas von ihrem Beben und entrüsteten Schreck in ihn hinein. Er legte das Geld hin, ließ das Bier halb stehen und schlich eilig an dem Wirt, der lehnend eingeschlafen war, vorbei aus dem Lokal.

So geht es feigen, schwachen, verängsteten Seelen.

Als der Assistent Förster am andern Morgen aufstand, hatte er die Empfindung, sein Mädchen habe ihn hintergangen.

Dunkel, aber zugleich so sicher war das, als die Tatsache seiner Geburt. Es war geschehen, nur wie wußte er nicht, wollte es auch nicht wissen.

Einige Tage getraute er sich gar nicht, mit seinen Gedanken dort hinzuwittern. Im Nebel, wie über seine eigne Achsel hin sah er sich am Fenster stehen und in die Nacht der Straße hinausstarren; mit der einen hielt er den Vorhang zurückgeschoben. Der Griff der Finger lag bebend, schmerzvoll um die Falten des Stoffes. Durch den Arm ergoß sich Zittern und Bitterkeit über sein Gefühl. Denn er hatte sich wegen ihr nächtlich in den Straßen der Stadt umhergetrieben und stundenlang vergeblich auf sie gewartet und sie? — Sie? — ging und versank in den roten Jubel des Vergnügens.

Aus Lebensfeigheit flüchtete der Assistent Förster ganz in das Wesen des fremden Jünglings, den er in der Bierstube getroffen hatte, und eignete sich durch einen verheimlichten Diebstahl der Seele alles an, was er zur Ausführung seines Vorsatzes brauchte. Allein auch diesen Vorsatz trug er unbewußt in sich wie die Magensäure.

Er fühlte den verzweifelt-tiefen Blick der Enttäuschung in seinen Augen, wie er das Gesicht jenes blassen, jungen Menschen überschimmert hatte. Sein Schritt wurde steif und zögernd, wie der Gang jenes Fremden. Bei jedem Anlaß ließ er einen schweren Seufzer aus seiner Brust steigen. Die Gestalt dieses Unbekannten wucherte wie ein Traumschimmel um sein Inneres.

Seine eigene Seele aber machte sich ganz klein, hielt alle Regungen ihres

eigentümlichen Wesens zurück und kauerte regungslos wie ein verscheuchtes, zu Tode erschrockenes Mäuschen in einem dunklen Winkel seiner Brust, mehr ein pulsender Punkt, ein bebender Tropfen, denn ein Wesen, mit einer Fähigkeit zu sehen, die es unterdrückte, zu sinnen, die es ausstieß, einer Erinnerungsgabe, der es sich entzog. Ganz fern, vom Wind, nicht von irdischen Verhältnissen getragen, wehten die zärtlichen Laute von Liebesstunden, der Zauber gemeinsamer Hoffnungen, unerfüllbare Bilder berauschter Augen, kurz die Torheiten der Liebe, die doch seliger machen als alle tiefsten Aufschlüsse der Weisheiten.

Die Verkettungen und Wirrnisse der Furcht, durch die der Assistent von dieser Schönheit abgedrängt, in die Haft einer fremden Art geschlagen worden war, empfand er wie unbegreifliche, unverdiente Fügungen eines widrigen Geschicks. Bedauernswert, zu Unrecht betrogen, soweit war Paul Förster in den acht Tagen gekommen, die seit seiner Unterredung mit dem Grubendirektor vergangen waren, und als ein Kollege, der in derselben Stube, schräg hin neben der Tür, seinen Tisch hatte, nach manchem absichtlich auffälligen Augemustern sein vollkommen verändertes Gehaben erwähnte, senkte der Assistent die Augen, erbleichte von der Seele des Fremden aus, fühlte sich aus dem Büro getrieben und saß wohl mehr als eine halbe Stunde mitten in der Dienstzeit auf einer alten Halde hinter dem Schacht und verlor sich mit der Schwermut des anderen Blickes in die Weite.

Wir alle wissen nicht, wie oft wir schon so ins fremde Wesen abgetrieben worden sind, und vielleicht ist es überhaupt ein ewiger Kniff der verängstigten schwachen Seelen, der Verantwortung in schweren Lebenslagen durch eine solche Vertauschung der inneren Existenz zu entrinnen.

Die Bestätigung seiner vollkommenen Veränderung durch den Kollegen verlieh der Lage des Assistenten das Unabänderliche. War vorher alles nur wie ein selbsterzeugter Traum um ihn geschwankt, nun fühlte sich Paul Förster zwischen die unverrückbaren Wände eines Fatums gekeilt und begann in automatischer Sachlichkeit zu handeln.

Der Sonnabend hielt beide Hände an seinen fröhlichen Mund und lief mit dem Tuten und Schrillen der Fabrikpfeifen durch alle Gassen. Die Arbeiter quollen aus den aufgeangelten Toren hinterdrein, schwenkten die blauen Emailkaffeeflaschen in den Händen und lachten den Freuden des Sonntags zu, deren Schimmer in die graue Luft der verräucherten Gassen allerhand bunte Verheißungen hauchte.

Der Assistent konzipierte auf dem Nachhausewege den Brief, den er an sein Mädchen schreiben wollte, in Gedanken. „Liebe Mathilde! Durch die Verschiebungen des Betriebes und allerhand unvorhergesehene Wendungen in der Konjunktur unserer Branche bin ich die ganze Woche nicht dazu

gekommen, dich zu besuchen, bis auf den einen Abend, an dem ich vergeblich auf dich gewartet habe. Du hattest wohl andere Verabredungen, bei denen ich dir nicht im Wege sein will. Eine echte Liebe aber ist wie ein gutes Protokoll: Es stimmt alles. Damit wir uns endlich klar werden, schlage ich dir morgen nachmittag eine Partie durch den Steinauer Wald vor. Dort können wir uns aussprechen und am Schluß, wenn Gott will, kehren wir in der Schölzerei ein. Ich erwarte dich um drei Uhr nachmittag an der Marienkirche."

Das alles lief ihm mühelos, wie auf einem geheimen Exerzierplatz seiner Überlegung eingedrillt, in den Kopf.

Ohne irgend eine nennenswerte Änderung brachte er die Sätze mit seiner gefälligen Handschrift zu Papier und geriet nur wegen der Unterschrift in eine gewisse Bedrängnis. „Dein dich liebender Paul" war zu herzlich; „Dein Paul" zu hart.

Ja, beides ging nicht. Aus zu großer Liebe heraus ließ sich schlecht zu jenem Ende kommen, das ihm vorschwebte, und mit voreiliger Härte begab er sich in den Verdacht einer gewissen Absichtlichkeit. Es war aber doch nur nötig, die tatsächlichen Verhältnisse sprechen zu lassen.

Nach manchen neuen Wendungen, die er fand und wieder verwerfen mußte, unterbrach er die Herrengänge über die kurze Diele seines Zimmers und trat an das Fenster, von wo aus sich ein Teil der gewundenen Gasse übersehen ließ, in der der Assistent wohnte. Zwischen zwei Häusern der gegenüberliegenden Straßenzeile hatte er auch einen beschränkten Blick auf die „Gottessegen-Grube", in deren Kanzlei er „das Dezernat der baulichen Angelegenheiten bearbeitete," wie er sich ausdrückte. Man sah gerade den größten Schornstein und rechts und links davon einen Teil der Koksanlagen. Dahinter schob sich ein graues Gewirr alter Dächer durcheinander.

Das Schnarchen der Fördermaschinen, das Klirren der Redderwerke, das brummtönige Getöse, wie aus dem Innern der Erde, die vom Winde fetzend hingerissenen Wasserdampfwolken der glühend ausgeworfenen Koksmassen: alles das erzeugte in dem Assistenten die Empfindung einer großen persönlichen Bedeutung und drückte die peinliche Unterredung, die ihm morgen im Steinauer Wald bevorstand, in das Gebiet unwürdiger, schmerzlicher Vorgänge. Warum mußte ihm das gerade passieren? Ihm, der sich noch nie im Dienst das mindeste hatte zuschulden kommen lassen?

Ohne es zu wissen floß sein Leib in die Gebärde des Jünglings, die ihn vor Tagen gefangen genommen und entführt hatte: der Oberkörper kroch in sich zusammen und wurde soweit vorgeneigt, daß die rechte Hand haltend in die Falten der Gardine greifen und das entgegengesetzte Bein sich pfahlmäßig auf der Erde versteifen mußte, um das Umsinken des Schreibers zu verhüten.

So logen ihn die gestohlenen Gesten des Körpers ganz in die Bitternis eines unverdient harten Geschickes. Er verharrte eine Weile in dieser Not, trat dann an den Tisch und schrieb unter den beendeten Brief:

„Dein schmerzvoll bedrückter Paul."

Nachdem er den Brief zur nächsten Post gebracht hatte, trödelte er sich durch das feiertagslebendige Dunkel der Fabrikstadt, wie einer in vergällter Müßigkeit umschweift, dem ungünstige Fügungen jeden fröhlichen Griff aus den Händen, jeden beherzten Plan aus dem Kopf und jede klare Hoffnung aus dem Herzen geschlagen haben, lag noch lange wach und sah über sich in das leere, grämliche Durcheinandertaumeln der Nacht.

3

Dieser kränkliche Nebel, in den er sich hineingedrückt hatte, schloß, unerhellt, den Assistenten auch nach dem Aufstehen ein, ja er betrieb sein inneres Leben sogar behutsam, um nur das rettende Gewölk nicht zu zerreißen.

Rochlitz, so hieß die Fabrikstadt, in der Paul Förster wohnte, war schnell aus einer kleinen Kolonie entstanden, so schnell wie sich ein Kehrichthaufen aus den Abfällen der umliegenden Häuser sammelt. Weite Länderstrecken steuerten bei, daß sich das Toben seines verbissenen Fleißes, das Fieber seiner geilen Gier, das Miasma seines stinkenden Atems und das Pusten seiner Schächte, der Schnarchhusten einer unheilbaren Krankheit, erhalten konnte.

Die Stadt fraß sich wie ein eiternder, riesiger Grind immer weiter in dem gewundenen Tale fort und noch in der Nacht tönte ein Brummen um sie, wie es ein Heer eingeschlafener Trinker ausstößt, die noch im Traum des Rausches von den Halluzinationen der Übermüdung gepeinigt werden.

Das war der gewohnte Zustand, in dem sich Rochlitz erhielt. An manchen Tagen aber brach es in ein wahres Delirium aus. Dann sog es sich den Sturm aus der Luft und ruhte nicht, bis er durch die Straßen brauste, daß die Wolken des nie gekehrten Staubes die Häuserklötze verhüllten. Die Menschen stürmten wie auf der Flucht dahin, die elektrischen Bahnen klingelten verzweifelt und rasten stöhnend davon und über den Dächern pfiff und klatschte es durch die Höh wie das Sausen drahtner Peitschen.

So ein Ausbruch der Verzweiflung über seine Existenz hatte Rochlitz auch an dem Sonntage erfaßt, an dem Paul Förster bei der Marienkirche auf Mathilde wartete. Der ganze Kot des Ortes tanzte durch die Luft. Der Assistent drückte sich in einen Winkel des roten Backsteingebäudes. Die Dachrinnen seufzten über ihm, der Turm klapperte mit seinen Holzjalousien leise in den Lärm und manchmal summte es schwach tönend auf, als erschräken selbst die Glocken droben in ihrer Balkenstube. Paul Förster lehnte in stumpfer Melancholie an der Mauer, hielt sich mit dem Stock

seinen Strohhut, fluchte von Zeit zu Zeit im stillen über das Sauwetter und überblickte dann den kleinen Platz, der einem engen Trichter glich, in dem wirbelnd der Wind wie wahnsinnig alles fortwährend durcheinanderrührte. Als brächte jede elektrische Bahn eine neue Ladung Wind, erhob sich das Toben immer wieder stärker, die Menschen wurden als rote, grüne, blaue Kleiderfetzen von der kreisenden Staubwolke gedreht. Eine Weile schrien alle durcheinander, die Fahrerglocken schellten wie schrille Notsignale und im nächsten Augenblick rasten Männer auf der Jagd nach ihren davonrollenden Hüten am Assistenten vorbei und Frauen und Mädchen, eine Hand am Hut, mit der anderen das Kleid niederhaltend, ließen sich lachend vom Wind fortstoßen.

„Ich werde mich doch nicht in den Dreck stellen," sagte Paul Förster jedesmal, wenn ein Menschentrupp so vorbeistob, äugte schärfer hinüber und versank, hatte er nichts als unbekannte Menschen bemerkt, wieder in seinen melancholischen Schutztaumel.

Da erblickte er mit einemmal ihr blaues Kleid und das lederfarbene Jackett.

Er trat hinüber.

In dem Augenblick, als er sie erreichte, drehte das Mädchen sich um und schaute scharf durch den gelben Wirbel des kurzen Gassenstücks auf den Kirchplatz zurück.

„Wen suchst du denn?" fragte er mürrisch hinter ihrem Rücken. Sie kehrte sich beim Klange seiner Stimme blitzschnell um zu ihm und sagte schmollend: „Na, aber Paul!" konnte jedoch nicht weiter sprechen, denn auf dem Platz heulten junge Männerstimmen in komischer Verzweiflung: „Fräulein Mathilde! Fräu lei ei n Mathilde! Wo stecken Sie denn?"

Das Mädchen lächelte und sagte, ohne ihn anzusehen:

„Es sind die beiden aus dem Garderobengeschäft nebenan und der junge Janus."

„Was für ein Janus?" fragte Förster dumpf, doch so vor sich hin, daß das Mädchen nur sein Brummen hörte.

Mathilde streifte mit einem Blick sein unbewegliches, zerflossenes Gesicht. Es war unmöglich, daß sie über seine Unfreundlichkeit anders quittieren konnte, denn die drei kämpften sich, die Stöcke schwingend, mit humoristischem Heroismus schnell heran, der eine ein dicker, untersetzter Pfropfen, der zweite eine zierlich-windige Reklamefahne, der dritte lang und schwankend wie aus lauter Latten zusammengebunden.

Es war der vereidete Spaßmacher und sang mit krähender Stimme:

„Rochlitz ist ein Schweineschlitz."

Die andern lachten dazu in der überlauten Lustigkeit losgebundener Kommis.

Paul Förster lüftete schmerzlich den Hut und versuchte in dem Tumult eine feierlich-förmliche Vorstellung:

„Paul Förster, Assistent der Bauab . . .“

Aber der lange Janus ließ ihn nicht ausreden, sondern sagte übermütig: „Geschenkt! Geschenkt! Das machen wir im Grün mit Atem und ohne Staub. Los Kinder!“

So trabten die drei lachend weiter und Paul Förster ging neben Mathilde betreten hinterdrein.

Die Stimmen der jungen Leute quirlten immerfort und einer nach dem andern sah sich mit verschmitztem Lächeln nach dem schweigsamen Paar um, wie es dem Schreiber schien, in unterdrücktem Spott.

Endlich sagte er: „Das paßt mir nicht. Ich kehre um.“ Aber er tat es wieder so vorsichtig, daß Mathilde nichts verstand, und als sie ihn fragte, was es gäbe, lächelte er mühsam sein schmerzliches Lächeln, fuhr aber im stillen zu nörgeln fort, daß die Menschen keine Bildung hätten, unreife Schwengel wären und daß es keine Gesellschaft für ihn sei. Eine endlose, schwelende Wolke dunstete aus ihm. Er schritt gesenkten Kopfes dahin, ohne einen Blick auf Mathilde zu werfen und doch fühlte er mit einem schmerzvollen Behagen die zierlichen Bewegungen des schlanken, blonden Mädchens neben sich, hörte ihren leichten Schritt und spürte den gepreßten Atem ihrer Unruhe. Aber seine Seele, die all das wahrnahm, dieser kümmerlich pulsende Punkt, dies verdrückte Mäuschen, zuckte eingesperrt in einem abgelegenen Winkel seiner Brust und durfte durch den grauen Dampf des fremden Wesens nicht ans Licht.

Er stieß einen schweren Seufzer aus.

Mathilde wandte erschreckt den Kopf, und weil sein Gesicht trotzdem zur Erde gesenkt blieb, berührte sie seinen Arm und flüsterte ihm zu: „Lieber Paul, nimm dich wenigstens zusammen, solange die da sind. Sie lachen uns bloß aus.“

„Du weißt nicht, was ich leide,“ entgegnete er bedrückt, „aber du hast recht, man muß tapfer sein.“

Durch einige Seitenstraßen waren sie aus den zerstreuten, kleinen Häusern der Vorstadt herausgekommen und schritten nun auf einem Feldwege, der sich sanft über eine Anhöhe dem nicht allzufernen Walde entgegenhob, immer mehr aus dem Bereiche der tobenden Staubwolke. Man hörte wohl noch ihr polterndes Aufbäumen an hohen Häusern und sah sie dann den ganzen Ort mit den Wogen ihres gelben Qualmes heulend zuschütten, wurde aber durch nichts mehr gestört, als durch feine Sandkörnchen, die von verquirlten Luftstößen manchmal ins Gesicht getrieben wurden.

Die jungen Leute blieben jetzt einen Augenblick stehen und guckten schadenfroh in den schmutzigen Tumult unter sich.

„Prost die Mahlzeit," sagte Janus und trocknete sich mit einem Taschentuch den Schweiß aus seinem Hute, „Gott sei getrommelt und gepfiffen, daß wir in der Dreckkutsche da drunten nicht mehr mitfahren müssen," und ohne Vermittelung wandte er sich plötzlich an Förster: „Meinen Sie nicht auch, Herr Assistent? — Jetzt ist übrigens der feierliche Augenblick da: Albert Janus, Hirnverkleisterer, das heißt Buchhändler, diese beiden Herren, Ohme und Zingler, begreifen die Leute anständig und betrügen sie unanständig, das heißt sie machen in Herrenkonfektion: und Sie habe ich die Ehre, per Renommee zu kennen, Sie sind Herr Förster, täusche ich mich? Der „Segen Gottes" von Fräulein Mathilde Schreiber."

Vielleicht wäre der Unsinn seines Geschwätzes noch eine Weile fortgegangen, aber er wurde von seinen Freunden in fröhlich-derber Handgreiflichkeit daran gehindert. Es entstand zwischen den dreien ein spaßhaftes Stockgefecht, das in einen Wettlauf überging.

Sie trabten juchzend wie spielende Jungen davon.

Schon am Walde, kehrten sie sich um, schwenkten die Hüte, schrien mit keuchendem Lachen „Adieu" und Janus krähte aus der Ferne durch den Trichter seiner vorgehaltenen Hände: „Wir überlassen Sie Ihrem Frieden — aber bitte, wenn sichs tun läßt, — tu u u n läßt — möglichst o h n e Hoffnung — ooohne —"

Dann sprangen sie in den Wald und begannen das „Schlesierlied" zu singen.

Der Assistent hatte sich bei der Vorstellung entwickeln wollen, war aber vor der Suade des Buchhändlers nicht dazu gekommen. Deswegen ging er nun bedrückter als vorher neben dem Mädchen hin.

„Horch mal," sagte sie nach einer beklommenen Weile, offenbar im Bestreben, zu einem Gespräch zu gelangen.

Der Gesang der drei zog schnell tiefer in den Wald, als werde er von dem Grün eingesogen, und war zuletzt nur noch so leise und verschwommen zu hören, wie ein melodisches Sieden der Nadeln.

„Nicht? Schön, Paul, nicht?" sagte sie innig und schaute ihm verliebt in die Augen. „Schäm dich, nicht einmal guten Tag hast du mir geboten!"

Förster kratzte verlegen mit dem Stocke im Grase, raffte sich dann mit einem Seufzer zusammen, sah starr in ihr Gesicht auf, wie zu vernichtender Anklage, ließ den gespannten Atem aber wieder entmutigt fahren und sagte abgeschlagen: „Nein, im Walde, komm . . ." Dann griff er mit schnellen Schritten auf dem Wege aus; aus seinem Gange wurde bald ein gehetztes Laufen.

Das Mädchen folgte ihm atemlos.

„Was ist dir denn bloß?" rief sie hinter ihm drein, „lauf doch nicht so! Ich kann ja nicht nach. Paul! — Was hats denn mit dir?"

Tief im Walde blieb er endlich stehen. Seine Augen funkelten. Mit stürmischem Atem, ungeduldig erwartete er sie.

Aber noch ehe sie herangekommen war, brach er los:

„. . . ja, komm nur her. — Immer komm her. Verstell dich nur nicht. — Ja. — Glaub ich dir ja, daß dir das schwer fällt. Haha."

Das Mädchen blieb kalkweiß, wie angewurzelt stehen.

„Paul, lieber Paul!" sagte sie vorwurfsvoll und schmerzlich.

„Jawohl. Jawohl," er verbeugte sich gegen sie und schleuderte zugleich die Hand heraus, höhnisch und einladend. „Bitte, treten Sie näher! Ich habe ein gutes Gewissen. Ich fürchte mich nicht. Aber herunter muß es von mir. Jawohl, herunter. Nutzt, nutzt, nutzt nischt."

Das arme Mädchen näherte sich ihm unter dem Worthagel, setzte sich auf einen Baumstumpf und sagte gefaßt: „Nun sage also, was es hat." Dann bedeckte sie lauschend das Gesicht mit ihren gestützten Händen.

Der Assistent stutzte und maß erstaunt und verwirrt das ruhig und ergeben dasitzende Mädchen. Aber er packte sich und begann mit reißenden, schnaubenden Schritten auf- und abzugehen, weil er vor der Hand nicht wußte, wie er weiter toben sollte.

„Also sprich nur," mahnte Mathilde ruhig und sah ihm forschend zu.

„Willst du mich etwa noch gar verhöhnen?"

„Ich denke nicht!"

„Nun, also, warum sprichst du so? Ich habe ein Amt. Wenn es auch klein ist, aber sicher. Wir wären durchgekommen, ganz gewiß, wenn auch alles teuer ist, das Schweinefleisch neunzig, Rindfleisch eine Mark. Weiß ich alles. Aber ich habe keine Angst, gar nicht, haha!"

„Na — und?" fragte das Mädchen gespannt.

„Ja — — und . . . und . . . Bei der Sicherheit muß Liebe sein."

„Deine Mathilde hat keine Liebe?"

„Nein, wenigstens nicht die richtige."

„Und warum?"

„Weil . . . weil . . ." Der Assistent sah sein Mädchen erdfahl, erlöschend, mit jagendem Busen, auf seine Worte wartend, und seine eingesperrte, mißhandelte Seele drängte ihn, hinzuzustürzen, sie zu umfassen und, um Verzeihung bittend, den hämmernden Kopf in ihren Schoß zu graben.

„Weil?" fragte das Mädchen ruhig, da Förster stotternd verstummt war und sie aus großen Augen verloren anstarrte.

„Weil die Treue fehlt . . . die Treue," brachte er endlich stockend hervor, erschrak aber zu gleicher Zeit bis ins Mark vor einem leisen, unendlich hohen, seligen Sington, der tiefer noch als in seiner Brust aufklang, eine Weile in ihm schwang und dann schrill zerriß, so zerriß, daß über den Assistenten die Empfindung kam, er wäre leblos.

Zugleich bebten die Baumstämme um ihn, wie von einem unsichtbaren Stoß getroffen, und verloren dann, wie das unerklärliche, lautlose Erschauern schnell nachließ, den geheimnisvollen Glanz ihrer einsamen Schönheit, und standen wie tote, sinnlos angestrichne Bohlen. Ihr Rauschen plärrte wie Kies, der über ein Sieb rollt. Die Vögel dudelten wie auf Blechpfeifen.

Der Assistent schaute sich furchtsam um und begriff nicht, was geschehen war.

„Ich muß mich setzen," murmelte er kläglich, schob sich wie eine Marionette langsam zusammen und nahm auf dem Waldboden seiner Geliebten gegenüber so Platz, daß er ein Bein heraufzog, seine Hände übereinandergeschlagen darauf legte und sie in dumpfer Starrheit anstierte.

Er bot den Anblick eines Verzweifelten.

Dem Mädchen liefen die Tränen über das blasse Gesicht.

„. . . und woher weißt du, daß ich dir untreu geworden bin?" fragte sie endlich tonlos, leise.

Förster nickte nur stumm und stützte dann den Kopf auf die Hände.

„Paul, so rede doch wenigstens," drängte sie zitternd.

Der Assistent stieß das Stöhnen des anderen aus, schloß die Augen wie er und begann monoton mit ganz fremder Stimme zu reden: „Ich bin in den Nächten umhergelaufen, die Straßen auf und ab. Denn man hat keine Ruhe, wenn das Vertrauen weg ist. In den Stürmen, weißt du, dann hab ich gesessen und gewartet, aber du kamst nicht vor meine Augen wie sonst. Sondern ein anderer, den ich nicht kenne. Und wenn er statt deiner kommen konnte, mußte er dir wohl näher sein als ich. Siehst du, siehst du."

Dann versank er wieder in dumpfes Schweigen.

„Paul, du bist krank. Sicher, denn ich kann mirs nicht denken, daß du sonst an solche Einbildungen glauben könntest. Guck mich doch an. Ob ich dich hintergehen kann," sagte sie und wollte sich erheben, um an ihn heran zu treten. Aber er streckte abwehrend die Hand aus und schüttelte den Kopf.

„Nein, nein," fuhr er abgeschlagen zu reden fort, „ich weiß alles. Siehst du, ich bin zum Direktor gegangen wegen der Gehaltsaufbesserung. Ich habe alles getan, wie wir es verabredet hatten. Alles. Und wenn wir auch hätten sparen müssen, sehr, bis zum Jammer, ja. Denn der . . . der . . . Hund! . . . die Bande: man hat mich fortgeschickt . . . Das heißt ich bin noch Assistent . . . o ja. Siehst du, aber trotzdem man mir nicht einen Pfennig zugelegt hat, bin ich fest geblieben."

Mathilde hatte Mühe, den wirren Worten ihres Geliebten zu folgen. Aber mit dem Instinkt des Weibes ahnte sie doch den Zusammenhang und wiegte vorwurfsvoll den Kopf.

„Das hätte ich nicht gedacht von dir," sagte sie trauervoll.

„Du weißt doch. Ich bin nicht wie die andern Mädchen hier, die nur auf Kleider und Vergnügen denken. Du kennst mich doch, daß ich von Haus aus das Sparen gewohnt bin. Also, vor dieser Untreue brauchst du nicht Bange zu haben. Das meinst du doch, nicht wahr, Paul? Sei mal ehrlich."

Der Assistent stieß als Antwort ein häßliches Lachen aus.

„O, ihr Weiber," sagte er dann feindselig. „Glaubst du, ich durchschaue nicht alles? Jawohl, ich hab es durch ihn erfahren, sage ich dir, und er weiß Bescheid, aber gründlich! Er hat sie singen hören, mein Freund. Verstehst du. Und sie sind alle egal."

Mathilde erhob sich jetzt mühevoll und sah sinnend einen Augenblick zu Boden.

„Hm. Und wer ist der Herr, der dies von mir gelogen hat?" fragte sie gepreßt. „Ich will es wissen."

Förster schüttelte nur den Kopf und starrte zu Boden.

„Nichts. Nichts. Ha!"

Dann hob er das Gesicht. Es war schmerzvoll blaß, wie das eines Todkranken und seine Augen hatten jeden Ausdruck verloren.

„Du hast mich doch pfeifen hören am Abend? Siehst du, da bin ich gekommen, um dir alles zu sagen. Ich, Dummian, steh und warte und warte und steh. Derweil gehst du zum Schein etwas auf und ab, als ob du mich suchst. Aber ich weiß, du wolltest mich nicht finden. Und dann gehst du zu dem andern, mit dem du dich verabredet hattest auf der Hauptstraße. Ich hab dich wohl die dunkle Gasse hinfliegen sehen, ins Licht hinein. Zu einem von den Kujonen, die singen, die diese verfluchten Lieder singen, daß man vor Wut die Gardinen vom Fenster reißen möchte."

Nun war Paul Förster mitten in der Empörung des anderen, sprang bebend auf, trat vor das Mädchen hin und schrie ihr ins Gesicht: „Ja wohl, so ists, so ists!"

Doch anstatt zerschmettert zu sein fing das Mädchen plötzlich fröhlich zu lachen an. —

„Du dummer, eifersüchtiger, lieber Kerl. Paul, nun gib mir erst einen Kuß."

Sie warf den Schirm weg, umschlang ihn leidenschaftlich und drängte ihr Gesicht zu dem seinen.

Aber der Schreiber riß sich los und stieß sie von sich, daß sie taumelte.

„Weg," schrie er, „weg! Es ist aus, vollkommen. Geh du deine Wege, ich geh meine, es ist alle. Aus. Aus."

Er schrie mißtönig, heiser, wie ein hoffnungslos Verurteilter und zitterte gleich einem, der unter der Macht eines andern eine Untat begangen hat und

aus den Verstrickungen des Taumels nicht mehr heraus findet, mit denen der Fremde ihn umnebelte.

Da verstand das kluge Mädchen den Verirrten auch nicht mehr und sah sich von seiner Brutalität aus ihrer Welt ins zerstörte Dunkel getrieben.

Sie glaubte, von der Liebe zu einer Reichen aus dem Herzen ihres Geliebten verdrängt worden zu sein und nahm seine wahnsinnige Wildheit für die Folge des schlechten Gewissens.

Alles das aber drängte sich ihr in diesem Augenblicke durch die Empfindung des Jammers, der Scham und Erniedrigung auf.

Sie warf noch einen Blick auf Förster, der verstockt dastand und in verbissener Blässe ins Beerkraut starrte, hob den Schirm auf und sagte mit einer unnatürlichen Ruhe: „So, so. — Nun, so wünsch ich dir mit der Reicheren mehr Glück."

Dann entfernte sie sich mit behutsamen Schritten über den Abhang.

Als das Licht des Feldes durch die auseinandertretenden Bäume des Waldes ins Dunkel blühte, verließ sie die Fassung, sie schluchzte laut auf und stürzte fliehend hinaus ins Freie.

4

Paul Förster getraute sich nicht, ihr nachzuschauen. Er heftete den gespannten Blick seiner Augen auf eine Ameise zu seinen Füßen, die sich bemühte, ein großes Sandkorn zwischen die Freßzangen zu bekommen, um es fortzutragen. Immer entglitt es ihr, immer griff sie es an, jedesmal immer wilder, verbißner, hartnäckiger. Sie stemmte ihre Füße so heftig in den Boden, daß er es zu hören meinte. Der Laut der Tritte, mit denen sich Mathilde aus dem Walde stahl, klang ihm aus dem Lauf des Insektes entgegen.

„Was so ein kleines Tier auftritt," sagte der Assistent.

Mathildes Schritte tönten immer leiser und ferner.

„Es hört nicht auf zu laufen," sann Förster.

Jetzt schrie das Mädchen gedämpft auf und dann war es plötzlich so qualvoll, so beklommen still überall, als sei die ganze Welt totgeschlagen worden.

Die Ameise zu seinen Füßen richtete sich auf ihren Hinterbeinen empor und reinigte sich die Freßzangen.

Den Assistenten packte Angst und Wut. Er biß die Zähne aufeinander und stieß mit der Spitze seines Stockes nach dem Insekt.

„Willst du wohl nicht so brüllen, du klei — nes — A a a s, du . . .?"

Er zerrieb die Ameise zu Brei und indem er den Stock mit beiden Händen bis über die Zwinge in den Sand bohrte, wurde sein Körper vom Wirbel bis zur Zehe von kalten Schauern der Angst geschüttelt, weil er

wußte, daß er ein unschuldiges Tier tötete. Aber sein Schmerz kühlte sich in neuer Grausamkeit und seine Wildheit in neuer Reue.

Er legte sich mit dem Gewicht seines Leibes auf die Krücke und hörte nicht auf, den Stock bohrend in die Erde zu treiben.

Sein Atem ging ächzend und Tränen rannen ihm übers Gesicht.

Plötzlich zerbrach der Stock, der Assistent taumelte zurück und fiel zu Boden.

„Oha," sagte er laut auflachend. „Ich werde noch die Nase brechen. Ola! Ola! Hahahahaha . . . ."

Er krabbelte sich unter Gelächter in die Höh und setzte sich auf einen Baumstumpf.

Aber während dieser ganzen tollen Lustigkeit liefen ihm die Tränen dichter und dichter über die Wangen.

Und als er jetzt gar seinen zerbrochenen Stock sah, verschlug ihm der Schreck einen Augenblick den Schmerz. Er fuhr entsetzt herum, starrte in der Richtung hin, in der Mathilde sich entfernt hatte, schlug die Hände vors Gesicht und brach in lautes Weinen aus.

Nach dem ersten leidenschaftlichen Aufstoßen ging das Schluchzen zwar in ein gemäßigtes Ausströmen über, konnte aber nicht eher aufhören, als bis der letzte Tropfen aus dem Assistenten gepreßt war. Endlich, leergepumpt und taumelnd, schien es ihm, er wache aus einem wirren, wilden Traume, von dem nichts mehr in ihm zurückgeblieben war als ein schwaches, ohnmächtiges Brausen, das ihn erfüllte.

Seine Seele, die während der achttägigen Irrfahrt seines Innern, als blinder Passagier, in einen dunklen Winkel der Brust gekauert, mitgereist war, hatte sich ganz in ihre Tiefe verloren.

Paul Förster erhob sich von dem Baumstumpf, auf dem er gesessen hatte und trat an die Stockhälfte heran, die er in die Erde gebohrt hatte, es gelang ihm nicht, sich zu erinnern, warum er das getan hatte. Wenn er mit seinem Sinnen in sich hineindrang, kam er nur bis an das leere Brausen, das ihn erfüllte. Er sah sich die andere Stockhälfte in seiner Hand an, um zur Klarheit zu gelangen, fand aber auch nicht eine Spur, die ihn zurückgeleitet hätte. Der Tag war im Verscheiden. Die Stämme schwebten schon ungewiß im Dunkel, und wenn Nebelfahnen durch den Wald zogen, kam es ihm vor, als würden die Bäume mitgenommen und taumelten tiefer in den Schatten der Nacht hinein.

Rund umher fingen auch die Rehe an, auf die Äsung zu ziehen. Das Schweigen des verfinsterten Waldes war überall mit dem leisen, geheimnisvollen Rascheln kleiner Tritte erfüllt, die alle auf den Assistenten zukamen.

Da wurde es dem Schreiber unheimlich. Er warf den Stockstumpf weg und begann, sich auf gut Glück von Stamm zu Stamm weiter zu tasten.

Als er einen Weg unter den Füßen fühlte, kam er schneller vorwärts und stand bald am Waldesrande. Drunten sah er Rochlitz. Es hatte sich ausgetobt und kroch still und gewunden im Schimmer seiner zahllosen Lichter durch die Nacht. Wie ein riesiger Wurm, mit glitzernden Schuppen bedeckt, vollgesogen von kostbarem Leben, lag der Ort in die Lache der finsteren Nacht gewühlt, schnarchte manchmal gemächlich und übersatt aus dem sonntagstillen Schachte, und blinzte hin und wieder bläulich geil mit dem Fahrlichte der elektrischen Bahn in die verqualmte Schwärze hinauf. So wälzte sich Rochlitz fort und kam nicht von der Stelle.

Paul Förster erschrak wie vor einer wüsten drohenden Halluzination, die er noch nie gesehen hatte. Er schlich in den Wald zurück und griff sich von Baum zu Baum tiefer in das Dunkel hinein. In der Leere seines Innern huschte manchmal eine vage Sicherheit auf, daß es irgendwo einen stillen, seligen Schimmer gebe, den er einst besessen hatte. Nach diesem sanften hellen Fleckchen in der Welt taumelte er durch das schwarze Schweigen des Waldes, verlor bald jede Richtung, stolperte über steile Abhänge, sprang über Bäche, kroch jähe Wände hinauf, und rief fortwährend: „Ich bin der Assistent Paul Förster! Ich bin der Assistent Paul Förster!"

Holzfäller fanden ihn am Morgen anscheinend leblos auf einem Wege am schwarzen Berge liegen.

Er wurde nach Hause geschafft und der herbeigerufene Knappschaftsarzt stellte eine schwere Nervenentzündung fest.

Wochenlang wechselte sein Zustand zwischen Toben und totenähnlicher Stille. Wenn er in dieser Stummheit, mit überklaren, großen Augen lag, sah es aus, als sei er wach, und überschaue alle geheimen Zusammenhänge der Welt.

In einer solchen Zeit besuchte ihn Mathilde Schreiber, getrieben von der Überzeugung, daß sie ihm zu Unrecht die Brutalität jenes Bruches im Walde als eine moralische Handlung angerechnet habe, weil er sicher schon in diesen unseligen Stunden von den heranziehenden Fiebern der Krankheit verwirrt, als ein wider Willen Gehetzter von ihr gestürzt war. Ja, das gütige Mädchen ging in ihrem Mitleid so weit, die schmerzliche, große Qual, die doch offenbar ihretwegen den Assistenten überfallen hatte, als einen Beweis der starken Liebesleidenschaft anzusehen, die ihn an sie fesselte.

Sie trat an sein Bett und sah erschüttert erst eine Weile in das verblaßte, fast wie gefrorene Blau seiner unheimlich unbeweglichen Augen. Dann wollte sie, mit von Rührung und schmerzvoller Liebe gewürgter Stimme, alles Liebe ihres erbarmten Herzens reden, kam aber nicht über den Gruß und einige Ausrufe hinaus, denn plötzlich wurde dem Kranken das alte Verzweifeln ins Gesicht geschleudert und im nächsten Augenblicke stieß ihn wieder

das Toben durch alle Verzerrungen des Körpers und der Seele. Das Mädchen wurde mit Gewalt hinausgeführt und der herbeigerufene Arzt erklärte, daß mit dem Ende des Deliriums entweder das Ende des Lebens erreicht sein oder bei günstigem Ausgange eine dauernde geistige Umnachtung einsetzen werde. Alle, selbst der Arzt, wünschten, daß der erste Fall eintreten möge. Deswegen nahm man mit verheimlichter Befriedigung die Erfolglosigkeit der Beruhigungseinspritzung wahr. Es schien wirklich, daß in diesem Körper alles in Trümmer geschlagen werden solle. Es pleuderte dem Assistenten jeden Atem aus, riß ihm den letzten Ton aus der Kehle, zerfetzte seinen Herzschlag, und zuletzt war es, als trete ihm jemand die Brust ein.

Dann lag er in der Agonie. Die Lippen verfärbten sich; die Augen wurden zurückgedreht; er lag kalt und starr. Man deckte sein Gesicht zu und schloß die Zimmertür, um am andern Morgen mit den Vorbereitungen für die Beerdigung zu beginnen.

Als die Totenwäscherin aber früh eintrat, lag das Gesichtstuch auf der Erde und der Tote verlangte mit kaum hörbarer Stimme zu trinken.

Nach vierzehn Tagen verließ er das Bett.

Einen Monat später saß er wieder an seinem Tisch im Verwaltungsgebäude der „Segengottesgrube", emsig über die Akten gebeugt, die durch seinen Vertreter in arge Unordnung geraten waren, und arbeitete mit einer solchen Hingabe, als sei seine Krankheit nichts als eine lange Sammlung seiner Berufskräfte gewesen. Alle Abschweifungen in Süchte, jeder Anflug einer traumhaften Stimmung, der bunte Blick, das Überschimmern des Gemütes, alles war in dem Assistenten ausgetilgt, die Erinnerungen an seine Liebe mit dem Schatten ihres Schattens erloschen.

Vergeblich wartete Mathilde Schreiber, daß er zu ihr zurückkehre.

Endlich faßte sie sich ein Herz und ging eines Abends zu ihm. Er saß auf dem Sofa und blätterte in amtlichen Schriftstücken, die er sich mit nach Hause genommen hatte. Als sie eintrat, hob er den Kopf und ersuchte sie in höflichem Geschäftston, Platz zu nehmen.

Ohne eine Miene ins Empfinden zu rühren hörte er ihr Bedauern an, ihn damals im Walde mißverstanden zu haben; ohne ihr zu Hilfe zu kommen konnte er es mit ansehen, wie sich das Mädchen in Scham und Verwirrung an Andeutungen ihrer Treue abmühte, und auch dann noch verharrte er in ruhiger Geduld, als sie sprachlos über soviel Gefühllosigkeit, mit überschwemmtem Auge dasaß und wenigstens auf ein gütiges Wort des Abschiedes wartete.

Seine Lippen blieben geschlossen, sein Kopf aufmerksam geneigt, und weil sie immerfort schwieg, forderte er sie endlich mit einem erinnernden Blick auf fortzufahren und machte mit der trockenen Feder einige ungeduldige Schreibbewegungen auf dem Papier.

Da ermannte sich das beschämte Mädchen und sagte, sich erhebend, mit kaum vernehmbarer Stimme:

„Ich werde zu meinen Eltern in das kleine Haus zurückkehren und ihnen in der Bestellung des Ackerstreifchens helfen, graben, sicheln, die Ziegen pflegen und denken, daß ich besser getan hätte, nicht hierher zu kommen. Denn ich hab alles verloren, was ich nach Rochlitz mitgebracht habe.“ Dann ließ sie ihm doch noch einen Augenblick Zeit zur Antwort.

Aber er erhob sich, legte die Feder in der Art eines Sinnenden hin, sagte: „Ja, ja, das wird das Beste sein,“ und sah gleichgültig zu, wie sie aus dem Lichtkreis der Lampe zurückwich und sich schweigend durch die Tür drückte.

In dieser Nacht schlief der Assistent etwas unruhig und am andern Morgen quälte ihn eine undeutliche Beklemmung, daß er vergessen habe, dem Direktor eine notwendige Meldung zu erstatten. Es betraf die Mitteilung, daß er von der Absicht zu heiraten Abstand genommen hatte.

Allein er konnte sich nicht mehr darauf besinnen, spürte fortwährend ein schwaches Ballen in der Magengegend, ein leises Drücken am Halse und hatte das peinliche Gefühl einer Pflichtversäumnis.

Gegen elf Uhr hörte er im Flur über sich den Schritt des Direktors.

Da verstärkte sich seine Unruhe so, daß er aufstand und in das Direktionsbüro hinaufging, denn er hegte die Hoffnung, daß ihm das Vergessene schon einfallen werde, wenn er dem Direktor gegenüberstände.

Allein beim Betreten des Zimmers überfiel ihn nur tiefe Mutlosigkeit. Er setzte sich auf den angebotenen Stuhl, schaute angestrengt zu Boden und bat dann mit schüchterner Stimme, man möge ein Nachsehen mit ihm haben, wenn in der ersten Zeit dann und wann ein Versehen vorkäme. Er fühlte sich ja wieder ganz gesund und sei berufsfreudig, aber ein wenig mache sich die Nachwirkung der Krankheit doch noch geltend.

Die Güte und der tröstende Zuspruch des Direktors trieben ihm die Tränen der Rührung in die Augen und gefestigter und sicherer kehrte er zu seinem Tisch zurück.

Allein sein ganzes Leben blieb er beschwert. Nach jeder abgeschlossenen Arbeit wurde er die Besorgnis nicht los, einen groben Fehler stehen gelassen zu haben. Kein Fleiß, keine Achtsamkeit befreite ihn je davon; keine Anerkennung konnte ihn ganz beruhigen. Er wurde zum Vorsteher seiner Abteilung und endlich zum Bauverwalter ernannt. Aber alle Ehren empfing er mit der Melancholie einer verborgenen Beschämung. Sein Schritt wurde schusserig, tastend. Er sprach nie anders, als im Tone der Entschuldigung, grüßte wie ertappt, konnte nur noch bei offenem Lichte schlafen und mied es, allein einsame Wege übers Feld oder im Walde zu gehen, weil er immer jemand leise hinter sich herschleichen hörte.

Fichtes schriftstellerische Persönlichkeit
von Arthur Bonus

1830 erschien „Fichtes Leben und Briefwechsel" von seinem Sohn. Nicht damals, sondern erst ein Menschenalter nach Goethes Tode in der zweiten Auflage erzählt der Sohn am Ende des Schiller-Goethekapitels einen sehr geheimnisvollen Auftritt. Goethe habe mit etwas wie Verlegenheit, ja Reue auf die Rolle zurückgesehen, die er im Atheismushandel von 1798/99 gegen Fichte gespielt habe. Das ist gewiß richtig, und der Biograph weist auch auf die richtigen Beweise dafür hin. In diesem Zusammenhang erzählt er dann weiter, wie beide sich 1810 in Teplitz wiedergesehen und herzlich begrüßt hätten. Damals habe Goethe zu Zelter, „auf den in der Ferne mit den Seinigen dahinwandelnden Fichte deutend", gesagt: „Da geht der Mann, dem wir alles verdanken." Zelter habe es Fichtes Frau erzählt.

Wenn diese Äußerung 1813 gefallen wäre, könnte ich ihr einen ernsthaften Sinn abgewinnen. So aber fällt sie mir in die Reihe der nicht ganz wenigen sarkastischen Worte Goethes über Fichte, die uns überliefert sind. Schon Schiller weist auf ein solches hin, wenn er am 28. Oktober 1794 an Goethe schreibt: „Nach den mündlichen Äußerungen Fichtes . . . ist das Ich auch durch seine Vorstellungen erschaffend . . . Die Welt ist nur ein Ball, den das Ich geworfen hat und den es bei der Reflexion wieder fängt! Sonach hätte er seine Gottheit wirklich deklariert, wie wir neulich erwarteten." „Er war eine der tüchtigsten Persönlichkeiten, die man je gesehen," urteilt Goethe selbst in den Jahresheften zu 1794, „aber wie hätte er mit der Welt, die er als seinen erschaffenen Besitz betrachtete, gleichen Schritt halten sollen?" Es ist ein einigermaßen pikantes Bild, sich den Sohn, der damals dreizehnjährig an der Hand des Vaters „hinwandelte", treuherzig und ahnungslos der Erzählung Zelters lauschend vorzustellen.

1831 erschien der zweite Teil des Faust mit jener humoristischen Szene in Faustens altem Zimmer, wo Mephistopheles wieder wie einst Professor spielt und der junge Bakkalaureus hereinstürmt — „Doch diesmal ist er von den Neusten; er wird sich grenzenlos erdreusten." — Fichtes Grobheit war ebenso bekannt als gefürchtet — „Du weißt wohl nicht, mein Freund, wie grob du bist?" — Antwort: „Im Deutschen lügt man, wenn man höflich ist." Fichtes Deutschtum und seine häufige Betonung, daß allein von der Jugend etwas zu erwarten sei — je älter, je schlechter. Der Bakkalaureus: „Die Welt, sie war nicht, eh ich sie erschuf . . . Wer außer mir entband euch aller Schranken philisterhaft einklemmender Gedanken? . . ." Und Mephistopheles hinter ihm her: „Original, fahr' hin in deiner Pracht!"

Die Szene gibt bei allem Sarkasmus doch den Eindruck von etwas Erfreulichem, etwas jugendlich Überschäumendem, doch Tüchtigem, Sturm, Drang und Gärung: „Wenn sich der Most auch ganz absurd gebärdet, Es gibt zuletzt doch noch 'n Wein." Wenn man abzieht, was dadurch hinein gekommen ist, daß der Bakkalaureus mit dem jungen Schüler des ersten Teils in eins gesetzt wird, so darf man hier eine authentische Wiedergabe des Eindrucks finden, den Fichtes Aufsteigen und Verschwinden auf Goethe gemacht hat. Sein Hineinfahren zwischen Glatzen und Perücken — „Auch ein gelehrter Mann studiert so fort, weil er nicht anders kann," hatte Mephistopheles selbst gerade vorher zu deren Charakterisierung (in vorweggenommenem Wilhelm Busch-Ton) gesagt — und die fabelhafte Energie, mit der er sich die ganze Welt anzueignen suchte. Der in sich selbst zur Ruhe gekommene und ausgereifte Goethe (ein wenig auch wohl der Staatsminister in ihm) empfand zu vorherrschend die Prätention, allenfalls auch noch die Kraft, die er aber für ziellos hielt, und zu wenig oder gar nicht die Selbstverpflichtung und das Verantwortungsgefühl, die dahinter standen und Fichtes Persönlichkeit viel positiver und viel stärker charakterisierten als jene.

Wir wissen aus dem Briefwechsel des jugendlichen Fichte mit seiner späteren Frau (einer Nichte Klopstocks), daß er geradezu litt unter der Fülle der Projekte, die sich ihm aufdrängten, und ferner, daß er, der Theologie studierende arme Weberjunge, von vornherein sich — als Staatsmann empfand. Er hatte von vornherein das Verantwortungsgefühl für das Volksganze. Er hatte es aber nicht nur für das Volk, sondern für die Menschheit und für die Welt.

Es hat etwas Hinreißendes, zu verfolgen, wie dieser Sohn der Hütte von der Gänseherde weg sich in die oberen Stände hinauf und, wie von der Wucht des Aufschwungs getragen, über sie hinaus ins Volksführer-, ja ins Weltregententum schwingt. Das gibt dem, was er sagt, diesen ehernen Klang, diesen Ton von Absolutheit, von letztem Wort, von religiöser Ergriffenheit. Er ist Gelehrter geworden, aber er hat sich nie vorstellen können, daß nicht die Gelehrten die wahren Könige des Volks sein müßten — in seinem Zukunftsstaat (vgl. „Staatslehre" von 1813) sind sie es (Auswahl von Medicus, Band 6).

(Er versteht allerdings unter den Bezeichnungen „Gelehrter" und „Wissenschaft" ungefähr das Gegenteil dessen, was wir darunter verstehen. Die Formel von der wissenschaftlichen Weltanschauung könnte er gebildet haben, aber der Anspruch, aus einer engen Teilwissenschaft und nun gar der naturhistorischen eine Weltanschauung zu machen, war ihm halb lächerlich, halb wüst, geistige Schwäche, die ins Delirieren geraten ist. Wir werden ja wohl auch diese Albernheit unsres an Albernheiten so reichen Weltdaseins überwinden.)

Diese Momente sind es, die seinen schriftstellerischen Charakter ausmachen.

Seine Energie rechnet stets mit der letzten Möglichkeit. Bereits im Atheismusstreit hält er das Schicksal des Vanini (der 1619 verbrannt wurde) für noch nicht zu veraltet, um es ins Auge zu fassen. 1806 will er als Feldprediger mitziehen. Er denkt an Tyrtäus und versichert, er wolle nicht etwa selbst gefahrlos mit den gefährdeten Kriegern ziehen, er werde sich demselben Schicksal zu stellen wissen, das sie bedrohe, denn er werde Worte sprechen, die ihm im Fall der Niederlage ohne weiteres das Leben kosten würden. 1807/8 machte er es wahr, mitten im Frieden, mitten unter feindlichen Spionen. Im vollen Bewußtsein der Gefahr, wie ein Brief an den Kammergerichtspräsidenten Grafen Beyme beweist, dazu jene Worte der zwölften Rede selbst: „Kennen Sie etwas Höheres als den Tod? . . . Wer hat das Recht, zwischen ein Unternehmen, das auf diese Gefahr begonnen ist, zu treten?"

In gewisser Weise kann man sagen, daß er sich das Todesschicksal erzwang. Er hatte seine Frau überredet, — was freilich kaum schwer war — sich der Verwundetenpflege zu widmen. Nach sechs Arbeitsmonaten erkrankte sie und steckte ihn an. Sie genas, er starb. In einem lichten Augenblick brachte ihm der Sohn die Nachricht vom endlich schnelleren Vordringen in Frankreich. Seitdem kämpfte er in seinen Fieberphantasien mit, schlug sich, siegte — und fiel.

Diese Dinge sind ja nur der Ausdruck für eine innerlichst heroische dauernde Gestimmtheit, und diese fortwährende Gefaßtheit auf ein Äußerstes und Bereitschaft, ihm nicht auszuweichen, gibt dem an sich unschönen Stil seiner Schriften einen Klang von Unwiderstehlichkeit.

Diese durchdringende Energie gibt seiner Schriftstellerei noch nach einer andern Seite hin Eigenart. Er bemächtigte sich aller Dinge, die er lernte oder erfuhr, nicht wie ein Zuschauer, der nun auch dies wissen möchte, sondern wie ein Eroberer, der nicht eher ruhen werde, als bis er dies Gebiet, gegen das er sich gewandt habe, bis zur völligen Unentreißbarkeit seinem Reich eingegliedert habe.

Die Spekulation bedeutet bei ihm etwas andres als sonst. Er, der von manchen für den Urheber der Spekulationswut gehalten wird (und es unfreiwillig in gewisser Beziehung auch war), die nachher mit Hegel über den deutschen Geist hereinbrach, sprach selbst mit äußerster Verachtung von bloßer Spekulation. Für ihn war die Spekulation der Akt, durch den man sich des Wesens der Dinge bemächtigt, um sie nun zur absolut freien Verfügung zu haben.

Daher das fortwährende Wechseln in der Art, die Begriffe zu benennen und abzugrenzen. Er tat es bewußt, um seine Schüler zu lehren, nicht in

etwaigen Ergebnissen, sondern im geistigen Durchdringen selbst die Sache zu suchen, auf die es ankommt. Doch ist das nicht etwa dahin zu verstehen, daß es ihm an Strenge der Begriffbildung fehlte. Er wechselt nie innerhalb des gleichen Zusammenhangs. Durch einen ganzen Vorlesungszusammenhang hindurch sind alle Begriffe festgelegt. Nur wenn er darauf dieselbe Sache neu behandelt, faßt er sie auch durchgängig von neuem Gesichtspunkt und mit neuer Begriffsbegrenzung auf.

Spekulieren bedeutet für ihn: die Zusammenhänge der Dinge so lange anschauen, bis sie schlechterdings alles Verwirrende verlieren und in völlig alles Zufalls entkleidete, einfache, leicht handbare Fäden absoluter Notwendigkeit sich lösen.

Damit ist gegeben, daß er auch in seinen allgemeinverständlichen Schriften für alle Dinge, die er anführt, sofort den Generalnenner anzugeben sucht, nicht nur für ihren nächsten Gebrauch, sondern bis in ihre äußersten Zusammenhänge hinein.

Er kann keine begrenzte Frage behandeln. Er muß sofort in ihre letzten Gründe, ihre tiefste Bedeutung, ihr eigentliches Wesen hinab.

Das ergibt bei der Energie, mit der er vorwärtsstößt, ein allzu eiliges Abstrahieren, eine gewisse Blutleere und Farblosigkeit. Es will einem manchmal scheinen, als höre man nur noch rationelle Formeln klappern und ein Stürmen in den Lüften, das heftig ist, aber nichts bewegt — plötzlich nimmt man wahr, daß man schier unvermerkt in religiöse Sphären geraten ist. Daher der sonderbare Zwischencharakter zwischen religiöser Erhebung und fast rationalistisch anmutender Verständigkeit. (Vergleiche die tief eindringende Schilderung des Zusammenhangs der Fichteschen Gedanken in einer mystischen Grundanschauung in Fritz Gogartens trefflichem Buch „Fichte als religiöser Denker", Jena, Diederichs.)

Es ist hier etwas Ähnliches, wie bei sehr großen Künstlern, wo sich zumeist zwei Parteien finden, deren eine die Werke restlos aus den Gesichten einer tiefen Versunkenheit, die andre aus den Resultaten rein technischer Berechnungen zu erklären suchen. Dies eben ist der Stempel des Künstlertums, das Zeichen, daß die Gesichte wirklich Gestalt gewonnen haben.

Die Analogie ist keine völlige, weil religiöse Gesichte ihre eigentliche Gestalt nicht in begrifflichen Konstruktionen haben. Nur für diejenigen, welche sie nun einmal da suchen, — in unserem Zeitalter immerhin die herrschende Stimmung, und in sie gehört Fichte — steht es so. Es hat sich eben an ihm erwiesen, daß die großen Gesichte versunkener und zukunftschwerer Geister gegen das Mittel der begrifflichen Konstruktion unmeßbar sind. Indem er es durchsetzen wollte, sie in diese Maße einzuführen, sah er sich zu den mühsamsten Umwegen gezwungen und daher hat

seine Darstellung so oft etwas Gewundenes, Undurchsichtiges, fast Kniffliches, das zum eigentlichen Charakter des Inhalts und der Person nicht paßt und dem Stil die Schönheit der strengen Sachlichkeit raubt, die er sonst sehr wohl hätte haben können.

Einen Reiz, der fast zu einer besonderen Art Schönheit ansteigt, hat er gerade von hier dennoch gewonnen. Dieses Kämpfen mit unüberwindlichen Hindernissen, wo dann schließlich doch immer wieder ein schmaler Fußpfad hinüberführt, man weiß nicht recht wie, aber man gibt sich schließlich darein, daß man drüben ist und daß es sich gelohnt hat. Dieses Ausbrechen und Sichverbreiten im Jenseits von den Schwierigkeiten, im Einfachen, das doch merkwürdig hoch und frei liegt, weiten Umblick erlaubend und kräftige reine Luft bietend.

Die Armut, Umständlichkeit, Ungelenkigkeit seines Stils hängt übrigens mit jenem Vorurteil für begriffliche Konstruktion als rechtmäßigem Ausdruck letzter Wahrheiten zusammen.

In den „Grundzügen des gegenwärtigen Zeitalters" charakterisiert Fichte es als das Zeitalter des Begreifens und der Begriffe. Er stellt es in dieser seiner Eigenschaft sehr tief — läßt aber doch bemerken, daß er es nur deshalb tief stellt, weil dieses Begreifen sich allein auf Erfahrung beziehe. Es liegt kaum zu weit ab, zu vermuten, daß für seine ungestüme Energie diese Einsicht in den Charakter der Zeit bestimmend geworden ist, Klarheit (die er eigentlich meinte und wollte) und Begrifflichkeit in Eins zu setzen, — nun gar begriffliche Beweisbarkeit!

Er, der Goethe zeitlebens verehrte, ihm auch immerhin nahe treten durfte — Goethe schreibt unter dem 18. März 1797 an Schlosser, daß er „mit Fichte dessen neue Darstellung der Wissenschaftslehre abends durchgehe" — er stellt die Theorie auf (besonders hart und häßlich in den Reden über Patriotismus, die Medicus nicht mit Unrecht in seiner trefflichen Auswahl der Werke, Leipzig, Meiner, übergangen hat) daß das Zeitalter der Sänger und Seher, überhaupt der Genies und der Begeisterung endgültig vorüber sei und nur noch wissenschaftliche Überzeugung gelte. So wirkte eine selbst entschieden unkünstlerische Begabung und diese im Grund antikünstlerische Überzeugung von der Allmacht des Begrifflichen zusammen, um sich wechselweis zu verstärken und zu versteifen.

Dies floß natürlich auch auf den Charakter seiner Religiosität ein, welche die einen atheistisch, die andern mystisch berührte.

Sie trägt vor allem die Spuren der Energie an sich, die zu ihr durchgedrungen war. Es ist ihr anzumerken, daß sie hier nicht ist, was sie so oft ist, ein Vorbeischleichen am Leben, sondern, was sie ursprünglich und eigentlich, aber in der Wirklichkeit selten ganz ist: Überwindung, der erreichbar letzte und weitfassendste Standpunkt des Tapfern.

Der Tapfere hat — ist er nur einigermaßen grade gewachsen — ein natürliches Streben, sein Ich nicht zu fristen, sondern zu erhöhen.

Fichte hat die Kantische Religionsauffassung sehr früh als minderwertig erkannt und stillschweigend durch seine viel tiefere ersetzt. Nicht weil wir für unser sittliches Streben einen Lohn brauchen, nehmen wir einen Gott an, sondern jede echte sittliche Entscheidung enthält unmittelbar die Überzeugung in sich, daß die Welt so eingerichtet sei, daß rein sittliches Handeln sein Ziel erreiche.

Der Tapfere hat aber ferner ein natürliches Streben, sein Ich zu erweitern, bis er Volk und schließlich Menschlichkeit, ja Welt in sich einbezogen hat; und für die Erhöhung des so wachsenden Ich fühlt er sich verantwortlich. Dieses Gefühl der Verantwortung ist bei Fichte auf den höchsten Grad gesteigert und damit naturgemäß ins Religiöse umgeschlagen.

Der letzte und höchste Ausdruck dafür ist die Idee der Weltschöpfung durch das Ich — wobei natürlich das Einzel-Ich nur gemeint ist als Glied des allgemeinen Menschen-Ich.

Von dieser kühnen und tiefen Idee gilt recht eigentlich das in Analogie zum großen Künstler Gesagte: man kann zweifeln, ob sie rein philosophisch als Schlußidee des Transzendentalismus zustande gekommen ist — wir kennen die Welt nur als unsere Vorstellung — oder rein religiös als Schlußerkenntnis im Kampf um Freiheit von der Welt und Herrschaft über sie.

Wo also Goethe Überspannung und Übermut sah, da war doch in Wirklichkeit ein hochgespanntes Verantwortungsgefühl und wirklicher und in unmittelbarer Lebensgefahr sich bewährender Mut.

Man könnte nun aber fragen — und Fichte hat sich die Frage, wenn auch nicht in derselben Form, vorgelegt — führt denn rein wissenschaftliche Schlußfolgerung wirklich auf diese Schlußidee, ja kann sie darauf führen, wenn sie zugleich religiöse Erkenntnis sein soll?

Fichte antwortet: Wie man am Verhalten der Menschen, auch der Wissenschaftler gegen die Idee sieht, nicht. Aber daran ist die innere Kleinheit dieser Menschen schuld.

Über das Thema hat er sich oft und sehr plastisch ausgedrückt. Nicht überzeugen, machen müßte man sie. So aber wie sie sind — und wenn man sie im Mörser zerstampfte, faßten sie es nicht. Was also tun?

(Wir können diesen Gebrauch des Wortes „Wissenschaft" nicht mehr erneuern. Wir verstehen eben unter Wissenschaft nur solche Erkenntnis, die keine sittlichen oder religiösen Werte voraussetzt. Um so wichtiger ist zu wissen, daß, wenn wir dem Wort in früheren Perioden begegnen, es andere Bedeutung hat!)

Was also tun?

Nichts andres, als, wie gesagt, sie machen. Ein ganz neues Geschlecht schaffen. Nicht sie belehren auf das Risiko hin, was sie annehmen möchten, sondern sie machen, schaffen, sie erziehen.

Daß und wieso die Erhaltung des niedergeworfenen deutschen Volkes für die Zukunft des Menschengeschlechts notwendig sei, daß das alte Wesen in seiner Nichtigkeit endgültig offenbar geworden sei, daß und wie ein neues Geschlecht erzogen werden müsse, das ist der Inhalt seiner gewaltigsten Schrift, der „Reden an die Deutschen".

Diese Überzeugung, daß ein neues Geschlecht geschaffen werden müsse, gibt der Sprache des Buchs den Klang, als könne man nicht widersprechen, etwas Befehlendes, das sich nicht nachmachen läßt — man würde lachen, wie wir bei so manchen lachen, die unter uns befehlenden Tonfall anschlagen — etwas Schicksalmäßiges, nicht als kapriziere sich der Mann darauf, uns etwas aufzuerlegen, sondern als befehle uns die ewige Notwendigkeit.

In der Tat ist die wilde Energie, die in diesen Reden herrscht und die zu sehr tiefliegenden Erkenntnissen vordringt, — vielleicht etwas wie Schicksal für uns geworden. Dann freilich durch ein böses Mißverständnis.

Der Idee eines Schaffens neuer Geschlechter konnte offenbar entgegengehalten werden: was denn über Unterricht auf Risiko hinaus getan werden könne, da es sich doch um die Erziehung freier Menschen handelt. Ja freilich, darum handle es sich, und zwar darum, daß die Menschen dieser neuen Erziehung so gezogen würden, daß sie ihre Freiheit gar nicht mehr anders als gut anwenden könnten.

Dazu gehört die Voraussetzung, daß der Mensch von Natur gut sei — ist die Menschheit Offenbarung der Gottheit, so versteht sich das. In der Tat könne man, stellt Fichte auf, davon ausgehen als dem „ohne alle Ausnahme waltenden Grundgesetz der geistigen Natur des Menschen, daß er geistige Tätigkeit unmittelbar anstrebe".

Erst die gebräuchliche Erziehung verderbe die sittliche Natur des Kindes, indem sie die unmittelbare Freude an der Tätigkeit durch die Übermittlung von Kenntnissen, die sie betriebe, nicht zu erwecken verstünde und dafür dann fremdartige Antriebe anwenden und die Gedanken des Kindes auf zukünftige Nützlichkeit richten, ja durch Lohn und Strafe das Lernen unmittelbar mit äußerlichem Wohlsein verbinden müsse.

Richte man dagegen die Phantasie der Kinder, die allen häuslichen Einflüssen entzogen sein müßten, durch eine entsprechend vollkommene Verfassung des kleinen Schulstaates, der durch handwerkliche Arbeit sich selbst erhält, auf das freie Erzeugen selbständiger Bilder der sittlichen Ordnung, so könne nicht fehlen, daß der Zögling eine solche Liebe zu dieser Ordnung allmählich in sich entwickle, daß ihm, wenn er schließlich entlassen wäre, „schlechterdings

unmöglich sein werde, diese Ordnung nicht zu wollen, und nicht aus allen seinen Kräften für die Beförderung derselben zu arbeiten".

Ein glänzendes Bild.

Es soll nun hier nicht untersucht werden, ob es sich verwirklichen ließ, ob die erforderliche Anzahl pädagogischer Genies für eine sachverständige Leitung solcher selbständigen Schulgemeinwesen durchs ganze Volk hin vorhanden gewesen wäre. Sicher ist, daß von den Mitteln, welche Fichte für seinen Plan der Neuschaffung durch Volkserziehung forderte, nichts verwirklicht wurde, dagegen der Anspruch, Menschen umwandeln zu können, übernommen und mit der von Fichte verspotteten Kenntnisübermittelung durch die „bekannten Meisterstücke in sokratischer Manier" verbunden wurde und so zustande kam, worunter wir leiden: eine Zwangs„erziehung", die durch nützliche Kenntnisse und Fähigkeiten im Lesen, Schreiben, Rechnen für schnelleren Gelderwerb ganz dienlich ist, das aber, was eigentlich geschaffen werden soll, mit ihren unorganisch herangebrachten überall heraustriefenden moralischen Räsonnements eher abstumpft als weckt.

Doch dies nur nebenbei. Nur zur Illustrierung des Einflusses, den eine Schriftstellerei erreichte, welche eigentlich nur erzwungen da war, im strengsten Sinn erzwungen.

Denn Fichte hatte sich eigentlich gerade von der Schriftstellerei abgewandt. Die letzten Bücher, die er erscheinen ließ, stammen aus dem Jahre 1800: „Bestimmung des Menschen" und „Geschlossener Handelsstaat". Im nächsten Jahre erschien noch der „Sonnenklare Bericht über das eigentliche Wesen der neuen Philosophie" mit dem bezeichnenden Nebentitel: „Ein Versuch, die Leser zum Verstehen zu zwingen." Dann fünf Jahre langes Schweigen, und auch als er dies in den Jahren 1806—1808 brach, nur Vorlesungen mit höchst unwirschen Antipathieerklärungen an seine Leser als Vorreden. Er habe, sagt er zu den 1806 erschienenen „Grundzügen des gegenwärtigen Zeitalters" „bei der Herausgabe dieser Schrift dem Publikum nichts weiter zu sagen, als daß ich ihm nichts zu sagen habe". Zu den Vorlesungen über das Wesen des Gelehrten von 1806 versichert er „dem lesenden Publikum, mit welchem mich zu unterhalten ich immer größeres Widerstreben fühle", das Gleiche. Im selben Jahre zu den Vorlesungen, die er „Anweisung zum seligen Leben oder auch die Religionslehre" benannte, etwas ausführlicher und so, daß man den Eindruck schwer verwindet. Es hatten ihn Freunde zum Abdruck dieser Vorträge überredet: „diese mögen es nun verantworten, wenn der Erfolg gegen ihre Erwartung ausfällt. Denn ich für meine Person bin durch den Anblick der unendlichen Verwirrungen, welche jede kräftigere Anregung nach sich zieht, auch des Dankes, der jedem, der das Rechte will, unausbleiblich zuteil wird, an dem größeren Publikum also irre geworden, daß ich mir in Dingen dieser

Art nicht selber zu raten vermag, und nicht mehr weiß, wie man mit diesem Publikum reden solle, noch, ob es überhaupt der Mühe wert sei, daß man durch die Druckerpresse mit ihm rede".

Man hat den Eindruck, daß er damit, wie er seit 1801 die eigentliche Schriftstellerei aufgegeben hatte, so nun auch die Herausgabe von Vorlesungen abbrechen wollte, und die Folgezeit hat bewiesen, daß das allerdings die Absicht war; denn mit einziger Ausnahme der „Reden" ist nichts Buchartiges mehr zu seinen Lebzeiten gedruckt worden.

Die „Reden" aber zwang ihm etwas ab, was er als den einzigen Zwang empfand, der ihn überhaupt noch zwingen konnte, als historische Notwendigkeit.

Wie sehr, das zeigt befremdlich stark gleich der Eingang der ersten Rede. Vor drei Jahren hatte er in den Reden über die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters nachgewiesen, daß unsre Zeit in demjenigen Hauptabschnitt der gesamten Weltzeit stehe, in dem der bloße sinnliche Eigennutz der Antrieb aller lebendigen Regungen und Bewegungen sei, wie unsere Zeit das denn auch klar sehe und verstehe. Dann heißt es wörtlich: „Mit uns gehet, mehr als mit irgend einem Zeitalter, seitdem es eine Weltgeschichte gab, die Zeit Riesenschritte. Innerhalb der drei Jahre, welche seit dieser meiner Deutung des laufenden Zeitabschnitts verflossen sind, ist irgendwo dieser Abschnitt vollkommen abgelaufen und beschlossen."

Dieser Umstand ist wichtig: ganz entsprechend der höhnischen Schilderung, die Fichte in der sechsten Vorlesung der „Grundzüge" von dem Stande der Schriftstellerei zu seiner Zeit gegeben hatte, wollte er selbst zu allerletzt an diesem Treiben sich beteiligen, empfand sich selbst als alles andere eher denn als Schriftsteller.

Dies ist wichtig, denn so paradox es klingt, es macht ihn eigentlich erst zum Schriftsteller im vollen Sinn des Begriffs.

Wenn nach einer guten Definition der Schriftsteller der ist, der in Freiheit die Angelegenheiten der Nation verhandelt, so wäre er damit das, was im alten Israel der Prophet war. Man empfand schon im alten Israel, daß der Prophet, den die Not der Entwicklung selbst, den Gott als einen Widerstrebenden zwingen mußte, ein berechtigtes Vorurteil für Wahrheit für sich habe gegenüber denen, die aus den Prophetenschulen hervorgingen. Mag der Berufsschriftsteller alle möglichen technischen Vorzüge in sich ausbilden können — und keinesfalls möchte ich ein Wort für die hochbetitelten Dilettanten einlegen, welche unter Schutz und Reklame ihrer Titel ihre wunderlichen Vorstellungen vom Leben auskramen: aber der Schriftsteller im besprochenen Sinn hat nun einmal in der Republik der Künste einen abgesonderten Platz und läßt sich in bezug auf die Wichtigkeit der Technik nicht entfernt mit dem bildenden Künstler oder auch dem Dichter

vergleichen: „Es trägt Verstand und rechter Sinn mit wenig Kunst sich selber vor."

Jedenfalls hat dieser Charakter des von innen her Erzwungenen diesen Büchern von 1806—1808 und am meisten den „Reden", die von vornherein zugleich auch für den Druck gedacht waren, etwas wie Schicksalsstimme gegeben.

Aus den angeführten Worten des Eingangs der Reden spricht aber noch etwas andres, womit wir zu dem Eindruck zurückkehren, den Goethe vom Auftreten Fichtes formulierte: ein Selbstbewußtsein, das denn doch sehr hoch einherschreitet. Wir haben ein derartiges Selbstbewußtsein, Deuter oder Anfänger einer neuen Weltära zu sein, nur noch bei einem Neueren erlebt, und bei dem war es Krankheit.

(Dieser Unterschied verrät sich denn auch darin, daß das hohe Selbstbewußtsein Nietzsches sich stets auf seine individuelle und sozusagen zufällige Einzelpersönlichkeit bezieht, während Fichte nie versäumt, sehr nachdrücklich zu betonen, daß seine besondere Person nicht in Frage komme, wie er denn auch zeitlebens nur ein Jünger Kants hat sein wollen, — wenn freilich der einzige, der ihn verstanden hat.)

Es ist aber kein Zufall, daß gerade dieses Bewußtsein von einer Weltwende, das Fichte in sich barg, es war, das den eben so viel reicheren als schwächeren Nietzsche umwarf. Beide haben trotz der weltweiten Verschiedenheit ihrer ganzen geistigen Konstruktion dennoch etwas Gemeinsames, das Nietzsche auch historisch von Fichte überkommen hat, wenn auch auf dem Umweg über Schopenhauer (dem dritten in Sachen hochgespannten Selbstbewußtseins): die Lehre vom Willen. Daß nach jahrtausendelanger Vorherrschaft der theoretischen Vermögen, des Verstandes oder der Vernunft, hier die Einsicht vom Willen als dem eigentlich Entscheidenden im Menschen durchbricht.

Die Lehre vom Willen, der in der Vorstellung die Welt baut, ist Fichtes Zentrallehre. Schopenhauer hat sie unter wüstem Schelten auf Fichte von ihm übernommen, aber buddhistisch-krank umgebogen.

Es ist doch nicht unverständlich, daß eine so schwerwiegende Entdeckung und die tiefen und bedeutenden Erkenntnisse, die in ihrem Gefolge gingen, ihren Entdecker einigermaßen mit dem Bewußtsein der Wichtigkeit dieses Fundes erfüllten.

Die Auseinandersetzung mit ihm wird, wie ich glaube, in der Tat die nächsten Jahrhunderte in Anspruch nehmen.

Man muß daran denken, daß in dieser Lehre zugleich auch das Tiefste der indischen Philosophie vorweggenommen und überwunden, nämlich positiv gewendet ist.

Der Süden

von Johannes V. Jensen

Im Winterhalbjahr liegen Nordeuropa und der größte Teil von Mitteleuropa in dunklem Nebelzustand, mehrmonatigem Zwielicht mit bedecktem Himmel und unbeständigem Wetter; die seltnen Male wenn die Sonne sich zeigt, steht sie ganz niedrig und fern im Süden ohne zu wärmen, wie ein abgekühlter Himmelskörper. Weiter gen Norden, in Norwegen, Schweden und Rußland, treten wirkliche feste Winter ein mit Frost und Schnee, der liegen bleibt, und noch weiter nördlich in der arktischen Zone, wo doch auch Menschen wohnen, brütet die ununterbrochene lange Polarnacht.

Aber in Mitteleuropa ist das Wetter während des größten Teiles der Zeit zwischen den Äquinoktien nur feuchte, milde Dämmerung, kurze Tage, meist Regen und Schlickerwetter, nasse schwarze Felder und nasse Wege; die nackten Wälder gleichen Sälen, wo alle Türen offenstehn, von Zeit zu Zeit weht es, ein starker weicher und nasser Wind, der nach Erde und Meer riecht und in den Nächten an den kalten Türen heult. So ist das Wetter, eine ewige Taubruchluft, an der Ostsee und über dem wasserreichen Dänemark, über Niederdeutschland und dem Kanal, der Nordsee und den britischen Inseln, nicht sonderlich streng aber feucht, dunkel und unbeständig, vor allem langwierig. Es kulminiert zur Weihnachtszeit, in ganz Nordeuropa lebt man dann den größten Teil des Tages wie in halber Nacht bei künstlichem Licht; in Kopenhagen muß man schon gegen drei bis vier Uhr Licht anzünden, in Christiania um die Mittagszeit, das heißt den ganzen Tag; London liegt wie lebendig begraben unter dem Nebel und dem frühen Winterdunkel; selbst in Paris, wo die Luft doch fast immer klar ist, steht die Sonne mitten am Tage tief über den Boulevards ohne Glanz oder Wärme; all die großen nordeuropäischen Städte zeichnen sich in bleichem Seitenlicht ab, der nasse Asphalt spiegelt frühangezündete Laternen, durch Nebel bricht die Dunkelheit herein, und nun ist man in der wunderbaren Höhle, zu der die Großstadt geworden ist, dem blendend erhellten, musizierenden und dröhnenden Vergnügungsort, wo man in den langen Nächten lebt und kein Mensch sich der Nacht erinnert, der alten, schwarzen, stummen Nacht, die jetzt das dekorative Zelt über der Stadt zur Nachtzeit bildet und sonst nur draußen unter den Bauern oder in einer sagenhaften Vergangenheit vorhanden ist.

Die Elektrizität hat den langen Nächten den Garaus gemacht; es wäre auch kaum eine naheliegende Aufgabe, das nordeuropäische Klima im allgemeinen zu charakterisieren, wir kennen es, wir sind es selbst, wenn es

nicht anläßlich eines Kontrastverhältnisses geschähe, zu dem wir gleich kommen, und weil das Wetter seinerzeit fast unser ganzes Dasein bestimmte.

Es ist längst erkannt, daß die „Technik“ ein Entwicklungsphänomen ist, das im Mißgeschick wurzelt, darum ist sie von der nördlichen Halbkugel ausgegangen, unsre Zivilisation ist ein Kampf gegen die Kälte. Selbst unsre Seelenform läßt sich auf das Klima zurückführen. Humboldt hat ausgeführt, was im Süden Wachstum und Farbenpracht sei, werde im Norden zu innerer Entfaltung, Phantasie und Erfindungsgabe. Aber sogar die Instinkte, die Richtung unserer rein geistigen Triebe, unsre Religion, sind ursprünglich bestimmt durch den Gegensatz zwischen Nord und Süd. Der Nordländer ist religiös in Form von Sehnsucht, Reisen machen ihn klar. Unsre persönlichen Erinnerungen, unsre Geschichte werden aus diesem Stoff gebildet. Ich kann keine Reise nach dem Süden beginnen, ohne daß mir Zug für Zug davon gegenwärtig wird, und ich weiß keine bessere Art, es so zu ordnen, daß dasjenige, was der Vorzeit angehört, als zurückgelegt hervortritt und das Bleibende auch in seiner Wurzel gesehn wird, als gerade durch eine Reise nach dem Süden. Das Christentum ist im Süden entstanden und nordwärts gedrungen, während zugleich der älteste Trieb der Nordländer sie gen Süden führte; aus dieser Begegnung geht die europäische Kulturperiode hervor, deren Abschluß man in das Jahr 1859 setzen kann, wo Darwins Buch von der Entstehung der Arten erscheint. Ein Vorwärtsdringen nach Süden steht daher im Einklang mit der eignen Methode der Geschichte und bedeutet, sich den Quellen der Religion zu nähern.

Weimar schwamm im Winternebel, als ich durchkam, und ich mußte an Goethes Ode an den Freund denken, der nach Süden reist, während er selbst daheim bleiben muß und murrt:

Tote Sümpfe,
Dampfende Oktobernebel
Verweben ihre Ausflüsse
Hier unzertrennlich . . .

Es ist gewiß ungefähr das leidenschaftlichste Gedicht des großen, später so ruhigen Schöngeistes. Hier fühlt er sich als Gefangner, gehindert und eingesperrt durch die Natur selbst. In diesem heftigen Ausbruch hat man ein Maß dafür, welch befreites Gottgefühl er sich später aneignet, als auch er ausbricht. Der Süden läutert Goethe und macht ihn zum Klassiker. Als Heimgekehrter stellt er sich für den Rest seines Lebens zu seiner Umgebung, wie ein togabekleideter barbierter Römer sich zu einer Sippe Barbaren aus den Herzynischen Wäldern mit Kuhhörnern am Kopfe und regentriefenden Tierhäuten stellen würde.

Aber nicht gleich ist es in Italien Süden. Norditalien lag sonnenlos, in grauem Novemberkleid; Milano gleicht einer der Industriestädte am Rhein, mit Häuserreihen und Straßenbahnen wie nach einem Lineal gezogen, hier sieht es nach Werktag, Fabrikarbeit, Streik und anderm nordischen Zubehör aus. Der Marmor des Domes wird von Kasernen versteckt.

Noch in Genua war die Luft winterlich und düster, schwefelblaue Schneeflecke lagen auf den Höhen rings um die Stadt, der Himmel bitterkalt anzusehn, es hagelte, als ob man gezüchtigt würde, und die Sonne stand niedrig, wenn sie sich zeigte, mit dem eigentümlich nordischen, an eine ferne Eisscheibe erinnernden Licht.

Im Altertum und Mittelalter gehörte Norditalien mehr als jetzt zu Mitteleuropa, die ursprüngliche Vegetation war halbnordisch, die Bevölkerung frisch geprägt durch Einwanderung von Norden her; die Lombardei war eine Station auf dem Wege gen Süden fort von dem nebligen germanischen Morast.

Hier lebte Columbus und sammelte Weltweh in sich. Er leitete das unruhige Verlangen seiner Zeit in die Entdeckungsreisen über. Auf merkwürdige, tragische und großzügige Art fällt in seinem Schicksal ein schöner Irrtum mit der totalen Desillusionierung zusammen, die sich doch fruchtbar erweist, er führt hindurch zu einer neuen Wirklichkeit, obwohl er sich selbst verliert. War es doch das Reich des Himmelreichs selber, das der wetterfeste Genuese suchte. Er ist der Mann der Geschichte, der am meisten enttäuscht worden ist.

Ein halbes Jahrtausend vor ihm suchten die Wikinger dasselbe, aber in ganz buchstäblichem Sinn, sie glaubten, es sei ein richtiges, wunderschönes Reich, „eine glückliche Insel" im Meere; die Sagen vom Süden vermischt mit den ersten unklaren Gerüchten vom Christentum lockten sie; ihre Irrtümer und ihr menschliches Sichzufriedengeben mit einigen guten Fürstentümern unterwegs bergen eine grobe, jugendliche Komik aus den Flegeljahren der Menschheit. Später, als Europa getauft war, zogen die Kreuzfahrer nach dem „heiligen Lande" aus; auch sie meinten es ziemlich handgreiflich, faßten die Sache herrenmäßig an, aber den Kreuzzügen lag doch eine Idee zugrunde. Hier geht zum erstenmal nordische Wanderlust mit primitiven christlichen Symbolen Hand in Hand, der Krieger wird zum Träger des Kreuzes, es ist, als ergäbe sich zum erstenmal etwas Sangbares aus der Begegnung zwischen Nord und Süd. Das Christentum als historische Epoche hat hier wohl seine schönste Zeit und geht später an Stimmungskraft und edler Linie zurück. — Romantik, Ritterzeit und Katholizismus!

Aber Columbus ist es, der die germanische Wanderung vollbringt und zugleich das Christentum als terrestrischen Traum unmöglich macht. Das Reich des Himmelreichs, das er suchte, war der mystische Aufenthaltsort

der Bibel, das Paradies, aber er suchte es trotzdem auf der Erde. Höchst ergreifend und noch heute wie ein Ton aus dem gelobten Lande wirkt sein eigner Bericht über den Augenblick, als er draußen auf dem Meere, noch bevor er Land sah, den Süßwasserstrom traf, der vom Orinoko kommt, und gleichsam an sich merkte, daß diese Wassermasse vom Paradiese ausströmen mußte. Er stellt streng wissenschaftliche und an sich sehr vernünftige Observationen an und gelangt zu einem Besteck, nach dem die Erde da, von wo der Strom kommt, einen Vorsprung tragen muß, keinen elenden Berg, sondern einen Auswuchs, eine „Warze", Hunderte von Meilen hoch, ganz aufragend zum „Zeichen der Jungfrau", wenn ein solches Gefäll erklärlich sein soll; und auf dem Gipfel dieser Erdwarze, die wohlgemerkt sonst den sehr modernen Vorstellungen des Columbus von der Kugelgestalt der Erde nicht zu widersprechen braucht, soll also das Paradies liegen! Columbus meint jedoch nicht, daß man da hinauffsegeln könne, der Strom ist zu steil, aber er ist nicht im Zweifel, endlich die geographische Lage des Himmelreichs auf der Karte bestimmt zu haben. Statt des Paradieses fand Columbus bekanntlich Amerika. Eine riesenhafte welthistorische Ironie knüpft sich an seinen Namen. Nicht umsonst steht er vor der Überlieferung als ein Mann in Fesseln.

In der Person des Columbus vereinigen sich heidnische Natursehnsucht und die Fata Morgana des Christentums und gehen zusammen zugrunde. Man könnte wohl sagen, daß Columbus, aufgefaßt als Held einer Schicksalstragödie, in der die Elemente ihm überlegen waren, der erste moderne Mensch, die erste gottverlaßne Gestalt ist, er ersetzt das Geistesgefängnis und den Aberglauben des Mittelalters durch Raum und Wirklichkeit, wenn auch die Wirkungen seiner Tat lange nachher kamen und noch jetzt kaum völlig durchgedrungen sind.

Ich habe mich jahrelang mit Columbus als weltgeschichtlicher Gestalt beschäftigt, er spukt bruchstückweise in vielem von dem, was ich geschrieben habe, aber ich habe mich nie zu einer geschlossenen Dichtung mit dem großen Seefahrer als Hauptperson gesammelt. Viele Jahre lang schwebte mir jedoch eine mythische Erweiterung des Columbusmotivs vor, da ich fand, daß der germanische Wandertrieb, der mit ihm auf der Erde obdachlos wurde, in seltsamer Weise in die Sage vom fliegenden Holländer übergegangen ist und sich in ihr fortgesetzt hat. Sie bildet in Wirklichkeit den letzten Akt des Columbusdramas. Ganz zufällig knüpft sich das Märchen vom Gespensterschiffer, der Karavelle, die ihre Fahrt als Spukschiff fortsetzt, nachdem auf der See nichts mehr zu entdecken ist, an den Namen eines holländischen Schiffers, Santa Maria ist der eigentliche Todessegler, Columbus ist die friedlose Schifferseele, die die Meere bis zum Jüngsten Tage befahren muß. Denn was in einem Konflikt mit der Endlichkeit

untergeht, sucht ein ewiges Leben als Bild, wenn es auch bei weitem kein seliger Zustand ist, zu dem Columbus auf seinem Todesfahrzeug verurteilt ist. Wie reich an schönen, tiefsinnigen Bildern ist die Columbusmythe. Aber während ich mich jetzt wieder auf der Reise von Europa fort befinde, will ich sie definitiv verlassen.

Der Horizont, den Columbus schuf, vermag unsre Zeit nicht mehr aufzunehmen. Die höchsten seelischen Triebe des Augenblicks, das ganze geistige Material unsres Zeitalters lassen sich in seiner Gestalt nicht zusammenfassen. Wie in einem früheren Kapitel berührt wurde, spukt der Columbustrieb noch in den Polarexpeditionen unsrer Tage; es sind Motive zu einem modernen fliegenden Holländer zum Beispiel in Andree, dessen Gespensterballon vielleicht diesem oder jenem Aeroplanmann in den Wolken begegnen könnte; aber wie man sieht, ist die Kraft von dieser Bewegung gewichen, die einst die Menschheit wandern ließ.

Wo ist sie jetzt zu suchen? Da die Natur keine Kräfte vergeudet, wo ist denn das Herz der Geschichte und wofür klopft es? Auf welche Gestalt muß man hinblicken?

Unsre Zeit läßt sich überhaupt nicht in einer Gestalt ausdrücken, sie hat keine Götter. Die Zeit, wie sie ist, drückt sich in andern kolossalen personlosen Formen aus, aber elementare Größe, Glauben, Richtung in dem tragenden religiösen Stil der Alten sind unsrer Zeit versagt. Wir geben Konzerte, aber die Zeit hat aufgehört, musikalisch zu sein.

Und doch empfinde ich, indem ich Europa den Rücken kehre, das sich unter seinen Winter begibt, sorglos ausgerüstet mit dem ganzen gewaltigen Apparat, den das Zeitalter der Technik geschaffen hat, den rauchenden Feuerfeldern, die der Zug in der Nacht durchfährt, die eine große Stadt nur eine halbe oder ganze Stunde von der andern, Europa im Grunde als eine einzige ausgedehnte Krypta, flammend von elektrischem Licht unterm Winterdunkel, und doch empfinde ich, alles dies kann nicht ganz ohne Idee, bewußte oder unbewußte Naturkraft, zusammenhängen. Der Trieb, der sich bei den Alten als Religion äußerte, wie äußert er sich jetzt? Was ist der Sinn des übergewaltig brausenden Daseins unsrer Tage, hat es einen? Ist die Kraft unbekannt, oder existiert die Aufgabe gar nicht? Liegt die Schwierigkeit nur darin, ihren Umfang zu sehen, sie überhaupt zu sehen? Ist das ganze Problem etwas andres oder mehr als die Schwierigkeit, sich in seine Zeit zu verlieren?

Und das ist schwer, weil die geistigen Werkzeuge noch von den Begriffen einer entschwundnen Zeit geformt sind. Man besiegelt den Pakt mit seiner Zeit und sieht, daß man irgend einen antiken Stempel benutzt hat. Die Gegenwart ist über jeden Vergleich, der der Geschichte entlehnt ist, hinausgewachsen, wir leben schlechtweg in einer andern Art Dasein. Unsre Zeit

ringt in vielen Richtungslinien im Gegensatz zu einer naiven Vergangenheit. Die alten Menschen waren zugleich einfach und verschieden, wir sammeln mehr und mehr Gegensätze in uns und werden uniform. Das Tempo unsrer Zeit gibt nicht bestimmten Eindrücken Gelegenheit zu wachsen, man vertieft sich nicht und läßt sich auch durch nichts verändern, man macht Examina, höchstens wird man allwissend, aber seelisches Wachstum ist selten. Der Verkehr hebt die Breitengrade auf und mehr als das, er hebt die Bedingungen für die religiöse Grundstimmung auf, von der die Alten sich nährten, Ferne in Zeit und Raum, Abstand zwischen Menschen; man sehnt sich nicht mehr, gerät nicht mehr in Erstaunen, die Welt ist nicht länger neu. Was denn? Investigationen unsres eignen Innern? Poesie?

Poesie — ich darf bis auf weiteres dieses Wort gebrauchen für das, was ich meine. Einen poetischen Ersatz für die zuerst geographische, dann religiöse Vorstellung von einer andern bessern Welt gewinnt man in einer nicht eigentlich unmittelbaren sondern angeeigneten und geschärften Freude am Dasein, in Grenzen, und wie es wirklich ist!

Nun ist das gesagt. Die Anstrengungen, zu einer Schriftstelle wie dieser zu gelangen, erinnern, wie ich fürchte, an einen gewissen großen Philosophen und seine jahrelangen Zweifel an dem Vorhandensein einer Welt überhaupt, während Europa in den gleichen Jahren überfloß von Kriegsereignissen, Kinderzeugen, Jahrhundertjubiläen, Rinderpest und andrer bürgerlicher Emsigkeit. Ich denke, man schreit vor Lachen in einem Revuetheater, während ich es gleichzeitig nach viel Kopfzerbrechen so weit gebracht habe, das Dasein zu approbieren — als ob die Lebensfreude nicht längst erfunden wäre! Doch jetzt kehre ich wieder zurück zu den Dingen, wie sie hoffentlich sind.

Genua, Port Said, Colombo. Noch mit einem Schauder das Rückgrat hinab vom Nebel und Winterdunkel in Europa, Edda, konnte ich mich zwei Tage nach dem Hagelwetter in Genua in der blauen Luft des Mittelmeers sonnen, mit Aussicht auf die offne Feuerstelle des Stromboli, die hoch oben unter dem Sommerhimmel Homers rauchte; eine Woche später fuhr ich im Tropenanzug durchs Rote Meer.

In wenigen Tagen sind das all die klimatischen Nuancen und Übergänge, die sonst Monate beanspruchen, von Winter zu Hochsommer; schon im Tyrrhenischen Meer beginnt die Luft milde zu werden, und die Sonne ist emporgekommen, blendet und wärmt das Augenlid, aber die Brise ist kühl. Man sitzt auf dem Deck in der Sonne, ein wenig schläfrig und ein bißchen schwermütig, wie mans im Frühling wird, mit ein bißchen Kopfschmerz von der starken Seeluft, und sieht das seidenblaue Wasser zur Seite des Schiffs Schaummuster werfen, und es überkommen einen so seltsame Erinnerungen, es ist ja April, denn genau so hoch steht die Sonne im April

über dem Norden und mischt ihr Feuer mit Taubruchkühle, just so ist es daheim im ersten Frühling, wenn die Tage Glanz bekommen haben, aber noch regengekühlt und frisch von späten Schneeschauern sind.

Ich habe Herodot auf dem Schoße, bin aber zu matt, mehr zu tun, als ein wenig hineinzuschauen und zu sehn, was er von den fremden Himmelsstrichen sagt, in denen wir uns gerade befinden. Wie gut reist man in Herodots Gesellschaft, wie unvergleichlich hat ihn mit edlem Humor die Zeit gemacht, allwissend wie er ist über jetzt nicht mehr existierende Dinge und ungeheuer bereist innerhalb einer ziemlich begrenzten Welt. Natürlich, der Dampfer durchläuft seine Sphäre binnen vierundzwanzig oder achtundvierzig Stunden — aber warum ist er eine nahrhaftere Lektüre als die modernen Topographien der ganzen Welt? Außer Herodot betrachte ich die Schiffsventile als meine Gesellschaft, im Schlund sind sie grün bemalt und zeichnen sich gegen die blaue Luft wie riesige Lampreten oder andre Meerungeheuer ab, die den Hals recken und sich mit dem ganzen Kopfe zur bloßen Saugscheibe machen, sie fressen Wind, wenden sich gefräßig nach der Himmelsrichtung, von wo er kommt; es sind meine Freunde, wir haben manche lange Seereise zusammen gemacht und verstehen einander, wir sind hungrig und möchten gern das Universum einsaugen, wir halten die ganze Zeit Maulaffen feil und drehen uns zum Horizont nach mehr. So verhält es sich mit den Ventilen und mir, wie Herodot sagen würde.

Die Schiffsglocke schlägt Glas. Es ist Mittag, die See ist tief veilchenblau, weinfarben, wie Homer es nennt, es rauscht ein wenig vom Gang des Schiffes und vom Schaum, der einen flüsternden Ton von sich gibt, aber sonst ist es so still und sonnig auf der See. Drei, vier Möwen folgen uns, ausdauernd, Stunde auf Stunde, und spähen ins Kielwasser, ob etwas über Bord geworfen werden sollte, sie kennen die Gewohnheiten der großen Dampfer genau; von Zeit zu Zeit sagen sie etwas, ein heiseres Miau im Fluge, das klingt, als ob Säuglinge in der Luft wären. Die Möwe ist bekanntlich in die Stadt übergesiedelt; selbst diese wenigen hier sind ja Aufsammler am Tische der Zivilisation geworden, noch bleiben sie auf dem Meere, fischen aber nicht mehr, sie sind ins Kielwasser gekommen und moderne Dinger geworden, auch sie. Und doch, Natur? Welche armselige Nachahmung ist der Aeroplan im Vergleich mit dem schlanken unermüdlichen Vogel! In dem runden Feld des Fernglases habe ich ihn dicht vor mir gegen die blaue Himmelsmauer, wie er unaufhörlich mit den Flügeln rudert und die kleinen geschlossenen Füße nach hinten ausstreckt, die den torpedoförmigen leuchtenden weißen Körper abschließen; vorn läuft er in den roten harten Schnabel aus, der sich während des Fluges bald nach rechts, bald nach links und bald abwärts dreht, und ich sehe das kleine aufmerksame

Auge, das wie ein Fenster im Kopfe sitzt, nach allen Seiten forschen — was denkt die Möwe, was ist für sie das Schiff? Ein kleines heißes Herz pulsiert unter den Federn, sie hat warme Luft in den Knochen; es sitzen Möwenläuse auf ihr, die den Flug mitmachen und es nicht ahnen und ihre Welt dort haben, kleine Geschöpfe mit Haken an den Füßen und einem Privatappetit; ab und zu sehe ich die Möwe eins der Beine aus der gestreckten Lage lösen und schütteln, dann juckt es. So verhält es sich also mit der Möwe.

Zur Linken wird Land sichtbar, eine neblige unregelmäßige Linie von Höhen und ein niedriges Vorland, das Gebiet vor der Tiber, da drüben liegt Rom. In derselben Luft haben die Sklaven die Küste gesehn von den Dreiruderern aus, wo sie an die Ducht gefesselt saßen und in drei Etagen ruderten, durch das Ruderloch haben sie einen Schimmer des gleichen luftigen blauen Tages gesehen. Ich drehe den Mützenschirm vor die Sonne und schlummre in einem Stuhl auf Deck, und als ich wieder erwache, höre ich das zarte Miauen der Möwen wie vorhin, und das Meer ist blau, es lächelt vor Sonne im Meer. Unten in der Maschine geht es auf und nieder, auf und nieder in ruhigem Takt, wie ein großes Pferd, das kaut, das Maul in seiner Krippe begraben. Wir fahren der Sonne entgegen, immer nach Süden, es ist nicht April mehr, sondern Hochsommer, der in den Sonnenreflexen auf dem Wasser funkelt, die Kleider fangen an lästig zu werden. Und wieder unter dem Gefühl von Wärme, die schnell steigt, des blendenden Südhimmels, der immer mehr Feuer in der Ferne prophezeit, taucht der alte Traum von der Insel der Seligen auf. Ist man nicht immer auf einer Insel? Ist das Schiff etwas andres als eine merkwürdige Insel? Wie ist das möglich, daß die meisten als Ehrengäste am gedeckten Tisch der Zivilisation hungern?

Die See verblaßt, die Ventile gaffen mit ihren grünen Schlünden gegen die Abendröte hin. Lila Wolkenbänke am Horizont, kein Land mehr. Venus leuchtet hell und ruhig am Westhimmel, während die Nacht sich im Osten belladonnafarben sammelt wie ein dunkler Trank auf dem Grunde der Himmelsschale. Meerleuchten, Phosphorfunken wie Wetterleuchten unten in dem plätschernden Schaum zur Seite des Schiffes. Der Große Bär neigt sich schwindend in der dicken Luft hinter uns, er ist schon tief hinabgekommen, bald werden wir ihn ganz verlieren. Aber gerade vor uns steigt der Orion in seiner Pracht wie ein Sternengott mit weitgeöffneten Armen.

Ein neuer Tag, sonnig und sommerlich, wir sind auf offner See, nichts als Himmel und Meer ringsum. Die Seeleute sitzen unten auf den Luken und bessern Segel aus, nähen mit dem Fingerhut innen in der Hand auf Seemannsart und bei jedem Stich mit der herausfordernden Schneider-

armbewegung, als ob sie der ganzen Welt abwinkten; sie haben die Jacke abgeworfen und den Schirm der Mütze über die Augen herabgezogen und sind so still geworden, der Sommer ist ihnen in die Seele eingegangen. Der dritte Steuermann spleißt und picht eine neue Loggleine, alles nach alten erprobten Regeln, anders läßt es sich nicht machen. Ein Heizer kommt aus dem Raum herauf, beschmutzt und im wollnen Wams, mit kohlengeschwärzten Armen und tätowiert mit sexuellen blauen und roten Farben auf der nackten Brust; er gehört zu einer andern Gewerkschaft als die friedliche Gruppe, die von der Sonne beschienen auf dem Deck Segel ausbessert, und kriecht nach vorn, einen Blecheimer in der Hand. Was ist der Seemann jetzt, wer hat uns seit den Tagen der Segelschiffe von ihm erzählt? Ist nichts zu erzählen?

Sizilien passieren wir, während eine ungeheure Gewitterwolke auf dem Gipfel der hohen Berginsel reitet, eine Welt von Finsternis mit gewaltigen Wolkensäulen, die von der Sonne herabhängen, Lichtdämpfe und Regenschauer mit Blitzen darin wie ein Akt aus der Erschaffung der Welt; naß kamen wir aus der Straße von Messina heraus. Der gewaltige Wolkenberg über Sizilien gebar Wolken, die mit Armen und Ausläufern wie große Amöben oben in der Luft in der lebhaftesten Bewegung schwefelblau überm Meer auf uns zu flossen, und sie gaben Regen. Aber oben über dem schwindelndhohen Sizilien und der noch höheren Unwetterwolke mit ihren Regenschauerjungen ragte der Himmel selber, gelb und ruhig gen Abend. Am Fuße von Sizilien begann es mit Einbruch der Dunkelheit zu glitzern wie lange Lichtbänder und Diademe, auf beiden Seiten der Straße, das waren die großen Städte Messina und Reggio. Ja dort bauen sie, wie die Sperlinge ihr Nest auf einer Lokomotive in der Remise bauen. Ich sehe da drüben mit regelmäßiger Geschwindigkeit Funken wandern, Straßenbahnwagen; das Ganze gleicht einem Aschefeld voll glühender Kohlen; ein erleuchteter Dampfer schwimmt für sich nahe am Lande wie ein brennendes Stück Stadt auf der Wanderung. Nun ja, es ist wohl dasselbe wie hier, auch er ist ungefähr wie wir geladen, mit Zement auf dem Grunde, Essigsäure in Ballonen und geflochtnen Körben auf Deck, ein paar Lokomotiven mit Zubehör, Linoleumfliesen, diversen Ballen Nähnadeln, langen Eisenflaschen mit komprimierter Kohlensäure und was ein Dampfer sonst von Europa zur Peripherie hinführt.

Offne See, das Jonische Meer. Sonnbeschienene Möwen. Im Lauf des Tages Bruchstücke eines Regenbogens am Himmel. Unruhigeres Wetter; die Tropfen, die man von der See her ins Gesicht bekommt, sind lau. Im Fernglas erspähe ich ein Schiff in weiter Ferne, nur die Masten und die Spitze des Schornsteins sind über Wasser, ein wunderlicher Anblick, obwohl man ja weiß, daß die Erde rund ist. Strindberg leugnete

es, behauptete, es sei eine Schifferlüge. So verhielt es sich nun also mit Strindberg. Es ist einerlei, wir haben noch nicht die richtigen Eindrücke von den Proportionen auf der Erdkugel; Karten und Globus treten an ihre Stelle und dann ein weitgehendes Gerede von der relativen Kleinheit unsrer Erde im Verhältnis zu andern Planeten, von Sonnen nicht zu sprechen. Niemand weiß, wie groß die Erde ist, bevor er es gesehen hat. Eine große und ausgedehnte, runde und kolossale Erde ists, die wir befahren.

Wie schön die Nacht ist. Venus leuchtet, bevor die Sonne ganz untergegangen ist, und steht lange einsam am Himmel in der grünen Dämmerung. Dann ist der Orion da, mächtig und umschlingend mit seinen ausgebreiteten Sternenarmen. Die Plejaden klettern mehr und mehr empor, bald sind sie über der Mastspitze. Die Nacht ist warm und finster. Ein großer Passagierdampfer fährt drüben an Steuerbord mit mehreren Reihen beleuchteter Fenster wie ein langes Vergnügungsetablissement. Laternenanzündezeit in den großen Städten! Das Brandenburger Tor und die violette elektrische Atmosphäre dort, wenn der Tag sich mit neuentzündeten Bogenlichtern über der Straße mischt; das Feuerbad über den Plätzen gegen Dämmerung, die kleinen viereckigen Pfützen zwischen den Pflastersteinen, die das Abendwunder des Himmels spiegeln, mitten in einem Strom von lautlosen Automobilen! Die Eisenbahnzüge, die die Städte gegen Abend verlassen und farbigen luftigen Signalen entgegenlaufen, die Tunnel in der Schweiz, die von weitem wie die Mündung eines Flintenlaufs aussehn und in die wir hineinschlüpfen wie eine Maus in ein Loch! Ich habe, ich weiß nicht wie viele Tage, keine Zeitungen gesehn. Von der See rauscht es mit einem Laut, als ob dort jetzt eine große Zeitung auseinandergefaltet würde . . .

Außer Herodot ist meine Lektüre im übrigen Darwin, seine Reise um die Erde, und Faust, zweiter Teil. Ich gestehe, den hatte ich bisher nicht gelesen, aber nun lese ich ihn wirklich und langweile mich gar nicht. Er war klug. Seltsam, wie die Menschen jener Zeit im Theater aufgingen, der größte Teil von Faust II ist Theater, auf dem Theater. Aber in diesem Werk spannt Goethe trotzdem einen Brückenbogen von seiner Zeit zu unsrer.

Die Grundlage für das geistige Material unsrer Zeit datiert von Darwins Reise um die Erde in den dreißiger Jahren. Beagle ist das Entdeckerschiff unsrer Tage, die Epoche der Entwicklungslehre hat ihre Wurzel in einer Reise. Interessant wäre es, die Karavelle Santa Maria mit der englischen Brigg Beagle zu vergleichen, die Ausrüstung, das Inventar, die Kapazität, jede für sich würde ein Kulturbild darstellen, die Besatzung einbegriffen, das für seine Zeit erschöpfend wäre, aber sehr verschieden; beide

schließen eine Periode in der Geschichte der Menschheit ab. Von Beagle ist wieder ein großer Sprung zum Riesendampfer unsrer Tage, ein Wesensunterschied wie zwischen zwei völlig verschiednen Kulturarten. Ist auch unser geistiger Ballast ein andrer geworden? Nicht wesentlich. Die Konsequenzen aus Beagles Reise sind noch kaum gezogen.

Welcher Unterschied zwischen Faust II und Darwins Reise um die Erde, verglichen als Bücher und Geistesprodukte! Für einen Betrachter, der es sich abgewöhnt hat, mit politischen oder nationalen Grenzen zu rechnen, und Europa als zusammenhängendes Kulturniveau nimmt, muß der Unterschied anfangs unfaßbar erscheinen, denn man kann sich ja bei einer solchen Betrachtungsweise nicht unmittelbar damit helfen, daß der eine Deutscher und der andre Engländer ist. Es gibt überhaupt keine Ähnlichkeit zwischen den beiden Büchern. Das eine schließt die spekulative und musikalische Kammerkunst einer exklusiven Gesellschaft mit einem schwer zugänglichen Gedankengebäude ab, das in seinem Komplex für alle Zeiten den Höhepunkt dessen bezeichnet, was Geistesformen dieser Art erreichen konnten, indem es gleichzeitig zum erstenmal über sich selbst hinausstrebt, Jupiter Goethe, der sich in seiner Wolke nach der Erde sehnt; das andre faßt mit entsetzlicher Einfachheit die Wirklichkeit an vom einen Ende aus, Darwins Reisebuch ist die am schlichtesten geschriebne, rührendste illiterarische Schilderung, die es gibt; und doch sind die beiden Werke einander nicht gänzlich fern. Sie sind verschieden und setzen einander fort, wie zwei aufeinanderfolgende Generationen es tun. Darwin war dreiundzwanzig Jahre alt, als Goethe starb. Sie hatten keine Voraussetzungen gemeinsam, kaum in einem einzigen Zuge, weder durch Erziehung, Sprache, Milieu, Herkunft oder Gewohnheiten, und doch wird niemand es ungereimt finden sie zusammenzustellen. Goethe nahm die Evolutionslehre vorweg. Gemeinsam war ihnen eine angeborne Anlage für Generalisation, eine tiefe Ursprünglichkeit, die über Zufälligkeiten wie Nationalität und Sprache erhebt. Wo Goethe schließt, beginnt Darwin. Der deutsche Geist ermittelt die Grenzen der Erkenntnis, die Engländer sind es, die reisen und Material sammeln, harte Tatsachen, zur Begründung eines Objekts der Erkenntnis. Später führt deutscher Geist Darwins Arbeit weiter. Und das Resultat, die Durchschnittsanschauung unsrer Zeit, bildet gerade das Niveau, von wo aus jeder aufgeklärte Mensch, auch wenn er selber nicht produktiv dazu beigetragen hat, berechtigt ist, sich seinen Platz zu wählen, jenseits der Grenzen geographischer oder andrer Natur in Europa. Nicht ohne Grund ist an etwas so Bekanntes wie dies zu erinnern, da unsre allerletzte Zeit wieder eine starke Tendenz zu erneutem und engerem nationalen Zusammenschluß aufweist, eine Lust sich zu isolieren, die mit keinerlei Art Fortschritt zusammenhängt und sicherlich jedes einzelne Land für sich und

damit Europa und die Zivilisation überhaupt schwächt. Ich fürchte, es ist nicht modern, noch modern zu sein. Der Geschmack ist darauf gerichtet, Grenzen aufzusuchen, ganz im Unterschied von überschauenden Geistern wie Goethe und Darwin, deren Bedeutung es ist, daß sie einander anscheinend so unvereinbar fern stehen und doch jeder von seiner Seite aus das neunzehnte Jahrhundert in einer Einheit aufgehn lassen.

Wenn ich vom Buch aufsehe, liegt vor mir Kreta in primitiver Majestät wie die alten großen Sagen selber. Ich will sie liegen lassen, denn ich habe wie Heine die Götter Griechenlands nie geliebt, sie und ihre Sprache sind mit den leidigsten Erinnerungen meiner geringen Erziehung verknüpft. Nicht einmal die allerneueste Entdeckung, die darauf ausgeht, die griechische Kultur von einer nordischen Einwanderung in der Urzeit herzuleiten, eine Hypothese, die reich an Perspektiven in andern Richtungen und sicherlich richtig ist, bringt sie mir nahe, ich ziehe es vor, Hellas in der Gegenwart zu suchen. Griechischer Geist ist augenblicklich wirksamer in Amerika als jemals am Mittelmeer.

Einen ganzen Tag fuhren wir an Kreta entlang, ein paar Meilen weit von der Südküste, so daß die hohe prachtvolle Insel, die sich wie ein langer Berg im Meere abzeichnet, zu ihrem vollen Recht kam. Die Südseite fällt jäh ab und ist unbewohnt, oben auf den meilenweiten Bergheiden bemerkte ich im Fernglas diesen oder jenen Hirten mit seiner Herde Schafe oder Ziegen. Wie Sizilien lag die Insel mit ihrem Gipfel in eine gewaltige meilenlange Wolkenbank gehüllt, die mit leuchtenden weißen Kuppeln im Blau endigte. Auch sie gebar kleinere Wolken, die umherschwammen, und warf winzige Wolkenfetzen an den Fuß der Insel. Langgestreckte Wellen rückten in blauem Galopp gegen die abschüssige Küste vor, wo man inmitten einer kurzen hellgrauen Vegetation, die von weitem wie Flechte aussieht, aber wahrscheinlich südländisches Gebüsch ist, rote Brüche im Felsen unterscheidet. Ich denke, die Phönizier haben draußen von der See aus das Rote gesehn und haben an Land müssen, um zu schrapen und sich zu überzeugen, ob es Achat sei — wenn sie es der Kretenser wegen gewagt haben, die orthodoxe Menschenfresser und sehr lüstern auf gerstegefütterte Seeleute waren, weil deren Fleisch mürbe war, von ihrer Hantierung mit angenehm salzigem Beigeschmack und leicht mit Teer gewürzt. Damals hatte die Insel Wald, jetzt ist sie nackt. Vom Meere aus ist Kreta eine der gewaltigsten, schönsten Landschaften, die ich gesehn habe, es liegt in schönen großen Farben, man ahnt, daß der Orient dort schon beginnt; aber die Wolken darüber sind noch von ossianischer nordischer Pracht.

Ein andermal geh ich auf Kreta an Land; auf dem Berge Ida sollen einige wenige wilde Ziegen zu schießen sein. Wie luftig und geräumig

sieht es oben auf den Plateaus aus, wo zwischen den Herden der Hirten Meilen liegen, es sind Heiden von Myrte und Lavendel, soviel ich weiß; hier muß es ja ausgezeichnete Rennbahnen geben, ein paar tausend Meter überm Meere, in schöner Luft und nach der andern Seite hin mit Aussicht übers Ägäische Meer! Außerdem, wer interessiert sich nicht für die kommunale Verfassung, Statistik, Ackerbau, Schulwesen und Handel auf Kreta? Die Bevölkerung ist ja nun endlich wieder an Griechenland zurückgekommen. Wie armselig und verhudelt sie sein muß, da sie keinen einzigen bekannten modernen Dichter hervorzubringen vermocht hat. Darum will ich nach Kreta, um Nationaldichter, Liebhaber und Schilderer der schönen Insel zu werden. Allein die Flora der Insel könnte zu einem langen Besuch dort verlocken. Kretas Anthropologie; es soll auf Kreta ein reines Labyrinth von Rassen geben — aber ich würde ja gewiß eine Ariadne finden, die mich mit einem Leitfaden in griechischer Sprache versähe, so daß ich Eingeborner werden könnte. Wenn ich dann alt und des Lorbeers überdrüssig wäre, würde ich auf dem Sterbebett meinem und Ariadnes Sohn eine antike Axt überreichen und ihm als meinen letzten Willen auferlegen, jedem Touristen den Kopf zu spalten, der es wagte, den Schlächter Minos zu erwähnen und den Ochsen, dem er opferte.

Ich fürchte, das Rezept für diese Reise fällt bereits ziemlich lang aus; man merkt die Absicht, ich selbst bin nahe daran, verstimmt zu sein; das Nächste, das kommt, ist also der Suezkanal: der Nil, Ägypten, die Pyramiden; das Rote Meer: Pharao, die berüchtigte Hitze dort; Arabien: Beduine, hippologische Note, Luftspiegelung, Dromedar und Liebe; Aden: Engländer, kein Grashalm und dreißig Grad Celsius; Kap Guardafui: östlichster Punkt von Afrika usw. Jeder einigermaßen perfekte Weltbürger hat natürlich die Route gemacht und kann das alles, wie man die Hauptstraßen in den großen Städten von Europa kann. Das alles soll hier nicht wieder stehen, aber etwas davon, denn man kann manchmal ein besonderes Gewerbe bei den größten Selbstverständlichkeiten haben.

Die Nähe von Afrika merkt man daran, daß das tiefe blaue Mittelmeer in lehmige, undurchsichtige See übergeht, das Wasser vom Nil, das flach wie eine Steppe wirkt, alles ist flach, der Himmel, der vorher klassisch blau war, wird jetzt dünn und licht mit dem türkisgrünen Timbre, der für den Orient eigentümlich ist; die Küste ist flach, Port Said zeigt sich als ein Strich am Horizont. Ein hohes schlankes Minarett zeichnet sich von dem geblendeten Südhimmel ab, Nilboote mit spitzen „Lateinsegeln" erzählen, daß man sich einer ganz andern Kultur, einer andern Welt nähert. Aber ist das nicht auch Afrika!

Unmöglich, mondäne Unempfindlichkeit zu bewahren gegenüber dem, was

doch das erste Landmerkmal eines alten gewaltigen Kontinents wie Afrika ist. Große vage Formen weiten die Seele — dies ist Afrika, ein dicker gewaltiger Urton schlägt an in meinem Herzen, das dunkle Festland, der unerschütterliche Gigant im Meere, wann mag ich dorthin kommen, es ist doch auch mein Instrument, ich will Afrika spielen von Kairo bis Kapstadt, alle die schwarzen Völker, die Giraffe und das Gnu, in die Ewigkeit hinein!

Riech den Nil! Das schlammige fette Wasser riecht träge und üppig, eine durchdringende Frische, die mir sofort bekannt ist, der erste Vorbote der Tropen: so riecht das laue Flußwasser in Indien, der Mangrovebaum, dieser üppige Geruch ist ein Erlebnis. Ah, denn das ist das Primitive, so riecht Mutter Erde.

Vorbei an mehreren mühsam keuchenden und polternden Baggermaschinen kommt man nach Port Said hinein und sieht bald die ersten Mohren mit rotem Fes auf dem Kopf oder Turban sich in Booten nähern; nackte sonnbeschienene Glieder, anilinfarbige Tücher, muschelweiße Zähne und Augäpfel in den dunkeln Gesichtern, der Orient! Wie wenige, ganze Züge sie haben, im Gegensatz zu den Europäern mit ihren durchdarbeiteten, gefurchten und glimmenden Physiognomien. Von jetzt an reisen wir in den Jahrhunderten zurück.

Den Suezkanal passieren wir im Pfingstsonnenschein mit strahlenddurchsichtiger Luft über der Wüste und den Bitterseen. Viele elegante Seeschwalben und eine kleine Möwenart mit roten Beinen folgten uns; auf einer der rotgestrichnen Bojen im Fahrwasser sah ich zwei Scharben mit weißen Schnäbeln. Ein großer schöner Raubvogel stattete uns einen kurzen Besuch ab, sah unser Kielwasser nach und strich wieder von dannen, er hatte einen gespaltnen Schwanz, ein feines rotbraunes Federkleid, und als er einen Augenblick nahe vorbeiflog und sein Habichtprofil zeigte, sah ich plötzlich, daß es der Gott Ra selber war. Die Götter Ägyptens sind alt geworden, aber der Habicht ist gleich lebendig.

Die Gegend um die Bitterseen ist typische Wüste, die gleiche, wie sie sich über Arabien und Palästina erstreckt und bis weit nach Asien hinein auf der einen Seite, auf der andern über die Sahara und ganz Nordafrika; es ist Sand, der zu Meilern aufgestoben ist und in wogenden Ebenen liegt, ungefähr wie die Dünen, die wir von den Küstengegenden Europas kennen, aber der Sand ist etwas gelber in der Farbe. An einigen Stellen wird das Tiefland von öden Höhen unterbrochen, und in der Ferne sieht man Berge. Es ist eine spärliche Vegetation von Sträuchern, Tamarisken und Juniperusarten, an den Ufern des Kanals entlang wächst gewöhnliches Schilfrohr. Das Land ist einförmig, liegt jedoch in feinen stillen Farben, die unendlich weite Aussicht nach allen Seiten gibt der

Wüste einen edeln Ausdruck wie von einem großen einsamen Wesen, das schlummert.

Die Schiffe können einander im Kanal nicht passieren, das eine muß verteien, während das andre vorbeikommt; wir lagen einen halben Tag still, während sechs, acht große Tropendampfer, die signalisiert waren, heraufkamen und passierten; ein großes französisches Postschiff aus Saigon, ein russischer Dampfer, zwei große häßliche Frachtschiffe aus Liverpool und endlich ein mächtiger Passagierdampfer, ein P. & O. Liner in mehreren Etagen, unser niedriges Fahrzeug wie ein Turmbau überragend, während er langsam mit halber Kraft vorüberschreitet.

Eine ganze Stadt ist es auf dem Wasser, schwarzer Rumpf und gelbe Oberbauten, eine Masse Rettungsboote, das Schiff gleicht einem Muttertier mit all seinen Jungen auf dem Rücken (Titanic!). Es gibt eine erste und zweite Kajüte und darüber erhoben die imponierende Kommandobrücke; vorn sieht man geschwärzte Fratzen, das farbige crew, in den Türen zu den niedern Regionen hängen ofenschwarze Hindu mit krausem Bart, dem Bersten nahe vor Fett, in weißen Musselin gehüllt, die Kellner; und zu allerletzt sieht man einen Schimmer von einem Chinesen im blauen Kittel, ein Küchengeist. Auf dem Promenadendeck sitzt eine Dame im Tropenkleide und malt, den Aquarellkasten in der Hand, sieht fleißig über die Wüste hin, die sich soeben in Abendröte gekleidet hat, als wüßte sie, was eine englische Dame, die auf der Reise ist, von ihr erwartet. Aber oben auf den langen Promenadengängen stehen die männlichen Passagiere des Schiffes und blicken auf uns herab, Engländer des stummen Typs, die von da draußen, Beamte in Indien, Offiziere ... in der Etage gegenüber, in einer Höhe mit uns, ist die Reling dicht mit Gesichtern eines andern Typs besetzt, Soldaten in Kaki, auf dem Heimwege, drei Etagen unter denen oben, rote, kupferbeschlagne Gesichter, die einen gewalttätig und munter, die andern nur grob, eine Salve von Bemerkungen wird im Vorbeifahren von ihnen geschleudert.

Wie betäubt steht man, nachdem diese schwimmende Stadt vorüber ist. War das nicht England! England mit allen seinen Sklaven, den Kolonien, Tommy Atkins, dem weiblichen Individuum mit dem Malkasten, dem Pfeifenengländer mit den langen schlaffen Zügen, der Vorliebe für gewichstes Schuhzeug, der Stille im Auftreten, aber den unbezwinglichen Instinkten, einer maskierten aber eisenharten Selbstzufriedenheit, ziemlich müde wie ein altes überbürdetes Wagenpferd, aber noch immer der Herr der Welt!

Der schwarze Rumpf war die Seiten hinauf wie mit einem Reif von Salz bedeckt, so sehen alle Schiffe aus, die geradewegs aus den Tropen kommen, in die wir fahren. Die Leute von da oben sahen auf uns herab, das ärgert mich, wir sind nur ein kleiner dänischer Dampfer, heißen

Bandon, von der Ostasiatischen Gesellschaft, wenige tausend Tons; aber wenn man tief auf dem Wasser liegt, muß man wohl zu denen aufsehen, die höher sind . . . das große garstige P. & O.-Schiff hatte übrigens Schlagseite. Gott weiß, ob nicht das Riesenwesen von Kommandobrücke den Topp zu schwer macht? Noch ein Holländer mußte vorbei, bevor wir weiterkommen konnten, ein großer Dampfer aus den indischen Besitzungen, der sich gleichfalls nicht wenig darauf einbildete, so gefährlich hoch auf dem Wasser zu liegen und infam aus den Schornsteinen zu rauchen. Es ist gut, daß es nicht weh tut, so stolz zu sein.

Das Rote Meer. Sonnenschein mit Seidenglanz am Himmel, der in seiner Gesamtheit weiß ist wie ein Zelt aus feinen Wolkenschichten mit einzelnen türkisgrünen Streifen dazwischen, dem Himmelsraum selber. Wir sitzen in Weiß auf dem Deck in der paradiesischen Luft, mit dem Sonnensegel überm Kopf wie unter den Paulunen des Alten Testaments. Eine Bergkette bildet die Küste rechts, dahinter liegt das Niltal, links die Halbinsel mit dem Sinai, wir sind in biblischer Luft, unter dem Himmel von Kanaan.

Der Sinai besteht aus rotgelben, gänzlich nackten Felsen, mit scharfer Spitze und spärlich erodiert mit kleinen Kegeln von blaugrauem, schmirgelartigem Kies am Fuße. Hier und da bricht etwas Weißes aus dem nackten scharfen Fels, das aussieht wie Salz oder Kalk. Kein Vogel folgt uns, dagegen haben wir einige langsame klebrige Fliegen an Bord bekommen, die sich auf einen setzen und gleich wiederkommen, wenn man sie verjagt hat. Zu andern Jahreszeiten sollen zahlreiche Heuschrecken auf die Schiffe niederfallen, wenn sie das Rote Meer passieren. Keine einzige Wohnstätte ist an Land zu erblicken, es ist vollständig öde. Am allermeisten erinnert der Sinai an eine Mondlandschaft. Ein paar von den Gipfeln zeigen etwas wie eine Kraterform das sind wohl alte Vulkane. Wahrscheinlich, und darauf ist wohl längst aufmerksam gemacht, war Sinai, der Berg des Gesetzes, ein noch tätiger Vulkan, als Moses sich dort mit den Israeliten nach dem Auszuge aus Ägypten lagerte; hat man den Berg vor Augen, kann man nicht umhin, diesen Schluß zu ziehen. Die Überlieferung des zweiten Mosebuchs von der Entstehung des Gesetzes schildert offenbar einen vulkanischen Ausbruch, dessen Moses sich also mit der Kraft und Kaltblütigkeit eines großen Führers bedient hat, um sein Volk in den Staub zu strecken und ihm Glauben zu geben. Im vierundzwanzigsten Kapitel heißt es: „Und das Ansehen der Herrlichkeit des Herrn war wie ein verzehrend Feuer, auf der Spitze des Berges, vor den Kindern Israel"; das kann nicht deutlicher sein. Auch J a h v e hat seinen Ursprung in der Furcht und Andacht eines primitiven Volkes gegenüber den zerstörenden Naturkräften, Moses' Führerschaft ist noch verwandt mit dem, was man von der Macht der „Medizinmänner" über wilde Völker kennt.

Aber der religiöse Fortschritt, den das Volk Israel auf der Wüstenwanderung machte, liegt ja darin, daß Moses mit dem Instinkt des Neuschöpfers sein Volk von dem rohen Fetischismus, dem „goldnen Kalbe", fort zu einem unhandgreiflichen Prinzip führte, zu der Kraft in der Natur, die als ein Wesen erfaßt wurde und nun zu „Gott" ward, man lernte zu verehren, was man nur in Gehorsam und Zittern anschauen konnte. Das Alte Testament fügt sich daher der Entwicklungsgeschichte der Menschheit als natürliches Kapitel ein, alle Urvölker haben auf dieser Stufe gelebt, sie haben ihren gemeinsamen Ursprung in ihr und teilen sich auf dem Wege von dort. Das Leitende in der Entwicklung kann nichts andres gewesen sein als die Aneignung einer größeren und größeren Einsicht in die Natur und ihre Gesetze, anfangs als Fund der Medizinmänner, später ausgedehnt auf die ganze Menschheit. Die Religion, als Mittel zu herrschen beruht auf der Anwendung der ersten Naturwissenschaft als Privilegium. Die Zauberkunde unter der Priesterschaft der Urzeit muß den ersten einfachen physischen Kunststücken gegolten haben, die innerhalb der Kaste geheim gehalten und benutzt wurden, um den Stamm zu bändigen. Und das wichtigste religiöse Blendmittel in der Hand des primitiven Religionsstifters ist natürlich das Feuer gewesen. Das Feuer war ein Wesen, ein Geist, ein Gott; es mußte gespeist werden, daher das Opfer. Noch heutigentags ist das Feuer die Kraftquelle unsrer Zivilisation, die rauchenden Großstädte in Europa, die ich soeben verlassen habe, sind moderne Feuermythen; das Licht dient uns noch als Symbol für den Geist und das Höchste, Erleuchtung und Aufklärung sind identisch mit Kultur.

Es fällt uns schwer, uns die richtige Vorstellung von den Zeiten zu bilden, als das Feuer noch nicht gezähmt war, als jeder kleine Fortschritt zur Beherrschung der gefürchteten Naturmacht als Offenbarung begrüßt worden ist. Was ist eine Lampe jetzt anders als eine Lampe, aber ich bin überzeugt daß gerade die Lampe in vorhistorischer Zeit eine der epochemachendsten Erfindungen gewesen ist, ein Sprung hinein in das Verständnis des Wesens des Feuers, der den Beginn unsrer Zivilisation bezeichnet. Irgend ein Medizinmann, ein bestimmter, denn alles beginnt im Kopfe eines Einzelnen, hat entdeckt, daß das Feuer sich durch flüssige Stoffe, Fett oder Öl, nähren ließ, und er hat den Stamm, die Gemeinde, in Zittern versetzen können durch Vorzeigung eines Feuers, das ohne Holz brannte, das reine heiße Wesen selber! Das Feuer war von vornherein heilig, doch nun wurde es ein Mysterium, mußte ein Haus für sich haben, darin es lebte und brannte als ewige Flamme, auf einem Altar, im Allerheiligsten. Die Lampe wird Gegenstand der Anbetung. Einst ist die erste einfache Lampe das Grundmysterium in den alten Heiligtümern und Tempeln in den Mittelmeerländern gewesen, der älteste Gottesdienst konzen-

triert sich um Feuer und Licht, die Himmelskörper, Sonne und Sonnenwende, die großen fernen Feuerquellen, vor allem aber unser eignes Feuer, unser eigner fürchterlicher und freigebiger Gott in den vielen Gestalten. Gott wird als eine Flamme dargestellt, die Lampe und der Geist der Lampe gehen um in orientalischen Sagen als Symbol für die Allgewalt des Feuers; ist es nicht sogar denkbar, daß der altindische Ritus mit brennender Butter als Mittelpunkt der Gottesverehrung auf den gleichen Ausgangspunkt zurückweist?

Was zuerst ein tastender doch richtiger Griff in die Anfangsgründe der Physik war, hat sich später auf der religiösen Seite zu einer Menge von jetzt vollkommen gleichgültigen Mysterien entwickelt. Von dem Ursymbol, der Lampe mit der selbstnährenden Flamme (das Öl war lange Geheimnis der Priester) gehen zwei Wege, der eine zur Naturwissenschaft unsrer Tage, der andre zur Religionsgeschichte und Philologie. Anstatt dem Gewebe von Aberglauben nachzugehn, das der Menschengeist verlassen hat und das nie mehr Leben bekommt, gehöre ich zu denen, die finden, daß es kürzer ist und mehr die richtige Seite der Sache betrifft, wenn man von der Naturwissenschaft unsrer Tage zurückschließt auf die religiösen Versuche der Alten einzudringen in das Wesen des Feuers, überhaupt der Naturkräfte. Umgekehrt, die rechte Fortsetzung der Religionen liegt in der Chemie.

Es ist nicht so einfach, wie man vermuten könnte, sich in die Vorstellungen des primitiven Menschen hineinzuversetzen, unsre eigne Entwicklungsstufe wirkt als vergrößernde Linse auf alles in der Vergangenheit, worauf wir unsern Blick richten, wir können uns nur durch eine geistige „Unteranstrengung" von einem zusammengesetzten Sehen auf die einfachen Dinge in der Urzeit befreien. Der Säugling, der eine Uhr in den Mund steckt, gibt eine angenäherte Vorstellung von der ratio des primitiven Menschen. Der Waramungastamm in Australien hat eine Reihe Begräbniszeremonien, deren Schlußapotheose darin besteht, daß die Männer sich in einer Reihe aufstellen, über einer Grube in der Erde die Beine spreizen, worauf alle Frauen eine nach der andern durch die Ehrenpforte kriechen — gibt es nun einen tiefen symbolischen Sinn darin, ist es notwendig, Texte zu deuten, und sich den Kopf zu zerbrechen über Lesarten, um einem Mysterium wie diesem auf den Grund zu kommen, oder ist es in Wirklichkeit etwas andres als die platten und gänzlich bedeutungslosen Einfälle niedriger Gehirne?

Unsre eignen Vorfahren haben einen ähnlichen Standpunkt eingenommen, sie haben das Feuer mit einem Zeremoniell umgeben, dessen Sinnlosigkeit zu erfassen uns bei noch so großer Anstrengung nicht gelingen würde, so wenig wie wir, ohne Umwege in der Seele zu machen, für die Lampe wie für ein Wunder fühlen können. Aber die Leute der Bibel haben die Entwicklungsgabe gehabt, da sie vorwärtsgeschritten sind, während der Austral-

neger stehen blieb, wo er steht, sie haben das gehabt, was man Religion nennen mag, die lebendige Fähigkeit, verbrauchte Symbole abzuwerfen und immer neue zu bilden. Gerade der Entwicklungskeim im Gesetz war es, der von Moses auf dem Sinai verkündet wurde. Von der Naturmacht, dem Feuer, dem Vulkan, wird noch die religiöse Eingebung entlehnt, Furcht, Glaube und Gehorsam, und die Bilder, die die Menge verstehen kann, aber das rohe heidnische Moment wird verlassen. Und das Volk Israel darf sich später keine Abgötter schaffen, es gibt nur einen Gott, von dem man sich nicht unmittelbar Vorstellungen bilden kann, denn selbst im Vulkan zeigt Gott sich nur in Verkleidung, aber an ihn muß man glauben, mit ihm ist man im Bunde. Das Symbol wird ganz ausgeschlossen, die Religion geht dazu über, moralisch zu werden.

Für eine aufgeklärte Betrachtung ist Moses größer als für die orthodox-theologische. Diese muß ja Gott als den ansehn, der schon vorher da war, wohingegen in Wirklichkeit Moses der Schöpfer ist. Die Wüstenwanderung und Moses, der sein Volk mit Idee versieht, ist denn auch einer der großzügigsten Auftritte der Weltgeschichte. Er kommt von dem schriftklugen ägyptischen Tempelkultus, in dessen Hokuspokus, „aller Weisheit Ägyptens", er unterrichtet worden war, und er führt sein Volk, das die Tradition verloren hat, wieder in Freiluft hinaus, unter offnen Himmel, zurück zu den Quellen des Feuers. Statt sich der Altarflamme zu bedienen, die durch die Gaunerkünste der Priester angefacht bleibt, führt er zum Vulkan vorwärts, der den Himmel voll Feuer gebiert mit Donner und Steinregen als Zugabe. Wie alle Neubildner geht er auf die Natur zurück, beginnt von vorn.

Alles dies sind Reminiszenzen und Kombinationen bekannter Dinge, die mir vor dem Sinai in die Feder kommen. Der bloße Anblick des Berges erscheint mir wertvoller als alles, was gelesen und geschrieben werden kann. Ich suche mir mit aller Kraft vorzustellen, was der Kern in den historischen Ereignissen war, während mein Blick bei den strengen Linien des Berges und dem Wüstenrande an seinem Fuß verweilt, dem Himmel, der weiß ist wie Seide und leuchtend von der Sonne hinterm Wolkenschleier — auch damals haben die Menschen den Himmel über sich gehabt, sie haben gelebt, so und so ist alles vor sich gegangen, wenn man es nur sehen könnte.

Die Nähe der Wüste als wir durch den Kanal fuhren, der Anblick irgend eines Kamelreiters oder eines Hirten in langem Gewand mit seiner Schafherde zwischen den Tamariskensträuchern hat die Phantasie so beladen, hier und da leben die Menschen wohl noch das gleiche einfache Leben wie in der Zeit der Patriarchen, warum ist es einem denn versagt, sie zu sehen, wie sie waren, das Volk Israel, als es heimatlos und ins Ungewisse am Fuße des

Berges Sinai lagerte? Warum kann ich nicht den Ausbruch selber sehen, den Berg offen und gähnend wie noch jetzt auf Stromboli, aber im Zorn, Feuer und Asche ausstoßend, dunkelnd unter einer ungeheuern Wolke, darin es blitzt und die sich meilenweit in den Himmel erhebt? Auf der Wanderung, ohne Schicksal, von allen Seiten geängstigt, bedroht vom Berge wie von kleineren Gefahren, wilden Tieren, denn es gab damals in jenen Gegenden noch Löwen, ist das Volk Israel zum Sinai gekommen. Die Nöte sind groß und wirklich, aber es kommt hinzu, daß ein primitives Volk sie auffaßt und ihnen vielfältigen Umfang und Wert verleiht. Von den Nerven des wilden Menschen kann man sich eine Vorstellung bilden, wenn man Fieber hat und sich in dem heißen grenzenlosen Zustand befindet, wo alles anders auswächst als es ist, wo das Ich, die Identität nicht richtig in Ordnung ist, und wo Schreck und Ahnungen mehr als alltägliche Gedanken den Bewußtseinsinhalt ausmachen. Bei gewöhnlichem Fieber kann man einen Schreckeindruck von dem ersten besten leblosen Gegenstand erhalten; ein Tisch, eine Arzneiflasche kann drohend aussehn und die Seele mit sich ziehen in ein Ragnarok von Ängsten. Diese bildschaffende Aktivität begleitet von Panik und ohne Sammlung gleicht dem Seelenleben primitiver Menschen, ihr Bewußtsein ist eine Verirrung und lange Angst. Veddhafrauen sehen aus wie Fieberpatienten, sie haben den wilden heißen Blick, der Kranken eigentümlich ist. Und so sind die Kinder Israels gewesen, mit Fiebernerven und die Seele in Blüte von Schreck und Einbildung, als sie aus Ägypten zogen. Aber sie waren nicht herrenlos, Moses war da.

Ich sehe ihn allein den Berg hinangehn, während das Volk, das kleine wandernde Hirtenvolk, unten lagert, ihre Haustiere im Arm zur Tröstung und Beruhigung, eine verwunderte Versammlung stummer Schafe und erschrockner Menschlein, bereit, sich jedes innre Bild zu formen, das die Natur oder ein starker Mann ihnen in die Seele drückt; ich sehe Moses' Rücken, während er von ihnen auf den Berg geht und in einer Wolke verschwindet. Die Masse ist es und der Eine. Die Prometheusmythe birgt ein ähnliches Motiv, den Mann und das Feuer, die Masse und den Einen. Schlichtheit und Mut leiten die Menschheit auf ihrer Wanderung, der Mann mit der naheliegenden Erklärung natürlicher Dinge und dann der Fähigkeit, allein zu stehn. Beides ist der Masse versagt, die Vielen wollen stets die komplizierte Erklärung suchen und sich zusammenrotten.

Anstatt sich Moses als eine mythische Figur in übernatürlicher Größe vorzustellen, kommt man der Wahrheit sicherlich näher, wenn man seine Zeit auf das Kindliche reduziert und in ihm einen Erwachsenen sieht, er ist ein ganz gewöhnlicher Sterblicher gewesen, nahe verwandt mit den Leuten, wie sie augenblicklich meistens sind, aber ein Charakter, wie er vielleicht nur in jedem Jahrtausend einmal vorkommt. Ich stelle ihn mir vor als sehr schweig-

samen, nicht mehr jungen Mann, wie er einsam umherwankt auf den heißen Lavafeldern zwischen Schwefelrauch und Lohen, denen er nicht mehr Beachtung schenkt, als die Gefahr wert ist, denn er ist unzugänglich für Panik, fährt nicht zusammen, verliert nicht sofort die Besinnung, weil etwas schnaubt, von dem er weiß, was es ist; ich sehe ihn seinen Bart kauen und grübeln, grübeln; was ihn mit der ganzen Leidenschaft seiner Seele beschäftigt ist nicht, was die Natur mit ihm beabsichtigt, sondern, wie er ihre Kräfte in seiner Hand sammeln und dazu verwenden soll, seinem Volke Schicksal zu geben. Ein von der Natur nicht verschwenderisch ausgestatteter Mann, er stotterte, aber welche Seelenkraft! Uns fehlt das Maß für seinen Willen.

Zu demselben Zeitpunkt als Moses das Gesetz auf dem Berge Sinai stiftete, opferte man an den meisten andern Orten in der Welt Mitmenschen dem Winde — oder Kriegsgöttern, deren Vorstellung man durch Bilder aus Holz oder Stein festhielt, und fuhr noch mehrere Jahrhunderte damit fort; das Volk Israel nomadisiert weiter in der Wüste, aber sein Gottesdienst sammelt sich nicht mehr um Abgötter, eine Abstraktion ist an deren Stelle getreten, und zu ihrer Deutung dient das Wort: die Bundeslade enthält ein Protokoll. Gott ist ein leidenschaftlicher Ansporn geworden, ein Gesetz und einen Weg einzuhalten, er ist der Selbsterhaltungstrieb der Rasse geworden. Moses steht vor uns weder als Prophet noch als König noch unter irgend einer historischen Titulatur, er lebt in seinem Werk, wie der Gott, den er über das Volk Israel setzte, der nur in der einen Form angeschaut werden durfte, als das Prinzip, dem man treu bleiben mußte. Hier waren wohl alle Bedingungen für einen ewigen Gott! Ist es nicht, als ob er von Moses' eigner Persönlichkeit abgeleitet wäre, der Mann, der allein in seinem Genius lebt, ist er nicht Seele von seiner Seele?

Ich verliere mich in Dinge, die den Schriftgelehrten gehören, niemand wünscht vermutlich zu wissen, welches Ergebnis ich aus einem mangelhaften und nicht besonders interessierten Studium innerhalb eines Gebiets gewonnen habe, wo die Fächer zahlreich und geteilt sind und die Literatur so ungeheuer ist, daß sie, würde sie irgendwo zusammengetragen, einen Berg so groß wie den Sinai bilden würde. Meine Mühe gebe ich mir, weil ich, was mich betrifft, Moses kennen will, denn ich habe ihn geliebt. Ich will ihn sehen können.

Welche übermenschliche Wehmut in seinem Tode! Er gibt seinem Volke Wurzel, aber er soll es nicht selber erleben, einzugehn in das gelobte Land, soll nur vom Gipfel des Berges Nebo darüber hinschauen. Schon als Knabe wurde ich davon bis ins Herz erschüttert, ich fühlte, wie arm und einsam er dort auf dem Berge Nebo starb.

Jetzt ist der Vulkan erloschen, wo Moses sein Volk mit Gehorsam und Richtung belehnte. Eine der ödesten Landschaften der Welt, ebenso unfrucht=

bar wie auf dem Monde, bezeichnet die Stelle, von wo die lebenskräftigste Religion unsrer Zeitrechnung ausging. So erloschen ist jetzt auch das Gesetz Mosis. Das Alte Testament ist der Bibelkritik überlassen, berührt aber sonst in keinem Punkte das Leben, wie es jetzt gelebt wird. Der „Bund mit dem Herrn" ist seither mehrmals erneuert worden und jedesmal in neuem Stil, die „Schrift" ohne Leben zurücklassend. Das Material der Geschichte ist ein andres, die Menschheit hat keine Kindheit mehr. Selbst der elementare Gegensatz zwischen der Masse und dem Einen ist ein sentimentales Motiv geworden, die Masse geht von selbst, der Eine ist zur zahlreichen Kaste geworden, den Anhängern der Naturwissenschaft, und die, die sich noch in elementarem Stil einsam fühlen, fallen dem Asyl oder dem Zuchthaus anheim. Aber wenn die Daseinsform der Alten auch erstarrt und erkaltet ist, muß die Entwicklung in Fluß gesehen werden können, wie sie in aktuellem Wachstum ist, die Kraft selber, wie die Alten Gott nannten.

Die Schiffsbibel ist mir in die Hand gefallen, und während wir nach Süden dampfen mit wiegenden Bewegungen, als ob das Schiff auf Wiegenkufen ginge, während die Luft mehr und mehr paradiesisch wird, weit jenseits dessen, was wir daheim unter Sommer verstehn, 6 bis 28 Grad, erlebe ich von neuem die alten unschuldigen holden Stimmungen, die für mich in fernem Duft verknüpft sind, die biblische Geschichte, die Bauern und unsre Kindheit.

Es ist jetzt mehr als dreißig Jahre her, seitdem ich im Himmerland in die Volksschule ging zusammen mit einem etwas älteren Bruder und einer kleinen Schar Bauernkinder, mit denen wir Butterbrote und Unterweisung in Balslevs kleiner biblischen Geschichte teilten. Wir mußten sie einfach auswendig lernen, haspelten sie in kleinen Portionen ab, die im Buch mit dem Nagel markiert waren, aber etwas haftete ja trotzdem. Die Geschichte von Josef und seinen Brüdern erfüllte mich mit einem Meer von Gefühl, wie keine geschriebene oder wirkliche Geschichte es später je vermocht hat. Schwer war es, wenn die Lektion abgeliefert werden sollte und man an die Stelle kam, wo Josef sich seinen Brüdern zu erkennen gibt und sagt: Ich bin Josef, lebt mein Vater noch? — darüber mußte man wie ein Mann weg, in automatisch flüchtigem Ton, damit niemand merken sollte, wie elend einem ums Herz war. Den andern Kindern ging es nicht besser, auch ihnen saß das Herz lose, sie waren „übel dran", wie die Bauern sagen, ich wußte es und sah es ihnen an, wenn sie die Lektion herleierten und an die Stellen kamen, wo einem die Brust entzweigeht, so daß ihre Augen starr wurden und sie mühsam einen großen Klumpen hinunterschluckten, die aufsteigenden Tränen. Die Geschichte von Absalon, König Davids Sohn, erschien mir unerträglich vor Traurigkeit; als Absalon stellte ich mir übrigens stets meinen älteren Bruder vor, sah, wie er im Walde an seinem roten Haarschopf hängen

blieb, aber das Traurigste von allem in der Welt war, wie König David ihn beweint: Mein Sohn Absalon, wollte Gott, ich müßte für dich sterben! O Absalon, mein Sohn, mein Sohn! Das konnte nur in hastigem, gleichgültigem Tone gesagt werden, während die heißen Tränen einem in die Augen sprangen und unterdrückt werden mußten, indem man mit gewaltiger Selbstbezwingung daneben in der Seele etwas Rohes und Drohendes emporzubringen suchte. Ich sah David vor mir, in einer dunkeln Stube, die Hände ringend über den Tod meines rothaarigen irregeleiteten Bruders. Die kleinen Bauernmädchen erhoben sich lautlos von der Bank, wenn sie an die Reihe kamen, begannen mit großem, echtem Blick und leierten die Lektion her, das Haar beiseite schlagend, und wenn sie dann über die schwierigen Stellen weg mußten, weinten sie nicht, sondern sahen fast grimmig drein, lieber das, als eine tiefe Schwäche verraten, die doch ihr Eigentum war und in der sie ja gar nicht überhört werden sollten. Die kleinen Mütter! Nun haben sie selber Kinder, die zur Schule gehn. Aber fast die bitterste Erzählung in der ganzen biblischen Geschichte, ich weiß kaum warum, war, wie Peter den Herrn verraten hatte und hinausging und bitterlich weinte, während der Hahn krähte, das war nun der Punkt in der Leidensgeschichte, der mich rührte; die Kreuzigung und das übrige haben meine Phantasie nie in Bewegung versetzt; das tat mir so weh, ich hatte so großes Mitleid mit Peter, mit dem Herrn, mit uns allen, das Schluchzen steigt mir noch in den Hals, wenn ich daran denke, ich weiß nicht warum.

Abend. Der Indische Ozean. Offene See, jetzt liegt Europa hinter uns. Venus leuchtet wie eine kleine Sonne, wirft eine deutliche Lichtbrücke auf die See. Meerleuchten funkelt in den ruhigen Wellen, eine leichte warme Brise trifft uns von Süden her, wir fahren in ein warmes Dunkel hinein. Neblige Sterne. Das Dunkel ist wie die Nähe eines Weibes. Ja, ich liebe dich.

Ein großer Passagierdampfer mit einer Menge erleuchteter Fenster steht draußen im Dunkel seitlich von uns, er ist auf der Heimreise nach Europa; die dort streben der Heimat zu, und wir fahren aus.

In der Nacht regnet es. Ich erwache von dem Brausen eines Sündflutlauts gegen das Deck über meinem Kopfe und gehe hinauf, stehe in dem frischen Regen, der gerade herabfällt, dick und hart wie ein Sturzbad. Es ist völlig finster wie auf dem Grunde einer Grube. Der Regen und das Schiff und die See brüllen wie ein einziger ungeheurer Orgelton, der Regen ist lauwarm, er läuft mir in den Mund wie Tränen, nach denen mich verlangt hat und die ich doch nie geweint habe, er schmeckt nach allen Sommern des Lebens, das Dunkel und der Wolkenbruch umfangen mich wie ein Weib. Ich liebe dich.

***

Der Heilige und das Tier

von Ernst Heilborn

Immer wieder wurden die Steine zerfallener Tempel von rüstigen Händen zur Errichtung neuer Kirchen herangewälzt. Es scheint das ihr und derer, die da bauten, Schicksal gewesen zu sein.

Unschwer erkennt man in der streng gotischen Fassade der mittelalterlichen Heiligenlegenden* die alten Überreste. An dieser Stelle ward ein Bruchstück eines alten Ödipusfrieses eingemauert; jene andern Steine stammen von Odin-Altären; diese dritten wieder weisen Reste der phantastischen Linienführung spätmorgenländischer Kunst. Aber das Bauwerk als Ganzes ragt in gebietender Einheitlichkeit auf. Zeugend für einen Geist, der, wenn auch in Dogmen gebunden, sich erneuerte, um zu erstarken; der sich aber wiederum gleich blieb, derart, daß der Jüngere fortbauen konnte, wo die Arbeit des Älteren zum Stillstand gekommen war.

Man mag im Schiff der Notre Dame-Kirche gestanden haben, und einer befremdenden Andacht mag alles Fragen fern geblieben sein. Indem man aber die schmalen Treppen der Türme hinansteigt und sich den grotesk-beredten Steinfiguren der Chimären gegenübersieht, wacht etwas auf, das Antwort fordert; die Zwiespältigkeit scheint deutbarer als das Rufen der einen Stimme; mittelalterlicher Geist, der verschlossenste der Genien, will Aussprache suchen.

So auch hier in diesen Heiligenlegenden. Der Bekenner duldet und stirbt, und seine Miene bleibt unbeweglich. Aber der stumme Beschauer seines Leidens, der stumme Diener seiner Notdurft, sei es der stumme Rächer seines unschuldigen Todes — das Tier — es will die Rätsel künden, es rührt verwegen an dem großen Mysterium: Natur und Mensch.

Noch tönt ein Klang jener Urväterweisheit fort, die ihren Gott in dem Naturgeschehen ahnte. Auch keine Empfindungskraft scheint ganz verloren zu gehen, sie durchsetzt ein noch so anders geartetes begriffliches Denken. In diesen Heiligenlegenden ist ein Gefühl dafür geblieben, daß das Tier, naturhafter als der im Denken Befangene, Gott näher stehe als die Menschen.

Was dem geblendeten Menschen dunkel, Gottes Ratschluß, das Tier scheint darum zu wissen. Es fügt sich, daß dem heiligen Eustachius seine beiden Söhne auf vorbestimmte Zeit genommen werden sollen: ein Leu raubt den einen, den anderen ein Bär, und beide werden von den wilden Tieren zu Bauersleuten hingetragen, die sie pflegen. Der Bischof Gundolfus will

* Der Heiligen Leben und Leiden anders genannt das Passional. Zwei Bände. Insel-Verlag, Leipzig 1913.

eine Stadt wiederaufbauen, er weiß nicht, daß Gottes Fluch darauf lastet: wilde Tiere kommen aus dem Wald und zerren die Werkleute zu Tode. Andererseits vermag keine menschliche Gewalt die Pferde in den Stall zu bringen, in dem man die heimlich ermordete heilige Kunera verscharrt hat. Und selbst in diese Vorstellungen, von denen nur eine unbewußte Ahnung geblieben ist, spielt jener mittelalterliche Humor hinein, der, ein schmunzelnder Meßner, bei keiner Prozession ganz fehlen mag. Der böse Feind konnte nicht hindern, daß Sankt Wolfgang sein wundertätiges Kirchlein baue: so fordert er wenigstens den ersten Pilger für sich, der zu wallfahrten käme. Sankt Wolfgang sagt ihm das, wohl oder übel, zu; der erste aber, der den Kirchgang antritt, ist — ein Wolf.

Der Weg ist Gottes, und Tiere vermögen ihn zu weisen. Es ist in diesen Legenden ein häufig wiederkehrender Zug, daß man den Leichnam eines Heiligen auf einen mit wilden Ochsen bespannten Wagen legt. Sie gehen zahm im Joch und führen an die Stätte, die Gott dem Heiligen zum Grab bestimmt hat. Sankt Antonius wird durch einen Wolf zur Zelle des ersten Einsiedlers Paulus geleitet, mit Speisen beladene Kamele finden die unbekannte Straße zu den Brüdern, die ihrer in Hungersnöten harren, wieder nahen Wölfe dem Heiligen, lecken ihm die Füße, bis er sich aufmacht, ihnen zu folgen. Er weiß, sie führen den von Gott bestimmten Pfad.

Naturalistischer gleichsam begibt sich dasselbe Wunder, wenn vor den Durstenden ein Lamm auftaucht, mit seinem rechten Fuß im Boden scharrt und damit auf den verborgenen Wasserquell deutet, oder wenn Tiere die Metallschätze im Boden verraten. Zwischen Sankt Mangen und einem Bären ergibt sich da ein artig idyllisches Zusammenspiel. Ein wilder Bär kommt zu St. Mangen, berührt ihm die Füße mit der Schnauze und führt ihn zu einem Baum. Alsbald befiehlt ihm der Heilige im Namen Jesu Christi, den Baum mit den Wurzeln auszuzerren. Der Bär tuts, und Erz tritt zutage. Ein Freundschaftsbund ist damit zwischen dem Heiligen und dem Tier geknüpft, der Bestand hat. Der Bär wird es sich fürderhin angelegen sein lassen, den frommen Mann vor andern Wildlingen zu beschützen. Das Wunder ist gleichsam bei Naturbeobachtung in die Schule gegangen, an erschauten Bildern ist dunkel überliefertes Ahnen aufgelebt.

Die heilige Geschichte trägt ihr Zeugnis hinzu. Wie einst die Raben den Elias speisten, so tragen in den Legenden vielfach Tiere den Dienern Gottes Nahrung zu. Nur daß jede Wiederholung zugleich Abschwächung bedeutet! Denn das hatte die Kraft der Vision besessen: die hochaufragende Gestalt des einsamen Mannes zwischen dem toten Gestein am spärlichen Wasserlauf; und die schwarzen Vögel fliegen hinzu, Elias zu dienen. In diesen Legenden aber sind den speisetragenden Raben wahllos Tauben und Leuen gesellt, das Symbol hat über die Naturanschauung Kraft gewonnen. Und nur

darin mag man ein intimes Bild aus mittelalterlichen Tagen im schweren Goldrahmen des Wunders erblicken, wenn ein Jagdhund täglich ein Brot vom Tische seines Herrn nimmt, es St. Rochus in seine Wüstenei zuzutragen.

Das Tier in seiner Unbewußtheit steht Gott näher als der Mensch: in Zeiten, da der Herr die wenigen, die ihm von den Seinen geblieben sind, von einer gottfeindlichen Menschheit bedroht sieht, bleibt ihm gleichsam nichts übrig, als sich auf diese seine treuen Diener zu besinnen.

Eine Jungfrau, die Sankt Crisantus diente, ward, da sie von ihrem Christenglauben nicht ablassen wollte, von dem heidnischen Fürsten in das gemeine Haus verschickt. Mit Ernst rief sie Gott an, daß er sie errette, und er erhörte ihr Gebet. Der Leu des Fürsten lagerte sich auf ihrer Schwelle und ließ keinen zu ihr hinein. Nicht selten auch erhalten Adler oder Raben Befehl, den Leichnam der Märtyrer zu behüten, gelegentlich verjagt ein Rabe sogar einen Wolf von dem ihm anvertrauten Unterpfand. Es kommt zu einem gewissen Luxus und Komfort, mit dem das Märchen niemals spart, in solchem Tierdienst: über der Mutter des Sankt Loy fliegt zu Zeiten ihrer Schwangerschaft ein Aar, um sie mit seinen Schwingen vor allzu heißen Sonnenstrahlen zu beschützen, zugleich auch, um auf die auserwählte Kindschaft hinzudeuten.

Aber der Märtyrer hat den Tod erleiden müssen inmitten einer gottfeindlichen Welt. Tiere bietet Gott auf, ihn zu rächen. Das eigene Pferd wirft den sündhaften Vogt ab und tötet ihn; der Leu, der die Jungfrau beschützt hat, zerreißt ihren Henker; Raben verfolgen die Mörder des Heiligen und stechen auf sie nieder und tun die Untat kund; Vögel und wilde Tiere werden aufgeboten, zumeist aber sind es die Pferde, diese sehr dienstbaren, die sich aufbäumend und beißend gegen ihren Herren wenden — der seinen Herrn verriet.

Noch ist eine Ahnung in den Seelen geblieben, daß die Schöpfung das Lob ihres Schöpfers singt.

Vor die Wahl gestellt, seinen Christenglauben abzuschwören oder den wilden Tieren vorgeworfen zu werden, sagte Ignatius, der heilige Erzmärterer: „O ihr heiligen Tiere, möchte ich schier zu euch kommen, daß ihr mich söllet essen." Wohl das einzige Mal, daß das Wort „heilig" in diesen Legenden vom Schöpfer auf das Geschöpf übertragen wird.

Wenn Gott sich der Tiere bedient, so tut er es vor allem, seine Allmacht kundzutun.

Die Widersprüche wohnen eng beieinander. Denn nun erweist Gott auch darin seine Allmacht, daß er vor wilden Tieren schützt. Er wird die Seinen, die in Wald und Finsternis und Raubtiernähe umherirren, nicht unbehütet lassen. Doch erweist auch das vielleicht nur von neuem, wie sehr sein Wille sein Geschöpf erfüllt? So sehr, daß Natur gelegentlich Natur verleugnet?

Noch immer ist die Menschheit jung geblieben. Nicht stark genug scheint Kreatur den Schöpfer zu preisen, Phantasie ruft das Wunder herbei, zum Zeugnis der Allmacht Gottes gewaltige, befremdende Tierwesen erstehen zu lassen. Basilisken und Einhorne, aus biblischer Tradition bekannt, spuken in Waldestiefen; aus antiken Gefilden naht dem Sankt Paulus, dem ersten Einsiedel, ein Mann, der trägt Palmfrüchte und „hätt oben eines Menschen Bild und unten einer Geiß Gestalt" und sagt, da der Heilige ihn bei Gott beschwört: „Ich heiß Satirus der Wilde, der da durch Wälder und Holz gehet nach dem Irrsal der Ungläubigen." — Odins sprechender und weiser Rabe wird Sankt Oswald, dem heiligen König, beigesellt, nicht nur um ihn zu beraten, sondern auch um die heidnische Braut mit allen Listen und durch alle Fährnisse hindurch für ihn zu werben und zu dem Christengott zu bekehren. Märchen jedweder Herkunft hatten auf dem neuen Altar das Glaubensfeuer zu nähren. Ja, die Legende von Sankt Brandan ist nichts als ein Lehrgedicht mit eben dem Thema, aus dem Tierwunder die Allmacht des Schöpfers zu erhellen. Und hier endlich finden sich neben den vielen überlieferten und aus aller Herren Ländern erborgten Motiven (Leviathan und Sirenen) Züge von eigener dichterischer Kraft. Da Brandan und seine Mönche in einen Wald gelangt sind, treffen sie auf einen dürren Baum, und da sie sich daran machen, den zu fällen, wird der Wald zu eitel Wasser, so daß sie kaum ihr Schiff erreichen. Spricht Sankt Brandan: „Das ist recht der Fisch einer gewesen, von denen ich gelesen hab in dem Buch, das ich verbrennt, die so groß und so alt sind, daß auf ihren Rucken und Schwarten große Wälder wachsen. Daran hab ich nun wohl die Wahrheit gefunden." Dem Wundertier gesellt sich hier auch das Tierbildnis, in die Mauer gegraben und spukhaft Leben vortäuschend.

Tierzauber, in der alten mosaischen Gesetzesurkunde mit Todesstrafe belegt, wirkt fort und wird in diesen Heiligenlegenden ausnahmelos von jüdischen Magiern frevelhaft betrieben. Einer der Weisen, welche die jüdische Mutter des Kaisers Konstantinus, Helena, beruft, vermag einen Stier durch ein heimlich zugeraunte Wort zu töten. Simon, der Zauberer, schafft große Hunde, die sich auf Sankt Petrus stürzen. Dem nun stellt sich das christliche Tierwunder entgegen. Den Stier, den der jüdische Magier tötete, vermag Sankt Silvester wieder lebendig zu machen — ein Symbol damit schaffend für die lebenspendende Kraft des Christentums. Sankt Petrus aber verjagt mit geweihtem Brote oder mit dem Zeichen des Kreuzes die teuflischen Hunde des Zauberers.

Auch sonst fehlt es an Tierwundern nicht: von dem Hirsch, der zu Sankt Julianus prophetisch zu sprechen anhebt, zu redenden Rossen und Kamelen, zu Bienenschwärmen, die sich auf ein auserwähltes Kind niederlassen, ohne ihm zu schaden, zu Fischen und Vögeln, die sich von Heiligen willig fangen

lassen, zu raterteilenden Vögeln, zu jenem anderen Hirsch, zwischen dessen Geweih das Kreuz erscheint und der dem Sankt Eustachius die Heilandsbotschaft kündet. Besteht das Tierwunder darin, daß einem der drei heiligen Könige ein Strauß aus zweien Eiern ein Lamm und einen Leuen zieht (Christus), so hat das Wunder bereits sein Märchenrecht verloren, um in den Dienst der christlichen Symbolik einzutreten.

Tiersymbolik ist nicht sonderlich häufig, auch greift sie nicht tief. Auf den Bekehrten läßt sich wohl die Taube nieder, beim Sakrament der Taufe erscheint das Lamm mit dem Kreuz. Die Tierbilder der Evangelisten finden Erwähnung. Die Frau, die ihrer schweren Stunde entgegensieht und ein Hündlein aus ihrem Schoß hervorgehen schaut, wird einem Sohn das Leben geben, dessen Predigertum Gewalt haben wird. Damit ist dieser Tierkreis beschlossen.

Gottes Allmacht in seiner Kreatur zu preisen, bot eine fromme Phantasie von neuem ihre Wunder auf. Sie vergaß über der Allmacht, was kindlichere Völker aus innigerem Mitleben der Natur ihrem Gott gegeben: das Erbarmen. Wie ist Jehova in der mosaischen Urkunde um sein Tier besorgt! Für Schonung Sorge tragend, Sabbatfrieden gewährend. Nur einmal findet in den Legenden Mitleid die Stimme, und das beiläufig, ohne Herzensklang. In der Servatius-Legende heißt es: „Und von dem Wasser wurden die Siechen gesund und auch das Vieh."

In seines Herzens Argheit ist der Sünder dahingegangen, und schon hat Jesus die Seele vor sein Gericht entboten, das verdammende Urteil zu fällen. Da ereignet es sich wohl, daß Mutter Maria, deren Namenstag der Verbrecher nie zu begehen unterließ, sich zwischen ihn und den Richter stellt. Vergebens, daß Jesus auf die schwerniedersinkende Wagschale weist, sie wird nicht abstehen zu bitten, und auf ihr Mutterrecht pochen, wird selbst die Hand auf die Wage legen. Zwischen den Mittler und den Menschen stellt sich eine neue Mittelsperson, über die Allmacht des Himmels erhebt sich die Allmacht irdischer Mutterschaft —:

So auch hier. Den Heiligen ist eine Allmacht über das Tier gegeben, die Gottes Allmacht des öfteren überstrahlt.

St. Patrik und St. Mamertinus vertreiben alle giftigen Tiere aus dem Lande; St. Benedikt gebietet einem Raben, vergiftetes Brot davonzutragen und zwingt ihn, da der Rabe, das Gift spürend, zurückscheut, den Befehl zu vollziehen; Zosimas verordnet einem Löwen, ein Grab zu graben; Sankt Künigund bewahrt aus eigener Kraft ein Kind in der Wolfsgrube; vor Sankt Eufemia neigen sich die wilden Tiere; St. Ignatius sucht den Märtyrertod durch die Leuen: er gebietet ihnen, ihn zu töten; sie gehorchen ihm und töten ihn durch — Erschrecken, aber sie verwunden ihn nicht.

Wieder stellt der Humor sich ein. Ein Räuber hat sich in St. Niklas' Kapelle geflüchtet und gelobt, dem Heiligen sein bestes Pferd, oder was es an Gelde wert sei, zu geben. Und legt Gold auf den Altar und vermag doch das Pferd nicht von der Stelle zu bringen, und häuft das Gold und mehrt es wieder, ohne doch das Pferd mitnehmen zu können. Erst als er seinen letzten Heller auf dem Altar gespendet, vermag ihm das Pferd wieder zu folgen. „Eia, Herr Sankt Niklas, du bist der teuerest und strengest Roßtäuscher, der mir je zukam."

Leicht wird daher den Heiligen der Kampf gegen grausames Ungetier. Sankt Mangen wirft dem Drachen, nachdem er selbst sein Kreuz geschlagen und ein geweihtes Brot in seinen Mund genommen, Pech und Harz in den Rachen, also daß er verbrennet. Sankt Martha braucht den Drachen nur mit Weihwasser zu besprengen und ihm das Kreuz zu zeigen: er wird alsbald zahm wie ein sanftes Lamm und läßt sich mit ihrem Gürtel binden; und es ist hernach ein ungleiches Spiel, wenn die Leute hinzulaufen und den also geistlich überwundenen leiblich totschlagen. Selbst Sankt Georg ist in der Legende des Passionals kaum der kecke Reitersmann und Ritter, den der bildende Künstler erschaute. Kühl, und als gälte es gewiß nichts Ungewöhnliches zu berichten, heißt es von ihm: „Da Georgius den Drachen sah, sprang er auf sein Pferd und machet ein Kreuz für sich, und ritt bald gegen ihm. Und stach den Wurm mit der Glenen, da fiel der Wurm nieder." Das ist gleichsam in der Kirche gesprochen. Das Portal ist geschlossen und durch die hohen gotischen Fenster dringt nur gedämpftes Licht.

Sei es nun, daß Gott die rettende Hand ausstreckt, sei es, daß die dem Heiligen innewohnende Kraft in sich es vermag: sooft Märtyrer in diesen Legenden wilden Tieren vorgeworfen werden — und wenigen ist das erspart geblieben — so oft schmiegen sich die Bestien zahm an ihre Füße, ohne ihnen ein Leid anzutun. Das kann nicht Zufall sein. Dieselbe Erscheinung aber wiederholt sich, wenn die Heiligen ins Feuer geworfen oder ins Wasser gestoßen werden: zu töten vermag sie immer nur der mit menschlicher Hand geführte Schwertstreich oder Lanzenstich. Erklärung kann es dafür nur eine geben: noch war die Empfindung wach — mochte sie auch nicht gedanklichen Ausdruck finden — daß Tiere und Elemente, daß Natur Gott zu nahe stehe, seinen Heiligen zu verletzen. In weiter Erdenrunde vermochte die Sünde allein der Mensch.

Es sind gar kindhafte Hände, die mit den alten die ersten neuen Steine zum Kirchbau tragen. Indem der Bau sich aber erhebt, sind alle Blicke nur ihm zugewendet. Die Landschaft ist gleichsam mit Nebeln bedeckt, dem Gesichtskreis entrückt. Vor dem aufragenden Dom besteht ein Unterschied zwischen Tier und Mensch nicht mehr. Nun wird Sankt Bernhard die Fliegen und Mücken, die die Brüder in ihrer Andacht stören, in den Bann

tun. Nun wird Franziskus der Einfältige (derselbe, der in seiner Sterbensstunde sprach: „Mein Bruder Tod, sei willkommen!") den Vögeln predigen.

Sankt Franziskus war ein gar lieber Heiliger. Zum Text seiner Predigt, die er den Vögeln hielt, nahm er die Freude am Dasein.

Aber diese Zeit besann sich auf sich selber, und der Dom war ausgebaut. Mochte alles Menschheitserinnern noch immer im Tier die Gottesnähe spüren, der Kirchenlehre war Natur sündhaft geworden und damit auch — soweit es überhaupt noch interessierte — das Tier. Wo diese Legenden den mittelalterlichen, streng kirchlichen Geist künden, ist das Tier eine Inkarnation des Bösen geworden.

Teufel erscheinen der heiligen Theodora als Leuen und Bären; böse Geister, die vor der Stadt hausen, werden beschwört und zeigen sich in Hundsgestalt, wobei der Siebenzahl ihre Bedeutung zukommt; gelegentlich reitet der böse Geist auf einem greulichen Tier; neben Bären und Leuen zeigen sich Wölfe und Wildschweine als Teufelsspuk; der böse Geist fliegt als schwarzer Vogel auf; von Sankt Margarethe beschwört, muß sich der Feind sehen lassen, und erscheint als Drache; er stellt sich auch als Affe ein; er nimmt Katzengestalt an; Teufel rufen auf dem Kirchdach mit mancherlei Tiere Stimmen. Naturbeobachtung ist dabei völlig ausgeschaltet: man erinnert sich, daß Leuen und Bären, ja selbst Wölfe und Hunde manchen frommen Dienst erwiesen. Nicht über die eine oder andere häßlich oder gefährlich anmutende Tierart ergeht das Gericht: gerade weil es unerlöste Natur, gilt das Tier nunmehr als dem Bösen und seinen Mächten verfallen.

Man begreift, daß es immer wieder Tierzauber war, den heidnische und jüdische Magier betrieben. . .

Das freilich war schon im alten Testament gesagt, daß böse Geister ihren Wohnsitz in Tierleibern aufschlügen, war schon eine den sumerischen Magiern vertraute Ansicht gewesen. Aber sie war bei den Propheten des alten Bundes zu sinnfälliger, dichterisch starker Anschauung aufgewachsen. Aus ihr war die erste zwingende Verdichtung landschaftlicher Eindrücke entstanden: Gott hatte die Stätte der Sünde verflucht. Nun lag sie öde. In den Ruinen nisten die Uhus. Die Silhouette des flüchtigen Straußes wird sichtbar, das Geheul der Wildhunde und Schakale tönt durch die Stille. Die Nacht sinkt: Zwischen den Mauerresten tanzen Bocksgeister ihren Reigen. Lilith, der Vampyr, rastet dort.

Es war eine Vision der Wüste und von ihr untrennbar, daß böse Geister in Tierleibern ihren Wohnsitz aufschlagen: diese hebräische Poesie stand auch in ihrer Mystik unter dem sinnlichen Landschaftseindruck.

Die mittelalterliche Heiligenlegende ist Dichtung hinter geschlossenen Klosterpforten. Sie lebt von der Atzung des Dogmas. Sie bleibt begrifflich

dem Menschen gegenüber. Sie wird abstrakter, wo sie Natur und Tier in ihr Bereich zu ziehen sucht. Der neue Gott war gleichsam der Schule seiner eigenen Schöpfung entwachsen. Alles Sinnliche war Seelenfeind geworden.

Nur daß Humor, dieser fromme Schalksknecht, den asketisch entzauberten Gebilden alsbald wieder zu Fleisch und Blut verhalf.

Der heilige Dominikus saß eines Nachts in seiner Zelle und schrieb an seiner Predigt. Da erschien ihm der böse Geist als ein Aff und sprang gar lästerlich hin und her, die Gedanken des frommen Mannes von seinem guten Werke abzulenken. Der aber blieb unbeirrt und sprach zu dem Aff: „Ich gebeu dir bei Gott, daß du mir das Licht haltest, bis ich ausschreib." Da mußte ihm denn freilich der böse Geist zu Diensten sein und stand und hielt das Licht. Und das Licht brannte herab, und es ging dem Affen heiß zu. Und bat den heiligen Mann: „Laß mich hin, mich brennt das Licht viel ärger denn das höllische Feuer." Sprach Sankt Dominikus: „Nein, du mußt es ja halten, bis ich ausgeschrieben."

Ein König ward aus dem Saal gestoßen, die Königskrone ihm vom Haupt geschlagen. In der Narrenkappe lugt er durch den Türspalt wieder hinein.

Es ist dafür gesorgt, daß Natur sich nicht mit der Geißel und nicht mit Weihwasser austreiben läßt.

Ein Gedankenbau, schwebesicher bis in die höchste Zinne und festgegründet auf der verläßlichsten Basis, der unirdischen, ist errichtet. Da ersteht ein Neues. Und wird geboren, wie alles Lebendige, aus der Liebe.

In Deutschland, zumal in fränkischen Landen, kommt es auf. Mag sein, daß der Beruf der Christboten sich hier doch anders gestaltete, da Kreuz und Spaten miteinander arbeiten mußten, mag sein, daß deutschen Männern, auch wenn sie die „Welt" hinter sich ließen, Waldeinsamkeit zu einer lieben irdischen Heimat wurde. Auch der dem Himmel zugewandte Blick fand Freude am munteren Spiel der Fische im klaren Bergwasser, am geschäftigen Schwirren der Bienen, am zutulichen Nahen der Vögel. Das war das Neue, daß in deutschen Landen, ganz unbeeinträchtigt von aller Mystik und Dogmatik, als ein Naives und menschlich Selbstverständliches, Liebe zur Tierwelt erwuchs.

Der deutsche Einsiedler der Legende wird so zu einer Schwindschen Figur.

St. Gallen wendet die Brosamen von seinem Tische einem Bären zu und läßt sich dafür sein Holz von ihm tragen; Sankt Martin sieht, wie Hunde einen Hasen jagen, und ruft sie zurück, so daß der Hase freikommt; Sankt Menrat findet im Finsterwald sein einzig irdisch Vergnügen darin, das Brot, das ihm die Witwe sendet, mit seinen zahmen Raben zu teilen — sie werden dafür nachher den an ihm verübten Mord offenbar machen und an den Mordbuben das Gericht vollziehen. Und solche Züge

rotbackiger Menschlichkeit spielen hier, wo alle Nationalitätsgrenzen zerfließen und alles Gemeingut wird, sehr bald in die fremden Stoffkreise hinüber, schon weil es der deutsche Chronist ist, der die Feder führt. Von Sankt Macharius wird erzählt, daß er sich nackend in der Wüste den Bremsen bot, aus Reue darüber, daß er eine Mücke, die ihn gestochen, getötet hatte; von Sankt Augustin, daß er zur Beichte ging, weil er einer Spinne, die Fliegen in ihrem Netze fing, zugesehen: wobei sich doch wieder ein Empfindungsunterschied fühlbar macht, ähnlich dem zwischen Theorie und Leben. Es war aber gelebtes Leben und nur das, aus dem Verjüngung sprießen sollte.

Aus ihrer Liebe zu den Tieren heraus werden Heilige freundlich magisterhaft zu Erziehern der unvernünftigen Kreatur. Sankt Franziskus, der Einfältige, der den Fischen predigte, wird den Vögeln gelegentlich ihr Singen verbieten: „Ihr Schwalben lasset euer Rufen! wann es ist Zeit, daß ich predigen soll.“ Sankt Mangen bringt den Bären, den er bei den Holzäpfeln antrifft, durch gute Unterweisung dahin, daß er die besten für ihn und seine heiligen Brüder aufbewahrt; was der Bär von Tag zu Tag mit großem Ernst vollführt. Er lehrt sogar — was etwas egoistische Schulung scheint — die Vögel im Fluge innezuhalten, damit er und die Seinen sie greifen und an ihnen ihre Nahrung finden können. In solchen Erziehungskünsten ist der Heilige nicht einmal immer der Überlegene. Der Fall des heiligen Hieronymus stimmt bedenklich. Der hat den Leu, den er sich durch Heilung des Fußes gezähmt, zum Hüter seines Esels auf dem Felde bestellt. Kehrt der Leu eines Tages ohne den Esel klosterwärts, so gerät er in Verdacht, seinen Schutzbefohlenen heimlich aufgefressen zu haben und erhält den Strafauftrag, dessen Amt zu verrichten und für die Brüder Holz zu tragen. Was der Leu auch geduldig lange Zeit hindurch vollzieht. Es soll sich aber herausstellen, daß der Löwe an der ihm beigemessenen Schuld völlig unbeteiligt war.

So wendet sich denn gelegentlich das Blatt, und aus dem Scholaren wird der Magister. Gotthardus hat tagelang mit angesehen, daß sein Hund ein Brot von seinem Tisch nimmt, um es Sankt Rochus zu bringen. Er zieht sich ein Exempel draus und macht sich selbst zu Sankt Rochus auf, sein mit Speis' und Trank zu pflegen.

Das neue Verhältnis führt zu ständigem und innigem Freundschaftsbunde, um so mehr als Heilige, die in Selbstkasteiung ein Höchstes vollbrachten, ihren Leib völlig verwahrlosen ließen, in Erdhöhlen die langen Jahre hindurch nur von Wurzeln lebten, wie etwa Sankt Johannes Guldenmund (dem freilich solche Buße dringend not tat), in ihren Schlupfwinkeln aufgestöbert, schlechthin für wunderliche Tiere gehalten werden. Was wieder beweist, daß die Gegensätze im Kreisspiel des Lebens ineinanderfließen. Doch gibt es auch abgesehen davon ein inneres Band, das der heiligen Einfalt,

zwischen dem Heiligen und dem Tier und das wird — kraft dieser neuerwachten Liebe, unbeschadet aller Dogmatik — von den Legendenschreibern dichterisch herausgestaltet. Nicht wenige Heilige, die Tiere zu ständigen und verständigen Dienern haben: Sankt Gallus und Sankt Mangen den Bären; Sankt Menrat und Sankt Oswald den Raben; Sankt Hieronymus den Löwen; Sankt Tekla die Löwin; Sankt Servatius den Adler, der ihn beschattet. Wie in heidnischen Mythen ist das Tier zum Attribut geworden: doch hier ist mehr als Attribut.

Die ersten leisen Klänge eines neuen Naturempfindens! Sie tönen so zaghaft, daß es schwer fällt, sie von der alten Überlieferung loszulösen, von der ich sprach. Kaum nachweisbar, offenbaren sie sich nur mitlebendem Gefühl. Verstandesmäßige Widersprüche beschatten sie derart, daß sie mit lichtscheuen Augen dreinschauen. Auch war das alles noch auf lange Zeit zu dunklem Fortbestehen im Unbewußten verurteilt.

Doch darf man auf eine Legende des Passionals verweisen, in der sich dies scheue, kaum geborene Naturempfinden in unvorhersehbarem Aufschwung zu Landschaftsverdichtung erhebt. „Hiernach folget das Lesen, als gefunden ward der Leichnam Sankt Antonii," heißt die Legende. Sie erweist schon in ihrer Einleitung Dichtershand. Die Sehnsucht nach Sankt Antonii Leichnam geht von einer mit Irrsinn geschlagenen Kaiserstocher aus. . .

Es macht sich der Bischof mit zwölf geistlichen Pfaffen auf, den Leib des Heiligen zu suchen. Mannigfache wilde Tiere kreuzen den Weg der des Zieles unkundigen Wüstenwanderer. Göttliche Hilfe führt sie zur Stätte, die ein Wasservogel, weiß wie Schnee, mit rotem Schnabel und klingenden Fittichen ihnen bezeichnet. Zwei Leoparden graben auf Befehl des Bischofs den heiligen Leichnam aus. Und nun wird die Rückwanderung durch die Wüste angetreten. „Und die Leoparden gingen mit ihnen, und der Stern leuchtete ihnen auf dem Weg." Zehn Wölfe schließen sich dem Zuge an und umgeben die Bahre des Heiligen. Und ringsum die Wüste.

Sinnfällig ersteht das Bild. Wieder sind es die Eindrücke der Wüstenlandschaft, die wie in der hebräischen Poesie jene Phantastik entbinden, aus der Landschaftsgestaltung ersteht. Wieder ist es der Tierleib, in dem gleichsam die Seele der Landschaft sichtbar wird. Aber die Einöde als solche hat ihre Schrecken verloren. Auch über die Stätte, da einst Asasel hauste, hält Gott nun die Hand.

Nur im Beisammen der Widersprüche liegt hier Erkenntnis. Das dichterische Ahnungsvermögen der Zeit widersprach dem, was der Verstand gut heißen sollte. So wurde zwar der Dom errichtet, doch von dem Dachgesimse lugten spöttisch und verfänglich predigend die Chimären, Sinnbilder der mit Gott in Zwist liegenden Natur — die doch Gott war.

***

Rundschau

Die Scholastik und der Kapitalismus

von Karl Jentsch

Im modernen Wirtschaftsmenschen sind nach Werner Sombart* zwei Seelen verschmolzen, die bürgerliche und die Unternehmerseele. Die bürgerliche stellt er in schroffen Gegensatz zur erotischen Natur, (wie vor ihm unter anderen Mephisto getan hat: „so ein verliebter Narr verpufft euch Sonne, Mond und alle Sterne zum Zeitvertreib dem Liebchen in die Luft"), überbrückt aber zugleich die Kluft zwischen den beiden Menschenarten, indem er diese in seiner Person vereinigt. Ist er doch, als Dichter, selbst Erotiker (dessen Spielarten sind der Heilige, der Held, der Ritter, der Dichter, der Künstler). Wäre er nicht Seher, so hätte er nicht das Wesen des Kapitalismus erfassen und uns klar machen können, und ohne dichterische Gestaltungskraft könnte er uns nicht den Bourgeois der verschiednen Zeiten und Länder in einer Reihe anschaulicher Bilder vorzaubern. Und mag man seine These gelten lassen: der Bürger könne sowohl sinnlich als unsinnlich, doch niemals Erotiker sein, die Umkehrung: der Erotiker könne keine bürgerlichen Tugenden haben, widerlegen seine Bücher durch den erstaunlichen Fleiß, den sie bekunden. Aus wieviel entlegenen, schwer zugänglichen, bisher teils unbekannten teils unbeachtet gebliebenen Quellen hat er doch die urkundlichen Beweise für seine poetischen Konzeptionen zusammengetragen!

Sogar die Scholastiker hat er studiert und dabei eine Entdeckung gemacht, die große Verwunderung hervorrufen wird: die Scholastiker haben Europa zum Kapitalismus erzogen! Wie viel dieser der päpstlichen Finanzkunst verdankt, ist bekannt, aber der Scholastik — wie stimmt das zu der Vorstellung, die sich der Laie von dieser „abstrusen Afterwissenschaft" macht? Zwar, daß die bürgerlichen Tugenden von der Religion Förderung erfahren, ist nichts Neues, nur daß diese Förderung von dem heutigen, der Kirche abgeneigten Geschlecht unterschätzt zu werden pflegt. Aber daß die Juden ihre wirtschaftlichen Erfolge zu einem großen Teil ihrem unter reli-

* Der Bourgeois. Zur Geistesgeschichte des modernen Wirtschaftsmenschen. Bei Duncker & Humblot in München und Leipzig 1913. Einen Abschnitt des Werkes kennen die Leser der Neuen Rundschau aus dem Novemberheft.

giösem Einfluß anerzogenen ethischen Charakter, ihrem Fleiß, ihrer Sparsamkeit, ihrer Mäßigkeit, der Reinheit und Innigkeit ihres Familienlebens verdanken, wird doch allgemein anerkannt, und daß die entgegengesetzten Laster, die von der Kirche mit demselben Eifer bekämpft werden wie von der Synagoge, dem materiellen Gedeihen, dem Fortkommen in der bürgerlichen Gesellschaft hinderlich sind, kann niemand leugnen. Eines der kräftigsten unter den heute wirksamen Motiven zur strengen Kirchlichkeit besteht in der Besorgnis der Eltern, ihre Kinder möchten, wenn sie den Glauben verlieren, mit diesem auch den sittlichen Halt einbüßen und im Leben Schiffbruch erleiden. Das gilt besonders für die deutschen Katholiken, doch scheinen ähnliche Erwägungen in Frankreich und Italien die kirchliche Strömung zu verstärken. Die Unkirchlichen aber zimmern eifrig an einem Ersatz für die abhanden gekommenen religiösen Stützen der Moral, von dem vorläufig außerhalb des engen literarischen Kreises der Zimmerer noch kein Gebrauch gemacht wird. Sombart zeigt jedoch, daß die kirchliche Ethik in weit höherem Grade, als bisher selbst ihre Verehrer gewußt haben, dem praktischen Leben gedient, nicht bloß vor Liederlichkeit bewahrt, sondern geradezu den modernen Kapitalismus vorbereitet hat. Das weitverbreitete Vorurteil, das Christentum an sich und in seiner echtesten ursprünglichen Form sei dem bürgerlichen Leben und Gedeihen feind, weil es der Seele die Richtung ausschließlich auf Gott gebe, die Armen selig preise und die Lilien auf dem Felde, die ihr schönes Kleid nicht mit spinnen schaffen, als Vorbild empfehle, scheint Sombart wenigstens insofern zu teilen, als er dem Urchristentume solche Einseitigkeit zutraut. (Die paulinischen Briefe und die spärlichen Reste der nachapostolischen Literatur widerlegen dieses Vorurteil.) Aber er erkennt an, daß es der Scholastik gelungen ist, die übernatürliche Liebe mit dem das bürgerliche Leben regelnden Gesetze in Einklang zu bringen (oder, wie das der katholische Theolog ausdrücken würde, zu zeigen, daß die Gnade nicht Feindin und Vernichterin, sondern die Helferin und Vollenderin der Natur ist). Nach der katholischen Kirchenlehre ist Sittlichkeit nichts anderes als Vernunftgemäßheit. Der Mensch lebt sittlich, wenn seine Vernunft die Triebe beherrscht und ihre Betätigungen so regelt, daß sie vernünftigen Zwecken dienen. (Das Gewissen wird in den Moralhandbüchern der Jesuiten definiert als dictamen practicum rationis). Auf dieses Erdgeschoß der natürlichen Sittlichkeit baut nun die Erlösung ein zweites Stockwerk: das übernatürliche oder Gnadenleben, das in der Erleuchtung des Intellekts durch den Glauben, in der Stützung und Spornung des Willens durch die Hoffnung, in der Veredlung der Gesinnung und des Handelns durch die Liebe besteht. In der Herstellung des Erdgeschosses, zu welcher, wie Sombart richtig bemerkt, außer dem Dekalog (und allen Moralschriften des Alten Testaments) auch die griechisch-römische Philo-

sophie verwendet wird, liege nun die unmittelbare Beziehung der mittelalterlichen Ethik zum Kapitalismus, denn sie rationalisiere das Leben, und grade Rationalität sei das Charakteristikum der kapitalistischen Wirtschaftsordnung. „Die Erwerbsidee sowohl, wie der ökonomische Rationalismus, bedeuten ja im Grunde gar nichts anderes als die Anwendung der Lebensregeln, die die Religion im allgemeinen gab, auf das Wirtschaftsleben. Damit der Kapitalismus sich entfalten konnte, mußten dem naturalen, dem triebhaften Menschen erst alle Knochen im Leibe gebrochen werden, mußte erst ein spezifisch rational gestalteter Seelenmechanismus an die Stelle des urwüchsigen, originalen Lebens gesetzt werden, mußte erst gleichsam eine Umkehrung aller Lebensbewertung und Lebensbedenkung eintreten. Der homo capitalisticus ist das künstliche und kunstvolle Gebilde, das aus dieser Umkehrung schließlich hervorgegangen ist." Das Wesentliche des Zusammenhangs stellen diese Sätze richtig dar, aber das Bild vom Knochenbrechen ist mehr als schief. So wenig der Muskeltrainer (Sombart nennt selbst die sittliche Erziehung ein Seelentraining) seine Muskeln zerreißt, so wenig zerbricht die sittliche Erziehung irgendwelche Knochen, schafft vielmehr solche erst im Seelenorganismus. Der Triebmensch ist ein Tier, und seelisch ein Mollusk; das seelische Knochengerüst aber ist der Charakter, das heißt, der auf ein vernünftiges Ziel gerichtete und für dessen Erstrebung geschulte Wille. Und der Gegensatz, den Unbedachtheit immer und immer wieder zwischen Natur und höherer Geisteskultur (das ist nach unsrer heutigen Einsicht die „Gnade" der alten Theologie) als selbstverständlich voraussetzt, existiert gar nicht. Die Tiernatur ist nicht die Menschennatur, vielmehr ist es dem Menschen natürlich, vernünftig zu sein, und es gehört eben mit zu dieser Menschennatur, daß sie in jedem einzelnen Menschen nur durch die Einwirkung einer schon gereiften Vernunft, nur durch Erziehung und Unterricht, entwickelt werden kann.

Besonders die acedia (stumpfsinnige Sorglosigkeit, Unlust zu Anstrengungen) und die luxuria (Geilheit, Uppigkeit) werden von Thomas von Aquin und seinen Nachfolgern bekämpft, Klugheit und energisches Handeln empfohlen. Man empfängt, schreibt Sombart, aus den Schriften der Scholastiker den Eindruck, „als habe ihnen noch mehr als die Erziehung zur Bürgerlichkeit und Wohlanständigkeit ein andres Erziehungswerk am Herzen gelegen: die Erziehung ihrer Zeitgenossen zu aufrechten, mutigen, klugen, tatkräftigen Männern . . . . . Eine Preisaufgabe des Inhalts: wie erziehe ich den triebhaften und genußfrohen Seigneur einerseits, den stumpfsinnigen und schlappen Handwerker andererseits zum kapitalistischen Unternehmer?, hätte keine bessere Lösung zutage fördern können, als sie schon in der Ethik der Thomisten enthalten war", wie die zahlreichen Stellen, die er aus ihren Summae anführt, beweisen.

Aber das kanonische Zinsverbot, dieses große Hemmnis der Industrie und des Handels? Zur Antwort auf diesen Einwurf bekommen wir eine neue Entdeckung, die Epoche machen wird: die Scholastiker haben das Wesen des Zinses richtig erkannt, und das Zinsverbot hat die Entwicklung des Kapitalismus nicht gehemmt, sondern gefördert. Bisher wußten wir Folgendes. Das kanonische Zinsverbot hatte drei Quellen. Einmal die Abneigung des naturalwirtschaftlichen Altertums und des Germanentums gegen den Gelderwerb, der ins Grenzenlose strebt, während die Bedarfdeckungswirtschaft in der Befriedigung der Bedürfnisse ihre natürliche Grenze hat. Dann den Umstand, daß die Wirtschaft des Altertums und des Frühmittelalters auf der Autarkie des Oikos beruhte, des Tausches wenig, eines Geldkapitals zur Produktion fast gar nicht bedurfte (ihr Kapital bestand in Acker und Sklaven oder Hörigen), darum der einzige Kredit, den man kannte, ein den Namen Wucher verdienender Konsumtivkredit war. In der schon ein wenig kapitalistisch anmutenden Zeit der römischen Weltherrschaft, konstatiert der italienische Marxist Salvioli (in seiner guten Studie „Der Kapitalismus im Altertum"), gab es nur Leihkapital und ein unbedeutendes Handelskapital, aber gar kein Industriekapital. Endlich den Abscheu der christlichen Liebe vor der Ausbeutung der Not des Nächsten durch Wucher. Als nun aber in Italien Handel und Industrie aufblühten, Darlehen auf Kaufmannsgeschäfte an der Tagesordnung waren, versuchten die Theologen den Widerspruch zwischen ihrer Theorie und der herrschenden Praxis durch die Lehre zu heben, lucrum cessans und damnum emergens (die „zween Schadewacht", die Luther nicht gelten ließ; er blieb dabei, der Taler hecke keine Junge) seien Gründe, die von dem Verbot, Zinsen zu nehmen, entbänden. Das war ja nun ganz vernünftig, aber — meinten wir — zur naheliegenden grundsätzlichen Lösung der Schwierigkeit durch die Unterscheidung des neu entstandenen Produktivkredits vom wucherischen Konsumtivkredit habe sich die scholastische Theologie nicht durchzuringen vermocht.

Doch, behauptet Sombart; sie hat diese Leistung vollbracht, hat die Fruchtbarkeit des Industriekapitals erkannt und dieses deutlich von dem für den Konsum bestimmten Leihkapital unterschieden. Die höchst interessanten Stellen, die er anführt, sind von schlagender Überzeugungskraft. Ich habe die entscheidenden Stellen der Summa des Thomas übersehen und die Schriften seiner drei Nachfolger und Erklärer, die Sombart zu Rate gezogen, niemals gelesen, so daß diese von ihm entdeckte Tatsache auch für mich neu ist. Jene drei hochangesehenen Morallehrer des vierzehnten Jahrhunderts: der heilig gesprochene Erzbischof Antonin von Florenz, Bernhardin von Siena und der Kardinal Cajetan (derselbe, der Luthern nach Augsburg zitiert hat) haben noch weit entschiedener den kapitalistischen Standpunkt eingenommen als Thomas. Dieser ist noch in der

mittelalterlichen Ansicht von der „gottgewollten" strengen Scheidung der Stände befangen, glaubt, daß ein jeder nur das standesgemäße Einkommen beanspruchen und nicht darüber hinausstreben dürfe. Die drei späteren dagegen lehren mit klaren Worten, ein jeder sei berechtigt und sogar verpflichtet, nach der sozialen Stellung zu streben, für die ihn seine Geistesanlagen befähigen, und nach den zur Erringung jener erforderlichen Macht- und Geldmitteln; nicht Geburt, sondern Begabung begründe den Anspruch auf Herrschaft. Alle aber betonen natürlich auf das stärkste, daß keine unsittlichen Mittel angewendet werden dürften und daß vom Reichtum ein vernünftiger Gebrauch gemacht werden müsse. Ob einer arm oder reich sei, das sei an sich fürs Seelenheil gleichgültig; dieses hänge lediglich vom richtigen Verhalten in Reichtum und Armut, von der vernünftigen Verwendung der Güter und Umstände ab. Man pflegt der katholischen Kirche vorzuwerfen, daß sie den Bettel großziehe, und die kirchliche Praxis hat hie und da — keineswegs überall und immer — diesen Vorwurf verdient. Aber die offizielle Moral der Kirche ist in dieser Beziehung immer korrekt gewesen, und namentlich die drei genannten Autoritäten dringen auf energische wirtschaftliche Tätigkeit, und durch die Art, wie sie das kanonische Zinsverbot auffassen, wird dieses in der Tat zu einer industriefördernden Kraft. Sie erklären nämlich den Zins für erlaubt nur unter der Bedingung, daß der Darleiher sich am Unternehmen tätig oder doch allermindestens durch Mittragen des Risikos beteilige. Antonin schreibt: „Es gibt Edelleute, die nicht arbeiten wollen; damit ihnen nun die Mittel zum Leben nicht ausgehen, wenn sie ihr Kapital aufzehren, übergeben sie es einem Kaufmann oder Bankier gegen einen festen Zins und einen Vertrag, nach welchem ihnen das Eigentumsrecht auf das volle Kapital verbleibt; das ist Wucher." (Antonin würde also heute die Dividende des Aktionärs billigen, dagegen den Bezug von Rente verbieten.) Dem in der Industrie und im Handel arbeitenden Kapitale schreibt Antonin ausdrücklich Fruchtbarkeit zu: quandam seminalem rationem lucrosi. Diese Lehre enthält offenbar einen kräftigen Antrieb zu industrieller Tätigkeit, der durch das Urteil über die Rangordnung der Tugenden und Laster noch verstärkt wird. Diese Moralisten bemühen sich, besonders die Laster verhaßt zu machen, die der industriellen Tätigkeit und der fruchtbringenden Verwendung des Geldes im Wege stehen. Indem sie Abscheu vor der luxuria und allen ihren Schößlingen erwecken, behüten sie das Geld vor der Verschleuderung auf ein müßiges Genußleben, und indem sie den Geiz brandmarken, treiben sie das Gold und Silber aus den Kisten und Kasten hinaus und in die Produktion hinein. (Dante, der Thomist, läßt im vierten Höllenkreise die Verschwender und die Geizigen sich begegnen und mit den Zurufen: perchè tieni? perchè burli? die Sinnlosigkeit ihrer Lebensführung einander vorrücken.)

Dieser Wirksamkeit der scholastischen Ethiker, der Anfeuerung zu großen Unternehmungen, entspricht es auch, daß Thomas die magnificentia als eine hohe Tugend preist. Mit der Umschreibung „Streben, etwas Großartiges und Prachtvolles zu wirken", glaubt Sombart den Sinn des Wortes zu treffen und sieht in der Würdigung dieser Eigenschaft zugleich eine Offenbarung der ästhetischen Grundstimmung des großen Systematikers, dem, wie dem Augustinus, der Kosmos mit seiner Fülle mannigfaltiger Erscheinungen und einander hebender Gegensätze als eine entzückende Harmonie erscheine und als eine Aufforderung an den Menschen, im Schaffen, im Gestalten harmonischer Gebilde dem Schöpfer nachzueifern; wie unvorteilhaft steche von dieser magnificentia die parvificentia des aller Schönheit baren Puritanertums ab! Wozu denn doch bemerkt werden muß, daß, vor der Macht und Pracht des Papsttums den Geist des Evangeliums zu retten, dessen eigentliche Aufgabe ja wohl die Züchtung von Carnegies und Morgans nicht ist, eine kräftige Reaktion zu apostolischeren Lebensformen nötig war, und daß seit dem Pontifikat des neunten Pius der politisch-ökonomisch-ästhetischen Magnifizenz des Katholizismus die geistige Parvifizenz engherzigsten Dogmenzwanges und kindischer Bigotterie die Wage hält.

Das Verdienst, die Hauptförderer des Kapitalismus gewesen zu sein, will Sombart den Kalvinisten nicht zugestehn; Max Weber, führt er aus, habe in seiner berühmten Untersuchung „Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus" seine Sache zu gut gemacht, sei zu tief ins Theologische eingedrungen und dadurch irregeführt worden. Dieser Kritik mit einer Antikritik zu begegnen, ist niemand berufen als der Heidelberger Nationalökonom selbst.

Der Kapitalismus allein hat durch Steigerung der Produktion und Vervollkommnung der Verkehrsmittel das Wunder zustande gebracht, daß übervölkerte Länder und Siebenmillionenstädte jahraus jahrein gleichmäßig mit allem zum Leben Notwendigen und mit vielem Überflüssigen versorgt werden. In der Hitze des von ihm entfesselten Konkurrenzkampfs hat der Durchschnittsmensch die höheren seelischen Lebenszwecke aus den Augen verloren und sich das Mittel, den Gelderwerb, als höchsten Lebenszweck aufdrängen lassen. Sehr kräftig betont Sombart die Unvernunft, die darin liegt, und gewiß: höchste Gegenwartsaufgabe der Kulturwelt ist die Redintegration, die Versöhnung der errungenen Technik des Wirtschaftslebens mit seinem eigentlichen Zweck. In der Lehre der Scholastiker, die Sombart darlegt und die hier nur angedeutet wurde, erscheint die Synthese theoretisch vollzogen; sie für seine Person auch praktisch zu verwirklichen, ist schon jetzt keinem einzelnen verwehrt.

Einige Monate vor dem Bourgeois ist im selben Verlag „Krieg und

Kapitalismus" erschienen. Auch in diesem Buche gedenkt Sombart der Erziehung der europäischen Menschheit durch die Kirche; die von dieser begonnene Disziplinierung des undisziplinierten mittelalterlichen Menschen, dessen Gewöhnung an die ihm durchaus widerstrebende Uniformität, habe (siehe Zabern!) der Militarismus vollendet. Nicht jenen bekannten Zusammenhang zwischen Krieg und Kapitalismus, der sich in den Kolonial- und Handelskriegen offenbart, behandelt das Buch, sondern es zeigt, wie der große Zerstörer als Schöpfer wirkt. Auch dieses ist ja heute niemandem mehr verborgen. Die wirtschaftlichen Interessen sind es, die das öffentliche Leben beherrschen; unter ihnen stehen obenan die der Schwerindustrie, und für sie lautet die vierte Bitte im Vaterunser: gib uns auch heute Skribenten, die das Kriegsgespenst an den politischen Horizont malen, und recht viele Millionen Tröpfe, die dran glauben! Aber in diesem mit Tatsachen- und Zahlennachweisen aus den letzten Jahrhunderten und aus allen Kulturstaaten ausgestatteten Buche nun lesen, wie das allmählich so gekommen ist, wie sich aus dem wüsten Ritter- und Söldnerwesen die wohlgeordneten Staatenheere entwickelt, wie diese die Eisen- und Tuchindustrie und viele andre Industrien, daneben durch Staatsschulden und Lieferungen die Kapitalanhäufung gefördert, die Börsenspekulation in Gang gebracht haben, das wird vielen Genuß und den Freunden des Militarismus hohe Befriedigung bereiten.

Der Briefwechsel zwischen Marx und Engels

von Samuel Saenger

I

Der Leser braucht nichts zu fürchten.

Dieser Briefwechsel ist keine Frucht jenes mißverständlichen Literaturbetriebes, der selbst die Philologen an ihrem Handwerk irrezumachen beginnt. Er war, als Ergänzung und zum Verständnis von Marx' und Engels' Werken, erwünscht und ersehnt; man hatte ein Recht auf ihn, man durfte ihn erwarten. Ich will dieses Urteil, zur Beruhigung mißtrauischer Leser, lieber gleich an den Anfang meiner Bemerkungen stellen.

Vor vier großen dicken Bänden Briefe, die einen Zeitraum von vierzig Kampfjahren (1844 bis 1883, dem Todesjahr von Karl Marx) ausfüllen und eintausenddreihundertundsechsundachtzig Nummern umfassen, packt uns ein Grauen. Man richtet sich, mit seinem letzten Mut, wieder einmal auf eine Attacke der „Selbstzweck" gewordenen Literaturforschung

auf Auge, Gedächtnis, Lebenskraft ein. Darum begrüße ich das wachsende Mißtrauen des kaufenden und lesenden Publikums gegen die unersättlichen Ansprüche einer irregeleiteten „geisteswissenschaftlichen" Methode als Symptom dafür, daß unsere literarischen Instinkte gesünder werden. Briefe können bis in das Wesenhafte, bis in die letzte Seins- und Motivationsquelle des Menschen führen; — aber wie vieler Menschen Wesenhaftes geht uns hinterher an, nachdem die Parze den Lebensfaden der Mittuer und Mitsprecher durchschnitten hat? Sie stecken irgendwie, auch die begabten, die tüchtigen, die anregenden, in der Resultante des Gesamtwillens und der Kollektivrichtung; für ein Weilchen hoben sie sich vom dunklen Hintergrund der gestaltlosen Masse ab: um dann, nach dem unausweichbaren Schlußpunkt, mitsamt ihrem Reputatiönchen in dem großen Strom zu versinken. Als Einzelfälle sind sie gewesen: für immer. Der natürliche geschichtliche Sinn scheidet aus, wählt, sondert ab; und zwar radikal. Er bewertet. Er verweilt bei dem Strom — und bei den Höhepunkten. Er empfindet, als Akteur, einmal die lebenstrotzende Masse, mitsamt dem Heer von Einzeltüchtigkeiten und Einzelbegabungen; und dann — ja dann die großen Einäugigen, das legendäre Salz der Erde; die Einzelfälle, die einzig sind oder der Einzigartigkeit sich nähern. Das ist grundsätzlich das Gegenteil des naturwissenschaftlichen Verfahrens, das aus jeder Molekel Materie oder Wirklichkeit das Gesetz ableitet. Wesenhaft aber dünken ihn die Menschen, die ich sage nicht „groß" waren, denn dieses Beiwort führt ins Labyrinth der dümmsten Subjektivitäten; sondern: die durch ihr Werk oder durch ihr Wirken irgendwie dem Ablauf von Ereignissen, Geschehnissen, Zuständen deutlich und wahrnehmbar die Richtung, die Farbe, den nachhaltenden Impuls gegeben haben. Menschen solcher Art, sie mögen im Nachgeborenen Liebe oder Haß wecken, sind aus der Bewegung, die man Geschichte nennt, nicht wegzudenken, ohne daß der Rest zu einem Aschenkegel verfällt oder auf Null reduziert wird. Allein deren Nachlaß und deren Briefschaften sind wichtig, weil wesenhaft. Entweder sie gehören zum Werk selbst (zum Beispiel Hebbels Tagebücher und Briefe), oder zur Mutterlauge, aus der sie auskristallisiert wurden. Auf einen ähnlichen Maßstab werden sich die kritischen Köpfe unter den Historikern endlich einigen müssen, damit die alexandrinische Flut uns nicht verschlinge.

In diese Kategorie des Wesenhaften gehört der Briefwechsel zwischen Karl Marx und Friedrich Engels. Möglich, daß ihr Werk ein großer, ein verhängnisvoller Irrtum war; es gibt kluge, hilfreiche, ja bedeutende Menschen genug, die das Freundespaar zu den allerverderblichsten Advokaten des Teufels zählen, mit denen Gott uns heimgesucht hat. Aber dann haben wir sie verdient! Aber dann gehört dieser Irrtum zu jenen, die Weltgeschichte machen und sich tief ins Mark unsers Schicksals eingraben!

II

Das Gezänk um die Einzelpunkte des Marxismus flaut ab. Vielleicht sagt man besser: der Fanatismus, mit der sie öffentlich erörtert, erläutert, umstritten wurden, hat sich in politisierende Konventikel oder in abseitige Seminarien zurückgezogen. Er hat die Kraft zu wärmen verloren. Auch die anregende und erziehende Formelkraft von Marx' ökonomischem Denken hat, in vielen Einzelheiten, zu wirken so ziemlich aufgehört, seit die Kritik die Mehrdeutigkeit seiner Anschauungen, die Widersprüche, den schillernden Inhalt seiner Begriffe außer Zweifel gesetzt hat: jener Begriffe, die beim erstmaligen Lesen wie aus Granit dastanden, den dunklen Mechanismus unserer Marktwelt erhellend und zu überwinden trachtend. Das Gebäude seiner zur Begründung des bösen Mehrwerts führenden Formeln ist sogar in den Augen seiner klügsten Bewunderer (unter ihnen Sombart und Bernstein) zusammengestürzt; die Kluft zwischen dem ersten Band des Kapitals und den zwei Nachlaßbänden ist, trotz den Bemühungen des getreuen Engels, unüberbrückbar; und von seinen Prophezeiungen sind einige der agitatorisch wichtigsten, wie die forschreitende Verelendung des Proletariats und die Krisen- und Katastrophenlehre, von der bisherigen Entwicklung nicht bestätigt worden. Aber es bleibt — so manche Hauptsache: die bluterfüllte Intuition in das Wesen des Kapitalismus und des Menschen der kapitalistischen Wirtschaft; es bleibt die (historische) Einsicht in den Vulkanismus, der die Abfolge der Wirtschaftsstufen zu allen Zeiten bestimmt hat; es bleibt die Erkenntnis davon, was die Klassenkämpfe in der Geschichte bedeuten; es bleiben seine Beiträge zur Morphologie der Gesellschaft, vielleicht die glänzendste soziologische Leistung des verflossenen Jahrhunderts. Es bleiben, vor allem, der Wurf des Ganzen, die unwiderstehliche Gewalt des Vortrags, die Bildkraft des Stils, der unerhörte Ernst der Gesamtauffassung und die Leidenschaftlichkeit des Feuerkopfes, die durch den stolzen, mannhaften Trieb zur Erkenntnis gebändigt wird, aber wie ein heißer Sprudel unterirdisch kocht und zischt. In der gesamten sozialistischen Literatur ist das einzig. Saint-Simon, mit seinem Schwanken zwischen flackernden Einsichten und den lyrisch-erotischen Ausschweifungen, enttäuscht bald. Proudhon wimmelt von prachtvollen Einfällen; er hat im einzelnen die Kraft zum Epigramm (La propriété c'est le vol), das sich ins naive Gehirn einbohrt; aber er ist philosophisch ein Zwitter zwischen Kant und Hegel, ist von großbürgerlich zugestutzter Eitelkeit hart geplagt und war ohne geschichtliche Intuition. Ebenso Fourier, Louis Blanc und die anderen: ein Gemengsel von Wissenschaft und Utopisterei, mit Löchern, die hilflose Phrasen stopfen. Anders Marx. Kaum sind die ersten revolutionären Wallungen ausgetobt, kaum ist der Glaube an die Möglichkeiten einer bürgerlichen Revolution durch die harte Tatsache des siegreichen preußischen Macht-

staates widerlegt, kaum ist die redaktionelle Epoche (der „Rheinischen" und „Neuen Rheinischen Zeitung" in Köln, der „Deutsch-französischen Jahrbücher" in Paris, mit dem unsympathischen Arnold Ruge) und die Geheimbündlerei innerlich überwunden: da befällt diesen titanischen Kopf der Ekel vor der Gemeinschaft mit so vielen Unklarheiten, Gefühlsduseleien und revolutionären Sektierern. Die französische Revolutionsideologie von 1789, die ihm von der Heimat Trier her im Blute liegt, wird als Lebenskompaß verabschiedet; er steht mit seinem Herzen, das kindlich zart sein konnte, und das ein angeborenes Rechtsgefühl lenkte, auf seiten des Elends, des Proletariats, er setzt dessen Emanzipation als Aufgabe und begründet, nach den Geboten des Kommunistischen Manifests, die Internationale Arbeiterassoziation; aber er will sie als geschichtliche Notwendigkeit aus der Entwicklung der Produktionsverhältnisse und des politischen Überbaus begreifen. Und nun beginnen im Londoner Exil, unter Martern und Entbehrungen demütigendster Art, die Forschungen, die schließlich im „Kapital" gipfeln. Die blutgetränkte Geschichte dieser dornenvollen Mission schreiben diese Briefe, die Eduard Bernstein soeben herausgegeben hat. (Bei J. H. W. Dietz in Stuttgart. Eine bewundernswert sorgfältige Arbeit, mit hilfreichem Index und wegweisenden Vorbemerkungen. Der verstorbene August Bebel steht wohl nur ehrenhalber auf dem Titelblatt.)

III

Der Leser ahnt nun (wenn er es nicht schon weiß), was der Briefwechsel birgt. Die Probleme des „Kapitals" tauchen auf, eines nach dem anderen, die ganze Hydra der Fragen, die mit dem Zirkulationsprozeß der Waren, der Preise, der Geldsphinx, des Bodenmonopols, der Kapitalbildung usw. zusammenhängen; selten hat man so ein Schauspiel erlebt: zu sehen, wie ein starkes Gewissen einen stürmenden Kopf peinigt. Ich kann dabei nicht verweilen. Der wissenschaftliche, politische, historische Horizont ist sonst unbegrenzt; der Kreis der Studien wird vom philosophischen Zentrum her zusammengeschweißt. Welcher Abstand von der Seichtigkeit der üblichen Publizistik, die arg zerzaust wird. Lassalles „wissenschaftliche" Tätigkeit findet in Marx den grausamsten Tadler; und die renommistische Eitelkeit des großen Agitators (dessen politischer Instinkt ihm selber abging) verachtet er. Doch weit wichtiger noch als die zeitgeschichtlichen Glossen — die eine Weltgeschichte der letzten siebzig Jahre von unten her geben — ist die Offenbarung der ganzen Bedeutung, die Friedrich Engels für das Leben von Karl Marx gehabt hat.

Ich spreche nicht von den Geldunterstützungen des Barmer Fabrikantensohns, an den großen Verbannten, der ohne sie versunken wäre. Wie das geschah, mit welchem nie erschlaffenden Taktgefühl und welcher Bereitwilligkeit, ist gewiß nicht gewöhnlich, zumal da auch Engels sehr knappe

Zeiten hatte; aber das ist nicht die Hauptsache. Schwerer wiegt in diesem Freundschaftsverhältnis die Willigkeit Engels', sich und seinen reichen Geist und seine außerordentliche Arbeitskraft in den Kreis von Marx' Werk zu stellen. „Die Lage der arbeitenden Klassen in England" (1846), das glänzende Pamphlet gegen Dühring, die Schrift über Feuerbach zeigen ihn als hervorragenden Schriftsteller. Seine Spezialkenntnisse in den Militärwissenschaften, den Sprachen (neben den slawischen auch das Persische), den Naturwissenschaften, der Mathematik waren so solide, daß Marx ihn, die Briefe bestätigen es, beständig als Kontrollinstanz benutzte. Es zeigt sich, daß viele der oft bewundernswerten Artikel, die Marx für die „New York Tribune" schrieb, von Engels herrührten: neben den Kommunismus der Börse tritt der des Geistes und des Wissens. Wir ahnen jetzt erst, daß viel Engels in den späteren Bänden des Kapitals steckt: wie viel, wird sich nie ermitteln lassen. Aber das ist gleichgültig. Dieses Geben und Nehmen vollzog sich fast automatisch: alles Redensartliche war ausgeschaltet. Freilich, dieser ganze Mann war neben Karl Marx doch eher feminin: er liebte ihn mit Ehrfurcht und wird nicht selten auch (ein paar Briefe lüften den Schleier) unter der Tragik dieser Liebe gelitten haben.

IV

Also Marx und Engels: sie waren, die Begründer der deutschen Sozialdemokratie, im Leben verbunden und werden es im Nachleben sein.

Un-deutsche Männer? So werden sie gescholten. Der Schein ist gegen sie. Lassalles Sinn für das „heilige Vestafeuer des Staates", der naturgegebenen Enge, ging ihnen ab. Aber wohl nur, weil die unerfreulich krause Linie der deutschen Entwicklung sie frühzeitig aus der Bahn in die Fremde geschleudert und ihren politischen Tatsachensinn getrübt hat. Im Geist und im Gemüt trugen diese internationalen Materialisten den deutschen Stempel. Darum höre die politische Historie endlich auf, ihre Blindheiten zu summieren, anstatt ihre Notwendigkeit zu begreifen und ihren Reichtum zu nutzen. Sonst wird es nie gelingen, jene Millionen wieder anzugliedern, ohne die der Rest nur ein verstümmelter Körper ist.

Heautontimorumenos

von Moritz Heimann

Von Emil Gött habe ich hier schon einmal zu erzählen gehabt, als Professor Roman Woerner seine Werke herausgab. Bei allem Respekt vor Götts Dramen — deren eines, „Mauserung", uns das Deutsche Theater alle Jahre verspricht und alle Jahre vorenthält — war

es von vornherein klar, daß die Bedeutung des unbekannt entschwundenen Mannes in geringerem Maße durch das, was er schuf, als durch das, was er lebte, litt und bezeugte, sich feststellen würde. Nun sind seine Tagebücher und Briefe* erschienen, gleichfalls von Woerners treuer, wiewohl vielleicht etwas zu vorsichtiger Hand redigiert — und die Überraschung, meine wenigstens, gleicht einem völligen Schrecken. Die Proben, die den Lesern dieser Zeitschrift inzwischen bekannt gegeben wurden, zeigen den tätigen, nicht den leidenden Denker; erst das ganze Bild ist der ganze Eindruck.

Welch ein Bild, und welch ein Eindruck! Niemand hat es leicht, und niemand kann sichs leicht machen, der mit sich und der Welt ins Reine kommen will; Gött aber, nicht geruhig damit, ein Spiegel seines Erleidens zu sein, wie jeder geistige Mensch, stellte immer wieder noch einen zweiten Spiegel vor den ersten, so daß das Leid oder doch seine verwirrend lähmende Gestalt in Wiederholungen endlos aufglühte. Das Tagebuch war ihm von einer Freundin geschenkt, und anfangs richtete er seine Aufzeichnungen an die Geberin; da ist alles — obenein, in dem reinen, männlichen, zugleich unmittelbaren und klassisch entfernenden Stil, den er schrieb — nach außen gekehrt, vorwärts bewegt, fest, munter und im Genuß der Überlegenheit. Bald aber ändert er die Adresse und wird selbst der Empfänger seiner Erkenntnisse und Bekenntnisse, mit dem Resultat, daß er sie den Menschen als ein „warnendes Beispiel, ein Bild der Kläglichkeit, bis zu der Torheit und Schwäche auch einen Weisen und Starken bringen kann", zu hinterlassen habe.

Ich weiß keinen zweiten Fall einer ähnlichen systematischen, geisteskräftigen Selbstquälerei ohne die Wollust, die der Begriff der Sünde hineinmischt. Denn seiner Selbstquälerei wich sein Selbstgefühl um keinen Grad. Er weiß und sagt von sich: „Ich habe früh meine Ungewöhnlichkeit erkannt, aber mich in der Richtung ihrer Kräftestrahlung getäuscht, wenn ich Goethe und Shakespeare nachtrachtete. Ich bin kein Dichter und leicht hinformender Denker wie sie; ich bin ein unglücklicher, tief fühlender und schwer ringender Geist, dessen Fruchtbarkeit im Handeln, in Lebens- und Kunstäußerungen erst noch zu kommen hätte, nach langsamer Entwicklung und Reife. Meine Blüte könnte ganz kurz sein, und dann hinein in die Verschlingerin Nacht. Wer kennt sich selbst. Meine Hauptleistung ist bis jetzt die gewesen, mit meiner Veranlagung 39 Jahre alt zu werden, an Tod und Irrsinn vorbei." Der letzte Satz mag sich in der Formulierung von Nietzsche herleiten, er ist dennoch buchstäblich wahr, und um so erschütternder, als sich nicht nur der Tod, sondern auch der Irrsinn Gött als selbstgewählte Rettung mehr als einmal zu bieten schien.

Der Deutsche hat kein Talent zum Gewissen; genug, daß er schafft und

* Drei Bände. In der C. H. Beckschen Verlagsbuchhandlung, München 1914.

wirkt. Gött aber, auch hierin gegen Grenzen anschäumend, erblickte früh seine Hauptgefahr in den „Ausschweifungen des Gewissens". Und in der Tat, er war außerstande, den seelischen Erscheinungen, Empfindungen, Gedanken, Geschlechtserregungen und -abregungen ihr notwendiges Automatisches zu belassen, ohne welches sie zerstören und in Unruhe zerstört werden. Das Tao der Weisheit, kein chinesisches, sondern ein menschhaftes Urgebot, war ihm versagt; er träufelte jedem, auch dem halb und ganz physischen Phänomen ein Quentchen Bewußtsein und Gewissen bei.

Fast ins Groteske steigert sich diese Anlage in dem alle seine Gewebe durchdringenden Verhältnis zu den Frauen. Er war in hervorragendem Maße, mit seinem eigenen Wort zu sprechen: gynaikotrop. Frauen, spirits und Wesen, waren immer um ihn und ließen seine Natur bis an den Rand der Ufer kochen und wirbeln, in Begehren und Hinnehmen, Abstoßen und Aburteilen, derb und seraphisch, gläubig und weiningerisch, niemals naiv. Alles wurde ihm irgendwie und irgendwann einmal zum Zweifel; nicht nur, ob er ein Weib an sich schließen dürfe, sondern ob es überhaupt für den Mann Liebe geben könne und was sie wohl sei. Am besten, ich schreibe zwei Aufzeichnungen hier ab, als die Pole seiner erotischen Umfassung. Die erste, vom Jahre 1897: „Ich kann mir nicht helfen: beständig umschwebt mich jetzt das Bild des geliebten unbekannten und doch so gut gekannten (meinen Träumen!) Mädchens, der Gedanke an die Möglichkeit, doch einmal dieses irdische Jenseits betreten zu dürfen. Denn — das habe ich erkannt, weiß aber nicht und glaub es auch nicht, daß es sobald ein anderer nacherkennen und empfinden wird, — es gibt ein Jenseits, und zwar schon hier, anscheinend mitten im Diesseits — — das wir erreichen können, nachdem wir alles abgestreift und überwunden, unsere alten Häute und Gedärme in uns gewechselt und alles verbrannt haben, was verbrennlich, was noch diesseitig war. Dann aber — o Seligkeit — o Himmel — o tiefe — tiefe — Seligkeit! — — Darum ihr entgegen! Darum dir entgegen, o Mädchen, der seligen Möglichkeit entgegen, die du darstellst, eins gegen eine Million freilich, wie die Vernunft mir vorrechnet, aber immer noch eins, und wäre es gegen eine Million Millionen, immer noch eins! Immer noch nicht Null, o ihr Mathematiker, ihr Rechner, ihr Zähler! — Immer noch eins! Und du vorwärts, sehnsüchtiger Träumer und weiser Tor, armer Narr! vorwärts und geradeaus, ohne zu schlingen und Hasensprünge zu machen, schnurgeradeaus dem einfachen Gesetze nach, das du ohne Überlegung dir dort gesetzt hast. Vorwärts und aufwärts! Indem du diesen Weg gehst, ‚fällt dein Name ihr in den Schoß'. Ist der noch offen, hat sie auf dich gewartet, ist sie das, was sie sein kann (eins gegen eine Million), so wird sie dich erkennen und finden! Bis dahin — — vorwärts und aufwärts! Ich kann nicht anders — Gott braucht mir nicht gnädiglich zu helfen! Amen!"

Und nun die zweite, sieben Jahre später, ein Wachtraum, worin ein ihm selber neues Lebensgefühl sich Luft machte: „In einer Nachtszene, die mit der zwischen Richard und Anna verglichen werden könnte, aber nur verglichen, und die der mir nur sehr distanziert bekannte Marquis de Sade mißverstanden haben würde, erzwang ich mir — aber auf der erstiegenen Höhe meines (wenigstens geistigen) Tatlebens stehend und zum höchsten Lebensakte und zum Sterben berechtigt (ich hatte das eine große Werk beschlossen, das dem Menschen das Leben rettete und neu bereitete) — also erzwang ich mir als ein sonderbares Mannraubtier . . . den ungeheuerlichsten Endsieg über das Weib, das mich verschmäht — — und erst als ihr Mund meinen Kuß annahm und süß erwiderte, nach einer Nacht des Schreckens . . . erkennend, daß sie nur geliebt würde, wie noch kein Weib und wie kein Mann sie je wieder lieben könnte — erst da, als sie mich annahm, gab ich sie frei und — — — Aber brauchte ich mich da noch zu töten? Nur wenn ich sterben wollte, weil es Zeit war und das das höchste Leben gewesen. — Da verließ ich sie . . . und starb satt, trunken, und — nach Leben gierig. — Es war wunderbar, unser Ringen, in seinen Einzelheiten, namentlich durch das unentrinnbare Netz des Geistigen in meiner fürchterlichen Liebkosung, dem sie zuletzt mit ihrem gesamten Baue erliegen mußte."

Zu diesem Wunsch, Traum und Gedicht fügt er die Bemerkung: „Wenn ich es einmal verwerten kann, gibt es eine gewaltige Szene." Es gab keine gewaltige Szene, und er konnte es nicht verwerten. Ihm sog nicht ein fortschreitend notwendiges Werk die Dünste aus der Seele, und die inneren Erdbeben kamen nie in einem für längere Zeit ausreichenden Gleichgewicht zur Ruhe. Jede plausible Erklärung konnte ihn aus einer Gewißheit treiben, jedes Vorbild ihm unerfüllbare, und darum verderbliche Pflichten auflegen.

Und so hätte kein freundliches äußeres Geschick ihm helfen können. Er hatte in jungen Jahren an dem Berliner Königlichen Schauspielhaus einen nicht unbedeutenden Erfolg mit einem Lustspiel „Verbotene Früchte" (den Titel gab das Theater, er selbst nannte es den „Adepten", später den „Schwarzkünstler"; es ist die Ausgestaltung mit ethischer Lösung eines Zwischenspiels von Cervantes, „die Höhle von Salamanka"); die Summe, die es eintrug, war geringer, als er erwartet hatte, und ein Anwesen bei Zähringen, das er kaufte und das den, wiewohl etymologisch anders zu deutenden, doch immerhin ominösen Namen Leihalde trug, stürzte ihn in Schulden, die ihn immer peinvoller umstrickten und würgten, und an denen er sich, durch Hoffnungen und Verlängerungen hindurch, zu Tode quälte. Leider kann man in diesen Verhältnissen kein zufälliges und boshaftes Unglück sehen. Hätte ihm nicht die Leihalde auf den Schultern gelegen, so hätte die Last einen andern Namen getragen; entgangen wäre er ihr nicht.

Denn immer glaubte er fürs „Wohl der Menschengeschlechter" sorgen

zu müssen, die Projekte wuchsen ihm unablässig im Hirn, und jedes nahm sogleich den Radius zu groß. Er nennt sich selbst den „vom Wissen entkräfteten Egoisten"; er war vielmehr der vom Wissen entkräftete, und gerade an seinem Egoismus entkräftete Altruist. Eines Tages, während des Krieges zwischen Rußland und Japan, schrieb er an den Zaren einen Brief, um „das Seine zu dem zeitgenössischen Elementarereignis beizutragen"; aber am nächsten Tage las er schon in den Zeitungen, daß „die Haltung Rußlands bereits allen seinen Aufstellungen entsprach." Beraten, erfinden, verwalten — als ein Diener der Menschheit herrschen und führen, das schwebte ihm in hundert Arten und Verlockungen vor; sein Drang zum Praktischen war stark und voller Hingabe; doch gibt er sich mit Recht „bei größter Luzidität tiefer wirklicher Lebensschwäche" schuld. Er versuchte, ohne Religion das zu sein, was Tolstoi mit Religion war; ein Unterfangen, dessen Vergeblichkeit zutage liegt, dessen Größe aber vielleicht das tiefste, drohendste Vermächtnis ausmacht, das wir von Gött besitzen.

Er war zeitlebens auf die zu große Synthese aus, und er wurde darüber, dieser über Gebühr geprüfte und in seiner Ohnmacht heroische Mann, zum Schauspieler: nicht vor sich und ebensowenig vor den Menschen, aber vor einem Gott — an den er nicht glaubte und dessen fordernden Blick er auf sich ruhen fühlte. Hätte er an diesen Gott geglaubt, er hätte eine Art Paulus werden können, in seiner wütenden und wütend bezwungenen Fleischlichkeit. So aber ließ er sich durch einen vagen „Größentrieb", wie er es nennt, zwar nie in Größenwahn verstricken, aber verhängnisvoll über die Grenzen täuschen, deren sich Dinge und Menschen erfreuen und durch die sie gegen den liebend oder hassend überheblichen Anspruch des fremden Willens gesichert sind. Einmal nennt sich Gött einen Hjalmar Ekdal; er war aber zugleich auch ein Gregers Werle.

Er hatte das zarteste Gefühl in den Fragen des sittlichen Kontakts. Er läßt es sich nachgehen, daß er einem begegnenden Priester den Gruß verweigert hat, und schreibt ihm einen Entschuldigungsbrief. Einem Bettler gibt er den Rock und verzeiht es sich nicht, daß er ihn nicht zu einer Tasse Tee neben sich geladen hat. Und doch kann man nicht sagen, daß er die Menschen liebte; denn er war nicht fähig, sie zu kennen. Sonst, wenn Tagebücher eines Verstorbenen erscheinen, sagt man sich: Wir Blinden und Tauben, wir haben nichts von ihm gewußt. Zu Gött aber muß man sagen: Du Überhöriger und Übersichtiger, du hast von uns nichts, von keinem etwas gewußt. Er brach wie ein räuberischer Gutgeist in alle Hürden ein und ließ seine Hände greifen, wonach es ihn gelüstete; wenn er aber, in seine Hütte zurückgekehrt, den Raub besah, dann merkte er nicht, daß er verwandeltes Gut hielt und prüfte und aufschichtete. Er gehörte zu den Menschen, die mit ihrer Schwäche mehr noch als mit ihrer Kraft die andern Herzen zu

erregen begabt sind und die infolgedessen sich Triumphatoren dünken, auch wo sie nur der Nachsicht genießen.

Fragt man sich, was jetzt aus seiner Erscheinung werden mag, so ist die Antwort schwer. Seinen Aufzeichnungen fehlt zum dauernden Leben die Zweckerlösung in einem gültigen Werk, oder, was nicht weniger bedeuten würde, die pragmatische, zusammenhaltende Folge. Sie erzählen nichts, und das Leben in seinem Verlauf und seiner Gestalt bleibt außerhalb ihrer. Auch ist ihre Heimlichkeit nicht von der höchsten Art; zuviel betrogener Wille hat sie gestört. Aber als das Zeugnis eines rein deutschen Kampfes gegen die deutsche Schranke und Grenze der Seele sind sie unschätzbar. Der Geopferte wurde doch nicht ihm selbst geopfert; nicht bloß seinem persönlichen Schicksal ist er hingesunken. Den lieb ich, der Unmögliches begehrt, — und das Unmögliche ist nur ein anderes Wort für Zukunft. Ich glaube, daß in hundert Jahren Gött ein Kapitel der deutschen Moral sein wird.

Neue Tänze

von Oskar Bie

Ich möchte auf die Bildertafeln eines neuen Werkes über Tänze aufmerksam machen: Hans Brandenburg, „Der moderne Tanz", bei Georg Müller. Es ist ein Rausch an bühnentänzerischen Bewegungen, den wir vor diesen ausgewählten und konzentrierten Tafeln stärker erleben als vor der Wirklichkeit. Es sind nicht nur Photographien, auch Studien und Zeichnungen von Böttinger, Dora Brandenburg und anderen. Sie umfassen die Tanzwelten der Wiesenthals, der Duncan und ihrer Schule, Hellerau und die Schule der Tells, das russische Ballett, Ruth St. Denis, Sent M'Ahesa, Trude Leistikow und sonstige Soloversuche. In den Bewegungsstudien kommt der Rhythmus des einzelnen Körpers und der Gruppe, in den Photographien die Absicht der schönen und ausdrucksvollen Stellung so wundervoll heraus, daß man das Prinzip ablesen kann: eine restlose Inkarnation des „Gedankens", als welcher in der Praxis viel zu sehr den modernen Tanz beherrscht. Der Moment der Aufnahme hilft dem Gedanken Körper zu werden, ihm, der meist körperlos und bewegungslos in der Theorie und im Intellekt geboren war.

Der Text Brandenburgs enthüllt dieses ganze Dilemma, das die Bilder so schön verbergen. Es gibt nämlich zwei Arten, diese Gattung Tänze anzuschauen: die eine sieht sie nur als Kunst in ihrer ganzen Vielfältigkeit und beweglichen Plastik, gefüllt von hundertjährigen Techniken, die an aus-

erwählten Körpern gelernt wurden — die andere sieht sie umgekehrt vom Gedanken in den Körper hinein und sucht mit sportlich ernsten Mienen in den Reihen der Mittelmäßigen Erziehungsideale zu propagieren. Diese zweite Art ist spezifisch deutsch. Brandenburg gehört ihr, seiner Gemütsstimmung nach, an.

Er hat die Pawlowa nie gesehen. Das russische Ballett verdammt er als Unkunst. Er meint die Truppe Djagilews. Wenn er gegen die traditionellen Pas in Gazeröckchen eifert, so bedauert er darin nur das Historischgewordene, ohne den unendlich reizvollen Stil eben des geschichtlich Gereinigten darin zu erkennen, das eine Künstlerin wie die Pawlowa aus moderner Seele spielt. Und wenn er die Russen überhaupt mit dieser Tradition gleichstellt, so ist er blind gegen die, nicht dilettantische, nicht hygienische, aber wahrhaft künstlerisch fundierte Modernität ihrer anderen Darbietungen. Fokine ist einer der beweglichsten Tanzerfinder, die je gelebt haben. „Petruschka", als Stilisierung des Grotesken, war ohne Übertreibung eines der größten Kunstwerke, das unsere Zeit aus ihrer eigensten Kraft hervorgebracht hat.

Die Münchener lieben das Gehüpfe im Kostüm der Nacktheit oder Phantasie. Die Deutschen haben der Erziehungslehre von Dalcroze einen ehrlichen Erfolg bereitet. Der Leiter der Wickersdorfer Schule führt seine Gemeinschaft zu Festen idealer Tanzreigen. Der sittliche Inhalt des Tanzes, auch die Sittlichkeit des Nackten wird hier empfunden und im großen Zusammenhange mit der neuen Sittlichkeit unserer Fest- und Bauformen, unserer ehrlich gewordenen Wohnungskunst ausgebildet. Es ist das erste Mal, daß Musik oder Rhythmus zum Erzieher der Menschen berufen wird, das erste Mal seit Plato. Diente Musik als stärkster Diener der Religion und der Sinnlichkeit, der Eitelkeit und der Einsamkeit, so soll sie auch der neuen Ethik dienen durch den Tanz, der sie in allen sozialen Formen dem Menschen verband. Seit kurzer Zeit erst begreifen wir diese neue Bedeutung des Tanzes, der die Halle von Hellerau zum Tempel wird. Wer den Tanz so sozial empfindet, wird aber vor der Kunst selbst verlegen werden. Das Moralisierende ist beschränkt. Es hat Intellekt, aber keine Sinne. Und es ahnt nicht, daß für die entgegengesetzten Temperamente in der reinen schöpferischen Form, in Petruschka-Stücken, jene größere moralische Kraft der Kunst enthalten ist, die durch die Freude ein Leben stärkt, das sie erst nicht zu erziehen braucht.

Es sind die alten Feindschaften. Der verdienstliche, ehrliche, allzugläubige Brandenburg, den ich über die Tanzschriftsteller hochheben will, hat den treuen deutschen Sinn; sein Gesang auf Hellerau ist schön wie eine Blondine. Und er sieht auch die Gefahren. Aber er sieht nicht die Überwindung. Alles Brünette tanzt über ihn weg. Der Theatertanz und der

Gemeinschaftstanz sind heut zu unterscheiden. Für diesen hat er das Organ. Für jenen Haß und Liebe der Kritiklosigkeit.

Jetzt möchte ich zu den Gesellschaftstänzen. Welche Groteske bietet sich dar? Hier tanzt ein Paar in mühseliger Darstellung frisch gelehrter Schritte, ein treues deutsches Paar. Ist da unten der Teppich umgeschlagen, wollen sie ihn gerade schieben, oder was schreckt ihre Füße so krampfhaft auf dem Boden? Der arme Mann will, wie man ihm sagte, die Musik pantomimisch darstellen, und die arme Frau wird von Angst gequält, ihm darin zu folgen. Was ist geschehen? Ich werde ein wenig ausholen. Denn es ist etwas Gemeinsames auf beiden Gebieten: eine Entzweiung sozialer Ansprüche und künstlerischer Zucht.

Ein Verurteilter wird in Paris, so erzählt man sich, nach zehnjähriger Haft aus dem Gefängnis entlassen und man fragt ihn: „Was überrascht dich am meisten von allen Dingen, die du wieder neu siehst? Was ist deine größte Sensation?“ Er antwortet: „Die Silhouette der Frau.“

Sie ist aus einer malerischen Erscheinung, die das Froufrou faltiger Röcke, verwirrende Spitzenfülle um den Hals und der Rahmen des großen Huts formen, eine dekorative Erscheinung geworden, bis zur äußersten Konsequenz auf Linie durchgeführt. Das Lange und Schlanke wird betont, die Plastik der Beine und Arme, Strümpfe sind das Dessous, der kleine Hut führt die Linie in eine starre spitze Feder hoch. Die Bewegung wird nicht verhüllt, sondern gefordert. Diese Mode ist ein Kunstwerk.

Sie verlangt im Tanze eine neue Epoche, die wiederum in Paris eingeleitet wird. Paris nahm der Reihe nach den altitalienischen Adelstanz, den englischen Reihentanz, den deutschen Walzer, die slawische Polka und Masurka auf und modelte aus ihnen die Welttänze. Keine Stadt hat solche Fähigkeit zur Plastik der Tanzform: es ist etwas Bildhauerisches in der Erfassung des Wesentlichen und seiner Stilisierung innerhalb der Kulturstimmung. Diese unsere letzte Tanzepoche steht unter amerikanischem Einfluß, ein Spiegel nicht des gewöhnlichen Amerikanismus, der untänzerisch wäre, sondern amerikanischer Bewegungs- und Kultursitten, die Paris und Europa stark durchsetzen.

Die Grotesken des Cake Walk waren der Anfang. Dann kamen die Step-Tänze, von denen die Mischgattung des Twostep bereits verstorben zu sein scheint, während der Onestep das Feld beherrscht, eine stilisierte Niggerei, die auf einen Marschrhythmus eine Fülle von Phantasieschritten gestattet, vom einfachsten Gehen bis zu Komplikationen gelehrter Tanzstunden. Die zügellose Phantasie dieser Schrittänze wirkte rückwirkend. Sie zersetzte Walzer und die Reste von Polka in ein Bostonieren, das schon vor drei Generationen Paris beschämt hatte, bis auch die letzte Spur des

Walzers getilgt war, den man jetzt als „Boston" tanzt, für die meisten Tänzer ein Grund, ihn ganz zu vergessen oder mit irgendwelchen faulen Bewegungen der Füße, Arme, Köpfe zu betrügen. Der Optimist konnte in diesen Phantasie-Schiebern und -Wackeleien nur Möglichkeiten persönlicher Rhythmik sehen. Der Polizist verbot sie, weil sie zu deutlich das erotische Grundgesetz des Tanzes aufdeckten. Der Künstler beobachtete mit Staunen, wie in diesen freien Bewegungen eine dekorative Sprache des Körpers, eine Linienfreude sichtbar wurde, die die alten uniformen Tänze, zumal in ihrer pseudoklassischen Erstarrung von 1850 bis 1900, niemals erlaubt hatten. Hier war endlich der Zusammenhang mit dem neuen Bühnentanz, der uns den Genuß an persönlicher Rhythmik gebracht, ja erst gelehrt hat.

So floß Historisches, Modisches, Kulturelles, Ästhetisches zusammen. Ein gewisser Höhepunkt dieser Entwicklung ist jetzt im Tango erreicht. Nachdem schon der Onestep sich in letzter Zeit musikalisch interessanter gestaltet hatte, exotisch aufgefärbt wie im Rag-time, oder der Rhythmus mit Varietébewegungen sich ausgestattet hatte, wie in der sehr vorübergehenden Brésilienne, hat der Takt des Tango eine süße Schwere gefunden, die suggestiv ist. Der Tangotakt ist vier Viertel, von denen das erste Viertel punktiert ist, mit Auftakt, also der Rhythmus der bekannten Habanera aus „Carmen", nur viel langsamer, in eigentümlich melancholischer Sinnlichkeit hängend. Seine Melodien, am schönsten der Amorcito, sind gern in Moll, in das sie nach spanischer Art einen verführerisch hellen Dursatz einschieben. Dem Musiker ist es von großem Reiz, was er seit den Masurkas kaum erlebte, Molltänze in Menschen sich umsetzen zu sehen. Das spanische Kolorit im Tanzsaal ist neu.

Die Schritte aber des Tango sind künstlicher und entwöhnter als die Musik. Sie sind in Paris auf Mode gezogen. Es gibt einen vielgereisten Pianisten, Albert Friedenthal, der gerade jetzt über die Musik und den Tanz der Kreolen ein Buch veröffentlichte und das Recht für sich in Anspruch nehmen darf, der Historiker des Tango zu sein. Die Geschichte ist konfuse, wie alle Tanzformgeschichten. Ein stark erotischer Tanz der Neger von Westindien, wird er zuerst von Spaniern mißverstanden, dann in den Kneipen von Buenos Aires begafft, dann nach Paris importiert und dort auf Zucht und Sitte frisiert. Dabei gibt es wieder Verwechslungen mit einem alten spanischen Tangotanz, mit der sehr verbreiteten Habanera — doch wie es auch sei, wenn es gelang, hatte es seine Gründe. Es traf Instinkte und wurde von der Kunst propagiert. Aus den zahllosen Schritten, in denen die Erotik stilisiert war, reduzierte sich bald eine kleine Anzahl, die sich wiederholte. Charakteristisch ist der seitliche Hüftenschritt, der die Silhouette en face entwickelt, und das Heranziehen der Dame, das die Silhouette im Profil bildet. Der gute Tänzer richtet diese Schritte nach seinem

Gefühl ein, im Kontakt mit der Musik, die er pantomimisch übersetzt. Die Übertragung des Balletts in den Gesellschaftstanz ist fertig. Professionelle tanzen das Ballett, Halenseerinnen biegen, schieben und wackeln es, die Dame der Gesellschaft gibt sich Mühe, die Mitte zu halten. Gut getanzt, gemessen und doch voll Gefühl, hat dieser Tango nicht nur den Linienreiz, der die Silhouette der modernen Frau bis zu ihren letzten Möglichkeiten enthüllt, sondern er leugnet auch nicht seine sinnliche Bedeutung, die Hüfte und Bein im Spiel persönlicher Rhythmik gegenwärtig machen, während das ruhige Gesicht darüber nichts von diesen Zeichen zu wissen scheint.

So weit man sehen kann, wird der Tango an seinem bewußten Artistentum leiden, vielleicht untergehen. Man ist sich darüber klar, daß er nicht ein Liebesspiel darstellt, wie Menuett oder Walzer, sondern einen verschämten Liebesakt. Zum erstenmal in der offiziellen Tanzgeschichte. Dieser Demivierge-Charakter gibt ihm große Chancen in der heutigen Mondänität, wie er ihm andrerseits den Ausschluß aus der Hofgesellschaft brachte. Um so schwankender seine moralische Basis erscheint, desto eifriger wird er ins Künstlerische, Dekorative entwickelt, verfeinert, sublimiert. Die Tanzleidenschaft, die alle Dancing-Club-Tees berauscht, hat unheimliche Maße angenommen. Sie hat Karrieren umgedreht. Sie ist das Fieber dekorativer Künstler. Eine ganze Gruppe um Bruno Paul weiht sich ihm. Hodler hat ihn gelernt und gezeichnet. Wiederum das erstemal, seit Gavarnis Zeiten, daß der bildende Künstler sich um den Gesellschaftstanz müht. In solchen Kreisen führt er die Sinnlichkeit seiner Vergangenheit zu zärtlichster Lyrik. Aber gleichzeitig entfremdet er sich dem Bürger, der ihn zu sehen kommt, doch nicht zu tanzen. Das ist viel zu schwer für ihn. Es bleibt l'art pour l'art.

So haben wir den Fall, daß ein Tanz, der aus der Hefe stammt, in die Höhe der Kunst hinaufgezogen wird und dadurch beim Volke vorbeigeht; daß er trotzdem Zeiterscheinung ist, gibt sozial zu denken.

Eine rhythmische Erfahrung bildet den Schluß. Er gehört zu den Zweiertakten, die vom Marsch bis zur Polka und Onestep immer etwas Plebejisches hatten und vorübergingen. Die großen Stilformen der Tänze waren stets Dreiertakte: Galliarde, Menuett, Walzer, diese mit der höchsten rhythmischen Spannung, deren wir fähig sind. Die Zweier haben im Augenblick viel Impuls, doch wird später die Ermüdung unvermeidlich.

Junius, Chronik: Aus Junius' Tagebuch

In der immer länger und immer vergeblicher werdenden Kette seiner Rechtfertigungen ruft Herr von Bethmann Hollweg zur konservativen Fronde hinüber: Ich bin ein Preuße und halte fest am preußischen Staatsgedanken. In den Geschäften des deutschen Reichs, in der Leitung der deutschen Gesamtheit muß er zum Ausdruck gelangen. Geschieht das nicht, dann sündigt Preußen an seinem deutschen Beruf . . ‚Sündigt': ich setze absichtlich das biblische Wort her. Denn der Herr Kanzler meint es so; er ist seiner Natur nach politisierender Moralist und die Ostelbier leben bekanntlich in einer Atmosphäre, die von Kants kategorischem Imperativ, der Bergpredigt und den idealen Forderungen des lückenlosen Zolltarifs geschwängert ist.

Die Süddeutschen und die Westdeutschen werden die Ohren spitzen. In den zwanzig Jahren, die Bismarck nach des Reiches Gründung regieren durfte, waren sie, preußisch offiziell, von ähnlichen Ermahnungen verschont geblieben. Sie konnten sich ihrer ‚bezüglichen' Staatsgedanken freuen; und die vertrugen sich mit der heiteren Behaglichkeit gemütlicher und lebensfroher Menschen ganz anständig. Das Bürgerglück genoß die solidesten Sicherheiten vor räuberischen Überfällen; und was die rein menschlichen Kulturgüter betrifft, — ja die gediehen da unten eigentlich nicht weniger als in den Gefilden des preußischen Staatsgedankens. Freizügigkeit von Gütern und Menschen hat inzwischen Nord und Süd näher gebracht; und Friedrich List, der gute Schwab, einer der Hausgötter der zuverlässigsten Nationalgeschichtsschreibung, bedauert in seinem Elysium nichts so sehr, als daß er den Austausch deutscher Seelen auf seiner geliebten Reichseisenbahn nicht einmal mit leibhaftigen Augen schauen darf . .

Das war Täuschung, lieber List. Die Himmlischen werden dir von Zabern Kunde gegeben haben, und du wirst zugeben müssen, daß die Reichsschulmeister, die natürlich immer Preußen sein müssen, süddeutsche Empfindlichkeiten nicht mehr schonen dürfen. Zabern! Ist's nicht so, als ob da unten, südlich und westlich, eine Herde französelnder Rheinbündler lebte, wie zur Zeit der Fürsten, die mit lakaienhafter Beflissenheit um den großen Korsen kreisten? Als ob sechzig Jahre neudeutscher Geschichte nicht gewesen wären, mit ihrem Willen zum Unitarismus, zur Überwindung der partikularen Selbstsucht, mit ihrem Nationalverein und ihrem revolutionären Bismarck, der Kronen zerschlug, und die Süddeutschen durch die Demagogie des allgemeinen und gleichen Wahlrechts einzufangen verstand, und den labil gestimmten Bayernkönig umschmeichelte, nur um das Reich zu gründen? Es ist so. Der Chronist muß feststellen: das Preußentum, bis tief in die nationalliberalen Reihen hinein, glaubt sich und sein Wesen in Zabern

verhöhnt. Und es folgert: Ein Abgrund von Zuchtlosigkeit tut sich da auf; und bis nicht alle anderen Deutschen, die Schwaben, die Badenser, die Bajuwaren, die elsässischen Alemannen, bis nicht alle alle Preußen geworden sind, hat jeder preußischer Offizier die Pflicht, den preußischen Staatsgedanken zu retten, indem er das allerpersönliche Belieben seines eigenen Kopfes an die Stelle von Artikel 36 der preußischen Verfassung setzt, der besagt: daß „die bewaffnete Macht zur Unterdrückung innerer Unruhen nur auf Requisition der Zivilbehörde verwendet werden darf“.

Ich weiß: mehr als Besänftigungsformeln sind solche Wendungen nicht einmal im Munde eines lehrhaften Kanzlers. Er will sich politisch „neu orientieren“. Neuen Baugrund unter schwanken Füßen suchen. Den konservativen Grimm besänftigen, den Grimm über jene westländischem, das heißt englischem Muster nachgeahmte „Libertät“ — ein Wort, das der spätere, taube, verbitterte Treitschke verächtlich zu machen suchte, wo und wann er konnte —, die ihn dem Reichslande die Verfassung mit dem großmütigen Wahlrecht geben hieß. Er will, vor allem, die fiskalischen Rücksichtslosigkeiten des großen Leviathans Deutsches Reich vergessen machen, die ihm im Opferjahre die sogenannten staatserhaltenden Gesinnungen entfremdet hat. Ich weiß das. Vor dem Mißtrauensvotum vom 4. Dezember, das von der komischen Zufallserscheinung eines Blockes der Linken ausging, flüchtete er nach rechts; und auf der Rechten wird er, im Herrenhaus und im Landtag, grob unitarischer Demokrat gescholten. Er will die Rechte sich versöhnen, nachdem eben der sanfte Bassermann ihn für sein Kredo, für sein Programm, für seine mittlere Linie in Anspruch genommen hatte; nachdem die schmerzhafte Deckung der neuen Riesenrüstung mit seinen Manen gegen die Konservativen errungen und erzwungen war. Gestern schien seine Orientierung festzustehen, gestern noch. Sie schillerte in den lauen Lilafarben der Nationalliberalen. Kein Gran mehr als unproduktive Korrektheit. Im Auswärtigen keine Initiative: weder zum eingestandenen Pacifismus a la Lloyd-George, noch zum Imperialismus nach dem Willen der Alldeutschen. In der Türkei scheinbar erst ein wirklicher Erfolg: ein deutscher General wird Korpskommandant in Konstantinopel; dann wird der Erfolg ins Dekorative umgebogen, der General wird Marschall, das heißt des Kommandos enthoben: und die Franzosen geben ihr Geld her. In Kleinasien sehen die Dinge schlimm aus. Aber viel schlimmer im lieben deutschen Vaterlande. Der Kanzler hält an der Fiktion einer parteilosen Regierung fest: aber diese Fiktion führt uns täglich mehr in das Sumpfland politischer Unmoral: denn sie treibt unsre leitenden Minister immer wieder ins ostelbisch-feudale Garn. Statt den Willen des Königs auszuführen, den sie beraten, geben sie diesem Willen allzu oft den Inhalt, den die kleine aber

mächtige Partei vorschreibt. Es ist die Initiative eines gefangenen und gebrochenen Willens. Die wirkliche gehört jenem Preußentum, das ungebrochen dasteht und mit einer über die Maßen imponierenden Gebärde regiert, vor der den Liberalismus unsres Bürgertums die resignierende Ohnmacht des hörigen Untertanen befällt.

Wer wüßte das nicht? Aber so ein Wort, einmal ausgesprochen, beginnt ein Eigenleben mit unvorhergesehenen Wirkungen. Aus Süd und West schallt es wieder „in Wirbeln". Darin wird vielleicht aber der Segen dieser Verwirrung liegen. Zum ersten Male seit der Angliederung der Reichslande umfängt Einheimische und Altdeutsche ein und dasselbe Solidaritätsgefühl. Zum ersten Male rücken sie einander ganz nahe, sprechen sie dieselbe Sprache des Herzens. Wer behauptet, die Abgeordneten in Straßburg hätten in ihrer Behandlung des Zaberner Falles den reichsdeutschen Gedanken verraten, der lügt. Sie sprachen ganz ruhig und besonnen; wie freie deutsche Männer, die es satt sind, in einem Staate zu leben, der neben den anderen Bundesstaaten eine Pariastellung einnimmt; sie haben das Recht, die preußische Bevormundung in ihren eigenen lokalen Angelegenheiten und den ihnen so wesensfremden Ton der preußischen Beamten verdrießlich zu finden. Der hat außerordentliche Eigenschaften; er ist gewissenhaft, geschult, organisatorisch veranlagt und absolut verläßlich. Aber er ist herb und, fremder Art gegenüber, leicht überheblich. Er hat keinen Humor: und darum ist er so leicht reizbar und empfindlich. Das sind die Schranken einer an sich sehr tüchtigen Natur; aber sie ist nicht geeignet, im Süden und Westen Eroberungen zu machen. Es wird nichts anderes helfen: man wird den Elsaß-Lothringern die volle Autonomie geben müssen, mit eingeborenen Beamten bis an die Spitze der Verwaltung, mit Bundesratsbevollmächtigten, die nach den besonderen wirtschaftlichen Interessen des Landes instruiert sind, mit jenen Attributen der Selbständigkeit, die einem Lande mit dieser Vergangenheit Bedürfnis geworden sind und, von Preußen gewährt, ihrer Eigenliebe schmeicheln. Der Reichskanzler hat den Mut gehabt, ihnen zu vertrauen, es war eine seiner positivsten Amtsleistungen, (nur war die seltsame, das preußische Selbstgefühl kränkende Bestimmung überflüssig, daß ihr Votum im Bundesrat nur zählen sollte, wenn es gegen Preußen gerichtet war). Er gehe den Weg bis zu Ende: und die Franzosen werden bald erfahren, daß das Elsaß ihnen auch innerlich verloren ist.

Graf Yorck von Wartenburg hat, im preußischen Herrenhaus, klar und bündig den Kanzler belehrt, wie er und die Herren seines Standes sich die preußische Staatsgesinnung in Deutschland denken. Ihr Kern ist der starre, über den Unprivilegierten schwebende Autoritätsgedanke. Ungefähr so sagte es, unter Friedrich Wilhelm IV., der Jude Friedrich Stahl. Über

den Kreislauf der Funktionen, die an dem Monarchen und seinem ersten Diener vorbei irgendwie in den Willen der Junker münden, hat er nichts verraten, aber desto redseliger war sein Haß gegen Parlamente und Volksrechte. Der Graf ist sehr gebildet und sehr gescheit; er war ein Freund des verstorbenen Philosophen Dilthey und soll eine Weltgeschichte verfaßt haben, deren Zitate ein Gesicht haben; aber sein Verstand denkt mit bewunderns-werter Harmonie in der Richtung seiner Interessen. Er spickte seine jüngste Rede mit vielen staatsrechtlichen Erörterungen und allerhand schiefen geschichtlichen Belegen — er fühlte sich sogar verbunden, Karl I. von England reinzuwaschen, den Mann, den ein unwiderstehlicher Hang auf die dunklen Wege automatisch verübter Eidbrüche und Verfassungsverletzungen trieb und den selbst Treitschke aufgibt; das Parlamentsrecht verkleinerte er, daß man sich in den schwärzesten Vormärz versetzt glaubte; aber am Ende entschlüpfte ihm doch die erlösende Formel: diese Dinge werden schließlich durch die Gewalt bestimmt. Es ist, als ob ein ahnungslos im Besitzrecht Thronender sich unversehens zum Fazit von Lassalles System der erworbenen Rechte bekennte. Köstlich. Wird man sichs in den Lagern der Linken merken?

Herr von Bethmann Hollweg hat an Professor Lamprecht ein paar Worte geschrieben, die bedacht und behalten zu werden verdienen: „Wir sind ein junges Volk, haben vielleicht allzuviel noch den naiven Glauben an die Gewalt, unterschätzen die feineren Mittel und wissen noch nicht, daß, was die Gewalt erwirbt, die Gewalt allein niemals erhalten kann. Erst vor wenigen Tagen hat Edmond Rostand bei der Gründung einer französischen Gesellschaft für Kulturpropaganda von dem Imperialismus der Idee gesprochen und dabei gesagt: C'est au moment qu'on veut redoubler de force, qu'il faut redoubler de grâce. Für diese Seite des Imperialismus scheinen mir noch nicht alle Deutschen reif zu sein. Es haftet uns eben doch noch einiges an aus der Zeit, da Hölderlin sang, daß die Fremden ihr Bestes von Deutschland nehmen, und es verhöhnen, weil die ungestalte Rebe den Boden schwankend umirre." Was die Gewalt erwirbt, kann die Gewalt allein niemals erhalten: ein Wort, wie geschaffen, um als Kompaß für die Regierung der Reichslande zu dienen. Warum sprechen die paar Regierenden, die zugleich feine und nachdenkliche Köpfe sind, so nur außeramtlich und im Verkehr mit Ideologen? Er hatte übrigens nicht nötig, für den Imperialismus der Idee Stützen bei Rostand zu suchen: in der Vorrede zu Heines „Deutschland. Ein Wintermärchen" hätte er Schöneres, Deutscheres finden können. Ich kanns mir nicht versagen, die Stelle herzusetzen, der Leser wird mir für die Erinnerung dankbar sein: „. . . Indessen, die Elsässer und

Lothringer werden sich wieder an Deutschland anschließen, wenn wir das vollenden, was die Franzosen begonnen haben, wenn wir diese überflügeln in der Tat, wie wir es schon getan in Gedanken, wenn wir uns bis zu den letzten Folgerungen desselben emporschwingen, wenn wir die Dienstbarkeit bis in ihrem letzten Schlupfwinkel, dem Himmel, zerstören, wenn wir den Gott, der auf Erden im Menschen wohnt, aus seiner Erniedrigung retten, wenn wir die Erlöser Gottes werden, wenn wir das arme, glückenterbte Volk und den verhöhnten Genius und die geschändete Schönheit wieder in ihre Würde einsetzen, wie unsere großen Meister gesagt und gesungen, und wie wir es wollen, wir, die Jungen. — Ja, nicht bloß Elsaß und Lothringen, sondern ganz Frankreich wird uns alsbald zufallen, ganz Europa, die ganze Welt — die ganze Welt wird deutsch werden! Von dieser Sendung und Universalherrschaft Deutschlands träume ich oft, wenn ich unter Eichen wandle. Das ist mein Patriotismus." Geschrieben zu Hamburg, den 17. September 1844.

Ich schreibe das so hin — ohne Hoffnung in dem grünsten Winkel meiner Seele. Nebel, wohin man sieht; fleckige, in Gruppeninteressen und, wenn sie radikal tun, in maulheldische Parteinarreteien eingesponnene Politiker sehen nicht, daß erst einmal wirklich rettende Worte, das heißt: morgen realisierbare Programme da sein müssen. Erst redoubler de force, dann: redoubler de grâce. Es ist doch schließlich ein bequemes Bekenntnis, das der Herr Kanzler dem Herrn Rostand nachspricht; politisch verpflichtet es zu der famosen parteilosen Regierung, die wir so gut kennen. Freiheit wird erkämpft durch konstitutionelles Mißtrauen — die Grazien können erst dann gedeihen. Man kämpft heute wieder um staatsrechtliche Selbstverständlichkeiten elementarster Art, wenn jeder Lumpenkerl über die wahrhaft kaiserliche Partei, die Treitschke 1871 die Partei des Fortschritts nannte, unter völkischem Gebrüll Kübel Unrats ausschütten darf, ohne von der „gutbürgerlichen" öffentlichen Meinung gesteinigt zu werden.

Die englische Heeresverwaltung modernisiert sich sans gêne, daß es eine Lust ist: sie wirbt ihre Landsknechte durch Riesenanzeigen in den Tagesblättern. In den bisher ergiebigsten Werbehallen, den Verbrecherkneipen der slums, ist die Nüchternheit eingezogen; selbst die Verlorenen der industriellen Reservearmeen packt der Ekel vor dem verkümmernden Abenteuerertum von Tommy Atkins; über die Reize des Soldes und des verbesserten Zivilberechtigungsscheines streuen die Behörden so viel Druckerschwärze, daß sogar hungernde und frierende Arbeitslose mißtrauisch werden. Wird nicht am Ende John Bull selber, mit seinem fleischfressenden und bankokrazischen Leibe, für die Herrlichkeiten des Imperiums einstehen müssen?

Anmerkungen

Germanistennöte

Erich Schmidt ist begraben, die Nachrufe in den Sitzungsberichten der Akademien sind erschienen (der gescheiteste freilich stand anderswo); nun gilt es, seinen Nachfolger zu küren. In Deutschland macht man das so: die betroffene Fakultät schlägt vor (drei bis sechs) und die Regierung bestätigt (d. h. wählt aus). In der Regel (so geht die Sage) werden zu diesem Behufe die gelehrten Werke der in Betracht Kommenden gegeneinander abgewogen und die vakante Stelle demjenigen zuerteilt, der die höchste Kilozahl erreicht. In Berlin ist man darüber hinaus, nur gibt es daselbst für einen Literarhistoriker nicht eine, sondern zwei Qualitäten: die philosophische und die philologische. Nämlich entweder versteht man die literarischen Werke als zeitlose Gebilde aus Götterhand — oder aber als historisch gewordene Produkte, die sich aus sozialer Herkunft, Rasse, Landschaft, Bildungsgang und Vorleben ihrer Urheber, aus dem jeweiligen Entwicklungsstadium der Literatur und der Sprache und den allgemeinen sozialen und kulturellen Zuständen der Epoche erklären und berechnen lassen. Selten ist ein Literarhistoriker in beiden firm. „Es gibt zwei Arten Goethephilologen", soll Herman Grimm gesagt haben, „die einen verstehen nichts von Goethe, die andern nichts von Philologie". Dem Außenstehenden erscheint vielleicht als das Wichtigere das Verständnis für Goethe, das philosophische oder ästhetische. Das aber ist eine irrationale Größe, und man wird begreifen, daß der Wissenschaft die andere, die philologische Kompetenz, sympathischer ist. Immerhin spricht man aber auch der philosophischen eine gewisse Berechtigung nicht ab, und so steht die Berliner Fakultät vor einem schweren Dilemma. Da will man nun, um niemandem weh zu tun, den fraglichen Lehrstuhl anscheinend überhaupt unbesetzt und diese ganze so wenig disziplinierende Disziplin der neueren deutschen Literaturgeschichte so allmählich eingehen lassen: Die beiden Lehrstühle für Germanistik, die an den meisten Universitäten vorhanden sind, will das preußische Kultusministerium zusammenrücken und den jeweiligen Fachvertreter für ältere Literatur und Sprache (wo die philologische Methode unumschränkt regiert) darauf setzen. Gustav Roethe, der das ältere Möbel der Berliner Universität seit Jahren mit dem ganzen Gewicht seiner Persönlichkeit ausfüllt, hat, in seiner Totenklage auf Erich Schmidt, diese Auffassung von neuerer Literaturwissenschaft in die klassischen Worte gefaßt: „Die Akademie hat sich Erich Schmidt nur zögernd geöffnet. Sie fürchtete die Lockungen und Gefahren, die sein Forschungsgebiet ernster Arbeit unzweifelhaft bereitet, und hat ihn erst durch acht Berliner Jahre geprüft, ehe sie ihn wählte, wesentlich auf Grund seiner gelehrten und methodisch vortrefflichen Ausgabe der ‚Xenien'. Sie hat jene Wahl wahrlich nie bereut." (Ähnlich jenem Professor der Geschichte, der seinen Sprößling in seine Wissenschaft also einführte: „Vor allem eines, mein Sohn: ein Historiker, der etwas auf sich hält, beschäftigt sich nur mit der Zeit vor 1500; nachher werden die Quellen zu zahlreich".) — Auf diese Weise spart die Regierung das hübsche Sümmchen von zehntausend Mark, und das Kollegienge-

schäft wird in Berlin der große Olympier Roethe allein verwalten, vielleicht unterstützt von einem jüngeren Volontär.

Wer Philosoph ist, wird sich mit dieser Lösung der Berliner (Fakultäts-) Philosophen abfinden. Allein trotz aller Durchdringung weitester Volkskreise mit dem Geiste der Wissenschaft scheint es (abgesehen von germanistischen Privatdozenten, die um ihre Zukunft bangen) immer noch heißblütige Kerle zu geben, die mit der Faust auf den Tisch schlagen und schreien: „Nein, zum Donnerwetter, nein, es gibt eine deutsche Literatur der Neuzeit, sie lebt, lebt in mir, ich liebe sie und ich will, daß an den Universitäten Männer seien, die sie lieben wie ich und ihre Schönheit fühlen und mir sagen können, wie man sie noch besser liebe und ihre Schönheit noch inniger fühle." Diese Leute sind dann wohl auch gleich dabei, zu sagen: jene beiden Qualitäten ließen sich sehr wohl vereinigen; man brauche von jenen philologischen Dingen: Biographie, Textkritik, Feststellung der literarischen, sprachlichen und sonstigen Abhängigkeiten, nur die zu nehmen, die wirklich dazu dienen, Schöpfung und Schöpfer uns näher zu bringen, und den Rest als toten Ballast über Bord zu werfen. Dann hätte man die Lösung: Philosophie, gebändigt durch Philologie; oder Philologie, gebändigt durch Philosophie. Sie denken wohl gar, es gebe Männer, die beides vereinen. Und wenn sie schon unter den Universitätslehrern gesucht werden müßten (warum eigentlich?), so blieben immer noch genug: Friedrich Gundelfinger (Gundolf), Privatdozent in Heidelberg, Verfasser des Buches: „Shakespeare und der deutsche Geist" (des denkwürdigsten, das seit Jahren auf dem Gebiete der deutschen Literaturgeschichte erschienen ist), 34jährig (so alt wie Erich Schmidt, als er nach Berlin kam), — das wäre einer; Rudolf Unger, 38jährig, Extraordinarius in München, Verfasser eines fein- und tiefsinnigen Werkes über Hamann, nur mit einem Stich ins Abstrakte; Richard M. Meyer, 54, Extraordinarius in Berlin; Albert Köster, 52, Ordinarius in Leipzig; Julius Petersen, 36, Ordinarius in Basel; Oskar F. Walzel, 50jährig, einer der besten Kenner der deutschen Romantik; Eugen Kühnemann, Ordinarius in Breslau, Philosoph und Literaturhistoriker (Herder, Schiller); und andere. (Daß die Hälfte davon Juden sind, darunter einer, dessen Werk antisemitische Blätter als durch und durch deutsch begrüßt haben, ist nur natürlich: am tiefsten wird in deutsche Literatur und deutsches Wesen eindringen, wer sie aus einer gewissen Entfernung anschaut, mit einer sehnsüchtigen Liebe... Auch der Vollblutdeutsche, den man sucht, wird, wenn er mehr als das Primitivste geben soll, irgendwie gebrochen sein müssen. Aber davon brauchen die Geheimräte im Kultusministerium nichts zu wissen: denen wäre ein Literaturgeschichte dozierender Otto Ernst wahrscheinlich am liebsten.)

Inzwischen beleuchtet eine Broschüre „Zur Nachfolge Erich Schmidts" von Friedrich Kluge, dem bekannten Professor der deutschen Sprachwissenschaft an der Universität Freiburg im Breisgau, den Wissenschaftsbetrieb des gottgewollten Nachfolgers von Erich Schmidt und seiner Freunde Edward Schroeder und Konrad Burdach. Sie enthält, neben geschmacklosem Professorengezänk, erbauliche Dinge. Zunächst erfährt man, warum Albert Köster nicht nach Berlin wollte: vermutlich weil Roethe einige Hauptkollegs für sich reserviert hatte. Wenn dem so ist, dann ist es freilich kein Wunder, daß sie niemanden finden. Des Weiteren: Roethe, Schroeder und Burdach haben zwar gemerkt, daß es nicht auf Quantität ankommt, aber vom Wesen der Qualität scheinen sie auch keine rechte Vorstellung zu haben (denn die Größe Null ist schließlich qualitätslos). Burdach hat vor 30 Jahren eine Arbeit über die Sprache des jungen Goethe versprochen, deren Entwurf schon 1881 von Scherer mit dem Grimmpreis ausgezeichnet wurde; dieser gekrönte Entwurf ist bis

heute nicht gedruckt, die „umfassende Darstellung" bis heute nicht erschienen. Die Arbeit daran ruht seit dem vorigen Jahre ganz, nachdem ein Magdeburger Oberlehrer, unterstützt von einer besoldeten Kraft, nach Burdachs Anweisungen 22500 Zettel zusammengebracht hatte... Aber das hinderte nicht, daß Burdach eine akademische Sinekure bekam, eine ordentliche Stelle in der Berliner Akademie, die 1900 durch kaiserlichen Erlaß „vorzugsweise für deutsche Sprachforschung" geschaffen worden war. Dafür versprach er seinerzeit „Forschungen zur Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache". 1903 erklärte er, er werde sie nur noch leiten. 1904 teilte er mit, diese Arbeiten würden sich hauptsächlich mit der „Prosa in der deutschen und lateinischen Kanzleisprache" beschäftigen und zunächst die lateinischen Briefe eines Italieners, des römischen Volkstribunen Cola di Rienzo, bringen. Seit 1905 heißen sie „Quellen und Forschungen zur Vorgeschichte des deutschen Humanismus", seit 1911 „Forschungen zur neuhochdeutschen Sprach- und Bildungsgeschichte". 1913 sind endlich die ersten beiden Bände erschienen, unter fremder Mitarbeit und unter dem Titel: „Vom Mittelalter zur Reformation, Forschungen zur Geschichte der deutschen Bildung". Daß Burdach sich etwas weiter umsieht als bescheuklappte Sprachforscher a la Kluge, wäre nur zu billigen, und um die Summen, die er seit Jahren bezieht, um die Kosten für seine Italienreisen und für die Hilfskräfte, die ihm von Akademie und Regierung immer wieder zur Verfügung gestellt wurden, täte es einem nicht leid, wenn man nur hoffen dürfte, daß er die sprachgeschichtliche Aufgabe, die er übernommen hat und für die er sie bezieht, doch noch einmal zu gutem Ende führen wird. Allein er ist heute 55, und bei diesem Tempo müßte er mindestens viermal so alt werden... An hochtrabenden Versprechungen, die ohne Folgen zu bleiben pflegen, steht ihm Edward Schroeder, Roethes Schwager, würdig zur Seite. Nachdem er den einfachen Textabdruck der mittelhochdeutschen Kaiserchronik für die Monumenta Germaniae Historica, eine Arbeit, die sich bequem in einem Jahre hätte machen lassen, dreizehn Jahre lang verschleppt hatte (was sogar die Zentraldirektion der Monumenta als „unverantwortlich" bezeichnete), nachdem er auch einem literarhistorischen Jahresbericht gegenüber seine Verpflichtungen in gröbster Weise vernachlässigt hatte, hielt ihn die Akademie für den rechten Mann, dem die Leitung des Grimmschen Wörterbuches zu übertragen war, damit dieses nationale Werk in einem anderen Tempo fortschritte. Lasciate ogni speranza. Roethe selbst hat 1887 den mittelhochdeutschen Spruchdichter Reinmar von Zweter herausgegeben, seitdem nichts von Belang. Da man aber doch irgendwie bekannt werden muß, so verwandelte er seine Kollegs in Herrenabende und schloß die Studentinnen aus. (Sie würden sich darüber nicht zu grämen haben, wenn sie dadurch nicht auch von der Promotion und womöglich vom Staatsexamen ausgeschlossen wären.) Hingegen unterrichtete er einen prinzeßlichen Backfisch und ist seit Jahren Sekretär der Akademie. Auch gibt er, zusammen mit seinem Schwager, die „Zeitschrift für deutsches Altertum" heraus. Ansonsten lebt er (wie er selber sagt) in einer „heiter sich bescheidenden Resignation". Ganz Goethe. Seit Jahren hat er für Hinnebergs „Kultur der Gegenwart" eine Geschichte der deutschen Literatur versprochen, demselben Unternehmen, dem auch Burdach seit langem eine Geschichte der deutschen Sprache ... versprochen hat. So kommt es, daß deutsche Literatur und Sprache für die „Kultur der Gegenwart" noch nicht existieren. — Und diese Männer haben, nach Kluge, Willen und Macht, eine würdige Wiederbesetzung von Erich Schmidts Lehrstuhl zu hintertreiben.

Am Ende bleibt ein ekler Nachgeschmack, wie von was Schimmligem.

Riesengroß ist die Entfernung all dieser Leute von lebendigem Leben und von lebendiger Literatur. Sie selber halten sich für die berufensten Verwalter des deutschen Geistes...

Antibarbarus

Tittoni

Er gehört zu jenen älteren italienischen Staatsmännern, die Adua und seine Folgen nicht nur nicht vergessen haben, sondern denen dieses schwerste Erlebnis neuitalienischer Affären wie ein Rheuma in den Gliedern liegt; man merkt es dem vorsichtigen, bedächtigen Gang dieser Herren an, die nicht einmal dann schneller gehen, wenn, was im Süden öfter passiert als sonstwo, eine Meute hinter ihnen her ist. Die Auslandspolitik ist heute ja nirgends ein stiller bequemer Posten, wenn man das auch in manchen Ländern glauben mag, dort etwa, wo man diesen Posten mit einem älteren sehr adeligen Herrn besetzt, weil ihm der Uradel, sonst aber auch nichts, ein Recht darauf gibt. Österreich ist so ein beglücktes Land, das sich dann, wenns schwierig wird, kleiner Konsulatsbeamten bedient, um seine große Politik zu treiben, die aber auch danach aussieht. Vielleicht hat es der italienische Auswärtige unter seinesgleichen am schwierigsten. Eine immer lauter werdende Gruppe verlangt eine lebhafte, fast imperialistische Politik und eine ihr entsprechende energische Vertretung italienischer Interessen. Eine wenig unternehmerische Bourgeoisie zittert bei jedem Hornsignal um ihr Geschäft und zieht einen Frieden, der sich mäßig aber sicher verzinst, einem Kriege, der sich vielleicht höher verzinst, vor. Und dann die Sozialisten, nicht sehr groß an Zahl, aber immer gefährlich in einem Land, wo so viel gehungert wird, nicht groß an Zahl, aber heftig im Temperament gegen alle Militaria. Und als ob es daran noch nicht genug wäre, einem italienischen Auswärtigen im Inwärtigen das Leben schwer zu machen, fangen jetzt auch die Klerikalen an, sich parteipolitisch zu konsolidieren. Alle diese Interessengruppen durchflutet und überflutet bisweilen das, was man Volksempfinden und öffentliche Meinung nennt. Italien hat zwei Alliierte, deren einer gar keine Sympathien im Lande hat und dessen Politik auch gar nicht darauf ausgeht, solche Sympathien aufkommen zu lassen. Das Veto des Papstes, das dem Kaiser von Österreich verbietet, das königliche Italien zu besuchen, wird bei aller Sympathie des klerikal regierten Österreich für die Kurie kaum der Grund sein für die überlegten Provokationen der k. k. Politik. Eher schon, daß man sich in der Monarchie über den Verlust Venetiens immer noch giftet (und weshalb man Preußen nie „recht leiden" kann), wo man doch viel mehr sonst unbrauchbare Österreicher als Beamte untergebracht hätte als in Bosnien und vor allem noch viel dümmere Beamte, als der Balkan verträgt. Die Regierung, das sind halt doch immer irgendwelche Väter, die Söhne haben, denen sie das Leben so gut wie sich selber wünschen. — Mit diesem Verbündeten so zu leben, daß es leidlich noch verbündet aussieht, und mit dem andern Verbündeten auszukommen, ohne daß die Freunde in der Entente nervös werden: es ist schon viel, wenn man zugibt, Tittoni verliert nicht den Kopf. Man kann sich den Kopf jetzt näher ansehn, kann in ihm gewissermaßen blättern, denn Signore Tittoni hat seine Reden herausgegeben und das Buch „Sei Anni di Politica Estera 1903 fino 1909" genannt. Maggiorini Ferraris sagt in der Einleitung davon: „es ist eine Art praktischen Handbuchs der italienischen auswärtigen Politik, nicht bloß, weil es die verschiedenen Probleme sichtbar macht, die augenblicklich Italien interessieren, sondern weil es ein Storehaus von Fakten, Daten und Beobachtungen ist, unentbehrlich für jeden, der den Ereignissen des Tages folgen will." Das ist das

Buch; mehr nicht; mehr auch nicht Tittoni; denn trotz der paar Erfolge, die er gehabt hat, kann man nicht von seiner Physiognomie reden; auch nicht von seinem Profil als Redner, denn er hat keines. Ist etwa das, was man im alliierten Nachbarland einen Beschwichtigungshofrat nennt. Er sagt etwa: die internationale Lage ist so gut, wie sie nur sein kann, und eigentlich nicht übel ... unsere Beziehungen zu Österreich lassen nichts zu wünschen ... die Türkei hat versprochen ... die Situation in Mazedonien bessert sich ... die neue Gendarmerie werde in Kürze ... die englisch-deutsche Rivalität ist fast ein Ding der Vergangenheit . . . und so. Dazu wird hie und da Dante zitiert und das Ganze ist sehr elegant und weltmännisch. Ein fabelhaft glatt gebügelter Zylinder, die Sonne lächelt in ihm, auch wenn sie noch so trüb am Firmament steht. Aber eines Staatsmannes Verdienste sind nicht seine Reden: es wäre ungerecht, Tittoni nach den seinen zu beurteilen, die jene geschickte Unverbindlichkeit haben, die man von einem diplomatischen Redner erwartet. Was tat der Mann? Der austrophile Tittoni ersah Situationen und verhinderte, daß sie kritisch wurden; er brachte Italiens Einfluß in Albanien zur Geltung, — womit er gut zu machen suchte, was man ihm vorgeworfen hatte: daß er Österreich Bosnien nehmen ließ, ohne für Italien eine Kompensation zu verlangen. Verlorene Popularität — er hatte gar keine — suchte er durch die Tripolis-Affäre zu gewinnen, die unter seiner Regierung in der Consulta vor sich ging. Aber er gewann sie nicht. Adua hat ihn zu bedächtig gemacht, der auch nicht zu jener Art von Politikern gehört, welche das Publikum vorzieht; denn dieses liebt den Staatsmann, der — Disraeli ist das Muster dafür — an sich als an den notwendigen unentbehrlichen Mann glaubt, die Phantasie beschäftigt und mit unermüdlicher Ausdauer, Sommer und Winter, das Steckenpferd seiner Ambitionen vorreitet. So ist Tittoni nicht. Ich glaube nicht, daß er sich für einen Crispi hält, der durch Adua stürzte, aber er fürchtet sich schon vor einem viel kleineren Adua, das ihn zu Fall bringen könnte. Inzwischen tut er, was er kann. Veröffentlicht seine Reden. Testament?

Franz Blei

Théâtre du Vieux Colombier

Vor fünfundzwanzig Jahren fing ein Büroschreiber der Pariser Gasgesellschaft mit einigen Freunden an, oben auf dem Montmartre Liebhabervorstellungen zu geben. Man gab Stücke junger Autoren. Die Aufführungen fanden immer am letzten Tag des Monats statt. Denn der Büroschreiber bestritt die Kosten des Saales aus seinem frisch ausgezahlten Gehalt von hundertfünfzig Franken. Das waren die Anfänge André Antoines und seines Théâtre Libre. In dem viele Jahre später bezogenen Théâtre Antoine am Boulevard de Strasbourg will ihm sein Schüler und Nachfolger Gémier jetzt eine Büste widmen.

Auf der Grenze zwischen dem Quartier Latin und dem Faubourg St. Germain, in der uralten Rue du Vieux Colombier hat jetzt Jacques Copeau eine moderne Bühne eröffnet. Wie Antoine ist er entrüstet über den Zustand der französischen Bühnenkunst. Sein Programm ist ein Protest: „Eine täglich zynischer werdende Geschäftemacherei entwürdigt unsere französische Bühne und macht ihr das gebildete Publikum abwendisch", schreibt Copeau in seinem Manifest. Und weiter: „Wir wollen daran arbeiten, ihr wieder ihren Glanz und ihre Größe zu geben".

Hat Antoine also umsonst gelitten und gerungen? Nein, sagt Copeau, er war nur unklug. Er beschränkte sich auf ein revolutionäres Programm. Das Théâtre du Vieux Colombier fühlt sich nicht be-

rufen, eine neue Revolution zu machen. Es ist der glückliche Erbe aller Revolutionen in Frankreich und im Auslande. Antoine und Lugné-Poe, Gordon Craig, Reinhardt und die Russen haben gesät, damit Copeau ernten konnte. Der Eingang seines Hauses könnte eine Szenerie aus „Sumurun" sein. Man spielt da zwischen sackleinengrauen Vorhängen oder in einem nackten viereckigen Raume. Das ist der ganze Bühnenapparat.

Copeau ist der Erbe, der die zugefallene Erbschaft sehr wählerisch betrachtet. Antoines naturalistische Bühne hat ihm keine Literatur erzeugt, die sich selbst überdauert. Die künstlerische Inszenierung der „Reformer" hat die Literatur erstickt. Sie endete bei der Pantomime. Die mise en scène ist für die Dramatik also belanglos gewesen.

Das ist Copeaus Schlußfolgerung und Ausgangspunkt. Das Drama und das Dramatische ist die Seele des Theaters. Siehe Shakespeare, siehe Molière! Er beweist, daß er recht hat. Im „Vieux Colombier" spielt man vor Leinenvorhängen mit ganz jungen Darstellern den „Amour médecin", und das ist entzückend, ein bißchen linkisch in seiner Grazie, aber entzückend. Man spielt Heywoods „A Woman Killed with Kindness", und das ist rührend wie der seiner derben Szenen entkleidete Zeitgenosse Shakespeares notwendig sein muß. Man hat auch einen Jungen aufgeführt, den ins französische Schrifttum eingezogenen Elsässer Jean Schlumberger mit seinem unfranzösisch-wortkargen Familiendrama „Les fils Louverné", und das wirkte warm wie aufrichtige Kunst.

Man will in wechselndem Repertoire recht viel spielen, Musset und Euripides, Ibsen und Shakespeare, Shaw und Wyspianski. Unter den neuen Franzosen werden nur wenige der Ehre wert gehalten: Becque und Renard, Porto-Riche, Courteline, Tristan Bernard. Und unter den Jungen: Claudel, Suarès, Ghéon, Copeau und einige andere.

Gegen alles Theatralische auf dem Theater, gegen die Kulissenreißerei im Literarischen und in der Regie, das also ist die Losung der neuen Bühne. Ihr Name ist kein Programm. Sie nennt sich nicht Künstlertheater wie Rouchés Théâtre des Arts, das am Boulevard des Battignolles schon halb unbewußt auf Copeaus Ziele zuging, sie nennt sich auch nicht Reformbühne oder neues Theater oder irgendwie, um eine Absicht, eine Richtung zu markieren. Sie heißt, weil der zur Verfügung stehende bescheidene Saal in der alten Straße lag, einfach, anspruchslos „Vieux Colombier". Sie ist eine Reaktion, was wird sie als Aktion sein? Die Entrüstung allein ist noch nicht schöpferisch. Aber die Leute, welche das Unternehmen gründeten, sind die Leute der „Nouvelle Revue Française", die sich in der jungen Literatur rasch an die Spitze gesetzt hat. Das ist für ihre Bühne kein schlechtes Vorzeichen.

Fritz Schotthoefer

Anbetung der Könige

Dieses machtvolle Bild von Hugo van der Goes, das Berlin Bodes Weitblick und vor allem dem sicheren Urteil und der zäh durchhaltenden Energie Friedländers verdankt, hat das matte Glitzern altgefaßter Edelsteine, den Schimmer des Kolibriflügels und die bannende Farbentrunkenheit amerikanischer Schmetterlinge. Das sind die Kennzeichen der 10—15 ganz guten Bilder, die in Niederland und Burgund zur Zeit Karls des Kühnen gemalt wurden. Es hat auch das feine Netzwerk der gesprungenen Firnisschicht, die Rauhheiten der Oberfläche, die Spalten zwischen den einzelnen Holztafeln, die unverklebten Schrammen, die dem Kenner beweisen, daß hier spätere Jahrhunderte die Handschrift des Meisters nicht glättend und abschleifend übergangen haben.

Freilich, die gemeißelte Größe und den ergreifenden Zusammenklang zwischen spät-

herbstlich starrender Natur und der Pracht und Not erwählter Menschen, die die Hirtenanbetung in Florenz auszeichnen, finden wir auf der Berliner Tafel nicht wieder. Die Menschen ducken sich etwas in der komfortabeln, mit warmen grauen und hellbraunen Tönen anheimelnden Ruine, von draußen leuchtet eine saftgrüne sanft hügelige Mailandschaft herein, die zu dem Januar des Ereignisses nicht recht stimmt.

Mit erstaunlicher Meisterschaft aber sind die Gefahren der Horizontale überwunden. Das Bild war ja ursprünglich mit den Flügeln noch breiter, und die kleine Überhöhung des Mittelstücks mit der Engelsglorie, von der alte Kopien berichten, konnte den Blick nur unwesentlich in die Höhe ziehen. Dies geschieht aber durch die senkrechte und dabei durchaus nicht starre Haltung der Köpfe und Körper fast aller Hauptpersonen, der Stehenden und auch der Sitzenden, die so den gotischen Rhythmus des Emporsteigens zum Ausdruck bringen. Besonders Maria sitzt wie von einem inneren Gnadenstrahl aufrecht erhalten und zur lebenden Säule gewandelt.

Von einer bei Werken der Zeit um 1470 besonders seltenen Einheitlichkeit ist auch die Färbung. Am stärksten spricht das prangende Mantelrot des ältesten Königs. Es wird nach rechts hin aufgenommen von der Kronkapuze des braunbärtigen Melchior, der zugleich mit seinem pelzverbrämten Schwarz der Hauptfarbe den hebenden Hintergrund bietet. Weiterhin läßt der Maure (kein Negerkönig!) das Rot als Karmin über gelbem Brokat zerbrechen und bringt mit dem Olivgrün seines Hauptgewandes den erfrischenden Gegensatz. Nach links vertönt das Rot in das Rotviolett des Gurnemanz-Joseph und findet seine Ruhe im Grauviolett des Mariengewandes.

Die stärkste Seelensprache redet zu mir der von anderen Beurteilern getadelte Joseph. Zwar sitzt sein Kopf etwas unmotiviert auf den Schultern, aber das Fragend-Ahnend-Zuwartende des Blicks enthüllt das ganze Schicksal des Nährvaters. Das Jesuskind verrät nicht viel mehr von seiner Zukunft als das frierende Würmchen auf dem Portinari-Altar. Marias Gesicht, mit den niedergeklappten Augen und dem gescheitelten rehbraunen Haar, ist in den Zügen von angestrengter Erlesenheit und steht unter einem leichtblauen Schimmer, ein Kunstgriff, den der feine Eklektiker Gerard David später wiederholte. Die drei Lebensalter spiegeln sich in den Königsbildern. Der älteste: reicher Jammer durch Vornehmheit überwunden. Der zweite, ein ergriffenes zerwühltes, vom Arbeitskampf gerötetes Biedermannsgesicht. Der Maure, eine kerzengrade Jünglingsgestalt, die feinen flachgeschnittenen Züge leicht violett überhaucht, Blick und Atem träumerisch ins Weite wirkend wie beim Mönch auf Tizians Konzertbild. Die gleiche Stimmungskraft hat die Gruppe zweier Männer und zweier Jünglinge, die durch das mittlere Fenster hereinschauen. Auch hier ist jenes rätselhafte Gegeneinanderschreiten der Augen und der Seelen, das wir als das edelste Eigentum der paar ganz großen venezianischen Bilder kennen.

Eine unerfreuliche Füllfigur ist jener reichlich blondgelockte handfeste Jüngling, der zwischen den Königen herumkniend Pagenfunktionen erfüllt.

Von Akelei und Schwertlilie und von den Händen will ich nur sagen, daß sie eben so gut sind wie auf dem Altar in Florenz. Die Hand des zweiten Königs ist in rembrandtischer Art magisch erleuchtet: die Lichtquelle lag in der Engelsglorie der Lunette, die wohl bereits im sechzehnten Jahrhundert bei der Wanderung des Bildes nach Spanien den Transportnöten zum Opfer fiel.

Diesen Goesischen Händen, deren Wirklichkeit und beseelte Sinnenkraft auch von Leibl nicht wieder erreicht wurde, kann man nur durch ein eigenes Buch oder durch Schweigen gerecht werden.

Franz Dülberg

Die Galeere

Mit klinischer Genauigkeit und dichterischer Intensität hat Ernst Weiß in seinem Erstlingswerk, dem Roman „Die Galeere",* ein Ich in Frage gestellt. Das Buch ist für eine große Zeitfrage, die Zuspitzung des Ichs, für die Ich-Krankheit (die Neurose) begabter Menschen von heute überaus symptomatisch. Das Buch hat eine böse Härte, wie sie solchen Büchern nottut, es ist kalt und durchdringend und voll unterdrückter Gefühlsweiche.

Das fragwürdige Ich ist hier ein Wissenschaftler von Rang, ein Entdecker auf dem Gebiet der Röntgenstrahlen. Ein begabtes und geschultes Gehirn, ganz Wille und Sicherheit geworden, ein Gehirn, das alle Leidenschaft und alle Wärme des Menschen für seinen kalten Zweck aufbraucht. Dieses Gehirn steigert sich zur bedeutenden Leistung auf Kosten verdrängter Triebe, auf Kosten einer gehemmten Sexualität.

Aber endlich: Doktor Gyldendal kann nicht mehr schlafen, trotz aller Gifte nicht. Ist zur schattenlosen Bewußtseinshelle verurteilt, zum ruhelosen, grellen Wachsein, dieser modernsten Folter, die allerdings von den Chinesen längst entdeckt und praktiziert wurde.

Und nun geht der Isolierte zu den Frauen und fordert herrisch Linderung. Eine junge Russin versteht ihn, erfühlt ihn, weil sie ihn liebt. Erfühlt seine Lieblosigkeit, der sie sich nicht hingeben kann, weil auch er sich nicht hingibt. Gyldendal sei der Röntgenröhre verwandt geworden. „Wenn zum Beispiel," sagt die Russin, „irgend jemand einsam ist, ganz ohne irgend eine Interessengemeinschaft mit den andern — ein luftleerer Raum mit einem Mantel aus Glas darüber, müßte nicht auch solch ein völlig einsamer Mensch, einer ohne Güte und ohne Haß — einen starken Einfluß auf andere Menschen haben, so daß sein Blick durch sie hindurchgeht?"

Sein Blick geht hindurch — ohne zu sehen. Das vernichtet die Menschen, die an Doktor Gyldendal hängen, wie Sklaven an einer Galeere. Er selbst ist an der Galeere Wissenschaft festgeschmiedet. An sein Lebenswerk, das, um Werk zu werden, ihm sein Leben nimmt; das sein Ich spaltet, um alle positiven Kräfte in sich saugen zu können. Doktor Gyldendal kann begehren, mit der Gier seines Ausgehungertseins, aber er kann nicht lieben, er spürt nichts von seinem Herzen oder den Herzen der ihn Liebenden.

Ethisch ein sehr bemerkenswerter Typus. Der Spezialist. Äußerste Bemeisterung des Intellekts und äußerste Hemmungslosigkeit des Instinkts, der barbarisch blieb. Ein Amoralist, ohne daß er es auch nur wüßte, jenseits von Gut und Böse; richtiger: überhaupt noch vor Gut und Böse, wie ein Kind. Der Mensch einseitig höchst entwickelt, aber auf allen andern Seiten Kind geblieben, naiv und roh, ahnungslos in seiner Roheit. Sie wuchert dicht neben zartester Sensibilität. Der luzide Gelehrte ist seelenblind.

Es gibt in diesem Buche einige furchtbare Gespräche, herzumdrehende. So zwischen der hilflosen Mutter und dem isolierten Sohn, zwischen den Frauen, die verzweifelnd dem Neurotiker gehören und ihm selbst, der keiner und keinem angehören kann. Ein luftleerer Raum trennt unüberbrückbar Seele von Seele, Herzensangst von Herzensangst. Ein würgendes Gefühl von Ohnmacht: wie der Mensch dem Menschen nicht zu helfen vermag, auch nicht mit Selbstaufopferung, trotz allem Wissen nicht! Schreckliche Vereinzelung der Iche, erfrostende Aussichtslosigkeit, die wie eine uralte Ananke über diesen neuen Menschen thront.

Da will die Mutter den entfremdeten Sohn zurückgewinnen. Aber es zwingt sie, gerade die Worte zu sagen, die den

---

* S. Fischer, Verlag, Berlin. 1913.

Riß weiterreißen. „Ich verliere," fühlte sie, „das wollte ich doch nicht sagen." Aber sie sagt es, sagt es immerzu, bis zur Katastrophe.

Die Situationen sind allgemein gültig, allgemein menschlich und doch neu in ihrer Eigenheit. Die Verzweiflung ist mit zuckender Knappheit, unerbittlich hingeschrieben. Wie lebt da die opferglückliche, unglückselige Liebe und wie das Nicht-Lieben-Können!

An Doktor Gyldendal wird alles vergolten. Die Wissenschaft vergiftet endlich auch den Körper seines Ichs. Die Röntgenröhre frißt auch an seiner Physis als gieriger Krebs. Und dem Tod gegenüber wird Gyldendal hinfällig, wahrhaft hilfsbedürftig, wird er fühlend! — Da gerät auch er an ein steriles Herz!

Ist das die Rache der Ethik? Er war doch der unschuldigste Verbrecher. Er wußte nicht, wann und wie er traf. Ein Mädchen, das, so getroffen, auf den Grund sank, sagte zu ihm: „Du kannst ja tun, was du willst, Gutes und Schlechtes; das Schlechte rächt sich nicht im Leben; denn sonst wäre es kein Leben, sondern ein Puppenspiel —"

Aber Kunst bleibt immer bis zu einem gewissen Grade Puppenspiel. Eine deutliche Absicht bewegt die Figuren nach einem deutlich werdenden Sinn. Eine rasche Nemesis waltet, damit das Beispiel einleuchte. Der Regisseur sorgt für das genaue Spiel der Gegensätze und die markante Handlung.

Nur daß dieses Buch zu deutlich ist, daß es aus allzu eifrigem Bemühen um Symbole sie heranzwingt und häuft. Doch das Gelungene darin triumphiert über die Absicht. Die Atmosphäre ist stark, der Kern lebendig, die wichtigsten Gebärden und Gespräche zwischen Menschen sind nicht gemacht, sondern geworden — und deshalb überzeugen sie viel tiefer und tragischer als der im Vordergrund aufgestellte Lehrsatz.

Berthold Viertel

Die Puppen der Lotte Pritzel

— „Keine Puppe
Sondern nur
Eine schöne Kunstfigur" —
(Brentano)

Puppen mit dunklen Augen unter langen Wimpern, seelenlos, leidend und glühend wie Melusinenaugen, Puppen mit grünen, blauen und weinroten Seidenhaaren, zarten, vibrierenden Gelenken, die in Spitzen, Gaze oder Brokat gehüllt sind und die in einer leisen Neigung dastehen, als wären sie mitten in einer Gebärde verstummt und seien für alle Ewigkeit in diesen einen Augenblick hineinverzaubert worden.

Puppen, die keine Drähte haben und nicht wie Marionetten zum Spielen da sind, aber auch keine Plastik sind, weil der Bezug zum Heilig-Lebendigen fehlt und kein Göttlich-Individuelles da ist, keine Gestalt, – was ist es mit diesen Puppen, die keine Wesen sind und Gebärden eines anderen Lebens ausdrücken, Leidenschaften zur Schau tragen, die nie Schicksal waren, und vor denen wir dennoch, absonderlich gerührt, uns in einen Bann geraten fühlen?

Ist es der Reiz dieser Puppen, daß ihr Stil aus einer Realität herausgesponnen wurde, der aus den drei Welten des Dinghaften, des Menschlichen und des Traumhaften in eine gewoben ist?

Ein Ding! Die sublimierte Materie, der Körper entgöttert, ein steriler Komplex von Reizen, die an das Kleid, an die Farbe, an die Linie verschränkt sind. Kleine Götzen, wie solche mit einer stummen, fast drohenden Macht begabt, die der Bann sind. Die absurde Umkehr der Materie, ihre Auflösung in ihr Gegenspiel, in die andere Welt des Immateriellen, des Traumes. Wie Spukgestalten stehen sie da, haben etwas überaus Leichtes und Schwebendes, berühren die Erde flüchtig.

Kleine Mädchen, die Phantasie haben, sehen im Fieber an der Wandtapete solche Erscheinungen und schreien auf. Und wie der Kreislauf des Blutes das Gehirn des

Schläfers bespült und seinem Traum Rhythmus und Wärme gibt, so ist an diesen Puppen, die wie aus Träumen in die Wirklichkeit gescheucht erscheinen, irgendwie Zeichen und Erinnerung des warmen Lebens übrig, vom Menschen, von der Seele ein Funke hängen geblieben.

Einer fragte: „Welcher Nation gehören sie an? Sind es Franzosen?" Aber es ist sehr klar, daß sie keiner Nation angehören, daß das Rokokogewand oder das Kleid der Heiligen, der Tänzerin oder des Pierrots zufällig ist, und daß die Antwort stimmt, die ein anderer auf die Frage gab: ihre Nation ist das Laster.

Das Laster ist der Anteil des Menschen an diesem traumhaften Ding, das Laster, das vom Reiz lebt und darum in der sterilen, in der perversen Erotik seinen Ausdruck findet. Sind es Knaben oder Frauen, diese Verkleideten? Sie haben keine Nation und kein Geschlecht. Es sind Liebende, lasterhaft Liebende: Puppen, die einen Fluch in sich tragen, irgendwie zusammenhängen mit dem Chaos und von dem Blick einer bösen Gilde gestreift sind. Daß sie Anteil am Laster haben und nichts anderes darstellen und ausdrücken, darin liegt Wahrheit, das in sich Abgeschlossene, das schlechtweg Vollkommene: die Puppe als solche ist zu Ende gedacht, bis an ihre Grenze, die sie berührt. Zwischen Phantom und Chimäre ist sie Puppe, ist reizend geblieben. Es ist ein Köstliches um ein Ding, das ganz und gar restlos in sich geschlossen sein Gesetz enthüllt. Wie kann das Blumenglas uns rühren, wie sehr die stumme Schale, die nur Schale ist!

Wenn wir die Puppen betrachten, die wir unseren kleinen Mädchen schenken, die modernen Charakterpuppen der Wiener Werkstätte oder die altmodischen mit ihren rosigen, sanftfrommen Gesichtchen, zuweilen erschreckt uns plötzlich ein Zynisch-Grotesкes an diesen Abbildern vom Ebenbild Gottes. Aber der Zweck, dem sie dienen, hebt sie aus ihrem Zynismus heraus. Das Ethos der Pflege, der Liebe, der rührenden Anteilnahme, die das kleine Weibchen dem Ding schenkt, verwandelt es. Der Blick der bösen Gilde wird entkräftet.

Die Puppe der Lotte Pritzel ist ohne Ethos: sie ruht zwecklos, unsagbar müde, vornehm und blaublütig in ihrer Köstlichkeit und Süße, nichts anderes wollend, als da zu sein im ureigenen Gesetz des Reizes: die Puppe an sich zu sein, die schlechtweg vollkommene Puppe.

Lotte Pritzel hat zweifellos die Stammeltern kreiert eines neuen, wunderbaren, unheimlichen Puppengeschlechtes, das sich in vielen Verzweigungen ausbreiten wird. Denn in einer Epoche, die viel Maschinen und wenig Mythos hat, in der die fortschreitende Mechanisierung des Lebens die Phantasie dämmen und einschnüren muß, werden Männer, die zu wenig „Kunst", — Frauen, die zu wenig Kinder haben, in ihrem Außenleben Reize suchen, sie werden an dem kleinen süßen, köstlichen Götzen mit den beringten, überschönen Händen sich zu ergötzen verstehen und ihn vielleicht unentbehrlich finden.

Es ist, als wartete fernab vom Kinderzimmer so mancher Raum auf seine Puppe. Seltsam starr wird in schweigender Stunde der Blick sie fassen: sie ist Spiegelbild und Phantom des Luxus; der Reize und Genüsse, die an dem Leben saugen, — wie ein Vampyr, der nehmend ein Mehr fordert.

Julie Wassermann-Speyer

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

Generationspolitik

von Lucia Dora Frost

Die Freude am Menschen war das Herz der Könige; sie machte ihre Städte groß und ihre Reiche mächtig. Durch die Lust an hoher Gesinnung und den Sinn für echte Eigenschaften, durch den hellen, freudigen, unsentimentalen Geist, der allen Bedeutenden zu wachsen, zu wohnen und zu wirken gab, sind die wahren Könige bezeichnet. Sie sammelten Menschen noch begieriger als andere Kostbarkeiten. Sie waren damit der Anfang der Politik und der Geschichte.

Diese menschensammelnde Tätigkeit war nicht der Anfang des Verbandslebens. Im Gegenteil, sie hob sich heraus aus dem natürlichen Verband, der lange vorher bestand. Ungezählte Jahrtausende vor jedem politischen Leben hat das Menschengeschlecht in Stämmen, in Gauen, in lokalen Gruppen gelebt, sogar auch in zweistöckigen Verbänden mit einer niederen und einer oberen Schicht. Doch waren das immer Rechtsverbände, statische, schicksalslose Verbände; sie waren gegeneinander in Bewegung, aber nur wie das Meer in Bewegung ist: ruhelos und folgenlos. Sie taten nichts für die Organisation des eigentlich menschlichen Schicksals. Erst mit einem bestimmten Menschentyp, mit den Königen und Tyrannen, beginnen die dynamischen Verbände: abenteuerliche oder ahnungsvolle Versuche, die menschliche Größe zu organisieren. Wo die Entwicklung bis zu diesem Typ des Menschensammlers, des Menschenfischers gediehen ist, da beginnt es, sich um ihn zusammenzuballen. Er bildete den Kristallisationspunkt für unmittelbares Menschentum, von dem aus sich eine Herrschaft ausdehnen und eine aufs Dasein nur eng und lustig reagierende Masse erst Skelett, Nerven und Fermente erhalten konnte. Ihm ist zu danken, daß die Menschheit, die ungeheuere Zeiträume hindurch still und dunkel und zeitlos lebte, plötzlich, wie von der Sehne geschnellt, einen glanz- und leidensvollen Aufstieg nahm.

Die Vertreter dieses politischen Typus darf man sich keineswegs als besonders starke Charaktere vorstellen, auch nicht als mit Sonderbegabung ausgestattet, nur als besonders menschenempfindlich. Die Sage, die ja in Wirklichkeit eine auf das Wesentliche reduzierte Geschichte, raffinierte Ge-

schichte ist, hat diesen Zug niemals verfehlt. Jason, der zum erstenmal alles um sich sammelte, was an Gezeichneten und Ausgezeichneten zu seiner Zeit lebte, den Herakles und die Dioskuren, die Boreaden und den dunklen Orpheus, alle Göttersöhne und alle Entwurzelten, wird durchaus nicht als der Stärkste dieser Abenteurerschar dargestellt; damit er mit den Stieren des Aetes fertig werde, mußte der ganze Olymp in Bewegung gesetzt werden, Zeus, Aphrodite, Eros, Hekate; und Medea dazu. Denn das freilich zeichnete den menschensammelnden Jason aus, daß er bei Göttern und Menschen beliebt war. Er hatte den Geist, diese Abenteurer zu verbinden, sie, die aus ihrem Stamm vertrieben, durch ihren Heroismus geächtet waren, zu einem neuen, höheren Bund zu einigen; und er fühlte die Möglichkeit, sie im heißen Zauber der Gefahr zusammenzuschmelzen. Damit gingen solche Fahrten über alles ursprüngliche Gemeinschaftsleben hinaus, über seine weise Ordnung und Verfassung, die auf Erhaltung gerichtet war. In ihnen steigt zuerst die Ahnung auf, daß der Mensch zu Höherem verurteilt sei als zu Glück und Lust, daß ihm mehr bevorstehe, als in weiser Enge zu leben und im ewigen Rundtanz den Wechsel der Jahreszeiten zu genießen. Dieser Atem ist etwas vom Gemeinschaftsgeist wesentlich Verschiedenes; er ist bis heute der Nerv der Politik. Nicht der Stammesverband, sondern das heroische Abenteuer ist die Urform des Staates.

Aber es war nur eine große Geste, eine erste Frage. Und alle Bemühungen, die seitdem geschehen sind, bestanden darin, der Antwort, dem Abenteuer, die volle Weltschwere und eine edle Kontinuität zu geben. Wer seine Schritte mustert, sucht schließlich ein Ziel, einen Sinn, der etwa in der Richtung liegt, die er zu gehen sich getrieben fühlt. Und das Höchste, was der Mann erreichen konnte, war von Anfang der Geschichte bis weit in das christliche Zeitalter hinein die Möglichkeit, eine Stadt zu gründen, nicht eine Landstadt, einen Marktflecken, sondern eine politische Stadt. Der Menschensammler schuf damit eine Organisation, die sein Streben auch über sein Leben hinaus fortsetzte, ein menschensammelndes Werk: einen anziehenden und schützenden Mittelpunkt, der gleich ihm ein Hort der Kunstfertigen, Wissenden, Urteilenden war, aller Gesteigerten, die eine Quelle des Lebens in ihrem Hirn bargen, die eine sinnlich oder perspektivisch gesteigerte Empfindung für Geschehnisse hatten, oder denen ein schicksalslustiges Herz in der Brust schlug; eine Stadt, die zugleich ein Archiv aller Kenntnisse und Tradition war, ein Sammelpunkt aller Schönheit, die den Menschen verwirrt und erschließt, und eine Macht, das alles zu schützen. In ihr materialisierte sich die Menschenbrunst der königlichen Naturen, hielt ihr Niveau fest, um sich auszubreiten über ein Land, vielleicht über die Erde.

So war Politik immer, solange es Politik gibt, unbewußt oder bewußt, Schaffung einer höheren Ebene, einer Polis. Und die ganze geschichtliche

Entwicklung der Politik besteht in der Arbeit, sie aus der Luft des Abenteuers in die des Schicksals zu heben, wie ja schon die Sage den Kiel der Argo nicht aus irgendeinem beliebigen Holz, sondern aus weissagender, schicksalskundiger dodonäischer Eiche gezimmert sein läßt.

Die Art des Menschensammelns selbst zeigt Stufen und Entwicklung. Der Kampf um einzelne Menschen ist immer nur das erste Bild, das die Geschichte bietet. Man suchte einander die wertvollen Menschen zu entziehen und abzuringen. Als Polykrates, der alle erreichbaren großen Männer an seine weitreichenden Pläne fesselte, starb, zog Hipparch, der athenische Tyrann, sie an seinen Hof, darunter Anakreon und Ibykos, die dort schon Thespis und Simonides trafen. Von Syrakus bis Babylon verstanden die Könige bedeutende Männer zu ehren. Einen Bruder des Alkäos, Sapphos Rivalen, findet man an Nebukadnezars Hof wieder; Weise und Gesetzgeber erhalten die Einladungen der Könige Lydiens und Ägyptens, und ebenso Feldherren, Hauptleute, Gelehrte und Architekten. Und jenseits des Indus war es gewiß nicht anders. Die Internationalität der Leistung ist keine Errungenschaft des modernen Kapitalismus. Weitsichtiger war es schon, daß man sich wertvolles Menschenmaterial möglichst früh sicherte. Wenn die Fürsten aus den Ländern, die sie unterworfen hatten, das Beste herauszogen, so forderten sie auch als regelmäßigen Tribut eroberter Städte eine Schar der edelsten Jünglinge und Jungfrauen. Nicht um sie dem fabelhaften Minotaurus vorzuwerfen, sondern um die Menschheit ihres Landes zu veredeln, um einen Strom von Adel, Kunsttrieb, Bautrieb, von Unternehmungs- und Erfindungsgeist an ihren Hof zu leiten. „Kinder von königlichem Stamm und Herrenkinder" befahl Nebukadnezar seinem Kämmerer in Jerusalem auszuwählen, „Knaben, die nicht gebrechlich wären, sondern schöne, vernünftige, weise, kluge und verständige, die da geschickt wären, zu dienen an des Königs Hofe und zu lernen chaldäische Schrift und Sprache." Das nähert sich schon einer Generationspolitik. Aber die eigentliche Staatsmannschaft beginnt doch erst da, wo sich die Kunst der Menschenbewertung auf die ganze vorhandene Bevölkerung erstreckt, also von den Völkerschaften die tüchtigen fördert, die niederen drückt, nicht nur unter den Einzelnen. Erst da erscheint der Staat in seiner großen Mission. Alexander zog aus, um die Völker der Erde zu organisieren, nicht nur mit einem Heer, sondern mit dem nackten Blick, der die Völker wog. Er überschlug keine und nahm es genau. Als er den Juden sich freundlich zeigte, ihren Hohenpriester und ihre Religion ehrte und sie das siebente Jahr von Steuern befreite, kamen auch andere, die Sichemiter; sie hätten ähnliche Sitten und bäten um dieselben Freiheiten; ob sie denn Juden seien? sie wären auch Hebräer und hätten auch die Gewohnheit, jedes siebente Jahr nicht zu säen; ja oder nein, ob sie Juden seien? nein, geradezu Juden seien

sie nicht; nun, dann wolle er noch fleißig sich über sie erkundigen und auf der Rückkehr von Ägypten alles nach Recht und Billigkeit ordnen. Und so ging es bis zum Pandschab. Er besichtigte alle, beurteilte alle. Es war eine ungeheuere lebendige Inventur des auf seiner Erde existierenden Menschenmaterials; staatsfähig waren alle, die einen Charakter hatten, Fähigkeiten oder Traditionen; standen sie an falscher Stelle, wurden sie umgesiedelt; er zerstörte, wo keine Stadt hingehörte, gründete, wo eine nötig war; was nichts wert war, kam in die Bergwerke, Steinbrüche, Tretmühlen; dann suchte er das Reich durch neue Wege zusammenzuziehen; und forderte schließlich von seinen Mazedoniern, den persischen Adel aufzufrischen. Möglich gemacht wurde das alles durch die Leidenschaft für psychologische Bewertung, die schon seinen Vater an ihm entzückte; durch den erstaunlichen Sinn für die innere Physiognomie der Wesen, durch die Empfindlichkeit der Handflächen des Gehirns. Auch Cäsar hatte die Einwohner seines Imperiums ihrem Wert nach im Kopfe. Die Ptolomäer hatten sie wenigstens im Archiv; in den zweihunderttausend Handschriften, in denen die Satzungen und Geschichten der Völker enthalten waren.

Drei Stufen der Politik könnte man also unterscheiden. Die Sammlung einzelner, die Bildung einer Kulturoberschicht und die Selektion unter den Völkern. Immer aber gründete sich Politik auf Menschenbeurteilung und -unterscheidung, und der anthropologische Sinn des Staates war, die wertvollen Bestandteile der Menschheit zu heben, zu fördern, zu steigern auf Kosten der übrigen. Er hatte eine sondernde und scheidende Macht. Er war eine Kritik der Menschheit. Er züchtete ein Niveau von Menschen, die erschlossen und fest sind, nicht so entzündlich, daß sie bei der Berührung mit der Kultur in Flammen aufgehen, sondern kühl und hart genug, im Feuer zu wohnen. Und er verstößt dagegen die Menschenschläge, denen die Kultur nur ein Haufe Sensationen sein kann, und deren Instinkt allem feindlich ist, was sie verhindert, aus dem Stegreif zu leben und sich breit um den Anfang der Dinge zu lagern. Die Idee des Staates segnet und tötet.

Eine so ungebrochene Auffassung des Staates erlaubt die Neuzeit nicht mehr. Gegenüber dem unbarmherzigen Blick der Antike erhob sich die Sehnsucht nach dem barmherzigen Blick; gegen die Freude am Menschen mit ihrer immanenten Menschenverspottung und Menschenverachtung erhob sich die unbedingte Liebe zum Menschen. In der harten, geistigen Luft des Altertums, die jedem Menschen und jedem Volk sein Bild in abschätzenden, unmißverständlichen Formeln zurückstrahlte und damit jeden auf sich selbst zurückwarf in eine unüberbrückbare Feindseligkeit, entstanden die Gegenmittel, die auf eine oft geniale Weise den Wirklichkeitssinn betäubten, entstand die Welt der menschenliebenden Einbildungen. Ein Erschrecken vor der Wahrheit und dem Willen, ein Erschrecken vor der Aufgabe, die sich dem sehenden

und wollenden Menschen darbietet, überfiel die Menschheit. Man fand sich zu weich. Man schauderte und sprang nicht. Man brach das Unternehmen ab.

Mit dem Sieg des Christentums hört die Herrschaft der Staatsidee auf. Der Staat gerät in die Defensive und bleibt darin bis etwa zum 16. Jahrhundert. In dieser Epoche erhebt die uralte Theokratie ihr Haupt, das Gemeindeleben blüht wieder, die Enge gilt und das überall gegenwärtige Reich der inneren Zustände. Die Erde scheint raumlos, zeitlos, stofflos und die illusionäre Religion verbietet den realistischen Blick auf Menschen und Dinge. Und das Idyll wird nur gestört durch den zähen Widerstand der Staatsidee, die nicht untergehen konnte.

Es hat in dieser Zeit an großen politischen Menschen durchaus nicht gemangelt. Die deutsche Geschichte bietet ein glänzendes Beispiel dafür, wieviel auch in ungünstiger Zeit durch den menschenfreudigen Trieb eines Menschen allein zustande kommt. In dem Großen Karl mit seinem empfindlichen Sinn für Menschentum, mit seinem patriarchalischen Sammeln und Festhalten schöner und bedeutender Menschen kam der urpolitische Typ aufs schönste zur Entfaltung. Karl konnte ohne hochgestimmte Umgebung nicht leben; er suchte, was davon auf der Erde war, in seinen Kreis zu ziehen, Helden und Gelehrte und Künstler mußten um ihn sein; seine Gastfreundschaft gegen hervorragende Fremde ging über seine Mittel hinaus, und seine schönen Töchter durften nicht heiraten, weil er ihre sonnige Gegenwart auch nicht vorübergehend entbehren konnte. Seine Menschenfreude war unbegrenzt. Nach Konstantinopel verlobte man die Tochter, und dem Papst war man aufs innigste befreundet; und wenn man statt einer Streitmacht nur eine Gesandtschaft nach Bagdad schickte, so war das nur ein Notbehelf für den Wunsch, Harun al Raschid unter die Aachener Paladine einzureihen. Aber wer die herrliche Freundschaft des milden Karl nicht schätzen konnte, mußte über die Klinge springen. Das verlangte diese unbändige Menschensucht. Seine Anziehungskraft, seine Macht beruhte darauf, daß alle Großen, Starken, Edlen, Geistigen fühlten, hier wurden sie mehr geschätzt, hier hatten sie einen höheren Wert, hier lebte ein größeres Bild von ihnen als irgendsonstwo in der Welt. Die Heftigkeit der Bewertung, die Überschwenglichkeit in der Ehrung, das flammende Mitgefühl, die Intimität in der Anerkennung fesselte alles, was Wert hatte, an seine Person, ließ die Stimmung entstehen, die freudig ihr Blut für den König vergoß.

Aber wenn hier einem Mann mit großer, echter politischer Triebkraft dennoch kein dauernder Erfolg beschieden war, wenn Karls Unternehmen nur wie eine großartige Antezipation wirkt, die wie eine Mahnung über allen Nachkommenden hing, sonst aber nicht die entsprechende Wirkung hatte, so lag das freilich auch an der Unmöglichkeit, politische Technik zu entwickeln, an den schwerfälligen Verkehrs- und Wirtschaftsverhältnissen.

Aber diese Immobilität hätte sich überwinden lassen, wenn nicht die Staatsidee in der Welt erloschen gewesen wäre und die Instinkte der Weichmütigen geherrscht hätten, die unhistorisch, mythologisch, vom Schicksal unbelästigt leben wollten.

Die Bevölkerungspolitik dieses religiösen Zeitalters war das Gegenteil der staatlichen. Sie verfolgte die Menschen und Völker, in denen Gegenständlichkeit und Wille lebte, verbrannte sie, erschoß und guillotinierte sie, unternahm Kreuzzüge gegen sie und suchte die harten Bestandteile der Menschheit auszuschmelzen. In allen drei Erdteilen hat sich in dieser Zeit die Bevölkerung zugunsten der unteren Rassen verändert.

Aber gerade die Verfolgung trieb sie zusammen, dorthin, wo eine Zuflucht geboten wurde für alle, die sich zur Stetigkeit und Helligkeit bekannten. Unter diesen Asylen war das bedeutendste England. Hier kristallisierte sich von neuem ein Zentrum für die politische Organisation der Völker. Der Vorsprung dieses Landes, seine ungemeine Aktivität und Wirklichkeitsenergie, beruht auf seiner ununterbrochenen positiven Bevölkerungspolitik. Manufakturisten aus Holland und Belgien, spanische Juden, italienische Kapitalisten, hanseatische Kaufleute, Seefahrer von den nördlichen Küsten, aus Frankreich und Deutschland, um ihres Protestantismus willen Vertriebene, immer Menschen, die auf sich hielten, die es genau nahmen mit sich oder ihrer Sache, Menschen mit Wachheit und Haltung, mit Triebkraft oder mit Begabungen: so hat es vom dreizehnten bis ins neunzehnte Jahrhundert stets die besten, tüchtigsten und kräftigsten Volksteile Europas in sich gezogen und ist ständig aufwärts gestiegen. Der Artikel der Magna Charta, der allen Fremden London öffnete, hat Englands Schicksal entschieden. Auch andere Länder waren zeitweise Asyle. Frankreichs Macht stieg oder fiel, je nachdem es Menschen von Wert schützte, an sich zog und ihnen Freiheiten gab oder sie vertrieb, drückte oder ausrottete. Vom Standpunkt des Staates und des Schicksals gibt es, das hat sich gezeigt, nur eine gute Politik, tüchtige Menschen zu fördern, tüchtige Menschentypen zu erhalten; und nur eine schlechte Politik, tüchtige Menschen aussterben zu lassen oder gar zu vernichten.

Faßt man die Ereignisse der Geschichte ins wesentliche zusammen, so ergibt sich: in dem ersten Zusammentreffen der Völker zeigte sich die ungeheure Verschiedenheit in der Begabung für ein höheres Leben; und die Aufgabe, aus dem Meer der Völkerschaften und Einzelnen den historischen Menschen herauszuheben, den schicksalsfähigen Menschen. Der politische Mensch und der Staat verkörperte, zuerst freudig, dann fatalistisch die Aufgabe, über Tüchtigkeit und Untüchtigkeit zu entscheiden, zu erheben und zu versklaven. Gegen diese Selektion und gegen diese Optik erhob sich die Stimme der Unterschichten. Die übernahmen nun selbst die Proskriptions-

listen zu schreiben, unter schlecht formulierten Verleumdungen die Überlegenen zu verdrängen und zu vernichten. Der Staat ist in die Welt getreten als die Organisation der aufzüchtenden Tendenz. Ohne besondere Aufwendung und Veranstaltung, ohne Privilegierung, ohne Zielsetzung und Opferung ist keine Politik möglich. Von selbst steigt die Menschheit nicht aufwärts. Und das Ziel? Gewiß ist es nicht Glück. Denn Glück ist ein prähistorischer Zustand. Und als zweites hat man freilich lernen müssen: ohne Rücksichtnahme auf die Unterschichten ist der Staat ungeheuren Reaktionen ausgesetzt. Man braucht ein regulatives Prinzip neben dem selektiven, ob es nun Christentum oder Sozialpolitik heißt.

Heute tönt die mörderische Fuge der Geschichte weniger laut, aber reicher. Die auswärtige Politik zeigt zwar die Expansion der weißen auf Kosten der farbigen Rassen. Aber im Innern ist es umgekehrt. Die Oberschichten sinken hinab. Man täuscht sich darüber, weil es lautlos, unfaßbar geschieht.

Früher war die Bevölkerungspolitik sichtbar, heute ist sie unsichtbar. Man kann die Politik der Vergangenheit in diesem Punkte leicht beurteilen. In der alten Zeit, wo ein Staat inmitten eines Haufens von Stämmen lebte, wurden wünschenswerte Gruppen einfach entwurzelt und überführt, in der neueren Zeit, wo die Staaten schon lückenlos nebeneinander lagen, förderte man den Staat durch Unterstützung der Einwanderung, oder wenn man am Niedergang des Landes arbeitete, durch Vertreibung. Die tüchtigen Regierungen zogen Fremde ins Land, die schlechten, wie die Heinrichs VIII., trieben sie zu Tausenden wieder hinaus. Bekannt ist ja, wie Brandenburg-Preußen aus der falschen Bevölkerungspolitik der Nachbarn Nutzen zog. Unter Umständen konnte auch Vertreibung der Fremden günstig sein, weil sie einheimische Kräfte frei machte. Elisabeth zum Beispiel suspendierte den hansischen Handel, weil sie ihre Engländer imstande glaubte, ihn zu ersetzen, ja ihn zu heben; aber sie förderte die Einwanderung deutscher Metallfabrikanten und Bergwerkskundiger. Ihre Politik ist überhaupt ein Muster moderner Bevölkerungspolitik. Sie ging von einer Inventur der Fähigkeiten, Begabungen und Neigungen der ihr anvertrauten Menschheit aus und arbeitete auf dieser Grundlage mit den indirekten Mitteln, nämlich hebend und unterdrückend vermittels Prämien, Schutzzöllen, Einfuhrverboten, Privilegien, Gesetzesakten und nötigenfalls Kriegen. Jede einzelne Maßregel bleibt im Zusammenhang eines ganzen Planes, und so kommt sie vorwärts, ohne je aus dem Gleichgewicht zu geraten. Bei ihr, die unleugbar die Neigung zeigt, mit dem heimischen Material auszukommen, trifft auch die Notlage der modernen Bevölkerungspolitik zu, die, ob sie will oder nicht, mit dem heimischen Material auskommen muß, weil heute auf Einwanderung einer Oberschicht nicht mehr zu rechnen ist. Heute ist deshalb eine andere Bevölkerungspolitik als Generationspolitik nicht möglich: man

ist auf Vermehrung oder Hebung nützlicher und wertvoller Bevölkerungsschichten im eigenen Lande angewiesen.

Die Mittel sind dafür um so vielfältiger. Die Hauptmaßnahme ist die Beeinflussung der Subsistenzmittel. Natürlich wurde sie schon früh mit Bewußtsein angewandt. So hatte, um ein drastisches Beispiel anzuführen, Jakob I. erkannt, daß die Zukunft seines Landes auf einer tüchtigen, seefahrenden Bevölkerung beruhe und daß diese nur aus der Küstenbevölkerung hervorgehen könne. Wenn er daher nicht müde wurde, seine Untertanen zu bitten, Fische zu essen, wenn er sie ermahnte, Fische zu essen, wenn er ihnen befahl, Fische zu essen, so war das ein Versuch, durch Lenkung des Konsums die Subsistenz eines Menschenschlages zu fördern, der für die Entwicklung des Landes wichtig war: Vermehrung des Fischkonsums — also Vermehrung der Fischereibevölkerung — also Vermehrung des seetüchtigen und seeliebenden Teils der Bevölkerung — also Hebung des Handels und der Seemacht — also Hebung der Manufaktur — also im ganzen Begünstigung der genaueren, freieren, unternehmenderen Schichten der Bevölkerung: das war die Berechnung. Wie sehr solche Konsumlenkungen auf die Bevölkerungsart wirken, ist ja eine der ältesten Erfahrungen. Ebenso ist Förderung oder Hemmung von Produktion von Einfluß auf die ihr obliegende Menschenart. Eine Mark Zoll mehr oder weniger entscheidet über die Existenz ganzer Schichten, Änderung im Schulwesen ändert auch die von ihm abhängenden Berufe und ihr Rekrutierungsgebiet; denn Schulen sind Siebe. Änderung der Betriebsform ändert vielleicht am stärksten die Volkszusammensetzung. Begünstigen wir die Betriebsformen, welche unselbständige Menschen voraussetzen, so ist das eine Slawisierungspolitik. Begünstigen wir Formen, die ein Maximum der Selbständigkeit garantieren, so ist das eher eine Germanisierungspolitik. Manche Menschenschläge setzen sich in sklavenmäßigen Verhältnissen nicht fort, sie sind nicht geschaffen zu dienen; Zustände, in denen sich das Kleinvolk wohl fühlt und sich reichlich vermehrt, scheinen ihnen nicht lebenswert; es besteht für sie kein Trieb, diese Zustände länger als nötig mit der Gegenwart ihrer Art zu beehren. Oder sie verlieren ihren Idealismus, sinken und verfallen. Was man gegen den Großgrundbesitz ins Feld führt, er begünstige die Vermehrung der niederen Rassen, läßt sich natürlich mit gleichem Recht gegen die Großindustrie einwenden. Der Kapitalismus begünstigt den billigen Menschen, also Vermehrung des Niederen. Man kann daher sagen: jede politische Maßnahme wirkt direkt oder indirekt als Bevölkerungspolitik. Und wie eine Maßnahme auf die anthropologische Zusammensetzung der Nation wirkt, das ist ihr eigentlich politischer Wert; es ist ihr Schicksalswert. Denn ob der menschliche Gesamtwert der Nation steigt oder fällt, das bestimmt ihr Geschick und ihre Zukunft, sogar ihre Achtung unter den Völkern.

Deutschland ist bevölkert von den Menschen, die die deutsche Geschichte überlebt haben, die Leibeigenschaft, die geistige Knechtschaft und Knechtung, die deutsche Armut; von einer Nation, sehr bereit zu lasttragendem Fleiß, nicht gewöhnt an die Pflege einer höheren Verpflichtung, nicht durch Feuer der Seele oder Anspruch auf Würde an extrem-industrieller Betätigung gehindert, sehr dienstwillig gegenüber der Person, der Sache und der Idee, im europäischen Urteil eine fleißige, aber subalterne Gattung und nach Ansicht der die Erde regierenden englischen Staatsmänner zum Mittelstand der Menschheit berufen. Die Wissenschaft erklärt, daß die deutsche Bevölkerung anthropologisch sehr schlecht erforscht sei; aber es läßt sich nicht leugnen, daß sie eine Unmenge niederer unedler Bestandteile enthält, und daß ihre Oberschicht ebenso reich gegliedert wie zerklüftet ist, keine Einmütigkeit der Empfindung besitzt, außer in brutalen Fragen. Und doch, wo in der Geschichte der Geist dieser Führerschicht erschien, zeigt er eine Schwere und Innigkeit, einen so starken Willen zur Umfänglichkeit, ein so zuverlässiges Gewissen gegenüber dem repräsentativen Menschenideal, wie sie schwerlich von einer anderen Nation übertroffen werden. Aber das Deutschtum bleibt immer nur Idee, es wird nicht Wirklichkeit. Wie es dem Reichtum der deutschen Sprache an denen mangelt, die diesen Reichtum beherrschen, so fehlt der deutschen Idee der Leib; und es ist die Aufgabe der Politik, wenn sie überhaupt eine wesentliche Aufgabe hat, diesen Leib zu schaffen.

Das geschieht nun keineswegs. Es bildet sich wohl etwas Neues; aber das ist nur eine Wertzuwachsschicht, keine Kulturschicht. Der Nachweis dafür ist schwerlich exakt zu führen. Aber wenigstens läßt sich indirekt nachweisen, daß die Generationsverhältnisse der oberen Schichten nicht so liegen, daß ihre Erhaltung, geschweige ihre Zunahme gewährleistet wäre. Das Symptom für den Niedergang ist immer der Rückgang der Ehe. Um die Aufzucht von edlem Nachwuchs zu fördern, zu begünstigen, zu erzwingen, erließen alle Gesetzgeber und Staatsmänner (und gerade die größten, Cäsar, Napoleon) Verordnungen; Verordnungen für die tausend Quellen, aus denen die Oberschicht gespeist wird, die Familien. Deren Fruchtbarkeit suchten sie sicher zu stellen. Was wäre heute quantitativ nötig zur Erhaltung?

Bei vollständiger Durchführung der Ehe und bei Familien von durchschnittlich mindestens drei Kindern und sehr günstigen Sterblichkeitsziffern kann eine Schicht auf gleicher Höhe bleiben. Wollte man beispielsweise nur die Hälfte der Frauen für die Generation ausnützen, wie es manchmal gefordert wird, so müßte die Konzeptionsziffer über sechs sein; wahrscheinlich höher, denn die Sterblichkeit nimmt mit der höheren Konzeptionsziffer vermutlich zu. Glaubt nun jemand im Ernst, daß man im Durchschnitt viel mehr als drei Kinder von den Frauen der Oberschicht erwarten darf? Es

handelt sich ja nicht um die physische Fähigkeit allein, sondern um die psychische Fähigkeit, sich diesen Dingen und dieser Stimmung eine beträchtliche Reihe von Jahren zu widmen. Wenn die Oberschicht aber im richtigen Verhältnis zum Volk wachsen soll, im Verhältnis zu den durch Erschließung der Erde ermöglichten Unternehmungen, im Verhältnis zu dem Schicksal der deutschen Nation und seiner Berufung, dann ist sogar mehr erforderlich. Es ist also nicht nur der vollständige Umfang der Ehe nötig zur Erhaltung der Oberschicht, sondern es wäre auch wünschenswert, daß sie mehr leiste, als sie vermutlich leisten kann. Die vollständige Durchführung der Ehe wäre heute die allererste Voraussetzung einer richtigen Generationspolitik.

Bekanntlich geschieht das nicht. Die Ehehäufigkeit nimmt vielmehr ab. Allerdings ist diese Abnahme, auch von hervorragenden Politikern, geleugnet worden; mit dem Hinweis auf die statistischen Angaben. Die zeigen wirklich eine Steigerung der Eheschließungsziffer; aber nur bis zum Jahr 1900. Seitdem fällt sie und zwar beträchtlich. Die Generationsverhältnisse sind also bei uns, selbst für die Gesamtheit der Bevölkerung durch sinkende Eheschließungszahl gekennzeichnet. Unten wird freilich ein gewisser Ausgleich erreicht durch Zunahme der außerehelichen Erfolge (in Berlin zum Beispiel kommt bekanntlich schon eine illegitime auf vier legitime Geburten). Wenn man dazu rechnet, daß auch die nachträgliche Legitimierung durch Ehe abnimmt (was doch wohl bedeutet, daß es immer schwieriger wird, den betreffenden Männern die Überzeugung der Vaterschaft beizubringen), so ist augenscheinlich, daß selbst im Volke die Ehe im Niedergang ist. Materielle Unabhängigkeit der Frau, geschlechtliche Freiheit, Rückgang der Ehemöglichkeit: welche von diesen drei Tatsachen die treibende ist, läßt sich nicht sagen, sicherlich bestätigen sie sich gegenseitig in einem verhängnisvollen Kreis. Die Ergebnisse der Reichsstatistik zeigen also ungünstige Verhältnisse. Sie gelten aber nur für die Gesamtheit; für die oberen Schichten liegt es noch schlimmer. Hier ist die Abnahme der Eheschließungszahl noch stärker als im Durchschnitt. Dafür gibt es leider keine direkte Statistik. Die Zu- oder Abnahme der Eheziffer ist aber bekanntlich eine Frage der Rechtzeitigkeit der Eheschließung; das Optimum wäre das Zusammentreffen von wirtschaftlicher und biologischer Ehereife; von diesem Ideal entfernt man sich, weil die Vorbereitung- und Wartezeit der höheren Männerberufe sich verlängert. Jedes Jahr Gymnasium, jedes Jahr Studium mehr, jede Verlängerung der Probezeiten und Anstellungsfristen vermehrt das unglückliche Verhältnis von tatsächlicher und wünschenswerter wirtschaftlicher Ehereife. Will man die Ehe erhalten und befestigen, so ist unzweifelhaft eine Reform des männlichen Lebenslaufes nötig. Als Vorbild könnten etwa die Verhältnisse in der Armee dienen. Nach ihr müßten die höheren Berufe aufgebaut werden. Heute ist der Lebensgang der akademischen Stände nach dem Muster der alten Kleriker

angelegt, die zu Zölibatären bestimmt waren. Das ist ein Rückstand aus der staatsschwachen, religiösen, vormilitaristischen Zeit und ist sinnlos geworden, seitdem die geistigen Berufe einen so beträchtlichen Teil der Bevölkerung ausmachen.

Aber die Heraufsetzung des Heiratsalters ist nicht die einzige Ursache der schlechten Generationsverhältnisse. Auch die ungenügende Kapitalbildung in der Oberschicht spielt dabei eine große Rolle, und zwar sowohl die Ungleichmäßigkeit der Kapitalbildung, die dem Einen ungemeine Ansprüche befriedigt, in dem Anderen sie nur erregt, als auch das Nachklappen der Kapitalsbildung hinter den Einkommensverhältnissen. Die heutige Kapitalsbildung wird ja erst den jetzt Heranwachsenden zugute kommen; die jetzt ehefähigen Jahrgänge sind auf die geringeren Kapitalsansammlungen der vorigen Jahrzehnte angewiesen; das ist der Nachteil des Aufschwungs: die Differenz in den materiellen Verhältnissen zweier Generationen. Aus dem Tatbestand der zunehmenden Ehelosigkeit folgen weitere Schwierigkeiten durch die Konkurrenz, die den Männern von den ehelosen Frauen erwächst. Auch folgt aus dem späten Eheschließungstermin der Männer ein ungesundes Anwachsen der Zahl der Witwen und Halbwaisen. Und schließlich erhöht der Angriff auf die Ehe von seiten der Frauenbewegung, die ja aus diesen Zuständen mit allen ihren üblen moralischen und physischen Nebenerscheinungen mit Leichtigkeit ihre Argumente zieht, die Überzeugung von der Unzeitgemäßheit der Ehe.

Damit würde die letzte wirklich politische Institution zerstört sein. Einen Ersatz dafür gibt es nicht. Was als Ersatz vorgeschlagen wird, würde herabzüchtende Wirkung haben. Denn die Ehe als Lebensbund und Wirtschaftsführung ist ja als Sicherung gegen das Überhandnehmen der niederen sinnlicheren Rassen eingesetzt worden. Die Frauen der sensationellen, kurzsinnigen, im Augenblick lebenden Völker sind ja den anderen an Anziehungskraft überlegen; sind aktueller. Durch die ganze Geschichte zieht sich dieses Übel. Die Liebschaften der „Söhne der Götter" mit den „Töchtern der Menschen" verdrossen den Gott des alten Testaments so, daß er deswegen die Ausrottung des menschlichen Geschlechts beschloß. Und Rebekka, die Großjüdin, bekannte: wenn mir Jakob auch noch solche Töchter Heths ins Haus bringt, wie Esau, was soll mir dann das Leben? Daß Goethe „Neigung zur Mägdenatur" habe, wollte Frau v. Stein lange nicht begreifen, mußte schließlich aber doch daran glauben. Wenn auf diesem Gebiet die freie natürliche Konkurrenz eröffnet wird, dann ist es bald zu Ende mit denen, die in der Stetigkeit ihren Vorzug haben, die kühler und schwerer sind, und dann also auch mit den bauenden und organisierenden Rassen. Der politische Staat ruht auf der alten Ehe, der sozialistische freilich könnte nichts Besseres tun, als sie zu bekämpfen. Wenn an die Stelle der Ehe das

tritt, was heute von Frauenrechtlerinnen gefordert wird, eine maskierte Auflösung, der Abbruch der doppelten Moral, die Freiheit der Frau über den Umweg der wirtschaftlichen Selbständigkeit oder der Staatsrente, dann wird sich schließlich die heute schon beginnende Arbeitsteilung vollenden, nach der die Frauen des Volkes die deutschen Kinder zur Welt bringen und die Frauen der Oberschicht sie aufziehen; solange sie da sind. Oder man müßte gerade an die Möglichkeit einer unbegrenzten Wiederherstellung der Oberschicht aus dem Schoße des Volkes glauben, wie zu den Zeiten, als die Anschauung von der Monogenie des Menschengeschlechts noch nicht erschüttert war.

Daß also die Ehe heute nicht in vollständigem Umfang ermöglicht werden kann, ist der einzige Vorwurf, der ihr gemacht werden darf. Alles andere ist nicht stichhaltig. Die von manchen geforderte Entwicklung, daß die Frauen nur zum Generationsdienst „auf einige Jahre" abkommandiert werden sollen, weil es nicht lohne, ein ganzes Leben darauf zu verwenden, läßt sich schwerlich begründen. Man rechne als Heiratsalter 22, als Geburtenziffer vier, als Erziehungsdauer 20, so kommt immer das 50. Jahr heran, bevor die Arbeit getan ist. Dann gibt es noch ein Jahrzehnt, manchmal weniger, manchmal mehr, in dem der Haushalt sich allerdings zusammenzieht; aber auch das entspricht den natürlichen Kräften. Daß die Hauswirtschaft heute keine Frauenkraft mehr voll in Anspruch nehme, weil ihre Funktionen von Gewerbe und von der Industrie übernommen seien, diese Anschauung ist durch die Entwicklung so gründlich widerlegt worden, daß nur noch gänzlich Unbelehrbare sich dazu bekennen. Die Hauswirtschaft ist komplizierter geworden, als sie je war, und ist immerhin eine Aufgabe, bei der man noch alle Tage so müde werden kann, wie man will, und soviel „Persönlichkeit entfalten" kann, wie vorhanden ist.

Die Ehe ist also an sich möglich, sie wird auch trotz aller Angriffe im allgemeinen noch gewünscht, und ihre Durchführung ist nötig, wenn die Nation aufwärts steigen soll; es liegt kein Grund vor, sie nicht zum Mittelpunkt der politischen Erneuerung zu machen. Um sie durchzuführen, ist es notwendig, alle Mißstände abzubauen, die sie unmöglich machen. Die jetzige Politik vermehrt die Mißstände. Fährt man darin fort, so muß man sich auf sehr große soziale, staatliche und sittliche Umwälzungen in der Richtung aufs Anarchische, also auf einen großen Niedergang gefaßt machen.

Abendliche Häuser

Erzählung von Eduard Graf Keyserling

(Fortsetzung)

Fünftes Kapitel

Einige Tage später, als Fastrade von ihrem Spaziergange in der Abenddämmerung heimkam, sagte die Baronesse zu ihr: „Liebes Kind, dein Vater hat nach dir gefragt, du weißt, er will jetzt, daß du bei allen Geschäften, die das Gut betreffen, dabei bist.“ — „Ja, ja,“ meinte Fastrade, „wenn ich nur etwas davon verstünde. Bisher bin ich bei diesen Geschäften doch nur eine dekorative Figur. Was gibt es denn?“

„Der junge Egloff ist da,“ berichtete die Baronesse, „es ist da etwas mit der Waldgrenze nicht in Ordnung, glaube ich.“

Fastrade seufzte: „Ach Gott, an die Waldgrenze habe ich noch nie gedacht. Gut, ich gehe.“ Sie strich sich mit den Handflächen über das von den Abendnebeln feuchte Haar und „wie ich ausschaue!“ meinte sie.

Im Zimmer ihres Vaters fand sie Dietz von Egloff, sie kannte ihn schon lange, sie waren ja Nachbarskinder und Jugendgespielen gewesen, und auf den ersten Blick schien es ihr, als habe er sich nicht viel verändert. Die Gestalt war noch jugendlich schlank und biegsam, das in der Mitte gescheitelte blonde Haar gab der Stirn, gab dem ganzen schmalen Gesichte den jugendlichen Ausdruck, und die Augen waren noch immer so seltsam dunkel. Als er aufstand und Fastrade die Hand drückte, lächelte der schöne Mund noch das ein wenig schiefgezogene spöttische Lächeln, das sie am Knaben gekannt hatte. Sonst war er sehr förmlich, verbeugte sich tief und sagte im gleichgültigsten Tone der Höflichkeit: „Es freut mich, mein gnädiges Fräulein, daß sie wieder in unserer Gegend sind.“

„Ja, ach ja, mich auch,“ erwiderte Fastrade und errötete. Sie fühlte sich befangen und fügte daher etwas hinzu, was ihr mißfiel, als sie es aussprach: „Also hier handelt es sich um Geschäfte?“ „Ja,“ sagte der Baron, „setze dich, mein Kind, Egloff kommt wegen der Waldgrenze. Egloff, erklären Sie es ihr.“

Egloff lächelte wieder, wurde aber dann ernst und berichtete in ruhigem Geschäftston, indem er seine Fingerspitzen vorsichtig aneinander legte: „Es handelt sich also um folgendes. Ich habe einen größeren Waldverkauf gemacht und schlage jetzt an der Padurenschen Grenze.“

„Das habe ich gesehen,“ entfuhr es Fastrade in einem Tone der Entrüstung.

„Sie haben es gesehen?“ fragte Egloff und schaute Fastrade aufmerksam an. Dabei fiel es ihr auf, daß sein Gesicht doch nicht mehr ganz das lustige Gesicht ihres früheren Spielkameraden war, es war sehr bleich, war schärfer

und gespannter, die helle, ungezogene Heiterkeit von früher war fort. „Gewiß, ich habe es gesehen," erwiderte Fastrade, „es sieht aus wie ein Schlachtfeld."

Egloff zuckte die Achseln: „Ja, schön sieht das nicht aus," meinte er nachdenklich, „und es ist auch keine schöne Sache, ein Schlachtfeld, sagen Sie, also eine Schlacht, in der wir über den Wald gesiegt haben. Aber wenn wir dann endlich so über den ganzen Wald gesiegt haben, dann sind wir doch die Geschlagenen."

Der Baron schaute auf, sah Egloff unzufrieden an und sagte dozierend: „Die Wälder sind in unseren Familien recht eigentlich das, was die Generationen verbindet, wir genießen, was unsere Vorfahren gehegt und gepflanzt und wir hegen und pflanzen für die kommenden Generationen." Der Schluß der Rede klang müde und nicht mehr so eindringlich, der Baron ließ seinen Kopf wieder auf die Brust sinken. Egloff hatte andächtig zugehört, wie es die Gewohnheit aller jungen Leute der Gegend war, wenn der alte Baron sprach, dann sagte er und Fastrade hörte aus seinen Worten wieder den ungezogenen Ton des Knaben heraus: „Nun, ich bin jetzt eben in der Lage, das genießen zu müssen, was meine Vorfahren pflanzten, aber," wandte er sich an Fastrade, „Sie haben sich in der kurzen Zeit Ihr Gut schon genau angesehen."

„Vorigen Abend war ich in den Wald hinausgegangen," antwortete Fastrade, „und als ich auf dem Föhrenhügel stand, fehlte mir gegenüber die schöne Wand alter Tannen."

Ja, hm, die ist fort," meinte Egloff, zog die Augenbrauen zusammen und sah auf seine Nägel nieder, als sei ihm das ernstlich unangenehm, dann schaute er auf und lächelte: „Dann waren Sie es wohl, die am Abend so schwarz am Waldrande stand, als wir im Schlitten vorüberfuhren."

„Ja, das war ich," erwiderte Fastrade, „und ein Herr in einem Schlitten sagte: ‚Da steht die Einsamkeit selbst'."

„O, das war der Graf Betzow," rief Egloff, „er will immer etwas Poetisches sagen und sagt dann jedesmal eine Dummheit. Warum sollen Sie die Einsamkeit sein? Wir waren doch sehr gesellig in unserer Jugend. Erinnern Sie sich der Quadrillen, die wir auf der Waldwiese zu reiten versuchten, Sie, Gertrud Port, Dachhausen und ich. Dachhausen war gerade Fähnrich und mir dadurch unendlich überlegen, er machte auch mehr Eindruck auf die Damen, das schmerzte mich, und ich wollte ihn fordern, er sagte aber ganz väterlich: ‚Mach dich nicht lächerlich, lieber Junge'."

Fastrade lachte: „Ja, ja, und mein Paris hatte gar kein Talent für die Quadrille."

„Richtig," meinte Egloff, „Paris hieß Ihr kleiner Schimmel, weil er schön und furchtsam war. Was ist aus ihm geworden?"

„Paris steht noch im Stall," erwiderte Fastrade, „aber der Arme ist alt und melancholisch geworden, er hat schlechte Zähne und kann den Hafer und das Heu nicht recht beißen."

Egloff machte ein ernstes Gesicht, als schmerzte ihn diese Nachricht: „Das ist schlimm," sagte er, „Hafer und Heu nicht mehr beißen zu können ist für ein Pferd die große Lebenskatastrophe und, wie ich die Pferde kenne, würden sie, wenn sie könnten, sich erschießen, statt wie die Menschen, wenn sie Hafer und Heu nicht mehr —"

„Ach was sprechen Sie," unterbrach ihn Fastrade unwillig, „wer sagt Ihnen denn, ob Paris nicht noch seine guten Stunden hat im Sonnenschein auf dem Kleefelde und seine friedlichen Altersgedanken und manche kleine Lebensfreude."

„Und Pflicht," ertönte plötzlich die Stimme des Barons.

Fastrade und Egloff schwiegen erschrocken, sie hatten geglaubt, der alte Herr schlummere und nun hatte er zugehört. Sie sahen einander an und machten angstvolle Gesichter wie früher in der Kindheit, wenn sie sich fürchteten, lachen zu müssen. Eine Pause entstand. Da jedoch der Baron nichts mehr sagte, begann Egloff wieder zu sprechen: „Bei Pflicht fällt mir ein, wir sollten ja von Geschäften reden."

„Ach ja," versetzte Fastrade, „was war es denn mit Ihrem armen Walde?"

„Nein, um Ihren Wald handelt es sich," verbesserte Egloff sie, „das Unterholz hat die Grenzlinie so verwischt, daß ich fürchte, mit dem Schlagen in Ihren Wald hineinzugeraten. Es wäre daher gut, an Ort und Stelle die Karten zu vergleichen und die Linie neu durchschlagen zu lassen."

„Das kann ich verstehen," sagte Fastrade, „da wird dann wohl Ruhke mit der Karte hinfahren müssen."

Jetzt hob der Baron wieder seinen Kopf und sagte laut und kräftig: „Grenzen sind heilige Sachen, ein Besitzer muß seine Grenzen kennen. Daher wäre es besser, mein Kind, du wärest auch dabei."

„Ist das nötig?" fragte Fastrade erstaunt. — „Ihr Herr Vater hat gewiß recht," meinte Egloff, „nur dadurch bekommt der Akt der Grenzfestlegung seine Feierlichkeit." Der Baron nickte: „So wäre also das abgemacht," murmelte er. Da erhob Egloff sich, um sich zu verabschieden. Als er Fastraden die Hand drückte, lächelte er sein spöttisches Lächeln und sagte: „Also wir sehen uns in Geschäften, sozusagen als Gegner." Dann ging er.

Fastrade setzte sich in ihren Sessel zurück, ihr Vater schlummerte wieder, und das Schweigen dieses Zimmers mit seiner grünen Lampendämmerung erschien ihr heute besonders tief.

Egloff stieg die Freitreppe herunter zu seinem Schlitten, der dort wartete, hüllte sich in die Pelzdecken und überließ dem Kutscher die Zügel. „Nach Hause," sagte er.

„Nach Hause?" fragte der Kutscher verwundert.

„Zum Teufel ja, nach Hause," schrie Egloff ungeduldig, und der Rappe setzte sich in Trab. Die Nacht war dunkel, es schneite ganz ruhig, die Schneeflocken waren nicht sichtbar in der Finsternis, aber Egloff fühlte dieses stille Fallen um sich her, das ihn langsam in etwas Kaltes einhüllte. Er hatte allerdings nicht nach Hause fahren wollen, er war sehr verstimmt von zu Hause weggefahren, die Zeiten waren schlecht, er hatte stark im Spiel verloren, dann war da dieser Waldverkauf, der ihn anekelte, die Geschäftsfahrt zum alten Padurenschen Baron erschien ihm lästig und langweilig, darum hatte er beschlossen, von Paduren nach Barnewitz zu Dachhausen zu fahren, um sich dort mit der kleinen Frau die Zeit zu vertreiben, Dachhausen war nicht zu Hause, und sie hatte ihm an seinem letzten Besuch die Reise ihres Gatten mitgeteilt und dabei ihre schamlos süßen Augen gemacht. Und nun, als er auf die Padurensche Freitreppe hinausgetreten war, war die Lust zu dieser Fahrt vergangen gewesen und er fuhr nach Hause. Gott ja, diese Fastrade war doch immer das aufrechte, hübsche Mädel von früher. Sehr warme Augen, schneidig war sie immer gewesen, er erinnerte sich, daß er als Knabe einmal in ihrer Gegenwart seinen Hund schlug, da war sie ganz rot geworden, hatte mit ihrer kleinen Faust ihn kräftig vor die Brust gestoßen und „Pfui!" gesagt, ein Pfui, das wie ein Peitschenhieb klang. Seitdem hatte sie ihn nicht recht leiden mögen. Ja, sie war immer riesig gut gewesen, diese Fastrade, aber diese Art Mädchen verliebt sich gewöhnlich in Hauslehrer, schade! Immerhin hatte sie viel Leben in sich, und es mußte hart für sie sein, dort in dem Hause zu wohnen, wo man nicht lebte, sondern nur umging. Er zog seinen Pelz fester um sich, er fror, es war nicht angenehm, so sachte, sachte in dieses kalte, weiße Laken eingehüllt zu werden, auch hauchten die großen weißen Tannenwände, zwischen denen sie jetzt hinfuhren, eine eisige Kälte aus. „Gut," dachte Egloff, „er würde heute also den Abend zu Hause verbringen, aber was würde er tun? In letzter Zeit war ihm das Alleinsein mit sich selbst qualvoll geworden, seine Großmutter und Fräulein von Dussa heute zu sehen war kein angenehmer Gedanke, also er würde in seinem Zimmer auf dem Sofa liegen, Rotwein trinken und sich vom Diener Klaus Geschichten erzählen lassen. Wenn er nur diese Geschichten von all den Mädchen der Umgegend nicht schon gekannt hätte, auch log der Kerl jetzt und er log nicht unterhaltend. Trübe Aussicht. Wenn noch jemand dagewesen wäre, mit dem er hätte Karten spielen können, das war noch das beste Mittel gegen graue Stimmungen. Es war eigentlich seltsam und schwer zu erklären, aber dieses Mittel versagte nie, wenn er sich an den grünen Tisch setzte und die Karten zur Hand nahm, dann kam es unfehlbar, dieses erregte Gefühl, das wie eine körperliche Wohltat in das Blut ging und angenehm bis in die Fingerspitzen hinein kitzelte. Das ließ sich nur mit

der hübschen Erregung des Moments vergleichen, wenn man eine schöne Frau zum ersten Male so von hinten sachte um die Schultern faßt und nicht weiß, wird sie empört sein oder stille halten."

Der Rappe machte einen großen Seitensprung, der Kutscher rief wütend: „ho! ho! wer ist da, versteht ihr nicht den Weg zu kehren?" Ein kleines Pferd, ein niedriger Schlitten, auf dem verschneite Pakete lagen und eine verschneite Gestalt saß, mühten sich, durch den tiefen Schnee zur Seite auszubiegen. „Laibe," rief Egloff, „bist du das?" — „Ja, Herr Baron, Laibe," antwortete eine freundliche Stimme.

„Was tust du hier im Walde?" fragte Egloff.

„Mir ist es schlecht gegangen," ertönte leise eine klagende Stimme, „verfahren habe ich mich im Walde, und jetzt fahre ich mit der Deichsel in den Schabbas hinein, ai ai, was kann man machen!"

„Das kommt vom Schmuggeln," meinte Egloff, „aber du kannst zu mir auf den Hof kommen, und deinen Schabbes empfangen. Fahr zu, Kutscher."

„Danke, danke, Herr Baron," rief Laibe ihm nach.

„Auch ein Leben," dachte Egloff, „so in der Dunkelheit einsam durch den Wald zu kriechen, na, vielleicht ist das aber nicht übel, sich so herumzuschlagen, wenn man nur daran zu denken hat, ob man im Dunkeln den rechten Weg findet und wo ein Feuer sein kann, vielleicht daß man dann an alle möglichen widerwärtigen Dummheiten nicht zu denken braucht."

Jetzt fuhren sie in den Sirowschen Hof ein, nur wenig Fenster des großen Hauses waren erleuchtet. „Aha, keiner erwartet mich," sagte Egloff. Sie hielten vor der Freitreppe, Egloff stieg zur Haustüre hinan, öffnete sie laut und rief ein schallendes und ärgerliches: „Holla!" Hunde begannen im Flur zu bellen, Lichter liefen die dunkle Fensterreihe entlang, Klaus und Joseph mit Lichtern in der Hand erschienen und stammelten: „Ah, der Herr Baron, wir haben nicht gewußt." „Natürlich habt ihr nicht gewußt," sagte Egloff und warf seinen Pelz ab, „du Klaus, ich gehe gleich in mein Zimmer, der Kamin muß angeheizt werden, und du, Joseph, meldest der Frau Baronin, daß ich nicht zum Essen kommen werde, ich bin müde und gehe schlafen. Außerdem bringst du mir eine Flasche Burgunder aufs Zimmer. So, vorwärts." Er ging in sein Zimmer hinüber, kleidete sich aus, ließ sich von Klaus den Körper mit kölnischem Wasser abreiben, hüllte sich dann in seinen Schlafrock und streckte sich in seinem Schreibzimmer auf dem Sofa aus. Joseph brachte den Burgunder, im Kamin brannte das Feuer, es wurde behaglich warm. Egloff zündete sich eine Zigarre an, so, nun konnte es gemütlich sein, es gehörte nur noch dazu, daß angenehme Gedanken kamen, Gedanken, die nicht unversehens grob an eine wunde Stelle stießen. Was also? Da war dieser Jude, der durch den dunkelen verschneiten Wald irrte

und betete und nach einem fernen Lichte ausspähte, das war etwas, woran hier am Kaminfeuer eine Weile zu denken seinen Reiz hatte. Allein das reichte nicht aus, die Gedanken irrten zu anderem. Was mochte wohl die kleine Frau in Barnewitz jetzt tun? Sie erwartete ihn, er sah es deutlich, wie sie sich für ihn ankleidete. Allzusehr schmücken durfte sie sich nicht, denn keiner im Hause wußte ja, daß sie ihn erwarte, sie zog wohl das dunkelviolette Wollenkleid an und legte die Perlenschnur um. Dann bestellte sie das Abendessen, zündete im Saal die Lampen an mit den schrecklichen hellrosa Gazeschirmen, Frauen aus jenen Kreisen glauben immer, daß, wenn sie verliebt sind, sie Lampen haben müssen mit hellrosa Gazeschleiern. Da saß sie im rosa Lampenschein, das hübsche Wachspuppengesicht ganz feierlich, das Haar glänzend schwarz, in ihrem violetten Kleide wie ganz in weiche Veilchen eingehüllt und wartete auf ihn. Und es wird immer später und das Wachspuppengesicht wird immer starrer und endlich weint sie, wie nur die kleine Lydia Dachhausen weinen kann, ganz mühelos einen Strom von Tränen über das Gesicht schüttend, das sich nicht verzieht, das unbewegt bleibt, sie weint, wie Puppen weinen würden, wenn sie weinen könnten. Egloff lächelte, der Gedanke an die einsam unter ihren rosa Lampen um ihn weinende Frau tat ihm wohl, und dann plötzlich mußte er an Fastrade denken, an die Fastrade der Kindheit, an das kleine Mädchen, das ihn mit der geballten Faust vor die Brust stößt und „Pfui!" sagt. Unruhig drehte er sich auf die Seite, griff nach dem Glase und trank, endlich drückte er auf den Knopf der elektrischen Klingel. Als Klaus erschien, befahl Egloff: „Der Jude Laibe soll zu mir heraufkommen, wenn er seine Zeremonien beendet hat."

„Zu Befehl," sagte Klaus. Egloff legte sich wieder zurück, zog an seiner Zigarre und wartete ungeduldig auf den Juden Laibe.

Nach einer Weile wurde die Türe vorsichtig geöffnet und der Jude Laibe schob sich in das Zimmer, er war fest in seinen grüngrauen Rock eingeknöpft, das graue Haar und der dichte, graue Bart waren glatt gestrichen und sein Gesicht verzog sich zu einem unendlich liebenswürdigen, freundlichen Lächeln. Er verbeugte sich mehrere Male, rieb sich die Hände und sagte: „Gut Schabbes, Herr Baron, gut Schabbes." — „Du kannst dich da an den Kamin stellen und wärmen," bedeutete ihm Egloff, „wenn du willst, kannst du dich auch auf den kleinen Stuhl dort setzen." Laibe setzte sich, legte die Handflächen auf die Kniescheiben und fuhr fort, sein süßes Lächeln vor sich hin zu lächeln. Egloff betrachtete ihn aufmerksam. „Was ist denn geschehn," fragte er dann, „eben noch kriechst du durch den Schnee im dunkelen Walde wie ein klagender Hase und jetzt kommst du herein, reibst dir die Hände wie ein Ballherr und machst ein Gesicht, als ob du Hochzeit halten solltest."

„Ein Dach überm Kopfe, Herr," sagte Laibe, „ist was Gutes, und eine warme Stube ist auch was Gutes, warum soll ich mich dann nicht freuen?"

„Ist das alles?" meinte Egloff.

Laibe wurde ernster, strich mit der Hand über seinen Bart und rollte seine blanken, sirupfarbenen Augen. „Das nu versteht der Herr Baron nicht, das ist unsere Religion, heute muß man froh sein, ob man will oder nicht."

„So, so, nur weil es befohlen ist," sagte Egloff.

„Weil es befohlen ist," bestätigte Laibe, „die ganze Woche schindet man sich und fürchtet sich und an einem Tag erinnert man sich, daß alles einmal ganz gut werden wird. Versprochen ist es, nun und man wartet."

„Wartet," wiederholte Egloff höhnisch.

„Was kann man anders tun, man wartet," versetzte Laibe mit Bestimmtheit.

Egloff richtete sich ein wenig auf und sagte plötzlich ungewöhnlich heftig: „Und dieses Warten macht uns alle zum Narren, man wartet und wartet, man tut dies und das, um sich die Zeit zu vertreiben, aber das Große, die Hauptsache, die soll noch kommen. Und die Zeit vergeht und nichts kommt und wir sind die Narren."

Ärgerlich ließ Egloff sich in die Kissen zurückfallen, der Jude warf einen schnellen ängstlichen Blick auf den Baron, krümmte den Rücken und sagte leise und demütig: „Das Warten ist nichts für die großen Herren, ein Edelmann hat hitziges Blut, der wartet nicht gern, aber ein armes Judchen hat nichts anderes."

„Du hast doch dein Geld," warf Egloff ein, „das macht dich doch glücklich. Wenn du einen Bauern betrogen hast, dann bist du glücklich, wenn du was über die Grenze geschmuggelt hast, dann bist du glücklich, wenn du ein Kalbsfell unterm Preise gekauft hast, dann bist du glücklich."

Laibe wiegte bedächtig seinen Kopf: „Glücklich, Spaß, ein schönes Glück. Dann ist der auch glücklich, der recht hungrig ist und um ihn herum stehen lauter Braten und die dampfen und die riechen gut und er darf sie alle riechen und keinen anrühren. Glücklich, wenn ich immer nur an dem Geld der anderen vorübergehen und vorüberfahren muß. Und da fahre ich durch den Wald, schöne, große Stämme, reines Geld, aber nicht mein Geld. Komme ich an einer Scheune vorüber, die ist ganz voll mit Geld, aber nicht mein Geld. Das ist auch so'n Glück." Laibe lachte höhnisch in seinen Bart hinein.

„Sag mal," begann Egloff nachdenklich, „hast du immer an Geld gedacht? Du bist doch auch jung gewesen, und in der Jugend hat man doch auch andere Gedanken im Kopf, da gibt es doch lustige Sachen." Aber Laibe lachte wieder sein leises, höhnisches Lachen: „Ei, ei, meine Jugend, lieber Herr, was war das schon für eine Jugend. Ich war ein Becher von fünfzehn Jahren, als der Vater mir das Bündel auf den Rücken hing und sagte: Geh verdienen. Nun und ich ging und auf der Landstraße hatte ich Angst vor den Gendarmen und vor den Grenzreitern und im Walde vor

den Waldhütern, und wenn es dunkel wurde im Walde, dann kamen große schwarze Vögel, flogen ganz niedrig und bliesen — die Angst! Und wenn ich dann zum Bauern kam, hatte ich Angst, an die Tür zu klopfen, und wenn ich doch klopfte, der Bauer kam aufmachen, hatte ich wieder Angst. Und ich glaubte, der Kaiser und die Minister und die Herren und die Bauern, alle sind nur dazu da, um dem armen Judenbocher Angst zu machen."

„Aber dachtest du nicht manchmal," unterbrach ihn Egloff, „dachtest du nicht an Mädchen, an solche Sachen?"

„Mädchen waren schon da," erwiderte Laibe. „Wenn ich Sonntags in eine Bauernstube kam, dann saßen sie da am Tisch, die Mädchen in ihren guten Kleidern, reingewaschen, die Gesichter wie die roten Äpfel, und Jungen waren da und spaßten mit ihnen, und ich saß am Ofen und sah zu, wie einer ein Bild ansieht, er kann nicht in das Bild hinein und das Bild kann nicht zu ihm herauskommen. Ach Gott, meine Jugend! Auf der einen Seite steht das bißchen Verdienst und auf der anderen Seite steht die große Angst."

Beide schwiegen jetzt, Laibe schaute sorgenvoll vor sich hin und strich mit den Händen sanft über seine Knie, als wolle er sich selber trösten. Egloff zog nachdenklich an seiner Zigarre. „Hm," sagte er endlich, „nicht schlecht. Der Judenjunge im dunkelen Walde, ganz klein unter den hohen Bäumen, und die großen schwarzen Vögel, die vor sich hinblasen. Aber mit eurer ewigen Angst habt ihr vielleicht recht. Ihr behaltet die gefährliche Bestie immer im Auge, wir anderen, wir fürchten uns nicht und uns fällt sie hinterrücks an."

„Bitte, Herr Baron," fragte Laibe einschmeichelnd, „was ist das wohl für eine Bestie?" Egloff seufzte: „Ach, mein lieber Laibe, Sinn für das, was man so ein poetisches Bild nennt, hast du nicht. Was soll denn die Bestie sein? das Leben ist diese Bestie."

„Sehr hübsch," bemerkte Laibe und machte sein liebenswürdigstes Gesicht, „aber ich habe nicht einen feinen Kopf wie der Herr Baron, ich habe nur einen armen Judenkopf voller Sorgen, der kann nicht so feine Gedanken denken."

„Gut, gut," unterbrach ihn Egloff, „du wirst uninteressant, mein Lieber, es ist Zeit, daß du schlafen gehst, gute Nacht." Laibe erhob sich, rieb sich die Hände, verbeugte sich und sagte: „Eine sehr gute Nacht, Herr Baron," dann ging er.

Egloff blieb noch eine Weile liegen, die Wärme des Kaminfeuers hatte ihn ganz schlaff gemacht und der Burgunder gab ihm einen angenehmen, leichten Schwindel. Man wird schlafen können, dachte er, und dann klang ihm plötzlich Fastradens Stimme im Ohr, „das sieht aus wie ein Schlachtfeld," hatte sie vom Walde gesagt und das klang so zornig wie das „Pfui!" damals, als er den Hund schlug. Er lächelte vor sich hin. Dieses Mädchen

einmal so böse zu machen, daß es ganz heiß und wild wird, das müßte hübsch sein. Dann schellte er nach Klaus, um zu Bette zu gehen.

Sechstes Kapitel

Am Nachmittage zur Teestunde war in Sirow Besuch. Die Baronesse Arabella kam, um der Baronin Egloff Fastrade nach der langen Abwesenheit wieder vorzustellen, und die Baronin Port war da mit ihren beiden Töchtern Silvia und Gertrud. Die Damen saßen im Wohnzimmer der Baronin, in diesem Zimmer mit dem dicken Smyrnateppich, den schweren, dunkelblauen Vorhängen, in dem das bleiche Licht des Winternachmittags nur gedämpft und fast schläfrig eindrang. Die Luft hier war schwer, denn es war stark geheizt worden und es roch nach Tee und einem sehr süßen Parfüm, das die Baronin liebte. Die Baronin thronte auf ihrem Sessel recht stattlich im schwarzen Seidenkleide und der Mantille nach der Mode der sechziger Jahre, das Gesicht sehr weiß mit regelmäßigen Zügen, an jeder Schläfe drei graue Löckchen und auf dem Kopfe ein Spitzentuch, das mit dicken, goldenen Nadeln befestigt war. Sie strickte an einer pfauenblauen Strickerei und sprach deutlich und ausdrucksvoll, sie liebte es zu sprechen und verlangte, daß man ihr andächtig zuhörte. Sie wandte sich an die beiden alten Damen und erzählte von der Großherzogin, bei der sie früher Palastdame gewesen war. Die Großherzogin war so genau, daß, wenn die Kammerfrau ihr am Morgen ein Hemd präsentierte, das nicht die folgende Nummer des am vorigen Tage getragenen Hemdes zeigte, sie es zurückwies und sehr ungehalten war. Und so war es mit allem, mit den Taschentüchern usw. Eine ganz seltene Frau. „Sehr interessant,“ bemerkte Baronesse Arabella, „so von den Intimitäten der hohen Herrschaften zu hören.“ „O, da könnte ich viel erzählen,“ sagte die Baronin. Die anderen nahmen an dem Gespräche nicht teil, Gertruds kleines Figürchen versank ganz in dem großen Sessel, sie stützte den Kopf mit den wirren blonden Löckchen an die Lehne, das weißgepuderte Gesichtchen mit den zu feinen Zügen und dem zu roten Munde drückte eine stille Qual aus. Ja sie lag da im Sessel und sehnte sich krankhaft nach einer Zigarette. Fastrade und Silvia schienen mit ihren Gedanken sehr weit fort zu sein, und Fräulein von Dussa hantierte mit dem Teegeschirr leise und vorsichtig, um die Baronin in ihrer Erzählung nicht zu stören. „Haben Sie die Dewitzens in Dresden gekannt?“ wandte sich die Baronin plötzlich streng an Gertrud und sah sie dabei mißbilligend an. Gertrud fuhr auf, machte ein erschrockenes Gesicht: „Nein,“ sagte sie hastig. Dann lehnte sie ihren Kopf wieder zurück und begann müde und fast überlegen zu sprechen: „Ach nein, ich lebte ganz meiner Kunst, ich hatte nur einen kleinen Kreis von Freundinnen und Freunden, meistens Künstlerinnen und Künstlern. Die Kunst nimmt einen ja so hin.“

„So," meinte die Baronin und klapperte mit den elfenbeinernen Nadeln ihrer Strickerei, „diese Kreise kenne ich nicht. In unserer Jugend schien es uns, als seien diese Kreise von uns meilenweit entfernt, sozusagen in einer anderen Welt, man wußte einfach nichts von ihnen."

Die Baronin Port, die besorgt diesem Gespräche zugehört hatte, bemerkte: „Ja, wie die Zeiten sich ändern, die Kinder lernen und erfahren jetzt Dinge, von denen wir Alten nichts wissen, man kommt sich ganz dumm vor."

Baronin Egloff schaute von ihrer Strickerei auf und sagte scharf: „Ich weiß nicht, ich komme mir trotz allem noch lange nicht dumm vor. Und auf all die Dinge, welche unsere Jugend jetzt wissen will, bin ich gar nicht neugierig."

Eine peinliche Pause trat ein, draußen hörte man die Haustür auf- und zugehen, die Baronin und Fräulein von Dussa sahen sich bedeutungsvoll an und Fräulein von Dussa flüsterte: „Der Baron." — „Nun ja," berichtete die Baronin, „mein armer Dietz ist jetzt so beschäftigt mit dem Waldverkauf, er muß immer in den Wald reiten bei diesem Wetter. Liebe Dussa, bereden Sie ihn doch, daß er kommt, eine Tasse Tee nehmen, das wird ihn erwärmen."

Fräulein von Dussa ging hinaus, um ihren Auftrag auszurichten, und die Unterhaltung wurde zerstreut und matt. Die Baronin erzählte von Katarrhen, die ihr Dietz früher gehabt hatte, alle aber warteten. Als dann Fräulein von Dussa mit Dietz zurückkehrte, ging ein allgemeines angeregtes Sichaufrichten durch die Gesellschaft. Dietz war kalt von seiner Fahrt und schien heiter, er begrüßte die Damen, sagte: „Hier ist aber ein warmes Nest," und seine Stimme klang laut und rücksichtslos in diesem Raume, in dem die ganze Zeit über nur gedämpft gesprochen worden war. Er setzte sich zu Gertrud, ließ sich Tee einschenken, erzählte vom Walde und den Holzjuden. Alle hörten ihm zu, das strenge Gesicht der Baronin Egloff wurde ganz milde, während ihre Augen auf ihrem Enkel ruhten. „Du kannst dir ruhig deine Zigarette anzünden," sagte sie, „die Damen haben nichts dagegen."

„Raucht eine der Damen?" fragte Dietz, indem er sein Zigarettenetui hervorzog.

„Oh, ich bitte," rief Gertrud leidenschaftlich, und als sie die Zigarette zwischen den Lippen hielt und den Rauch vor sich hin blies, versank sie in einen seltsamen Ausdruck unendlichen Behagens. Dietz lächelte: „Sie waren wie ein Durstiger in der Wüste, Baronesse," bemerkte er. Die Baronin aber zog die Augenbrauen in die Höhe und meinte: „Ach ja, ich vergesse immer, daß so etwas jetzt Sitte ist." Dietz begann sich mit Gertrud über das Theater zu unterhalten, die alten Damen nahmen gedämpft ihr Gespräch wieder auf, und da es finster zu werden begann, wurden die Lampen gebracht. „Ich denke," sagte die Baronin, „wir haben noch ein Stündchen Zeit für unser Besig." „Unterdessen wird die Baronesse Gertrud uns vorsingen," schlug Dietz vor, „im Flur sah ich die Noten." Die alten Damen und Silvia

Port setzten sich an den Kartentisch, im Musikzimmer wurden Lichter auf das Klavier gestellt, und Fräulein von Dussa schickte sich an, Gertrud zum Gesange zu begleiten. Fastrade und Egloff setzten sich an das andere Ende des Zimmers und warteten.

„Das ist immer das erste," sagte Dietz leise, „wenn man sich mit der Kunst einläßt, so trägt man keine Kleider mehr, sondern Gewänder." Er sah dabei Gertruds schmächtiges Figürchen an, das ein hellgraues Kleid von zeitlosem Schnitte mit lang niederhängenden Ärmeln trug. Fastrade erwiderte nichts, sie wollte nicht mit ihm über die arme Gertrud lachen. Nun begann Gertrud zu singen.

„Rauschender Strom
Brausender Wald
Starrender Fels
Mein Aufenthalt."

Ihr ganzer Körper bebte, sie hob sich auf die Fußspitzen, ihr Gesicht nahm einen schmerzvollen Ausdruck an, als täten ihr diese großen, dunkelen, leidenschaftlichen Töne weh, die sie hinausrief, die da in das stille Haus klangen, als wäre hier plötzlich ein großes tragisches Ereignis erwacht.

„Wie sich die Welle
An Welle reiht,
Fließen die Tränen
Mir ewig erneut."

Dietz beugte sich zu Fastrade vor und flüsterte: „Das hält sie nicht aus, diese Stimme bringt sie um."

„Hoch in den Kronen — wogend sich's regt
So unaufhörlich — mein Herze schlägt
Und wie des Felsens — uraltes Erz
Ewig derselbe — bleibet mein Schmerz"

klagte Gertruds Stimme weiter und als sie dann schwieg, hatte selbst diese Stille noch eine zitternde Erregung.

Gertrud lehnte müde am Klavier und Fräulein von Dussa begann ruhig und geläufig auf sie einzureden. Aus dem Nebenzimmer klang das leise Klappern der Spielmarken herüber und Fastrade konnte von ihrem Sitz aus Silvias bleiches Gesicht sehen, wie es nachsichtig und resigniert in die Karten schaute. „Was hilft es?" sagte Egloff leise; „da hat die arme Kleine sich an einem Schmerze und einer Leidenschaft berauscht, und mit dem letzten Akkord ist alles aus und sie ist wieder nur Gertrud Port, die eine Nervenkrankheit hat, nicht weiter studieren kann und von ihrem Vater angebrummt wird."

„Aber sie hat doch dieses Erlebnis gehabt," versetzte Fastrade und ihre Stimme klang so erregt, daß Egloff überrascht aufschaute. Fastradens Gesicht war über und über naß von Tränen. „Sie weinen?" fragte er. — „Es ist nur die Musik," erwiderte sie und lächelte.

Egloff schaute wieder auf seine Hände. „Nun ja," begann er langsam,

„aber fühlen Sie nicht, wie hier in diesem Zimmer alles Leidenschaftliche und Lebensvolle gleich verklingt, totgeschlagen wird vom — wie soll ich sagen — Abendlichen, Großmütterlichen, Sirowschen? Am Besigtisch klappern sie mit den Marken, es riecht nach dem vom Kamin heißgewordenen Teppich und Fräulein von Dussa hält einen Vortrag, Goethe und Schubert sind ganz weit. Gott, dieses Sirowsche, wie ich es sehe, ich muß es wirklich einmal als Kind gesehen haben, wie es durch die Zimmer geht und alles Leben, das sich regen wollte, zum Schweigen bringt. Es trägt ein fußfreies braunes Kleid, eine lila Haube, hat ein kleines, graues Gesicht und legt eine kleine graue Hand vor den Mund und gähnt," er wartete einen Augenblick, ob Fastrade etwas sagen würde, als sie jedoch schwieg: „so ist es bei Ports, so ist es auch bei Ihnen, und das kommt daher, daß unsere alten Herrschaften stärker sind als wir. Sie wollen ruhig und melancholisch ihren Lebensabend feiern, gut, aber wir wurden in diesem Lebensabend erzogen, wir müssen ihm dienen, wir müssen in ihm leben, wir fangen sozusagen mit dem Lebensabend an. Das ist ungerecht." Er hielt wieder inne und schaute auf. Fastrade saß sehr ernst da und schob ein wenig die Unterlippe vor, wie sie es tat, wenn sie unzufrieden war. „Was ich da sage, mißfällt Ihnen?" fragte Egloff.

„Ja," erwiderte Fastrade, „es klingt unangenehm und lieblos."

„Lieblos?" wiederholte Egloff nachdenklich, „ach nein, dieses Abendleben macht uns im Gegenteil zu reizbar und gefühlvoll. Ich wurde hier einsam ohne Kameraden von meiner Großmutter erzogen, ich wurde ein unerträglich weicher Bengel. Einmal ging ich in den Park hinaus in der Sommerdämmerung. Ich kam an einen Platz, wo auf langen Leinen Wäsche aufgehängt war, eine ganze Reihe großer Männerhemden hing dort, der Abendwind fuhr in sie hinein, schaukelte sie sanft hin und her und sie hoben ihre Arme langsam in die Höhe und ließen sie wieder müde sinken, was soll ich Ihnen sagen, das rührte mich, ich stand da und heulte, tatsächlich."

Gertrud sang wieder, sie sang ein Lied von Mendelssohn, hob sich auf die Fußspitzen, rang die Hände ineinander.

„Schon sinket die herbstliche Sonne,
das wird mein Träumen wohl sein."

Ihr ganzer kleiner Körper wurde wieder von der süßen Melancholie der Töne geschüttelt, und als sie zu Ende war, sank sie auf einen Stuhl nieder und atmete tief. Fräulein von Dussa wandte sich sogleich zu ihr und begann eifrig über Mendelssohn auf sie einzusprechen. Egloff hob einen Finger in die Höhe und sagte leise zu Fastrade: „Jetzt geben Sie acht, Sie werden es spüren, wie jetzt gleich das Sirowsche durch die Zimmer geht, um Mendelssohn hinauszufegen."

Fastrade zog ihre Augenbrauen empor und meinte fast ungeduldig: „Ich weiß nicht, worüber Sie sich beklagen, Ihr Leben ist doch gewiß nicht abend=

lich und melancholisch.“ Egloff zuckte die Achseln: „Man tut, was man kann, nur das Sirowsche ist stärker. Gewiß, ich locke zuweilen Menschen hierher oder ich gehe auf Reisen oder ich fahre in das Städtchen in den Klub und trinke oder ich spiele Karten, gewiß, gewiß, aber das Sirowsche wohnt bei mir zu Hause und gehört zu mir. Übrigens,“ und er dachte einen Augenblick nach, „übrigens, man hat Ihnen wohl gesagt, daß ich ein Spieler bin.“

Fastrade zog die Augenbrauen zusammen und machte ihr eigensinniges Gesicht. Warum kommt er mir mit seinen Fragen und Geständnissen so nahe, dachte sie, danach sagte sie fast unwillkürlich: „Warum müssen Sie denn spielen?“

„Warum?“ erwiderte Egloff sinnend, „ich weiß nicht, vielleicht weil im Spiel immerfort sich schnell etwas entscheidet, so etwas wie ein ganz eilig laufendes Schicksal. Im Leben entscheidet sich ja sonst alles so langsam. Wenn ich heute auf etwas hoffe, erfüllt es sich erst nach so langer Zeit, daß ich dann keine Freude daran habe, man lebt ja, als ob man eine Ewigkeit Zeit hätte.“ Er hielt inne und betrachtete Fastrade. „Sie,“ sagte er dann, „sollten auch mehr Eile haben.“

„Ich?“ Fastrade sah ihn mit blitzenden Augen feindselig an. „Was wissen Sie von mir?“

Egloff verneigte sich leicht. „Entschuldigen Sie, gewiß zu wenig, um einen Rat erteilen zu dürfen.“

„Ich,“ fuhr Fastrade hastig fort, „ich diene sehr gern der — der — wie sagten Sie doch, der Abendstimmung all derer, die ich liebe und — und — ich werde mir schon meinen Tag zu machen wissen.“ Sie war sehr erregt, denn sie fühlte, daß es unwahr war, was sie sagte. Egloff lächelte.

„Sie haben sich wieder über mich geärgert,“ sagte er, „überhaupt sind Sie heute, wie es mir scheint, gegen mich.“

„Heute?“ wiederholte Fastrade erstaunt, „war ich denn schon für Sie?“

Egloff lachte: „Sehr wahr. Für mich zu sein ist hier in der Gegend ja wohl überhaupt nicht Sitte.“

Die Damen am Kartentische brachen auf. Draußen vor der Treppe klingelten die Schlittenschellen. Man fuhr fort. Als es im Hause wieder still und leer war, stand Egloff eine Weile sinnend im Musikzimmer, dann rief er Klaus und befahl: „Mein Schlitten soll angespannt werden, ich fahre noch in die Stadt zum Klub.“

Die Baronin und Fräulein von Dussa saßen wieder friedlich im Wohnzimmer bei der Lampe, die Baronin strickte ihre pfauenblaue Strickerei, Fräulein von Dussa hatte ihren Kneifer aufgesetzt und ein Buch aufgeschlagen, sie lehnte aber ihren Kopf auf die Lehne des Sessels zurück. Als die Schellen von Egloffs Schlitten von draußen hereinklangen, sagte die Baronin: „Er fährt wieder aus.“ — „Ja,“ sagte Fräulein von Dussa. „Er ist

jetzt wieder sehr unruhig," meinte die Baronin. — „Sehr unruhig," bestätigte Fräulein von Dussa, dann fügte sie klagend hinzu: „Wenn er die rechte Frau fände." „Ja, wissen Sie denn eine?" fragte die Baronin gereizt. Fräulein von Dussa schüttelte den Kopf. „Diese beiden Mädchen da mit ihren Erlebnissen und Erfahrungen sind gewiß nicht die rechten." Die Baronin sah von ihrer Strickerei auf und sagte scharf: „Gertrud ist eine Närrin geworden und Fastrade mag ein gutes Mädchen sein, nur schade —"

„Ja sehr schade," wiederholte Fräulein von Dussa und beugte sich auf ihr Buch nieder.

Siebentes Kapitel

Es war am Morgen beim Frühstück, daß die Baronesse Arabella die greisen Augenbrauen besorgt in die Höhe zog und zu Fastrade sagte: „Ich habe die ganze Nacht nicht schlafen können, der Gedanke, daß du heute nachmittag in den Wald fahren wirst dieser Grenze wegen, ließ mir keine Ruhe. So geht das nicht. Früher hätte dein Vater das nie gestattet. Ich mit meiner Erkältung kann dich nicht begleiten, Ruhke zählt nicht und da sollst du nun mit diesem verrufenen jungen Manne zusammentreffen."

„Verrufen?" fragte Fastrade. „Ist er denn wirklich verrufen?" Und sie lächelte dabei ein wenig verachtungsvoll.

„Nun ja," fuhr die Baronesse erregt fort, „einen guten Ruf hat er nicht, man hört doch allerhand. Jedenfalls ein guter Mensch ist er nicht."

„So war es hier immer," versetzte Fastrade, „den Menschen wurden die Etiketten ganz schnell aufgeklebt und dann hieß es: dieser ist ein schlechter Mensch und er wird ein für allemal in den Giftschrank gestellt." Fastrade wunderte sich selbst über die Schärfe ihrer Worte, und die eingefallenen Wangen der Baronesse röteten sich leicht. „Ich, liebes Kind," sagte sie, „habe ihm seinen bösen Ruf nicht gemacht, jedenfalls schickt es sich nicht, daß du allein dort bist, ich schreibe an Gertrud Port und bitte sie, sich auch dort einzufinden, dann seid ihr wenigstens zu zwei."

„Ach ja," meinte Fastrade, „ich hatte vergessen, daß ich wieder das wohlbehütete Mädchen bin, das verteidigt werden muß und bewacht und beschützt, auf das überall Gefahren lauern."

„Wie das in der großen Welt ist," erwiderte die Baronesse streng, „weiß ich nicht, hier haben wir unsere Gesetze und da schickt sich so was nicht. Ich schreibe an Gertrud Port."

Am Nachmittag kutschte Mahling Fastrade in den Wald, Ruhke fuhr hinterher, den Schlitten voller Karten. Es war ein frostiger heller Wintertag, Mahling vermochte den großen Braunen kaum zu halten, das Hinsausen auf dem glatten Wege machte dem Tiere zu großes Vergnügen. Fastrade, fest in ihre Winterjacke eingeknöpft, die Otterfellmütze in die Stirn

gedrückt, empfand das leichte Brennen der Frostluft auf den Wangen, das Blitzen der Nachmittagssonne auf dem Schnee, die schnelle Bewegung der Fahrt wie etwas, das ihr Blut köstlich aufpeitschte. Sie hatte sich kindisch auf diese Ausfahrt gefreut, die Tage zu Hause waren ja so ereignislos, daß man kaum merkte, daß man lebte. Hier mitten in diesem Blitzen und Wehen war es einfach unmöglich, daran zu glauben, daß es so etwas gab wie die Couchon an ihrem Kartentisch. Jetzt bogen sie in einen Waldweg ein, es ging unter schwer verschneiten Tannen hin, lange weiße Korridore entlang, es roch stark nach Schnee und Harz und überall funkelte und knisterte es, als ginge die Fahrt durch eine Welt von weißem Brokat. Auf der Anhöhe standen die alten Föhren steif und grell gegen einen rein blauen Himmel. Als sie die Anhöhe umfahren hatten, arbeiteten sie sich auf einer kurzen Strecke einen engen Weg durch die junge Tannenschonung hindurch, dann hielten sie. Vor ihnen lag ein Platz, der voll Menschen und Pferden war. Große Balken wurden auf Schlitten gebunden, struppige Pferde mit bereiften Mähnen wurden mit lauten Zurufen angetrieben, überall standen Männer, graue vermummte Gestalten mit großen Pelzmützen und rotgefrorenen Nasen. Und mitten unter ihnen schlenderte Egloff umher, die Pelzmütze im Nacken, die Hände in den Taschen seines kurzen Jagdpelzes, sehr schmächtig unter all den plumpen Gestalten und anscheinend sehr sorglos und müßig hier mitten unter der lauten angestrengten Arbeit. Als er Fastradens Schlitten erblickte, kam er heran, grüßte: „Ah, unsere Geschäftsgenossen,“ rief er und lachte offenbar nur, weil er sich freute. Er half Fastraden aus dem Schlitten: „Sehen Sie,“ sagte er, „dies hier nun ist mein Reich. Häßlich? was?“

„Ja,“ sagte Fastrade, „das ist häßlich.“

„Das fühle ich gewiß am meisten,“ fuhr Egloff fort, „es ist sogar widerwärtig, schmutzig. Sehen Sie den dort.“ Er wies auf einen Herrn im städtischen Pelzpaletot, der mitten unter den Arbeitern stand, ein Notizbuch in der Hand, er schien sehr zu frieren, sein Gesicht war blaurot, der rote Bart bereift, aber die grellbraunen Augen verfolgten mit einer ruhigen, kalten Wachsamkeit, was ringsumher vorging.

„Das ist Herr Mehrenstein,“ sagte Egloff, „soll ich ihn Ihnen vorstellen?“

„O nein,“ erwiderte Fastrade, „der ist doch der Feind.“ Egloff lachte: „Sehr wahr, Mehrenstein ist der Feind, wo Mehrenstein erscheint, da wird aus einem Wald ein Zahltisch. Wie böses Ungeziefer frißt sein Geld den Wald auf. Ich kann mir denken, daß ein Grauen die Bäume schüttelt, wenn Mehrenstein durch einen Wald geht.“

Unwillkürlich schaute Fastrade zurück auf die Föhren des Padurenschen Waldes. Egloff lachte: „Sie sehen Ihre Föhren an,“ sagte er. — „O, die fürchten sich nicht,“ erwiderte Fastrade. — „Ich weiß nicht,“ meinte Egloff, „wo Mehrenstein erscheint, ist keine Sicherheit. Allerdings die da oben sehen

heute verdammt vornehm auf meinen Marktplatz herunter, sie haben sich alle ganz frische Wäsche angezogen und hauchen ordentlich eisig kalt ihre Verachtung auf alle uns dreckige Arbeitsmenschen nieder. Übrigens steht Herr Ruhke dort, wir müssen sehen, ob ich Ihrem Walde nicht zu nahe getreten bin. Für Sie ist der Schnee dort zu tief."

„Wozu bin ich aber hier?" wandte Fastrade ein.

„Um die Sache zu heiligen," erwiderte Egloff, „und das geschieht ebensogut, wenn Sie hier auf uns warten." Damit ging er zu Ruhke hinüber und beide verschwanden im Dickicht.

Fastrade setzte sich auf einen Baumstamm, vor ihr luden die Leute einen großen Balken auf kleine Schlitten, banden ihn fest, trieben die Pferde mit Geschrei an, Herr Mehrenstein trat hinzu, klopfte mit dem silbernen Bleistift auf den Balken und schrieb etwas in sein Notizbuch. Wie eine magische Formel sah das aus, durch die das, was einst ein Baum gewesen, endgültig tote Sache wurde. Mitten auf dem Platze brannte ein Feuer aus trockenem Reisig, große Rauchwolken erhoben sich dort und breiteten einen rußigen Schleier über den ganzen Platz. Graue bereifte Gestalten standen um das Feuer, streckten ihre frierenden Hände aus, um sich zu wärmen, und sprachen so laut, als wären sie weit voneinander entfernt.

Ob er es weiß, daß er verrufen ist, dachte Fastrade, und ob ihn das schmerzt, aber dann würde er nicht dieses leichtsinnige Lächeln haben.

Auf dem kleinen Wege am Waldrande erschien jetzt ein Schlitten, Gertrud grüßte schon von weitem, dann sprang sie heraus und kam über den glatten Schnee mit unsicheren Schritten auf Fastrade zu. Sie hatte sich schön angezogen, trug ein dunkelrotes Pelzjackett, ein Pelzbarett und lachte über das ganze Gesicht.

„O, wie ist das hier schön, Fastrade," rief sie, „wie habe ich mich gefreut, als der Brief kam. Ich komme etwas spät, du weißt, ich mußte warten, bis der Papa zu seinem Mittagschlaf verschwunden war, sonst hätte es natürlich Fragen und Einwendungen gegeben. Ach und der Wald, das reine Ballkleid. Und er, wo ist er?" Sie hielt inne und schöpfte tief Atem wie jemand, der einen zu schnellen Trunk getan hat.

„Die Tante wollte, du sollst kommen, mich beschützen," sagte Fastrade und sah das bunte erregte Figürchen lächelnd und ein wenig mitleidig an. Gertrud setzte sich auch auf einen Baumstamm und wurde ernst: „Das ist auch gut," sagte sie, „ist er heute sehr dämonisch?" und da Fastrade nicht antwortete, fuhr sie fort: „Der Papa sagte, er wird noch seinen ganzen Wald verspielen."

„Das ist doch seine Sache," erwiderte Fastrade ungeduldig.

„Nun ja," versetzte Gertrud, „ich gehöre eigentlich auch zu seiner Partei. Ach, es war aber gerade eine Stimmung zu Hause, so grau, so grau! Ich

hatte das Gefühl, als klebten mir Spinnweben an allen Fingern. Da kam der gesegnete Brief, jetzt ist alles gut, gleich wird die Sonne untergehen, es kommt schon rot durch die Padurenschen Bäume gekrochen." Sie sprang auf, sang eine laute helle Notenfolge vor sich hin und begann auf dem von den Schlitten glattgefahrenen Schnee hin- und herzugleiten.

Auf dem Platze schickten die Leute sich an, ihre Arbeit einzustellen, erregt liefen sie durcheinander, suchten ihre Sachen zusammen, jetzt hörte man den einen oder anderen rauh lachen, sie warfen sich auf die kleinen Schlitten, um abzufahren, Herr Mehrenstein steckte das Notizbuch in die Tasche und schlug seinen Pelzkragen auf, der Platz leerte sich allmählich. Dann begann Klaus Pelzdecken heranzuschleppen und in der Nähe des Feuers auszubreiten, er holte einen Teekessel heran und Tassen und fing an Tee zu kochen und Weinflaschen aufzuziehen. „Tee bekommen wir auch," jubelte Gertrud. „Aber da ist ja noch jemand," rief sie, „das sind ja Dachhausens, die hat sicherlich die Mama uns nachgeschickt." Wirklich kam jetzt ein Schlitten mit hellem Schellengeklingel aus dem Waldwege herangefahren und hielt auf dem Platze. „Ja, es sind Dachhausens," ertönte die freundliche Stimme des Baron Dachhausen. Er sprang aus dem Schlitten und schwenkte seine Pelzmütze. Sein schöner, brauner Vollbart war ganz bereift und seine blauen Augen blank vor Lustigkeit. „Meine Frau hat, ich weiß nicht wie, erfahren, daß hier eine Zusammenkunft stattfindet und wollte durchaus dabei sein. So sind wir hier. Komm, Liddy, ich hebe dich heraus."

Die Baronin war ganz in weißes Pelzwerk gehüllt, wie in große, weiße Schneeflocken, und ihr Gesicht sah rosa aus all diesem Weiß heraus. Sie ließ sich aus dem Schlitten heben, begrüßte Fastrade und Gertrud, sie schien unsicher und befangen. „Wo ist Dietz?" fragte Dachhausen, „ah, da kommt er. Guten Abend, Dietz, alter Junge, wir haben uns selbst zu deiner Soiree hier eingeladen."

Dietz und Ruhke waren eben aus dem Dickicht aufgetaucht. „So, so," meinte Egloff, „das ist ja gut, deine Gemahlin ist auch da. Schön, schön." Er sagte das jedoch ziemlich kühl und mißmutig. „Nun, ich denke, jetzt wird wohl niemand mehr kommen, so können wir Tee trinken. Bitte Platz zu nehmen. Fritz, du warst immer der Liebenswürdigere von uns beiden, du spielst ein wenig den Gastgeber statt meiner." „Ach was, liebenswürdig," meinte Dachhausen, „so ein alter Ehemann — gleichviel, meine Damen, bitte sich zu setzen."

Man ließ sich auf die Pelzdecken nieder, Klaus reichte Tee herum, Dachhausen goß Portwein ein, sprach beständig begeistert: „Herrlich, meine Damen, herrlich. Hier wird einem das Herz weit, nicht wahr? Was meinen Sie, Baronesse Gertrud, fühlen Sie nicht, wie hier die Großstadtkruste oder, wie soll ich sagen, Großstadtrinde —"

„Ach lassen Sie es, lieber Baron," sagte Gertrud, bog ihren Kopf ein wenig zurück und sah Dachhausen gefühlvoll an, „hier ist die Großstadt vergessen." „Nicht wahr," rief Dachhausen, was sind alle Opern gegen dieses Abendrot. Sehen Sie, meine Herrschaften, die Föhren oben, wie im Feuer stehen sie. Das hat Egloff gut gemacht."

„Entschuldigung," sagte Egloff, der beiseite stand und nachdenklich eine Zigarette rauchte, „das Abendrot gehört nicht mir, es bleibt im Padurenschen Walde, zu mir kommt es nicht herüber."

„Ach," sagte Gertrud und starrte in das Abendrot hinein, „die schönsten Farben sind doch die schönste Musik." Sie seufzte tief, als täte das gewaltsame Aufflammen der Farben ihr wehe. „Ja, gewissermaßen," bestätigte Dachhausen unsicher.

Egloff hatte sich jetzt auch auf eine der Pelzdecken hingestreckt und trank schweigend ein Glas Portwein. Endlich begann er halblaut mit Fastrade über die Grenze zu sprechen, dem Padurenschen Walde war kein Unrecht geschehen, es war alles in Ordnung. Was er mit diesem Platze anfangen würde? Mein Gott, anpflanzen, aufforsten, aber für wen? für Herrn Mehrensteins Enkel vielleicht.

„Sie sollten nicht so sprechen," unterbrach ihn Fastrade.

Egloff zuckte die Achseln: „Wer weiß, wer nach hundert Jahren die Macht hat. Für die künftigen Generationen, sagt Ihr Herr Vater, aber ich habe keinen historischen Sinn. Mir sagt es nichts, in der Zukunft eine lange Reihe von Dietz Egloffs zu sehen, die Stücke meines Wesens hundert Jahre fortschleppen, so wie sich häßliche Möbel in alten Häusern forterben."

„Sie können doch Kostbarkeiten vererben," wandte Fastrade ein.

„Ja, wer die hat," erwiderte Egloff, „übrigens ich will mich selbst nicht angreifen, aber das Dietz Egloffsche als hundertjährige Einrichtung, daran habe ich kein Interesse."

Das Abendrot war erloschen, auf der anderen Seite stieg der Mond am Waldrande auf, groß und rot. „Der Mond," rief die Baronin Lydia, welche die ganze Zeit still dagesessen war. „Baron Egloff, der kommt auf Ihre Seite, der gehört nicht zum Padurenschen Walde."

„Ja, hm," erwiderte Egloff und sah unzufrieden auf den Mond hin, „er sieht auch recht jahrmarktmäßig aus, eine große, rote chinesische Laterne. Na, wenn er höher steigt, wird er eleganter werden. Man wird immer eleganter, wenn man Karriere macht."

Warum er das so unfreundlich sagt, dachte Fastrade, was hat die arme kleine Puppe ihm getan? „Jetzt einen Vorschlag," fuhr Egloff fort und stand auf. „Wir machen einen Besuch im Padurenschen Walde. Wenn wir an der kleinen Waldwiese sind, wird der Mond schon hoch genug sein, das gibt dann einen weihevollen Abschluß."

Man rief nach den Schlitten, die Damen wurden wieder in die Pelzdecken gehüllt. „Ich fahre Sie, wenn Sie gestatten,“ sagte Egloff und setzte sich zu Fastrade. Er führte den Zug an und bog in einen engen Waldweg ein. Hier herrschte die bleiche Dämmerung des Schneelichts und unendliche Geborgenheit unter den weißen Bogen der verschneiten Äste. Wie ein kleiner dunkler Schatten huschte ein Hase lautlos über den Weg, ein aufgescheuchtes Reh brach durch das Dickicht, die Schellen der Schlitten klangen fremd und gespenstisch, und aufgeschreckt von ihnen schlug ein Vogel mit den Flügeln im Wipfel einer Tanne. Egloff und Fastrade schwiegen, nur einmal bemerkte Egloff: „So allmählich fühlt man sich hier zugehörig.“ Der Waldweg führte auf eine kleine, runde Wiese, die jetzt hell vom Monde beschienen war. „Halt!“ kommandierte Egloff, „hier wird ausgestiegen, hier wird eine Quadrille getanzt.“ — „Dietz, du bist ein famoser Kerl,“ rief Dachhausen, „natürlich wird hier eine Quadrille getanzt, man muß nur darauf kommen. Darf ich bitten, Baronesse Gertrud. Liddy bleibt im Schlitten, der Pelz ist zu schwer.“

Die Paare gingen nun über den hartgefrorenen Schnee der Wiese. „Wie das hübsch leise kracht,“ sagte Gertrud, „es ist, als ob wir über den Zuckerguß einer Torte gingen.“ „Antreten, antreten!“ rief Egloff und die Paare stellten sich auf, das Mondlicht gab den Bewegungen der Tanzenden etwas seltsam Huschendes und Schattenhaftes, die Gestalten der Mädchen wurden wunderlich schlank, wenn sie über den weißen flimmernden Boden hinglitten und dabei kleine Schreie ausstießen wie in einem kalten Bade und als sei das Mondlicht eine Welle, die über sie hinrieselte. „Chaîne, s’il vous plaît,“ kommandierte Egloff sehr laut, und aus den Tannen, die ernst um den Platz umherstanden, wiederholte ein Echo ein geisterhaftes „s’il vous plaît“. „Grand galop,“ kommandierte Egloff. Die beiden Paare drehten sich, entrüstet begann ein Rehbock am Waldrande zu schmälen, da hielten sie an, standen beieinander ganz atemlos und lachten einander an.

„Das war schön,“ sagte Gertrud und lehnte sich schwankend an Dachhausens Arm, „was ist ein Ballsaal dagegen.“ „Das wissen die Hasen schon längst,“ erwiderte Dachhausen munter. „Aber jetzt müssen die Damen schnell wieder in die Pelzdecken.“ Man ging zu den Schlitten zurück. Die Baronin Lydia saß dort in ihrem Schlitten ganz in ihr weißes Pelzwerk verkrochen. „Ach, Liddy, es war herrlich,“ sagte Gertrud, „endlich mal wieder etwas, das zu erleben verlohnt. Aber was hast du? Du weinst ja.“ Liddy weinte, weinte, daß ihr ganzer Körper geschüttelt wurde. Nun kam Dachhausen und schalt und tröstete: „Ich sage es immer, du verträgst die großen Natureindrücke nicht, sie erschüttern dich zu sehr. Machen wir, daß wir heimkommen.“

„Sie ist eifersüchtig auf mich,“ flüsterte Gertrud Fastrade zu. Egloff,

die Hände in den Taschen seines Pelzes, stand ruhig da und lächelte. Als man sich nun trennen mußte, wurde auch Gertrud gefühlvoll. Sie umarmte Fastrade. „Wie enge wird es jetzt zu Hause sein,“ flüsterte sie, „es wird dort nach Zwieback riechen und der Papa wird unangenehme Bemerkungen machen.“ — „Du kannst doch singen,“ wandte Fastrade ein. — „Ach, der Vater hört das nicht gern,“ erwiderte Gertrud, „gleichviel, es war schön. Egloff ist dämonisch und Dachhausen, glaube ich, unglücklich in seiner Ehe.“

So fuhr man denn ab auf der blanken Landstraße, der Mondschein machte das Land unendlich weit, und in der schnellen Bewegung schien das Licht an den Fahrenden vorüberzusausen wie etwas Flüssiges und Eiliges. Auf der Ebene am Kreuzwege trennten sie sich: „Gute Nacht, Heil“ klang es von Schlitten zu Schlitten und ein jeder schlug seinen Weg ein. Aus der Ferne leuchteten die Lichter der Gutshäuser, rötliche Pünktchen inmitten des weißen Mondscheins.

Als Fastrade vor der Paburenschen Treppe hielt, sah sie an den Fenstern des Eßsaals eine dunkle Gestalt erregt auf- und abgehen. Sie wurde also erwartet, dachte sich Fastrade, und wirklich kam ihr die Baronesse klagend entgegen: „So spät, Kind, Ruhke ist schon längst zu Hause, dein Vater fragt nach dir.“ Aber Fastrade nahm die alte Dame in ihre Arme und wiegte den zerbrechlichen Körper vorsichtig hin und her und sagte: „Es war sehr schön. Wir haben Tee getrunken, haben auf der Wiese getanzt, sind gefahren. Sag, Tantchen, hast du nie im Leben gesungen? Ist es dir nie passiert, daß du dich hier mitten im Saale hinstelltest und aus Leibeskräften losfangst, daß die Wände zitterten?“

„Kind, Kind,“ versetzte die alte Dame, „was sprichst du da für Sachen.“

„Schade,“ meinte Fastrade, „das würde dich glücklich machen.“

Aber da wurde die Baronesse wieder elegisch und ernst: „Ich brauche keinen Gesang und ich brauche kein Glück mehr. Ich sitze still bei den Meinigen und warte, bis ich abberufen werde. Und dann, Kind, warum sprichst du so laut?“

Fastrade ließ die Arme sinken, ach ja, sie hatte einen Augenblick vergessen, daß man hier gedämpft wie in einer Krankenstube zu sprechen pflegte und daß es hier im Hause die Aufgabe eines jeden war, stillzusitzen, bis man abberufen wurde. So wollte sie denn zu ihrem Vater hinübergehen. Unterwegs blieb sie noch vor einem Fenster stehen und schaute auf die Mondnacht hinaus wie auf etwas Befreundetes und Verbündetes.

(Fortsetzung folgt)

Die Tropen

von Johannes V. Jensen

Schwierig, mit heiler Haut von Europa wegzukommen; jeder Ort, den man passiert, weckt Bündel von Ideenassoziationen, nach allen Richtungen und hinab in die Vergangenheit, mit Verzweigungen in mannigfache Sphären und Schichten; alles strömend und in Verwandlung und doch in einer Art Spannungsruhe, und alles unklar zu einem Problem sich formend, das bis auf weiteres als Unruhe und Bürde empfunden wird.

Europa gleicht einer Ansammlung von Hirnmasse auf dem Erdball, einem Berg aus der „grauen Rindensubstanz“ mit einem Gewirr von Millionen Kammern und Windungen, Zellen und Verbindungsnerven, die alte Welt. Eine achttägige Reise nach Westen, und da ist Amerika, ein Gehirnberg, ebenso kompliziert und mit Vitalität geladen, wenn auch auf eine andere Nuance gestimmt, der etwas lichtere Ton der neuen Welt, und doch dieselbe Art Kultur, dieselben Breitengrade, im wesentlichen dieselben Lebensbedingungen und dasselbe peinliche Problem. Auf dem Wege durch den Süden bilden immer noch Europa, einige der Wurzeln oder Gegensätze unsrer Zivilisation für uns eine Hemmung.

Aber die Tropen mußten etwas anderes sein, jenseits des Wendekreises des Krebses hört die Verwandtschaft auf, das ist weder eine alte noch eine neue, vielmehr eine andere Welt, hier wendet man, alles wird einfach und verläuft wieder in einer großen Linie, nicht wahr, die Wärme, die warmen Länder, ganze große Weltteile erschöpft in einem Rekord auf dem Thermometer! Wie einfach, wie unsere Väter freigebig dachten: also die Tropen, das war die gebefreudige Sonne, die alle Anstrengungen erspart, der Urwald, die Wiege der Schöpfung, wo man sich nach Gefallen wieder in die Wiege begeben kann, die Hängematte, die in Europa mit einem Stuhl an der Börse oder einem Idiotenplatz am Handgriff einer Maschine vertauscht worden ist, die Tropen, wo die nackten Unschuldzustände noch existieren. — O ja, die Tropen sind sehr anders.

Daß die Menschheit dort ihren Ursprung haben sollte, ist ja nicht einmal mehr wahr; jetzt sind alle sich darüber einig, daß der Mensch auf der nördlichen Halbkugel seinen Anfang genommen und die Entwicklung sich von Norden nach Süden bewegt hat. Es geschah daher in Übereinstimmung mit der neusten Wissenschaft, daß ich Europa mit mir schleppte, als ich nach den Tropen reiste — es war von vornherein da.

Indes, was einen weißen Mann daheim beschäftigt, erfährt eigentümliche Verschiebungen in der Tropenluft, stellt sich in neue Winkel zum Gesichtskreis wie die Sternbilder am äquatorialen Himmel. Eine gewisse elemen-

tare Einwirkung lockert die ererbten Grundwerte in der Seele. Man kann verödeter aus den Tropen kommen, als man hinreiste, erloschen, ohne es recht zu wissen, wie es so vielen widerfährt, man kennt die Physiognomie; die ganze Basis des weißen Mannes kann einem unter den Füßen weggeschlagen werden, der reine Tropenkoller, wofür man gleichfalls Beispiele hat. Aber man kann auch da draußen in der Seele gesunden, auf umgekehrtem Wege nämlich, durch ein kräftiges, wutähnliches Heimweh nach dem Norden. So ist es mir zweimal ergangen.

Weil ich dabei bin: der Osten, dieser Vergleichszustand, in den man gerät, wenn man China bereist und sich einer Luft aussetzt, die anfangs unsrer Kultur gänzlich fern, die urverschieden von ihr ist, weder auf der einen noch der andern Seite des Gleichheitszeichens liegt, einer ganz andern geistigen Mathematik, der Osten hat einen noch stärkern, fast auflösenden Einfluß auf den Sinn des denkenden Europäers; hier lassen sich die Probleme, die man von Hause mit sich trägt, nicht einmal als Wechselgeld verwenden, sie müssen kassiert und durch inländische ersetzt werden, bis man hindurch ist und wieder sein eignes Münzsystem anwenden kann; der Grund dafür, daß China, überhaupt die mongolische Psyche, den Europäer so fundamental beunruhigt. Ein jeder, der in China war, wird dieses Weichen der Seelenwände kennen, das bewirkt, daß man dort nicht leben zu können meint — und das einen widerstandslos wieder nach China zurücktreibt, wenn man erst einmal da war! Des weißen Mannes Seele, die ihm selber weniger bekannt ist, als er glaubt, durchläuft in den Tropen ein Stadium der Aufregung und Leere; in China stirbt sie einfach hin. Und ersteht sie wieder, so geschieht es in neuer, unkenntlicher, entblößter und notdürftiger Form, eine Metamorphose, wo der befreite Geist im Gegensatz zur üblichen Vorstellung weniger sublim und verklärt ist als sein „zerbrochner Ton". Die Aufgabe für den Reisenden in China besteht darin, Identität zu suchen, wo sich anscheinend keinerlei Ähnlichkeiten finden. Aber das bildet ein folgendes Kapitel.

Die Fahrt auf den Äquator zu, die erste Begegnung mit den Tropen übt eine alte musikalische Stimmungsmacht auf das Gemüt aus, die ihren Reiz behält, auch wenn es die Spannung in dem abenteuerhungrigen Schifferstil der Alten nicht mehr gibt. Jede palmengrüne Küste winkte den Alten als Eldorado, bis sie an Land gewesen und von den Eingebornen geschlachtet worden waren oder diese ihrerseits zur Ehre Gottes gebrüht hatten; wir wissen recht gut, daß wir nach Singapore kommen, da das die Route des Schiffes ist, und daß der hindugeborne Wechsler und der Chinesenschneider uns dort winken und uns aussaugen werden, wenn nicht wir sie anführen. Bei alledem sind die See und der Tropenhimmel, der grüne Willkomm der ersten Inseln im Meere, wohl eigentlich beständig die

gleichen, wenn man sehen will, was man sieht. Der erste Eindruck, der Lokalduft, ist stets neu, auch wenn man schon früher in den Tropen gewesen ist; es liegt etwas darin, gerade wie in der Liebe, das sich nicht im Gedächtnis festhalten läßt. Eine Wiederholung, aber ebenso heiß und wie ich glaube echter als das erstemal, war die Bewegung, als ich die purpurfarbnen Küsten von Malakka wiedersah.

Gegen Ende Dezember, während man in Europa die kürzesten Tage des Jahres hat und die Natur dort total eingeschlummert ist, fuhren wir durch die Malakkastraße, und uns empfingen die Badestubenhitze, das Tropenlicht und die wilden, seltsam lebenden Wolken dieser Zone. Die Malakkastraße bereitet meist einen heftigen Empfang, hier sind Vulkane auf beiden Seiten, die Strömung in der Straße verändert sich unaufhörlich nach den Erdbeben, hier gehn oft Wasserhosen und Taifune, Gewitter gibt es hier das ganze Jahr hindurch. Man hat wirklich den Eindruck eines Klimas, das einer vorhistorischen Erdperiode angehört.

Jetzt in der Monsunzeit hängt die Straße voll zorniger Regenschauer. Wir, die wir jetzt zwei, drei Wochen lang den Monsun gegen uns gehabt haben, den ununterbrochnen strengen Ostwind, der oft Tag und Nacht unaufhörlich aus einer klaren Himmelsecke wehte, bis man nicht begriff, woher all die Menge Wind komme, wir haben jetzt das Gefühl, als wären wir unmittelbar in das Herz seines Entstehungsortes gelangt. Während Sumatra in Sicht ist, haben wir am Morgen kolossale Regengüsse, und der Wind springt auf der See nach allen Richtungen, manchmal kommt er direkt vom Zenith und fällt wie eine Bombe aufs Meer, zerstreut Wellen und Schaum nach allen Seiten. Das Wasser peitscht die Wogen, so daß sie ganz flach werden und kaum vorwärts können, es braust gerade aufs Deck herab. In den Regenschauern müssen wir mit der Dampfpfeife tuten und mit halber Kraft fahren, so dicht schließen sie uns ein, wie in eine Zelle von Regen. Der Himmel sieht bunt und fahl zwischen den Schauern aus, mit finstern und dampfweißen zerfetzten Wolken durcheinander, unheimlich lebendigen Wolken, die am Himmel spazieren; das Ganze erinnert an einen kochenden Kessel.

Eine große Insel nach der andern taucht aus den Dampfwolken vorn auf, gekrönt mit Tropenwald bis zum Gipfel, wo die Wolken festhängen; drüben über Sumatra mischt sich der Himmel in schönen Farben über fernen Bergen. Dort liegt Sonnenschein auf smaragdgrünen Flecken der Landschaft, endlosen Plantagen, und anderswo schwarze Regenschauer; reiner hellblauer Himmel und meilenweite Gewitterwolken mit Finsternis und Blitzen wechseln über Sumatra, dessen Berggipfel von leuchtenden weißen Dampfmassen verborgen sind, die wie ewiger Schnee aussehn; und das Ganze verändert sich, während man es betrachtet, die Wolken wallen, der Himmel gebiert

und gebiert von neuem, es ist wie eine große Schlacht, die zwischen Himmel und Meer stattfindet.

Die See ist neblig grün wie Nephrit, schon getrübt durch die Nähe des großen Tropenarchipels, fliegende Fische schlagen auf und spielen in dem nassen Licht mit feinen, metallglänzenden Häutchen auf den Flügeln. Eine Libelle kommt an Bord, der erste Bote vom Lande, sie ist in einem Schauer naß geworden und setzt sich aufs Schiff, um zu trocknen, ganz müde, so daß sie sich berühren läßt, ohne davonzufliegen; doch als sie zu Kräften gekommen ist, fliegt sie wieder auf und steht einen Augenblick über dem Schiff wie ein kleiner Zweidecker, der schnell über die See hin verschwindet. Was hat sie mit all ihren vielen Augen gesehn, was weiß sie von der Insel, wo sie einen Besuch abstattete, und wo man sie an den Flügeln riß, sie aber sitzen ließ, als sie die Beine einschlug und standhielt? O, sie hat natürlich genau so viel von dem Schiff gesehn, wie da ist, für sie nämlich, dasselbe, was wir sehen, vielmehr nur einen Teil davon und wohl in anderm Maßstab; und was das betrifft, daß man sie sitzen lassen mußte, so geschah das natürlich, weil sie die Stärkere war. Gehörige Beinkräfte hatte sie, das mußte man ihr lassen.

Meist ist es bedeckt, keine Sonne, aber ein stark blendender Glanz auf der Wolkenschicht, da wo die Sonne hinter dem Weiß steht. Die Wolkenhauben auf dem Gipfel von Sumatras Bergen sind schaumweiß, all dieser Dampf in der Atmosphäre führt die Gedanken auf die Kohlenperiode hin; die fernen Wolkengipfel auf den Bergen sind ein wenig beiseite gezogen von einem Winde, der da oben in einer andern Himmelsgegend geht, sie geben einem gleichsam das Gefühl, als betrachtete man etwas, das eigentlich in einer Jahrtausende zurückliegenden Zeit vorginge.

Im Lauf des Tages kommt die Sonne. Wir haben 29 Grad, das ist ja kein hoher Wärmegrad, und es weht eine schöne Brise. Vorn blaue Gewitterwolken, aus denen es poltert und droht. Es kommt wie eine Mauer von Wasser über uns, Blitze ins Meer hinab und kurze eigentümlich schwache Krachlaute, als ob die Akustik nicht gut wäre in all dem Wasser, das da niedersaust. Am Abend umwölkt, hinter uns Blitze von Sumatra her und vorn in der Straße Blitze, Meerleuchten, gewaltige kurze Regenschauer prasseln im Dunkel aufs Deck, der ganze Horizont steht in Blitzen, als ob die Nacht die Zähne zeigte.

Näher nach der Malakkaküste hin nimmt das Wasser eine noch mattere graugrüne Farbe an, wie Malachit oder Jade, es ist ganz dick von all dem aufgeschlämmten Stoff, der vom Lande ausgeflossen ist. Das Wetter wird intensiv sommerlich, mit heißer Sonne und einem von den weißesten Wolken belagerten Horizont, darüber ist das Himmelsblau von noch dünnerer Farbe als im Orient, fast unmerklich hellblau und von unfaßbarer Tiefe; aber die

Küsten und Schären, die wir vorn in dem jadegrünen Wasser sehen, sind von stark purpurdunkler Farbe; das sind die Farben von Malakka. Feuer sprüht in langsamen Reflexen von den Wellen, es ist ganz ruhig und wird bald völlig windstill. Die See schwillt auf und nieder in großen blanken Flächen mit Spiegelmustern von den seidenfeinen Wolken. Baumstücke, Gras und unbestimmbare Dinge treiben im Strom, sind im Augenblick vorüber und achterwärts. Die Geschwindigkeit des Schiffes bewirkt es, aber es sieht aus, als wanderte die See mit reißender Strömung, als wären wir auf einem ungeheuern Flusse. Ein ganzes Palmenblatt schwimmt im Meer, mehrere Meter lang, und weckt vage Vorstellungen einer riesenhaften Vegetation, eines Brobdingnag dort, woher es kommt. Etwas bricht die Wasserfläche dicht am Schiff, etwas, das lautlos in dem ölartigen Wasser gleitet und fort ist, bevor man erkennt, was es ist — Delphine, Haie? Über was für Ungeheuern brütet die See?

Dieses Wetter dauert nicht an, vorn fängt es über der Malakkaküste an unheimlich blau zu werden, wir fahren in ein Unwetter hinein. Der Regenschauer nähert sich wie eine Mänade mit grauem, wirrem Haar, im Nu kräuselt sich das Wasser, eine Verfinsterung wie bei einem Schneegestöber bricht herein, und der Regen wirbelt über dem Schiff, es läutet auf der Kommandobrücke, halbe Kraft, und wir liegen und treten die See mit Schäumen und Dampfpfeifengebrüll in jeder Minute wie ein Meeresungeheuer, das in Not ist.

Als der Regen nachläßt, liegt da vorn gegen die schrägen Regenkulissen eine Dschonke mit schwankenden Segeln, der erste Chinese, den wir auf der Reise sehn. Später gibt es genug von ihnen, aber der erste, den man sieht, wirkt wie ein schöner dunkler Ton in der Seele. Die altmodisch gebauten chinesischen Schiffe erinnern ganz an die Karavellen des Mittelalters mit den hohen Achterkastellen; der Regenschauer ist wie ein aufgehender Vorhang, und dort gerade vor uns haben wir ja Santa Maria, den fliegenden Holländer; ja, sagte ich es nicht, der Strom hier geht ja ganz wie eine große Flußmündung, der Orinoko, und das vorüberschwimmende Palmenblatt, ich hatte doch recht, obwohl ich es nicht zu sagen wagte, kam von einer Fabelküste. O Kolumbus!

Die Dschonke treibt näher, in der Dünung wunderlich umhergeschleudert und taumelnd mit ihrem losen Mast, das verkehrte Ende gegen das Wetter, und jetzt sehen wir, daß die Besatzung einfach reitet und das Fahrzeug sich selber überläßt, solange es dauert; das ist nun einmal ihre Navigation. Es sind einige wenige Chinesen an Bord, in den üblichen verwaschnen indigoblauen Gewändern und von dem gewöhnlichen klassischen Chinesentypus; nichts unterscheidet den Seemann von den übrigen Chinesen, sie sind und bleiben dieselben, was sie auch treiben, und wo man sie trifft. Hat man lange keine

Chinesen gesehn, so ist es auffällig, wie die Physiognomie mit der eingesunknen Nase und den flachen, knochigen Zügen die Gedanken auf den Tod hinlenkt, auf den Knochenmann; insoweit paßte die Besatzung gut zu dem Fahrzeug, das in seinem verfallnen und hinkenden Zustand, zusammengestapelt aus altem, morschem Holz und Pflöcken, sehr gut als Todessegler gelten konnte. Die Segel, die durch lange Bambusrippen ausgebreitet gehalten wurden, glichen Fledermausflügeln oder mehr noch den Flossen eines Fisches, das Ganze in altertümlichen braunen und mausgrauen Farben gehalten; vorn an dem niedrigen, vollkommen platten Bug hatte das Fahrzeug „Augen".

Das war unsre erste Begegnung mit China. Ich grübelte einen Augenblick darüber, worin am meisten Wahrheit sei, in der Kolumbusmythe, von der ich mich so schwer fernhalten kann, oder in diesem Segler aus unsrer eignen Zeit mit seiner an den Klabautermann erinnernden Besatzung.

Einige Stunden später, als es dunkel geworden ist und an der Küste ein Blinkfeuer über einer langen Reihe von Feuerpunkten steht, Penang, rieche ich Land, einen würzigen, warmen Hauch, der von Menschen spricht. Nichts ist so primitiv ergreifend wie der erste Tropenduft, der einen draußen auf dem Meere trifft. Es riecht nach Feuern, verbranntem Reisig oder Laub, und nach irgend etwas fast Unmerkbarem, Körperwärme, Dünger; man erkennt Bewohntheit darin, es ist der Duft, der den Menschen umgibt. Auf Ceylon verbrennt man Abfälle des Zimtbaums, daß es bis weit aufs Meer hin zu spüren ist, es ist genau der gleiche Duft wie von den Räuchergefäßen in den großen katholischen Kirchen in Europa, und jetzt begreift man zum erstenmal den Katholizismus!

Es liegt doch ein langer, zuverlässiger Zusammenhang in der menschlichen Natur! Ich kaufte auf Ceylon einen Zimtstock; wenn man etwas auf der Rinde kratzt, duftet er schwach, aber sehr deutlich nach Orgelmusik. Es gibt eine Sage von einem nordischen Großkaufmann aus dem Mittelalter, der den Kamin mit Zimt heizte, als er den König zu Gaste hatte; ist das nicht die ganze Renaissance, meinte er es nicht gut, war das nicht ein einfältiger, sinnreicher Mann, der seinem Herrn das beste Rauchopfer gönnte, das sich beschaffen ließ? Zimt — ist das nicht an sich das köstlichste Wort in der Welt? Der kleine Bauernkrämer im Dorfe, welche Schätze besaß er nicht in seinem riechenden Keller: Feigenmatten, Kardamom, finnischen Teer, Tran, die ganze seltsame Welt!

In Penang und Singapore trifft man auch sofort einen andern Geruch, den spezifischen Geruch Chinas, eine starke und schwere, von vornherein sättigende Luft, von angebranntem Fett, das Aroma des gelben Mannes; es ruft den Osten bis nach Peking hin ins Gedächtnis zurück; ich denke, er ist verwandt mit dem Duft der homerischen Hekatomben. Die Mangostane

essen wir das erstemal wieder in Penang. Wie sonnig wird es einem im Gemüt beim erneuten Genuß der delikaten Frucht, die ihren Wein unter einer Schale verbirgt, die von Schwefel und Galle durchdrungen ist und das Messer kohlschwarz macht.

Durionen! Dieser paradiesischen Frucht begegnete ich zum erstenmal wieder in Penang, wo die farbigen Kohlentrimmer unten auf dem Deck saßen und eine verzehrten, und wie mit einem schwindelnden Schlage hatte ich die ganzen Dschungeln vor mir. Die Durionenfrucht riecht durchdringend wie Zwiebel, Kampfer und bittre Mandeln, es läßt sich aber natürlich nicht beschreiben. Ein einziger Baum genügt, den Wald in meilenweitem Umkreis zu parfümieren. Es ist der Lokalduft der Tropen. Ein leichter Duriohauch in der ewig sommerlichen Luft von einem Baum in der Nachbarschaft und dazu das weiche Krähen der Turteltaube in einem Pisangwäldchen hinter Palmen, das ist das Kampong, das malaiische Dorf, das sind die Dschungeln, das ist Malakka und Java, ganz Hinterindien. Ist je das Paradies auf Erden gewesen, dann ist Durio der Baum des Lebens. Esset nicht davon! Ohne allen Zweifel ist es der Baum der Erkenntnis von Gut und Böse, mögen Eingeborne und andre gefallne Adamssöhne davon essen. Durio ist reiner Hauch und kein Nahrungsmittel; ich will selbst mit dabei sein, mich mit einem flammenden Schwerte in der Hand aufstellen und einen jeden fortweisen, der in den Mund steckt, was von Gottes Hand ein Duft und ein Reichtum in der Seele ist. — Im übrigen schmecken Durionen wie Seife; man kann über die interessante Frucht zuverlässige botanische Aufschlüsse aus den Notizen über eine Expedition nach Birubunga einholen, die ich vor zehn Jahren machte.

Hier entgeht mir etwas Schönes und Wertvolles, etwas, das inmitten der ordinärsten Wirklichkeit sublim ist; es tut mir leid, leichtfertig gewesen zu sein, anstatt das Unsagbare zu zwingen, Form anzunehmen. Und nun bin ich weitläufig, das was ein Duft gerade nicht ist, er entblößt Welten wie ein Blitz.

Hinreißend war es, wieder die Tropenatmosphäre zu spüren, das Bukett von Singapore, das gemischt ist aus Feuchtigkeitnuancen, aller Völker Küche und dem Rauch der Abfallfeuer, die am Abend auf den Straßen schwelen; die Betten mit dem Moskitonetz darum, die wie Nebel riechen und von innen wie ein russisches Dampfbad aussehen, dem sie auch in andrer Hinsicht gleichen; das erste Bad auf Tropenart wieder auf dem Ziegelboden in der Dunkelheit unterm Hause, wo man aus einem Behälter mit einem kleinen Eimer Wasser über sich gießt — in alten Tagen war er geschickt und mit dem Geschmack wilder Völker aus einem Palmenblatt gemacht, jetzt ist er aus Blech, hat aber in einer Art Atavismus die Form behalten — das Wasser ist weich und mit üppigem Erdaroma gesättigt,

unendlich träger Frische und Süßigkeit; durch diese Lauge wird die Fruchtbarkeit in den Tropen genährt. Der Regen in Singapore, es war gerade im Herzen der Regenzeit mit fast ununterbrochnen kolossalen Regengüssen, es regnete wie auf den alten Bildern von der Sintflut, wo man die Luft wie eine Schleuse über der Arche Noä schraffiert sieht. Die Straßen um Tanjong Pagar waren überschwemmt, den Rikschakulis reichte es bis mitten auf den Schenkel, und das Wasser war kupferfarben von Singapores roter Erde, die auch weithin in den Hafen geflossen war und sich in blaßroten Gürteln mit dem lebhaft grünspanfarbenen Seewasser vermischt hatte. Des Nachts im Schlafe hörte man die Regenschauer sich mit ertrinkendem Rauschen auf das Hotel stürzen.

Trotz dem Regen war es natürlich sehr heiß und die Atmosphäre dazu so mit Feuchtigkeit übersättigt, daß man hätte glauben sollen, einem Licht würde das Brennen schwer fallen. In den Pausen ist es still und naß, heiß und bedeckt ohne Sonne, eine dunkle und betrübte Luft, in der die Bäume neue hellgrüne Triebe zwischen dem alten Laub bekommen, hier ist es Frühling und Herbst zu gleicher Zeit oder keins von beiden; die Akazien von Singapore entfalten an der einen Seite der Krone große neue Blüten, rot wie Hahnenkämme und lassen an der andern schwarze, verkohlte Schoten wie alte Säbelscheiden herabhängen.

Wie schwellend die Vegetation ist, fast unheimlich üppig; es ist, als wäre man in eine grüne Unterwelt gekommen, wo die Leidenschaften aller Gewächse in grüner Nacktheit entfesselt sind, allerorten kriechen dicke brünstige Stengel in die weißliche Luft auf, es sieht halb lebendig aus und gleicht einem Alp; an den Wegrändern vor der Stadt bildet die Mimose Rasen und steht mit roten Pompons, die an Klee erinnern, aber pflückt man eine davon, so verwelkt sie sofort, und in der Hand bleibt ein schlaffes Häufchen zurück, so gut wie nichts, es war alles Wasser; man glaubt, die Leiche eines Elfen in der Hand zu halten, denn die Mimose ist wie ein lebendes Wesen, wenn sie wächst. Die Vegetation in den Tropen ist über alle Grenzen, aber zart, noch in einer Kindheit der Gewächse, alles Wachsende saugt Muttermilch, hängt an den Eutern der Erde und des Regens, und es riecht wie nach Wickelkindern in dem Treibhausbrodem zwischen all den heißen Pflanzen.

Ich sah den Urwald und den Mangrove wieder. Seinerzeit waren auf der Singaporeinsel noch Urwaldreste, ich fuhr auf dem Rade auf den schmalen Wechseln umher und erschreckte die Affen; jetzt sind überall Plantagen, und man muß nach Johore hinauf, um zu primitivem Wald zu gelangen. Man benutzt den Zug und dann das Automobil, durch meilenweite Gummiplantagen; schließlich hielten wir und stiegen am Rande des hohen unberührten Dschungels aus, der gleichen gewaltigen Tropenwildnis, wie ich

sie seinerzeit von Tringganu her kannte. Jedes einzige Gewächs hier ist dem Europäer unbekannt, wenn er nicht gerade Botaniker oder Pflanzer ist.

Der tropische Urwald, die Dschungeln, gleicht einer kolossalen Matte, die die Erde deckt, bis hundert Fuß hoch, eine verworrne Masse von Sträuchern, Schlinggewächsen und Kriechpflanzen, die von hochstämmigen Riesen getragen werden; in der Farbe ist er ziemlich gleichförmig, olivendunkel, wo er nicht in einem weißlichen Dunst der wassergesättigten Atmosphäre und des grellen Tropenlichtes liegt. Farbenprächtige Blumen sieht man nur wenige, meist sind das die bleichen, ungesunden Orchideen; Waldboden existiert nicht.

Die Dschungeln haben ihren eignen düstern, fürchterlichen Reiz, ich will nicht versuchen, ihn zu schildern. Ich ging nicht hinein, denn da war nichts mehr für mich zu finden, aber als ich sie gesehn hatte, stieg ich unfroh ins Automobil und fuhr weg. Die Dschungeln der grünen Jahre wünsche ich nicht zurück, aber wer noch wild wüchse ...

Urwald und Notdurft! Man wächst, wie man will. Die Bäume lehren mich jetzt andre Dinge. Auf der Singaporeinsel und oben in Johore hat man einige von den Waldriesen geschont, sie stehn wie Landesmale auf den Höhen und ragen empor mit ihren vollkommen reinen, ranken Stämmen und einer kleinen Krone im Wipfel, sie lenken die Gedanken auf die Schraubenachse im Grunde eines Schiffes hin. Just so hoch mußten sie empor, damit die Krone aus den Dschungeln hinauf in Licht und Luft reichte; die Entwicklung hat einen solchen Stamm in sich. Einsame Bäume werden wieder zu Sträuchern. Nur der Wald, der Trieb der Vielen zum Licht, veranlaßt die Pflanze, in die Höhe zu bauen, Stamm und Zweige sind Träger des Laubes, das der Ernährung dient, damit der Baum blühen kann. Wäre die Eiche nicht ein geselliger Baum, so würde sie heutigentags ein Kraut auf der Erde sein, dasselbe, das noch in den Blüten der Eiche zu erkennen ist. Wenn man grün ist, will man sofort einzig sein und nicht seinesgleichen haben, man weiß aber nicht, daß man verschiedne Jahresringe um die Seele legen und hart im Kernholz werden muß, bevor man blühen kann. Stamm, Gerüst muß sein. Darum braucht man ja nicht in lauter Stengel aufzuschießen, und auch die Entwicklung ist nicht lauter Brennholz.

Der Mangrove — ja, nun geht die Johore-Bahn über den sumpfigen Küstengürtel hin, der auf der Nordseite der Insel Singapore an die Straße stößt, der Ebbe- und Flutgürtel, wo das Mangrovegestrüpp bald trocken steht, bald wie ein ertrunkner Wald ist. Die Bäume wachsen in der Luft, auf der Erde und im Wasser, es mag salzig oder süß sein. Die Wurzeln hängen in der Luft und brechen wie Tropfsteingebilde aus dem schlammigen Boden hervor. Hier ist ein eigentümliches Tierleben, das uns einen Schauder

über den Rücken jagt; der von Morast und Fäulnis kohlschwarze Boden ist fast eine einzige lebende Masse, durchlöchert von Krabben, Würmern und Muscheln; es sintert, kribbelt, schmatzt, lutscht und kocht leise in der Erdrinde in der Tropenhitze, es ißt und wächst, und wonach riecht es hier!

Ein eigenartiges Gas entsteigt dieser schwarzen lebenden Rinde, ein Geruch nach Protoplasma und Magensäure, nach gärendem Morast, lauwarmem Brackwasser und geilen Pflanzenstengeln, nach Schlamm und Lurchen. Hier leben all die Tiere, die man die niedern zu nennen pflegt, über-, zwischen und voneinander; ein gegenseitiger hitziger Ausrottungskrieg bewirkt, daß alle vortrefflich gedeihen, hier blüht die Fortpflanzung, hier flüstert und murmelt es sonderbar, treibt Blasen, wallt und schnalzt leise und eigentümlich, die Krabben knipsen mit den Kieferfüßen — es ist eine entsetzliche Stadt.

Alles Lebende hat hier in der brackischen Zone zwischen Ebbe und Flut begonnen. Periophthalmus, ein Fisch, der dem menschlichen Stammbaum nahesteht, lebt hier. Als ich früher hier war und im Mangrovewald auf Wildschweine wartete, schloß ich gute Bekanntschaft mit ihm, obwohl ich damals noch nichts von ihm gehört hatte. Er machte sich selbst mit mir bekannt; es ist der einzige neugierige Fisch, den ich getroffen habe. Und nicht wahr, Neugier ist ja eben des Menschen Beginn. Der Periophthalmus ist neugierig.

Während ich ruhig stand und die Pfade zwischen den schwarzen Baumwurzeln belauerte, von wo die Schweine möglicherweise den Strand aufsuchen würden, wenn die Treiber sie aus den Dschungeln getrieben hatten, wurde ich auf einen kleinen Fisch aufmerksam, nicht mehr als fingerlang und glänzend wie eine Messerklinge, der in auffälliger Weise Aufstellung vor mir genommen hatte. Er hatte oben auf dem Kopf zwei große Augen, mit denen er mich fixierte, und das Seltsame war, daß er sich völlig still verhielt, sooft ich ihn ansah, aber näher gekommen war, wenn ich wieder nach ihm schaute. Das gefiel mir nicht, denn es war zwar ein kleiner Fisch, aber es gefiel mir nicht.

Um ihn auf die Probe zu stellen unterließ ich es längere Zeit, ihn zu betrachten, und als ich mich endlich wieder nach ihm umsah, saß er dicht vor meinem Stiefel und schaute zu mir auf mit diesen beiden Augen, die, wie ich nun obendrein bemerkte, im Kopfe beweglich waren, er verrückte erst das eine und dann das andre, während er mich einer Besichtigung unterzog, und nun sah ich auch, daß er eine Art von Vordergliedern hatte, denn er ging auf den Brustflossen. Aber nun wurde ich wütend und drohte ihm, und wupps war er mit drei, vier Sprüngen im Wasser. Es machte den Eindruck, als würfe er sich über den Boden weg, sich mehrmals überschlagend, bis er den Rand des Strandes erreichte und verschwand.

Kurz darauf war er wieder herausgeklettert! Ich sah ihn einige Zoll vom Wasserrande sitzen; sooft ich ihn beobachtete, saß er still wie ein Pflock,

sooft ich wieder hinsah, war er näher gekommen. Er war mir unheimlich, aber so ist dieser Fisch nun einmal. Er hat nicht genug an den Wundern des Meeres, er geht an Land und muß die Augen im Kopfe drehn und auch dort alles betrachten. Später schlug ich ihn in der Zoologie auf und sah nach, wie er hieß, Periophthalmus, der bewegliche Augen hat. Es ist ein Menschenfisch. Ich sah ihn im Mangrovewald wieder und drückte seine Flosse.

Die Korallenwelt sah ich wieder. Der Meeresboden rings um alle Singaporeinseln wird von lauter lebenden Korallen gebildet; auf sie hinabzusehen, wie sie in Marmorgärten und farbigen Tempeln auf dem Grunde des kristallklaren Wassers wachsen, ist ein ganzes Wunder für sich.

Die Kokospalme! Der meerliebende Baum, der oben ein grünes Zelt trägt und seine Wurzeln in die See taucht, dem Strande so nahe wie möglich, wie um eine Nuß in die Wellen fallen zu lassen, damit sie an eine öde Insel im Meere treibe und auch dort ein Baum werde. Die Kokospalme läßt einen an einen verwandelten Strauß denken.

Ja, so verhält es sich: der Strauß ist der hungrigste Vogel der Erde. Als Küken entlief er dem Wachstum und ist ein lang aufgeschossenes Küken geblieben mit Gelb in den Mundwinkeln und jugendlich flaumig, obwohl er mehrere Jahrmillionen auf dem Rücken hat und kahl, gerupft und grau geworden ist. Frühzeitig hat er den Gebrauch der Flügel durch Umhergaloppieren eingebüßt, um die ganze Welt zu distanzieren, die Zehen hat er sich bis auf die Schwielen abgelaufen in ewiger Rastlosigkeit und um als Nummer eins anzukommen; ein Nest baut er nicht, er ist heimatlos, immer auf der Wanderschaft, immer hungrig, seit Jahrtausenden hat er Steine gegessen und blieb gleich leer, nicht einmal die Federn durfte er behalten, Frauen schmücken sich mit ihnen; der Strauß ist der gerupfteste und bedürftigste Vogel der Erde.

Aber einmal als der Vogel, der kein Vogel mehr ist, in der Wüste auf einem Bein stand und schlummerte, während ein uralter Traum durch seinen Echsenkopf zog, von den Wäldern, aus denen auch er seinerzeit gekommen war, erbarmte der Regen sich seiner und regnete auf ihn, und da träumte er, er werde zu einer Palme. Das lange nackte Bein schlug Wurzel in der Erde und begann zu wachsen, wurde zu einem Stamm, und die Federn sammelten sich oben zu einer Krone von Blättern, einem grünen Zelt oben in der paradiesischen Luft, der Strauß ergrünte und wurde ein Baum. So entstand die Kokospalme.

Eines Morgens nach vieltägigen ununterbrochnen Regenschauern und Treibhausfinsternis ging die Wolkendecke auseinander in weiße Bruchstücke, und der dünne blaue Singaporehimmel kam zum Vorschein, endlich wurde es Sonnenschein. Dieser dünne blaue Himmel, der so unfaßbar

tief ist, und die musselinweißen Seidenwolken, das sind die Farben von Java. Ich nahm ein holländisches Schiff nach Batavia, bereiste ganz Java und kam dann nach Singapore zurück. Was ich dort eigentlich wollte? Singapore selber ist wohl aller Sehenswürdigkeiten im üblichen Sinne so ziemlich bar, architektonisch entsetzlich, ungastlich wie London und dazu provinziell, mit einer exotischen Verschlimmerung; selbst Ansässige in Singapore fragten mich mitleidig, was ich denn dort suche, wo niemand freiwillig lebe, wo alle Welt durchreise in dem frohen Bewußtsein, nie wieder dahin zurückzukehren.

Am Ende des vorigen Jahrhunderts, als ein Rest von Künstlern noch Italien aufsuchte und die Wege der Ästhetik sonst unweigerlich über Paris gingen, fuhr ich nach Düsseldorf und Essen, um Fabriken zu sehn, ein Stoff, der damals noch in Acht und Bann getan war als die verfluchte Quelle der Geistlosigkeit; ich reiste nach New York, dem anerkannten Tummelplatz der schlechten Späße und des pekuniären Spektakels, wo niemand Poesie finden zu können meinte; die Großstadt; derselbe Geschmack an den Brachfeldern, wo die Kultur noch nicht gesät hat, führte mich nach Singapore. Eine gewisse abenteuerliche Entdeckerlust war mit im Spiel, schon als Knabe verliebte ich mich in den bloßen entzückenden Namen Singapore.

Nach Vorderindien habe ich mich nie gewünscht, Natur und Bevölkerung sind hier in uralte unvermeidliche ästhetische Formen zusammengegossen, die mich nicht verlockt haben. Ich habe nie aus eignem Antrieb einen Tempel aufgesucht oder eine Schrift über Buddhismus gelesen, das Wesen des Hindus berührt nichts in meiner Einbildungskraft. Mein Schicksal führte mich nach Singapore. Dort stieß ich auf den Malaien und den Chinesen.

Mit Europas alten Kulturstädten gemessen, ist Singapore ganz sicher geisttötend. Ich liebe auch Singapore. Es ist der moralische Freihafen der Welt. In dieser Handels- und Durchgangsstadt leben an die fünfzig verschiedene Rassen und farbige Varietäten des Menschen, alle hier frei von Kaste, außer dem, was sie selber mit sich führen; alle Unterschiede des Ostens, ohne Ausnahme alle, sind hier aufgehoben. Es ist der Herd einer Vorurteilsfreiheit, deren Blüte die Welt noch nicht gesehn hat, aber sie wird sie zu sehen bekommen. Chinas Modernisierung hat eine tiefe Wurzel in Singapore.

Die Signalhöhe über der Stadt auf dem Forthügel mit dem Leuchtfeuer und dem hohen weißen Mast in der weißen Luft, mit allen möglichen Flaggen und Seezeichen geschmückt, erinnert durch seine Auftaklung noch an die großen alten vollgetakelten Fahrzeuge Englands; sie flaggt für persönliche Freiheit und freie Gemeinschaft in die Zukunft hinein. Die wun-

derbare, immer unruhig wogende, immer vom Südhimmel geblendete Reede liegt voll großer Dampfer, rings am Horizont hin, überseeische salzbereifte Fahrzeuge aus aller Herren Ländern, in einer Glorie der Tropensonne, umschwärmt von Steamlaunchs, Leichtern und Sampanen, dahinter die nebligen Inseln, im Profil von Palmen gezackt, es ist eine Reede, wo die Gegensätze sich treffen. Hier werden Völkerschaften ab- und aufgeladen, hier führt eine der Landstraßen der Geschichte; noch reist man vorbei, aber die Zukunft wird die Augen aufsperren!

Fährt man nach Tanjong Pagar hinein, so ist mit das erste, was man sieht, das Malaiendorf, das dicht vor Singapore liegt, ein kleines Dorf, halb im Wasser, aus palmenblättergedeckten, geflochtnen Häusern; es sieht aus, als wateten sie auf Stelzen an den Strand. Pfahlbauer wohnen hier, ein Urzeitvolk, und das Schiff hat kaum angelegt, als sie schon in ihren ausgehöhlten Baumstämmen herangepaddelt kommen und Zeichen machen, man solle Münzen auswerfen, damit sie ihre Tauchergeschicklichkeit zeigen können, indem sie sie heraufholen, bevor sie den Boden erreichen. Der Malaie ist ja nicht das, was man unter einem Wilden versteht; aber ein nackter farbiger Mann nur mit einem Lappen um die Lenden in einem primitiven Trog auf dem Wasser ist doch ein Anblick, der Eindruck macht, eine Farbe vom Morgen der Zeiten.

Die Malaien sind hübsche, unverdorbne Leute; selbst diese Stümper, die Kunststücke machen und zu essen dafür kriegen, die — drei, vier auf einmal — kopfüber mehrere Faden in das dicke Hafenwasser hinabgehn, um einen Cent zu holen, bewegen sich mit einem Adel, wie ihn nur Naturvölker und nicht einmal alle Naturvölker haben. Sieh, wie sie mit wenigen anmutigen Griffen des Fußblattes das Kanu leer schöpfen! Wollen sie stark zurudern, so fassen sie das Ruder in der Mitte mit dem einen nackten Fuß und benutzen ihn als Stützpunkt in Ermanglung von Ruderpflöcken im Kanu; sie spielen eine Art Polo mit einem Ball, der von Kanu zu Kanu geht, wobei sie ihn mit dem Ruder werfen und fangen, ein Spiel, das die höchste Feinheit von Auge und Hand erfordert. Ich hörte sie europäische Melodien pfeifen, stillos in ihrem Munde, aber vollkommen korrekt, auch das können sie. Der Malaie ist ein Wassermensch, die jungen Burschen gehn unten auf dem Grunde des Wassers umher und fischen Korallen herauf, mit denen sie übrigens in dem Pfahldorf Handel treiben; ich habe einen sechzigjährigen Alten mit weißen Haaren auf der Brust auf die Art fischen sehn, daß er ein rundes Netz, das am Rande beschwert war, von seinem Kanu auswarf, dann ruhig hinabtauchte und mit dem Fang in der Hand heraufkam.

Es existieren ausgezeichnete englische Werke über den Malaien und Malakka von englischen Schriftstellern, unter anderen von Frank Swettenham,

bis vor kurzem Gouverneur von Straits Settlements und langjährigem Erforscher malaiischer Sitte und Überlieferung.

Die ursprüngliche Bevölkerung in Singapore und auf der Malakkahalbinsel gilt als der richtige Malaie, als der Grundstamm; die übrigen malaiischen Völkerschaften außerhalb der Malakkahalbinsel, Javaner usw., sind entweder gemischte oder geschwächte Abarten. Am stärksten oder am meisten in die Augen fallend treten die Eigenschaften des Malaien vielleicht bei der Betrachtung desjenigen Elements hervor, das in die japanische Mischrasse eingeht, sicherlich hat das am meisten zu dem determinierten und mit so viel virilem Adel unterbauten Charakter des Japaners beigetragen; der Japaner hat seine Muskulatur vom Malaien. Gewisse Beobachtungen mit Bezug auf den malaiischen Typus lenken die Gedanken auf ein so fernes Volk wie die Wenden hin, möglicherweise hängen sie in einer vorhistorischen Zeit mit einem nördlichen Zweig mongoloider Urvölker zusammen. Anthropologen betrachten den Malaien als zum mongolischen Rassekörper gehörig. Manchmal erinnern sie physiognomisch auch an den Eskimo. Aber das sind Mutmaßungen, auf die ich in andrer Verbindung zurückkommen will.

Der Malaie, wie er augenblicklich in seinem Heimatlande auf der Halbinsel Malakka ist, zeigt eine ausgeprägte Tendenz in der Richtung, die man mit einem veralteten Begriff als Herrenkaste zu bezeichnen pflegt, was nichts andres bedeuten soll als die Lust ursprünglicher Naturen zu Unabhängigkeit und freier physischer Entfaltung; der Malaie ist dem Sport und dem Vegetieren auf seiner Erde ergeben, er will nicht „arbeiten". Zur Zeit findet ein Teil von denen, die Singapore aufgesucht haben, sich als Chauffeure zurecht, früher wurden sie Kutscher, wenn sie überhaupt etwas wurden; mit Pferden umzugehen paßte ihnen. Sie sind große Seeleute. Im Gegensatz zu den meisten Farbigen im Osten hat der Malaie Ehrbegriffe, er ersticht jemanden wegen einer Beleidigung. Die malaiischen Fürsten, die jetzt zu einem Bunde unter Englands Protektorat vereinigt sind, machen einen feinern und zivilisiertern Eindruck auf Porträten als z. B. die eingebornen, grotesken und mehr als halbwild aussehenden Hindufürsten. Der Typus ruft einem merkwürdigerweise Clemenceau ins Gedächtnis, der von „hunnischer" Abstammung sein soll.

Die malaiischen Frauen! Ich habe jütländische Bauernmädchen gekannt, die ihren Ausdruck hatten. Wie schön sie gehen! Ein paar buntscheckige Kattuntücher um den Leib geschlungen, in behaglich geblümten Mustern, die gleichfalls an den Geschmack der Bauern in alter Zeit erinnern, und einen ähnlichen leichten Stoff auf dem Kopfe, wandern sie dezent über die Straße von Singapore, mit anmutigem, urweiblichem Rhythmus in der Bewegung und ihrer ganzen geschmeidigen Haltung; mit den nackten Beinen und der

losen Kleidung sehen sie aus, als kämen sie gerade aus dem Bett und hätten sich in die Decke gehüllt und einen Kissenbezug züchtig über den Kopf geworfen. Die Malaiinnen aus vornehmer Familie, wie man sie drüben in Johore beobachten kann, haben die schönsten Gesichtsfarben, die ich je gesehen habe, Bernstein und Schiefer in unendlich feinen Schattierungen, veilchenblaue Lippen, wenn sie nicht ein wenig bemalt oder feuerrot von Betel sind, und die allerschönsten gelben und schwarzen Augen, flüchtig und üppig von Gestalt wie der dünne Tropenhimmel, der mehr Abgrund enthält als der Himmel irgendwo anders in der Welt. Die Malaiin ist schon sehr verfeinert, trägt hochhackige Pariserschuhe, was ihres Fußes wegen schade ist sie soll im Besitz von mehr als alltäglicher gesellschaftlicher Kultur und hochentwickeltem persönlichen Witz sein (Swettenham). Einst wird sie eine Gesellschaft im Osten prägen helfen, die ihren eigenen exotischen freigebornen Stil geschaffen hat, und von deren Geschmack und Gemütstiefe in der Liebe wir uns keinen Begriff machen können. Der Malaie ist keine aussterbende Rasse. Mit einer Selbstverständlichkeit, die einen stutzig macht, ergreift er das Moderne. In Johore sieht man junge Tungusöhne in voller Londoner Kleidung, die durchaus nicht lächerlich von der Physiognomie absticht, wie beim Neger, obwohl der Malaie in seinen Zügen noch kräftige Spuren des großen Affen trägt, von dem er abstammt; er hat von Natur Stil. Die bunte Gesichtsfarbe braucht kein deklassierender Stempel zu sein; zuweilen wirkt sie edler als des Europäers farblose Nacktheit im Gesicht.

Der Malaie geht mit. Und Singapore schreitet vorwärts. Ich erkenne es kaum wieder. Außer den Automobilen hat man sich hier seit damals eine Straßenbahn zugelegt; der Kondukteur, der ein Bengale oder Klingmann ist, tritt die Glocke vorn im Wagen mit seinem nackten Fuß, aber es klingt ebenso gut, dieser Laut auf der Straße macht alle Städte und Breitengrade gleich. Der billettierende Kondukteur ist ein Chinese; jeder findet in Singapore die Stellung, für die er sich eignet und die sich für ihn eignet.

Die Straßenbahn hat zwei Klassen, wir sind unter englischer Administration; vorn sitzt der weiße Mann und der Gemeine von den Kolonialtruppen in Kaki mit tätowierten Händen und kirschrotem Teint von den Tropen; daheim ist er der Abschaum Londons, hier rückt er an die Spitze der Straßenbahn, wie ein kleiner Herrgott, und der Chinese auf dem Sitz hinter ihm mit einem Bündel lebendigen Federviehs in der Hand, der Chetty, dessen schwarzbraune behaarte Glieder in wolkenweißen Musselin gehüllt sind und der auf der Stirn wie ein Grab geweißt ist, seine Kaste ist Wucher, der Tamule, der ungefähr nackt ist, der Armenier mit den bleifarbnen viereckigen Zügen, der große adlig aussehende Sikhmann mit den schwarzen Bartwülsten unter den Kiefern, Wächter im Osten und

sonst nichts als lang, der Parse, der Battak, der Paria, alle in sämtlichen Regenbogenfarben schillernden Völker des neuen Babylons müssen hinter ihm sitzen und sich des Zugwinds erfreuen, nachdem er den Wohlgeruch seiner kurzen Pfeife und seiner offenstehenden Poren mit sich geführt hat. Ihn zuhinterst auf die Sitze zu verweisen, wo er den gesamten reichen Ausdünstungen des Ostens ausgesetzt wäre, war ja doch auch nicht angängig.

Der allerniedrigste Heizer kann im Osten überall an Land gehn und sein Privilegium als weißer und unantastbarer Mann geltend machen; ein jeder denke sich dabei, was er vermag. Für eine sozialdemokratische Betrachtungsweise ist es natürlich zugleich empörend, die Rohheit der Oberklasse gegenüber armen Asiaten an den Tag zu legen, und ein Segen, daß der Proletarier endlich zu seinem Rechte kommt, als höheres, unfehlbares Wesen. Ich teile die in Europa gebräuchliche Majoritätsvergötterung nicht, die vor jedem Minimum von Kultur auf dem Bauche liegt, wenn nur der Inhaber unbemittelt ist; ein tiefstehender Europäer ist und bleibt ein tiefstehender Europäer; aber ich finde seine Klassenoberhoheit im Osten in der Ordnung. Hier suche ich mich an die Stelle des Kulis zu versetzen und mich naiv zu machen wie er, um zu verstehen, welche ungeheuere Reserve in den Ländern dort im Norden zugrunde liegt, von wo die Schiffe kommen; worin der Vorsprung besteht, der selbst dem geringsten dienenden Geist zu allerunterst im Schiffe den Charakter eines Gottes verleiht. Ist es das Schiff, das ihn stark macht, oder ist er es, der das Schiff so mächtig gemacht hat? Beides ist wechselweise richtig. Der Europäer hat die Technik geschaffen, und die Technik hat ihn geschaffen. Die gewaltige Flottendemonstration zugunsten des Friedens auf der Reede von Singapore unter der Glorie der Tropensonne, der Handelsverkehr, ist das Fortschrittspatent des weißen Mannes. Abgesehn von ästhetischen Begriffen sind die grobporige blonde Haut und die nordischen Augen ein Vorzug, der selbst den unwissendsten brutalen Seearbeiter, denn so muß es jetzt wohl heißen, zu einem Platze vorn im Straßenbahnwagen berechtigt; in seiner Natur liegen die Fähigkeiten verborgen, die die Straßenbahn geschaffen haben.

Eines Tages stand ich auf Johnsons Pier und sah mich dort um, wo Hunderte von exotischen Emigranten auf ihren Bündeln und Kampferholzkisten sitzen, während Steamlaunches anlegen und abfahren und die Sampane unten in der landeinwärts gehenden See waschen, eine Szene, die lebendig und reich an Perspektive ist wie auf dem Battery Place in New York, aber in ganz anderm, wildfremdem und primitivem Stil, die Farben der Bibel in moderner Einrahmung; eine Besatzung Matrosen ging an Land, einige von ihnen in großen Seestiefeln und Wolljacke, andre in Überziehern und nackten Beinen, Schiffbrüchige, die, wie ich erfuhr, vor einigen

Tagen auf einer kleinen öden Insel draußen in der Straße Schiffbruch erlitten hatten und nun an Land gebracht wurden.

Es war eine traurige Schar, sie hatten alles außer dem nackten Leben eingebüßt, und auch dieses war bedroht gewesen, einigen von ihnen waren die Augen noch fahl vom Anblick des Todes. Es waren Russen, ungeschlachte, halb tierisch aussehende Personen, aber einer von ihnen war von rein nordischem Typus, Livländer vermutlich, der ungeschlachteste, gewalttätigste Kerl, den ich je gesehn habe, und doppelt imponierend auf dem Hintergrunde der schmächtigen, schleichenden Chinesen und Hindu, die zusammenströmten, um die Schiffbrüchigen zu sehen; mit seinen herkulischen Schultern ragte er auf, groß und schwer wie ein Ochs, tätowiert, mit niedriger Stirn, über die eine blonde Raufbruderlocke bis auf die Braue herabhing, rank wie ein Mastbaum und mit hellen, den Tod verachtenden Augen, Heizer, nach den mit Kohle und Öl imprägnierten, sommersprossigen und mit roten Borsten versehenen Vordergliedmaßen zu urteilen, für die es keine Handschuhnummer gab, offenbar ein bestialischem Zechgelage und Unfug ergebener Unbändiger, dem das Meer einmal einen Denkzettel erteilt, der aber nichts zu verlieren gehabt hatte. Der Trupp marschierte in die Stadt, geführt von einem vorsichtigen farbigen Schichter, und an der Spitze ging der blonde Entsetzliche, den Blick aus den kleinen hellen Wildschweinsaugen rings auf die Umgebung gerichtet, als ob er alle diese Herrlichkeiten ohne Kopfschmerzen in Besitz nähme.

Niemand hätte dieser „blonden Bestie" von der See Beachtung geschenkt, wenn man ihn nicht auf Johnsons Pier gesehen hätte. Er hatte das Recht, wie ein König an Land zu gehen, denn er **allein** war imstande, die ganze europäische Zivilisation von Grund aus wiederzuschaffen, wenn er isoliert wurde! Er, dem nur die Hemmung fehlt . . . und dann ein einziges Weib, mit dem auf dem Rücken er natürlich an Land schwimmen würde, zu der öden Insel, wenn das Schiff unterging . . . ohne Hilfsmittel irgendwelcher Art, nur die beiden mit den nackten Fäusten und der Aufgabe vor sich, das ganze Dasein ins Leben zu rufen . . . aber es dürfte keine südländische Insel sein, wo die Brotfrucht sich auf einem Präsentierteller aus Blättern von einem Baume herabsenkt, und wo die Palmen von selber ihre Zelte zur Erde hinabbiegen, als Hängematten für die beiden Neugeschaffnen; es müßte eine Insel im Norden sein, wo ein Schneesturm sie mit offnen Armen empfinge und eine Schar Wölfe sich erböte, die Ernährungsfrage auf sie selbst sättigende Art zu lösen . . . Hier würde sich dann der anschlägige Kopf erweisen, die Reserve, der Vorzug; der rohe Heizer würde emporgezwungen werden durch alle Anfangsgründe der Technik und des Kampfes ums Dasein . . . welch ein Held für eine moderne Robinsonade! Aber warum die Geschichte der Entwicklung in einem

andern dichterischen Durchschnitt sehn, als ihn die Wirklichkeit selber und unsre eigne Zeit bieten? Ich habe das an andrer Stelle versucht, wurde aber nicht gesättigt, mußte mitten darin emportauchen, um Luft zu bekommen: Chicago. Der große Heizer ist wohl auch nicht einmal ein Kronprätendent, obwohl er auf derselben Entwicklungsstufe steht wie die, die es gewesen sind, sein Niveau ist dem des Regner Lodbrog ähnlich, aber behaftet mit einem unheilbaren Anachronismus. Ihm wird auf dem russischen Konsulat der fürstliche Empfang zuteil werden, der ihm gebührt, und später einmal erwartet ihn der Abschluß seines wirklichen Romans in den Hafenstraßen von Liverpool, wo er von einer Abteilung von Schutzleuten mit Knüppeln zu Tode geschlagen werden wird. Aber er ist ein weißer Mann; weder der Paria noch der Brahmane, die die Gaben der Technik hinnehmen, ohne selber zur Entwicklung mit etwas anderm beigetragen zu haben als mit Kastenwesen und einem verkohlten Untätigkeitsideal, dem Nirwana, sowie einem Gotte für die Trägheit, verdient es bis auf weiteres, seinen Rang zu erhalten.

Johnsons Pier! Auf dieser Landungsbrücke der Völker, wo der Orient sich entfaltet, mit der Stadt auf der einen Seite, mit den hohen, in barschem, nacktem Stil gehaltnen Schiffskontoren und Banken und dem gewaltigen Ring von Schiffen, die die Reede belagern, auf der andern Seite, bringe ich meine Vormittagsstunden zu. Ich stehe und blicke in das nephritgrüne dicke Wasser hinab, darin chinesische Zeitungen, Durionenschalen und vieles andre umhertreiben . . . und plötzlich ist es, als hätte ich gesehen, wie etwas, das wohl einem Spazierstock ähnlich sein mochte, senkrecht zu der Wasserfläche stand, aber nein, das kann nicht richtig sein, es ist nichts zu sehen. Ich gebe nun acht, und kurz darauf ist der Stock wirklich wieder da, etwas weiter weg, in rascher Windung nach der Wasserfläche hin, die Spitze einen Augenblick darüber herausragend, und in rascher Windung ist das Ding von dem dicken grünen Wasser wieder wie weggezaubert. Ich habe es später wiedergesehn, es war eine Wasserschlange, die von Zeit zu Zeit hinauf mußte, um ihren kleinen Mundvoll Luft zu kriegen. Sie ging ihren Geschäften nach, während der Orient und das zwanzigste Jahrhundert über dem Dache ihrer Welt hinspukten. Ich habe sie mir notiert, auch sie war etwas für mich, in den Vormittagsstunden, wo ich auf Johnsons Pier, von zu vielen Menschen umgeben und doch sehr allein, Luft schnappte. Wo ist mein Element?

Die Straßenbahn ist nicht das einzige Neue in Singapore, das Hotel, das früher ein amüsanter alter Kasten im Superkargo-Stil war, mit einer schönen Riesenakazie davor und Fakiren, die Brillenschlangen unten auf der Erde vor der Veranda beschworen, ist zu einer kahlen internationalen Affäre geworden von dem üblichen Typ mit Lift und allen Bequemlichkeiten,

aber leider ohne Gastfreiheit. Die Gecko, die früher gemütlich unter den Zimmerdecken schmatzten, sind in die Wirtschaftshäuser verwiesen worden und schmatzen nicht mehr; statt dessen gibt es jetzt hier zur Table d'hote ein europäisches Orchester. Zugleich ist die Akazie gefällt worden. Ja, man hat doch Takt, man ist musikalisch, läßt einen schönen Baum nicht stehen, wenn man Musik einführt in Messingbehältern und in großen Kisten, denen man sie entlockt, indem man auf ihre Zähne hämmert. In den Pausen, wenn das Orchester die Luft nicht schändet, wird oben in den Etagen an mehreren Stellen zugleich geflügelt und geschrien von Europäerinnen, die nicht einmal durch Reisen von Brusttönen geheilt werden können. Ah, hier haben wir die Heldin, die mir vorhin für meine moderne Robinsonade fehlte. Solch eine Flügelseele muß es sein, die Schiffbruch erleidet und zusammen mit dem Heizer auf eine öde Insel verschlagen wird, sie können ja auf dem Schiffsflügel an Land treiben, der bei dieser Gelegenheit Nutzen stiftet, aber rostige Saiten bekommt, ein tiefes, gutes Motiv, und wenn sie dann an Land gekommen sind, soll sie meiner Seel arbeiten und leben lernen.

Singapore wie übrigens der ganze Osten steht im Zeichen des Grammophons, besonders der Chinese liebt es. Aber er füllt seine eigne Musik in den Trichter. Jeden Abend zur Katzenkonzertstunde kräht das Grammophon aus den kobaltblauen Häusern des Chinesenviertels, aber was aus ihm hervorkommt, sind nasale bellende Stimmen derjenigen, die die große Kunst ausüben innerhalb seiner eignen Rasse, berühmter chinesischer Sänger, vor deren Falsett jede miauende Katze erblaßt; Kastagnetten und Gonggong, Katzendarm und Tuten auf Schenkelknochen schmettern und gellen aus dem Trichter hervor. Die Wunder der Technik leihen hier ihre Kraft her, um die teuflischsten Genüsse der Kunst zu demokratisieren, die sonst den korrupten Lebemännern und Geldsäcken Chinas vorbehalten sind.

Kinematographentheater! Auch hier begegnen einander die Fingerfertigkeit des Westens und eine lebhafte Nachfrage im Osten. Alle Welt rennt zum Film, und die blödsinnig komponierten Bänder, die in Europa auf die Spule gebracht werden, stehen bei allen Farbigen hoch im Kurse. Der chinesische Kuli rennt von seiner Rikscha fort, um einen Film zu sehen; wer weiß, ob die hochentwickelte und perverse Gabe dieser Rasse, unter der Entfaltung von Schadenfreude zu blühen, nicht eine besondre Ursache dafür ist, daß man eine Kunst goutiert, in der der kolossale weiße Mann sich in so geschmacklosen Auftritten zeigt, daß selbst ein Chinesenkuli sich das nicht nachsagen lassen möchte.

Die Bedienung in den Hotels des Ostens hat sich verschlechtert. In alten Zeiten war der chinesische Boy eine Annehmlichkeit für den Reisenden, der nur Ordnung, Ruhe und billige Rücksicht auf seine Gewohnheiten

wünscht; der Boy wurde damals gut behandelt, und man umfaßte ihn mit Sympathie wie einen Mitmenschen. Jetzt ist der Traum, den willigen, lautlosen, intelligenten Boy sogar nach Europa zu importieren, für immer zerstoben, Europa ist zu ihm importiert worden; die Kellner im Hotel hatten kürzlich gestreikt und den Sieg davongetragen; natürlich, sie entdecken, daß sie in der Mehrzahl sind. Die Folge ist, daß man in dem großen mondänen Hotel wie ein Rechtloser behandelt wird von erzfaulen Mongolen, deren Mandelaugen voll offner Verachtung sind. Der Boy gehört der Vergangenheit an, an seine Stelle ist ein gewöhnlicher Kellner getreten, der seine Gunst nach der Balance der Gewerkschaft abwägt und seinen Scheitel vor den Spiegeln im Speisesaal bewundert, anstatt zu kommen, wenn man ihn ruft, ganz wie Kellner in Europa. Man behandelt denn auch den Boy nicht mehr als Freund, sondern als Chinesen; die Peitsche ist fort, so daß man den Tagedieb nun mit den Nägeln an der Frisur zerren muß, wenn man ihn zu fassen kriegen will.

Trotz aller Modernisierung sind die Hotels des Ostens für den Europäer unleidlich. Die Hitze allein ist nicht schuld daran, sondern der Zug, der künstliche Wind, mit dem man sich Kühlung zu verschaffen sucht; in alten Zeiten die Punka, jetzt der elektrische Fächer, sind barbarische Veranstaltungen und auf die Dauer unerträglich, außer eben für Menschen, deren Nervensystem bereits dadurch mißhandelt worden ist. Die Leute im Osten werden verbraucht, von was? Unter anderm von der Punka. Zug, wenn er auch warm ist, Luft, die immer in Unruhe ist, etwas, das sich immer unter der Decke bewegt und fächelt, wohin man sieht, Hauch und Luftströme auf die Haut, besonders wenn man dünn gekleidet ist und feuchte Poren hat, — keine Konstitution, keine Geduld vermag das auszuhalten. Singapore, Java, aller Osten ist eine Idiotenanstalt von Fächern und rotierenden Flügeln; man muß Messing im Kopf haben, um das zu ertragen, und es ist unhygienisch, heißt am Wetter herumdoktorn im Stil des Aderlassens der Alten oder ihrer Fontanellen; man vermutet, der Patient bekomme Linderung, aber er stirbt davon.

Gibt es kein besseres Mittel gegen die Wärme? Die Technik in Europa hat den Ruhm, als Schutzwehr gegen die Kälte entstanden zu sein; sollte die Technik nicht auch die Wärme in den Tropen überwinden können, oder ist das eine evolutionäre Absurdität? Natürlich hat man in den Tropen Eiswerke und kann alle die eisgekühlten Getränke bekommen, die man mag, das ist gleichgültig, wer anders als der Amerikaner wünscht seine Zähne und seine Eingeweide mit unterkühlten Flüssigkeiten auf eine eisige Temperatur zu bringen? Die Technik soll es fertigbekommen, die Wohnungen abzukühlen!

Wie wir im Norden Öfen haben, so sollen in den Häusern an der Linie Ammoniakkühler stehen, im Hotel soll Zentralkühlung sein vom Vestibül

bis zur Spitze. Ich will ein New York sehen, wo Singapore liegt, herrliche Wolkenkratzer hinauf in die dünne, seidenfeine Luft, eine neue Art Architektur, das Bungalo der Tropen in edler Vergrößerung, weiße Wolkenpaläste mit Dampf von der Spitze her, wie in New York, die sich mit dem getäfelten Wunder des Himmels vermischen und in einer Umarmung mit der Tropensonne schwimmen sollen, dreißig bis vierzig Etagen übereinander — und überall Zentralkühlung mit zehn Grad das ganze Jahr anstatt dreißig! Jeder Punkakuli wird gehenkt und der letzte elektrische Fächer im metropolitanen Museum von Singapore ausgestellt, in der Abteilung für mittelalterliche Folterwerkzeuge, zusammen mit dem Flügel und der Luxusdame, dem Grammophon und dem letzten ausgestopften Boy.

In gekühlten Schiffen will ich von Port Said nach Colombo, Singapore und Hongkong fahren, in wohlgekühlten Eisenbahnzügen will ich Indien und Java durchreisen, nicht in laufenden Höllen, wo man mit gekochter Haut und in ewigem Winde sitzt und wo einem alles Od aus dem Nervensystem gefächelt wird.

Die Nervensubstanz des Nordländers ist nicht darauf eingerichtet, sich in der Wärme zu isolieren, man entlädt sich durch die nasse Haut, und Reizungen wie Zugwind entziehen einem schnell die Vitalität. Der Südländer schützt sich vor dem Licht mit Pigment, vor der Wärme vermutlich durch eine andere Isolation der Haut, die dem weißen Manne fehlt; aber soll das uns, die Herren der Technik, daran hindern, in den Tropen zu leben und zu wirken? Wenn ich aus einem Aufenthaltsraum mit menschlicher Temperatur, im Hotel oder Eisenbahnzug, in die Tropenhitze hinaustrete, die übrigens gar nicht so überwältigend ist, nur von einer physiochemisch angreifenden Beschaffenheit, so will ich mich gegen sie schützen, wie man sich in Europa mit Pelzwerk gegen die Kälte schützt — nicht dadurch, daß ich mich entkleide, sondern durch einen Stoff, der isoliert und die Nervenausstrahlung der Haut verhindert, was jetzt die Wissenschaft ausdenken kann, denn ich bin ein weißer Mann und will nicht als solcher mein Gleichgewicht verlieren; ich habe hier Arbeit zu verrichten und will hier Dynastien gründen. Den Physiologen überlasse ich es, eingehender den Zusammenhang zwischen feuchter Haut und Nervenabspannung herauszufinden; daß Personen mit nordischen Poren und durch die Haut sichtbarem Blut einer gewissen Undichtigkeit des organischen Akkumulators ausgesetzt sind, oder wie man nun die Kräfte nennen will, die im Nervensystem wirken, wenn sie in die Tropen versetzt werden, ist sicher; es gibt eine besondere Art Tropenneurasthenie, die ihre Ursache hierin hat. Das System der Abkühlung durch Fächer verschlimmert den Zusammenbruch — wer überhaupt fächelt sich außer kupferbeschlagenen Existenzen, die gewohnt sind, über einem Herd zu stehen? Zivilisierte Menschen haben um sich eine Atmosphäre nicht nur aus Luft,

vielmehr von etwas Nervösem, einer Art Fortsetzung der Haut; nicht ohne Strafe läßt man sie sich abreißen; man kennt es von Automobilfahrten, wie lange wehender Wind einem die Seele aus dem Gesicht fegen kann, man wird automobiltot; auf ähnliche Weise fächelt man sich in den Tropen die Seele dünn. Die meisten Weißen da draußen balancieren in einem Zustand des Entleertseins, wo die Widerstandskraft gegen Impulse geschwächt ist; sie sehen zugleich schlaff und geladen aus, die bekannte, jedes Lächelns bare und gewissermaßen gefährliche Tropenphysiognomie, nur wenig fehlt am Überschnappen, der Abzug ist angefeilt; man sagt von diesem Zustand, man sei „reizbar", und weiß nicht, was man sagt; das Nervensystem ist leck auf Grund verkehrter klimatischer Hygiene. Bosheit heißt, aus seinem Klima heraus sein. Noch etwas weiter abwärts, und der kritische Zustand geht über in das, was man mit einem Ausdruck, der von wilden Pferden entlehnt ist, Tropenkoller nennt, die völlige Aufhebung der Hemmung. Hierzu kommen die wirklichen Krankheiten, die man s e h e n kann, Dysenterie, Pocken, Cholera, Pest und Fieber, aber die wird der Europäer im Osten überwinden, wie er sie in Europa überwunden hat, das ist nur eine Frage der Zeit. Das mit der Haut und den Fächern liegt mir mehr am Herzen, denn hier ist ein Punkt, durch den die Entwicklung selbst führt. Die Barbarei im Osten mit ihren elektrischen Fächern, wie modern! — und Eis zum inneren Gebrauch entspricht in Europa Zuständen vor zweitausend Jahren, als man um ein sengendes Feuer mitten auf dem Fußboden zusammenkroch und auf der abgekehrten Seite erfror. Dasselbe Volk übrigens, das die Punka in Indien eingeführt hat, die Engländer, machen es sich noch heute daheim in Europa bei offnen Kaminen gemütlich, ohne entdeckt zu haben, daß die Strahlungswärme, die unmittelbare Wärme von einer offnen Feuerstelle her, eine vergiftende und narkotische Einwirkung auf das Nervensystem hat. Andere lebhaftere Völker mit rascheren Reaktionen und der Fähigkeit, sich zu verändern, zum Beispiel die Amerikaner, vielleicht die Japaner, werden die Hygiene in den Tropen reformieren. Ich prophezeie Zentralkühlung im Osten, und es wird kommen, wie ich sage.

So lange muß man „des weißen Mannes Bürde" tragen, wie es heißt. Es gibt Fächer in den Kirchen! Alles bewegt sich hier, nur mein Kopf nicht, er will nicht gehen. Der Gedankenstrom, der meine Form für Leben ist und daheim kühl fließt, ist ein stillstehender See geworden mit einem Krokodil auf dem Grunde. Gott verzeih mir, was will ich hier? Warum geh ich umher und sehe die Chinesen auf offener Straße ihr ekelhaftes Essen zu sich nehmen, das dem Erbrochenen von Hunden ähnlich sieht; warum zerbreche ich mir das Hirn über das farbige Schicksal andrer Leute? Es gibt dreihundert Millionen Einwohner in Vorderindien, man kann sich schlecht

wieder von diesem Schlage erholen; vierhundert Millionen Chinesen, man zieht etwas über seinen Kopf; auf Java gab es dreißig bis vierzig Millionen, die Wege sahen aus, als ob immer Markt wäre; was wollte ich da, sie kriegen gewiß ohne mich den Mund voll Reis und Tabak und Erde.

Am Hafen geht eine Brise, und das Wasser rollt in einem lehmigen, grünen und hellroten Gemisch gegen die steilen Steinkaie; Nephrit und andere gestreifte Gesteinsarten sind auch einmal so geflossen, es tröstet mich, in einer verhältnismäßig jungen Erdperiode zu leben, aber es findet sich keine einzige Bank längs der ganzen Hafenfront in Singapore. Wer sollte auf ihr sitzen, der Europäer jagt in der Rikscha mit einem galoppierenden Kuli davor am einen Ende nach Singapore hinein — in der ewigen von Geisttötung zum Himmel schreienden Tropenkleidung und dem weißen Taucherhelm, der alle Welt verwachsen und englisch macht — und am andern Ende hinaus, mit einer Zwischenzeit von sechs bis sieben Jahren, wo er in einem Büro Fakturen auf eine Nadel gesteckt hat.

Draußen liegen alle die seetüchtigen Dampfer, den Steven nach dem Strom geschwenkt, vor straffer Ankerkette und mit rauchenden Schornsteinen; was will ich hier, was hab ich mit meinem Schatten gemacht? Ich hasse Erinnerungen und begegne nur einem Gespenst auf den roten Wegen von Singapore, mir selbst vor zehn Jahren als magerem, hergelaufenem Individuum mit der Büchse auf dem Nacken und mehr Patronen als Geld in der Tasche. Ich bin schon früher auf den trostlosen Kaien von Singapore gewesen und habe nach den Schiffen hinausgeschaut, Heimweh nach dem Norden bis zur Raserei ist menschlich das erstemal, wenn man nicht besser Bescheid weiß, das zweitemal bloß lächerlich.

„Malaystreet" las ich neulich an der Ecke einer Straße und war erstaunt darüber, daß sie wirklich existierte; in alten Zeiten kannte ich sie nur als Märchensphäre, zur Nachtzeit festlich beleuchtet und geschmückt mit aller drallen, lobliedzwitschernden Lieblichkeit des Ostens, als siebenten Himmel selber, wo meine Thronsäulen emportrieben und ich in Herrlichkeit und Freude Boden faßte; jetzt sah ich sie bei Tageslicht, eher eine schmutzige verfallene Kulisse als ein Gäßchen, wo ein Mädchen vor einem der Käfige Luft schöpfte, zwei bis drei Schritt auf der Straße vor der Tür hin und her, weiter durfte sie wohl nicht gehen, ein schlaffes Wesen in ausgetretnen Hausschuhen und mit todbleichen, vergrämten Zügen, ein Kind noch und welk vom Alter des Elends — wie grausam und roh die Welt ist.

Als ich das vorige Mal in den Tropen war, kam es mit mir so weit, daß ich an meiner eigenen Identität zweifelte, jetzt zweifle ich fast an der Identität meines Zweifels. War ich es damals, bin ich es jetzt? Es haucht mich an, was kriecht mir da den Rücken hinauf, vierhundert Millionen Klabautermänner, ein Kälteschauder schlägt mich vom Kopf zu den Füßen,

so daß ich stillstehn muß, um nicht umzufallen, hu, wie verkehrt die Schiffe da draußen aussehen, nicht ich bin es länger, sondern irgendein primitiver Unglücklicher, ein Wilder, der vor Schreck am hellen Tage koaguliert, mein Herz rüttelt mich wie die Maschine in einem Schiff auf hoher See, wenn der Propeller Wasser verliert, was will mein Herz? Ich nahm nach Hongkong einen großen englischen Dampfer mit tausend Kuli auf dem Zwischendeck. Ich sehne mich nicht, ich komme.

Die Kirchenglocken in Singapore waren es, die mich krank machten. Die Kirchenglocken der St. Andrew-Kathedrale läuten jede Stunde mit einem Glockenspiel wie in den alten katholischen Städten von Europa; außerdem hört man, ich weiß nicht, ob von den Kirchen oder anderswoher, die gleiche Glockenstrophe wie vom Rathaus in London — beides eine plumpe Geschmacklosigkeit an einem Orte wie diesem und erdacht mit der seltsamen Erfindungsgabe naiver Seelen mit Bezug auf Marter. Denn London selbst ist ja das Gefilde der Seligen im Vergleich zu dieser Stätte der Qual, und jede Stunde eine Glockenmelodie zu hören, die London selber ist, das neblige und kühle London, das ist eine Folter, die einem erspart werden konnte. Die pachydermen Engländer haben vermutlich die Empfindung, als ob sie zu Hause wären, als hätten sie das richtige London um die Ohren . . . sonderbar, daß sie dann nicht von hier wegrennen!

Das Glockenspiel von St. Andrews gotisch durchbrochner Turmspitze, die aus Gußeisen ist — die Kirche wurde seinerzeit durch Zwangsarbeit indischer Strafgefangener erbaut, auch eine Robustheit des Gedankens, die wohl eigentlich ganz „christlich" ist, jedenfalls englisch — das Glockenspiel klingt mit seinem mehrtönigen Tingeling oben in der Luft wie eine Flut von Quellen, Frühlingstauwetter und Lerchen am Aprilhimmel über der kühlen, kühlen Erde — ich gehe ihm nach, gehe wie ein Blinder den Weg entlang und komme zur Kirche, und als ich mich in dem heiligen Raume befinde, wo gerade Orgel und Gesang erbrausen, gewinne ich wie durch ein Wunder meine Sehkraft und bemerke, daß längs des Kirchenschiffes wohl zwanzig rotierende und pfeifende elektrische Fächer hängen.

Yes, Sir. Sie sind in Form von *Kreuzen* hergestellt und erinnern an die Propeller an einem Luftschiff; das ganze Kirchenschiff gleicht so einem Fahrzeug, das unablässig mit allen seinen Schrauben auf der Stelle arbeitet und sich vergebens Mühe gibt, sich von der Erde zu erheben. Nie sah ich einen schlechtern Witz, empfangen im Kopfe eines Plebejers und auf Halbmenschen angewendet . . . Die Gemeinde, das sah ich mit *einem* Blick, waren Eurasier.

Halbkaste und Christentum! Vater de *Silva* von altem portugiesischen Adel, aber leider mit dem Weine aus anderen Fässern so lange vermischt, daß kaum ein Tropfen sangre azul übrig ist, arm und sauber in oft

gewaschnem Kaki, mit dem Versuch zu einem edeln Blick in den trüben Augen, die nicht einmal die eines Eingebornen sind, einem unwillkürlichen Anlauf, sich aufzurichten, wenn er den weißen Mann observiert, wie ein alter ehemaliger Unteroffizier, der hinfällig taumelt, wenn er den General sieht — ihm kann es wohl nottun, zum Gottesdienst zu gehen und sich ein Leben nach diesem vorzustellen, ein anderes Dasein als das, das der Ärmste, ausgestoßen aus der europäischen Gesellschaft und viel zu fein für die farbige, genossen hat; ihm bleibt wohl kein andrer Ausweg als der Versuch, sich selbst an den Haaren in den Himmel hinaufzuziehen.

Was sah ich nicht von Halbkasten auf Java, wo die Holländer im Gegensatz zu den Engländern sich nichts versagen, indem sie Scharen von Halbblut in die Welt setzen, ohne daran zu denken, ob ihnen Schicksal übrig bleibt oder nicht. Hier ist ein Problem, die Halbkastenbevölkerung im Osten, das kein einzelner zu lösen vermag, von ungeheurer lokaler Bedeutung — und auch universeller: Beobachtungen der Instinkte der Halbkasten auf Java gaben mir momentan den Schlüssel zu merkwürdigen und bisher übersehenen ethnologischen Verhältnissen in Europa. Wie homogen, wie ursprünglich ist die Bevölkerung dort eigentlich? Den Halbkastenmann trifft man in der zweiten Klasse der Eisenbahn und in der zweiten Kajüte, er trägt gern eine Brille, scheint sich auf den Lehrerberuf oder die Missionstätigkeit zu verlegen, aus welchem Anlaß er seine schiefen Schultern mit einer Alpakaredingote behängt, er hat irgendwo gelernt, in einem Seminar oder Kursus; sein eigentliches Studium ist wohl darauf ausgegangen, zu lernen, wie man weiß wird. In der Hand hat er einen Regenschirm, das Kennzeichen der Gottesfurcht in der ganzen Welt. Theologie und Halbstkaste! Die Einführung des Christentums seinerzeit in Rom, die Beförderung der Freigelassenen von den Galeeren zum Reiche Gottes!

Betrachte ich den Eurasier mit englischer Grausamkeit? Ich meine, wie es die Wahrheit ist, daß ein Halbkastenmann genau in halbem Range mit einem ganzen steht. Die Grausamkeit ist begangen, bevor er existiert als Problem, vom Vater; mag er seine Moral verteidigen. Der Holländer quält sich schon jetzt mit einer sozialen Misere in den Besitzungen in Indien herum, die ihm über den Kopf zu wachsen droht. Für die Anthropologie liegt ein wichtiges und fast unberührtes Untersuchungsobjekt vor hinsichtlich der Rassenkreuzung und ihrem verschiedenartigen Ausfall.

Was mich aber zu sehen schmerzte, weil die Halbkastenbevölkerung ja doch ihre unglückliche Stellung nicht selbst verschuldet hat, waren die jungen Mädchen, die unschuldigen Töchter des Eurasiers, die in großer Zahl die Stühle in der Kirche füllten und am Gesang teilnahmen, auch sie waren von der Gesellschaft ausgeschlossen und hier nur in Gnaden aufgenommen... O, nicht wahr, nun versteht man die Bedeutung des Sakramentes; was be-

deutet es nicht für sie, zum Tisch des Herrn geladen zu werden? Es waren kleine Frauen mit schon zu großen Brüsten, obwohl die meisten kaum zwölf Jahre alt waren; bleich und fein, und in den seltsam erwachsenen Augen war die Tropennacht; alle ungemein zierlich angezogen wie große Puppen, in weißen Kleidern mit hellblauen und rosa Bändern, langen weißen Strümpfen und Schuhen, aufgelöstem Haar, in dem von Journalen her bekannten und peinlich durchgeführten Stil; aber über ihnen allen, ja, es ist nicht recht es zu sagen, lag ein geheimnisvoller Glanz von Sexualismus, die reinen Kinderzüge schienen eine Hitze zu verbergen, die von dem unreinen Feuer stammte, das ihr Ursprung war. Eine von ihnen war wunderschön, eine hohe feine Kindergestalt mit sehr großen, rötlich strahlenden Augen, wie die des Ai-Ai-Tieres, und den herrlichsten jungen Formen von der Welt, reichem prachtvollen Haar wie eine ganze Nacht auf dem Kopfe — aber ach ohne Kinn! Wäre sie taubstumm gewesen oder hätte sie einen andern tragischen Fehler gehabt, worin Ton war! Aber ihr fehlte das Kinn, sie hatte nur eine Gruft im Gesicht, wo das Kinn hätte sein müssen! Auch den andern mangelte irgendein Zug im Gesicht oder im Typus, denn Degeneration ist das erste Ergebnis der Kreuzung, was auch später daraus kommen mag. Wieviele ganze Physiognomien sieht man übrigens in Europa? Was treibt einen dort in die Kirche?

Ich sah nur einen Weißen in der Kirche, eine Europäerin, die einen Augenblick eintrat und sich an einem der Stühle aufstellte, jedoch ohne sich zu setzen. Es war ein großes, ganz junges und üppiges Weib, vom Osten noch nicht gekennzeichnet; sie hatte einen Kummer in den Augen, etwas Unruhiges, Hoffnungsloses, das seltsam von den sonst kecken, lebenskräftigen Zügen abstach, und sie ging wieder mit ihrer Trauer, wie sie gekommen war, ohne Linderung gefunden zu haben; vielmehr sah sie sich beim Hinausgehen um, mit einem Ausdruck dessen, was die Engländer unübersetzbar scorn nennen; ich denke, ihr war ein Kind gestorben. Rings an den Kirchenwänden in St. Andrew hängen Marmorepitaphien von den Kindern, die den Weißen in Singapore sterben.

Die Kirche hat farbige Fenster. Welch schändlicher Witz! Überhaupt Gotik in den Tropen! Kann es einen mehr auf die Spitze getriebenen geistesgeschichtlichen Zynismus geben?

Die Gotik ist ja gerade die Blüte der Sehnsucht des Nordeuropäers nach den warmen Ländern, sie hängt zusammen mit der Expansionsgeschichte der Menschheit, bevor sie die Tropen erreichte. Der gotische Dom in Europa ist ein Schiff, das vorläufig nicht weiter konnte. Man verzeihe mir eine Hypothese, die wahrscheinlich nur persönlichen Wert hat, jedenfalls auf dem Schauplatz erscheint, nachdem das Leben selber gegangen ist, eine „Arbeitshypothese", wenn man will, was ein sehr moderner Begriff ist und aller-

hand zu gestatten scheint; das, was ich arbeite, soll auch nur dazu dienen, von der Stelle zu kommen und neue bessere Hypothesen vorzubereiten. Nun ist es mir eingefallen, daß die Gotik als architektonisches Phänomen in der Übergangszeit zwischen Altertum und Mittelalter aus der Schiffsbaukunst abgeleitet sein kann; die ältesten gotischen Hallen, zum Beispiel Westminster Hall in London, machen auf mich den Eindruck, als wären sie eine steinerne Weiterführung der altnordischen Balkenhalle, die wiederum im Bau Züge mit einem Schiff gemeinsam hat. Die Dachkonstruktion in Westminster Hall gleicht einem Schiffsboden mit Spanten, die über dem Raume gewölbt sind, möglicherweise nur eine Analogie, aber eine Analogie; man spricht ja auch vom „Schiff" der Kirche. Die Technik der Gotik lenkt die Gedanken auf die Bildschnitzerarbeiten der Alten hin; was man in Holz tastend zu gestalten suchte, hat in Stein Macht angenommen. Aber die schaffende Idee der Gotik ist ein Traum vom Himmelreich, er hat die Kathedrale geformt wie die Molluske das Schneckenhaus formt; und wie ich sage, das Reich des Himmelreichs hat keinen andern wirklichen Ursprung als die ersten unbestimmten Sagen von der Wärme. Ebenso wie wir uns die Lampe nicht mehr als Wunder vorstellen können, ist es schwierig, die vitale Vorläufigkeit in den Phantasien der Alten von Dingen, die für uns jetzt Realitäten sind, wieder zu erschaffen, und doch ist es erst ganz kurze Zeit her, seitdem die Reste dieses Traumes aufgegeben werden mußten.

Nach den Entdeckungsreisen, mit denen die Gotik zusammenhängt, geht sie über ihre religiöse Idee hinaus, macht architektonisch den Sprung vom durchbrochnen Stein zu der Eisenkonstruktion unsrer Tage, wird weltlich, bleibt aber dauernd in die Höhe strebend, dauernd ein Ausdruck für den Ausdehnungsgeist der Menschheit. Ich habe in der Architektur von New York eine Neu-Gotik gesehn; die Bahnhöfe unsrer Zeit, wo der Verkehr die Welt vermischt, sind meine Andachtsstätten gewesen, dort habe ich des zwanzigsten Jahrhunderts Kirchenlied vernommen. Die T e c h n i k, mit einem Worte, ist eine Äußerung der gleichen Volkskraft, wie sie in den Kirchen des Mittelalters wirkt. Nun sind wir bei der R e l i g i o n der A r b e i t!

Was hier steht, ist Gotik! Ertappt mich auf so viel Schwindelgefühl, wie ihr wollt, sagt, daß der Turm sich neige, Gotik ist, was Hirngespinst war, bis es Wahrheit wurde, oder umgekehrt, es ist das, das keine Form hat, aber das All umarmen will und durch Formen die Form wechselt. Gotik ist das Unsagbare und Ungeschriebne; was hier steht, ist ein Wolkenkratzer, ist es nun gut? — Wer weiß, vielleicht geht es mir wie dem Mann mit dem Veloziped, der mit seiner Erfindung nach Paris kam und sah, daß alle Welt radelte.

Zusammen mit den Entdeckungsreisen sprengt die Entwicklung ihre

religiöse Form, das Sehnsuchtmoment wird vom Verkehr aufgehoben. Nun gibt es keinen Gegensatz mehr zwischen Nord und Süd. Selbst Reisen, Wandern ist ein sentimentales Motiv, man wechselt den Aufenthaltsort; die Erde, die früher als Sphäre vor der Phantasie des Wandernden stand, ist auf einen Punkt reduziert.

Nun, und was ist denn an dem niet- und nagelfesten Dogma wahr, daß die Technik als ein Kampf gegen die Kälte entstanden sei, es ist jedenfalls nicht mehr wahr; in dem Augenblick, in dem die Breitengrade aufgehoben sind, steht die Entwicklung ja nicht still, sie geht in einem neuen Geleise weiter, nachdem sie ein Hindernis überwunden hat, in einer neuen Richtung; sie behält sich vielleicht vor, einen ganz neuen Artcharakter anzunehmen, noch niemand hat es gesehn. Singapore wird Paläste mit Zentralkühlung bekommen, hier eine Zeitlang der Kampf der Technik gegen die Wärme zum Unterschiede vom Norden, aber auch das ist nur eine Station am Wege. Denn mit der Zeit wird die Abkühlung von den Polen vorschreiten, und man wird ein temperiertes Klima in den Tropen bekommen. Die Weltkultur wird sich am Äquator sammeln, wo ein Gürtel von Metropolen um den alten Kreis auf dem Globus als Verkehrsader zu liegen kommen wird. Es wird einige tausend Jahre dauern, bis man so weit sein wird; aber ich sehe nicht, wie man es vermeiden will. Die Zukunft kann sich auf einen neuen Stil freuen, der vermutlich weder gotisch noch neugotisch sein wird, vielmehr etwas, das nur ein Mr. Pickles sich vorzustellen imstande wäre. — Aber gotische Stilsprache aus Europas Mittelalter in den Tropen anzuwenden, in der Zeit, in der wir leben, das ist ebenso närrisch und unklug, wie mit den Kegeln nach der Kugel zu schieben.

Meine persönliche Aufgabe in den Tropen war, den Inhalt des Triebs auszubohren, von dem die Alten sich leiten ließen und den man Religion nennt. Da das Gefühl, das sich im Christentum bis zur Reformation äußerte und die Entwicklung so lange trug — denn mit dem Protestantismus wird das Ganze bloß zu einigen Religionskriegen und einem Spektakel zwischen Theologen, — sich auf eine Sage von der Wärme gründen muß, liegt es nahe, zu versuchen, durch eine Reise in die Tropen hinter die Illusion zu dringen. Es kann keine falsche Methode sein, sich an die Quellen zu begeben und zu sehn, was dort ist. Ich glaube, es ist mir auch geglückt, die Aufgabe zu lösen. Schon befinde ich mich auf der Reise nach Norden.

Um Wiederholungen zu vermeiden, muß ich mir hier die Freiheit nehmen, auf ein von mir vor nicht langer Zeit veröffentlichtes Buch zu verweisen, „Das Schiff", wo das Motiv, die Sehnsucht des Nordländers nach dem Süden und die erste Kirche, in Mythenform behandelt ist. Es ist mir jedoch nicht gelungen, hier das Motiv ganz in die Runde zu verfolgen, weil das Milieu tausend Jahre in der Zeit zurückliegt und, was ein größeres

Hindernis war, der Held nicht weiter nach Süden gebracht werden konnte als bis zum Mittelmeer. Zuerst beabsichtigte ich, das Sujet durch eine Fabel zu erweitern, wonach der Held, ein Wiking aus der Normannenzeit, trotzdem die Tropen erleben sollte, aber das war unhistorisch, und recht bedacht kommt es ja auf unsre eigne Zeit an, auch wenn man seinen Stoff der Vorzeit entnimmt. Daher beschloß ich, an die Stelle des Helden zu treten und das Motiv abzuschließen, indem ich selbst in die Tropen reiste, hinter die Quellen der Religion. In Übereinstimmung mit dem Zeitalter des Helden konnte die Form nur ein Essay sein.

In einem folgenden Kapitel werde ich in einem Brennpunkt zu sammeln suchen, wozu ich gelangt bin, während ich mich von den Tropen fort bewegte. Wie der Komet einen Schweif hervortreibt, wenn er um die Sonne zieht, und seine alte Sphärenform wieder annimmt, wenn er vorbei ist, brach ich der Menschheit entsprechend auf dem Weg nach den Tropen in eine Verlängerung meines Wesens aus und absorbiere jetzt wieder die Kräfte in mich, während ich von dort nach Norden reise.

Ebenso wie ich in einem vorhergehenden Kapitel Gott auf Moses zurückgeführt habe, so habe ich hier das Reich Gottes in eine Ecke gedrängt, es festgehalten als rein irdische Vorstellung und aus der Karte hinaus verfolgt. Es gibt kein Reich des Himmelreichs, nicht einmal einen Trägheitszustand. Der Europäer laboriert im Osten, und der Kuli ist vorgespannt. Dieses Resultat war gegeben, aber die Intensität davon mußte neu erlebt werden. Es ist jetzt noch übrig, das Reich Gottes aus dem „Himmel" zu vertreiben, das heißt die Unsterblichkeit auf etwas Menschliches zu reduzieren, auf einen Abstand innerhalb der Endlichkeit. So will ich mich denn, mit voller Aufmerksamkeit und den Rücken der Vergangenheit zugewandt, mit meiner Zeit konfrontieren. Europas Fernheit und meine eigne Isolierung haben mir einen tragenden Begriff von der Kraft der Stimmung verschafft, die bei den Alten in Religion ausschlug. Ich bin mehr denn je davon überzeugt, daß diese Kraft noch existiert und daß wir sie vor uns suchen müssen.

Theodor Storms Briefe an Tycho Mommsen

herausgegeben von Friedrich Krüger

In diesen Briefen tritt des Dichters Persönlichkeit und ihre Entwicklung besonders deutlich und schön hervor und zwar durch den Gegensatz zu einer ganz anders gearteten, aber sehr kraftvollen und bedeutenden Natur, zu Tycho Mommsen. Dieser ist der Bruder des berühmten Geschichtschreibers, der bekannte Pindarforscher, der Mitverfasser des „Liederbuches dreier Freunde". Sein Vater, Pastor zu Garding in der Landschaft Eiderstedt, war ein geborener Friese, wie auch Storm mütterlicherseits friesisches Blut in seinen Adern hatte. So gehören sie beide einem Stamme an, welcher deutsches Wesen in besonderer Reinheit und Ursprünglichkeit verkörpert, und zwar stellt ihn Tycho Mommsen mehr nach der willensstarken, ja schroffen Seite dar, während dem lyrischen Dichter eine seltene Gemütsweichheit eigen ist. In Garding verlebte Tycho aber nur die beiden ersten Jahre seines Lebens, 1821 wurde sein Vater nach Oldesloe versetzt. Hier verbrachte er mit seinen Brüdern Theodor und August seine Jugend. An den großen Garten des Diakonats, welcher abgeschlossen wie ein Bauernhof auf einem großen Hügel lag, knüpfen sich seine liebsten Kindheitserinnerungen.

Mit seinem Bruder Theodor besuchte er das Christianeum in Altona und von 1838 an fünf Jahre die Universität Kiel. Hier war es, wo die beiden Brüder ihren Landsmann Theodor Storm kennen lernten. Für diesen war diese Bekanntschaft von höchster Wichtigkeit; denn er hatte in den beiden verflossenen Studienjahren in Kiel und Berlin geistig anregenden Verkehr ganz entbehren müssen. Bald verband die drei jungen Friesen — besonders allerdings Theodor Mommsen und den Dichter — eine herzliche Freundschaft. Sie saßen lustig in der Kneipe zusammen, übten in jugendlicher Weise an allem eine übermütige, zersetzende Kritik, interessierten sich für schleswig-holsteinsche Sagen und Altertümer und hatten vor allem gemeinsame poetische Interessen.

Ein Denkmal ihrer dichterischen Versuche besitzen wir in dem „Liederbuch dreier Freunde", welches am Ende ihrer Studienzeit 1843 erschien. Hier treten freilich an Zahl und Bedeutung Tycho Mommsens Gedichte zurück. Gegenüber sechzig Gedichten seines Bruders und vierzig von Storm sind von ihm nur vierzehn aufgenommen. Über den Durchschnitt poetischer Studentenversuche ragen die meisten nicht hervor. Vielfach erinnern sie an Vorbilder, besonders an Heine und Goethe. Doch finden sich auch verheißungsvolle Anfänge, zum Beispiel das kleine Gedicht, mit welchem die zweite Abteilung des zweiten Buches eingeleitet wird:

Haben auch geplaudert wohl
Heimlich süße Laute,
Was der armen Brust entquoll,
Wenn der Himmel blaute;
Und geliebt im Kämmerlein
Und im Flug geküsset.
Treue, Treue nur allein
Ward allzeit vermisset.

In dem Jahre, als das „Liederbuch" erschien, trennten sich zunächst die Wege der Freunde. Theodor Storm läßt sich in Husum als Rechtsanwalt nieder, und Tycho beginnt seine Tätigkeit als Philologe und Schulmann. Seine Arbeiten über Pindar verschaffen ihm ein Reisestipendium der dänischen Regierung zur Erforschung der Pindarhandschriften in Italien. Dort verlebt er besonders in Rom und Neapel zwei herrliche Jahre. In dem unruhigen Jahre 1848 eilt er in seine Heimat zurück, wo gerade der Erhebungskampf gegen die Dänen entbrannt war. Auch er teilt die allgemeine Begeisterung und tritt in das Ranzausche Freikorps ein, ohne indes zum eigentlichen Kampfe zu kommen. Nach der siegreichen Schlacht bei Schleswig wurde sein Korps aufgelöst, und im Herbst erhält er eine Stelle als Kollaborator an der Husumer Gelehrtenschule.

Nun ist er mit seinem Freunde wieder vereinigt, aus dieser

Kriegszeit 1848—50

stammen die ersten erhaltenen Briefe. Man muß sich vergegenwärtigen, daß sie sich von einem düsteren politischen Hintergrund abheben. Preußen zog sich infolge eines von der englischen und russischen Regierung ausgeübten Druckes mehr und mehr vom Kriege zurück und überließ die Schleswig-Holsteiner ihrem Schicksal. Die Schlacht von Idstedt am 25. Juli 1850 verwandelte sich durch General von Willisens Schuld trotz des deutschen Sieges in eine Niederlage, und der unglückliche Sturm auf Friedrichstadt am 4. Oktober drückte alle Patrioten nieder.

Merkwürdig ist es, daß sich in den vier ersten Briefen des Dichters so wenig Anklänge an die Kriegswirren finden. Die beiden Freunde scheinen in dieser „aufgeregten Zeit" ein idyllisches Stilleben geführt zu haben, der eine mit poetischen, der andere mit philologischen Arbeiten beschäftigt, wenn der Beruf Zeit dazu ließ. Tycho zählt in seinen autobiographischen Aufzeichnungen diese Husumer Periode zu den angenehmsten seines Lebens, und Storm nennt sie in dem letzten Briefe „eine frühlingssonnige Zeit". Es lag dies wohl daran, daß beide Männer eigentlich keine politischen Naturen waren, wenn sie auch aus ihrer deutschen Gesinnung kein Hehl machten

und entschieden auf Seite der Vaterlandsfreunde standen. Storms berühmtes „Oktoberlied", in dem ersten Brief „Herbstlied" genannt, ist, wie Gertrud Storm in der Biographie ihres Vaters mitteilt, sogar „als ein Protest gegen das Überwuchern der politischen Stimmung" entstanden.

Die bereits erwähnten vier ersten Briefe sind anspruchslose, flüchtige Billette, von dem Dichter an den an demselben Ort weilenden Freund gelegentlich geschrieben, in welchen er ihm eben entstandene Gedichte oder kleine persönliche Anliegen mitteilt. Man erkennt aus ihnen, daß Tycho an dem poetischen Schaffen seines Freundes immer noch lebhaften Anteil nimmt. Es genügt, wenn ich von diesen den ersten Brief mitteile. Er ist nicht datiert, muß aber Ende Oktober 1848 geschrieben sein:

Herbstlied

Der Nebel steigt, es fällt das Laub;
Bring her den Wein, den holden!
Wir wollen uns den grauen Tag
Vergolden, ja vergolden.

Und geht es draußen noch so toll,
Unchristlich oder christlich,
Ist doch die Welt, die schöne Welt,
So gänzlich unverwüstlich.

Und wimmert auch einmal das Herz, —
Stoß an und laß es klingen! —
Ein rechtes Herz
Ist gar nicht umzubringen.

Der Nebel steigt, es rauscht das Laub,
Schenk ein den Wein, den holden!
Wir wollen uns den grauen Tag
Vergolden, ja vergolden!

Wohl ist es Herbst; doch warte nur,
Doch warte nur ein Weilchen!
Der Frühling kommt, der Himmel lacht,
Es steht die Welt in Veilchen.

Die blauen Tage brechen auf,
Und ehe sie verfließen,
Wir wollen sie, mein wackrer Freund,
Genießen, ja genießen!

*

Ich weiß es wohl, kein klagend Wort
Wird über deine Lippen gehen;
Doch, was so sanft dein Mund verschweigt,
Muß deine blasse Hand gestehen.

Die Hand, an der mein Auge hängt,
Zeigt jenen feinen Zug der Schmerzen,
Und daß in schlummerloser Nacht
Sie lag auf einem kranken Herzen.

Aus den vergrabenen Liedern.

Mit diesem wackeren Liede, welches dem Verfasser Körper genug zu haben scheint, um das Plagiat der blauen Tage ertragen zu können,* entbiete ich meinem verehrten Freunde meinen Sonntagsmorgengruß und melde mich zu heut Nachmittag 2½ U. zum Kaffee, statt dessen ich aber lieber Thee trinke, ganz ergebenst an. D. Ihrige Th. St.

(Unten rechtwinklig daneben geschrieben:)

Wohl fühl ich, wie das Leben rinnt,
Und daß ich endlich scheiden muß,
Daß endlich doch das (letzte) Lied
Und endlich kommt der letzte Kuß.

Noch häng ich fest an deinem Mund
In schmerzlich bangender Begier;
Du giebst der Jugend letzten Kuß,
Die letzte Rose giebst du mir.

Du schenkst aus jenem Zauberkelch
Den letzten goldnen Trunk.**

*

---

* Als Storm das „Oktoberlied" niedergeschrieben hatte, sagte er, wie G. Storm erzählt, zu seinem Freunde Brinkmann: „Ich habe eben ein unsterbliches Gedicht gemacht." Zu beachten ist, wie er sich Tycho gegenüber vorsichtiger ausdrückt. Denn die Gebrüder Mommsen übten seit ihrer Studentenzeit her an seinen Gedichten erbarmungslose Kritik, welche er aber als gesund empfand. So hatte Tycho in ein Immensee-Exemplar folgende merkwürdige Randkritik geschrieben: „Lebende Bilder — tote Kunst!" und „Die Katze, die der Jäger schoß, Macht nie der Koch zum Hasen."

** Die letzte Strophe lautet vollständig:

Du schenkst aus jenem Zauberkelch
Den letzten goldnen Trunk mir ein;
Du bist aus jener Märchenwelt
Mein allerletzter Abendschein.

Das nun folgende Gedicht ist das einzige von allen hier angeführten, welches der Dichter in seiner Gesamtausgabe nicht veröffentlicht hat. Wenn es auch unleugbare lyrische Qualitäten hat, so kann man es ihm doch nachfühlen, weshalb er so handelte.

Ich hab auf deine Stirn gegossen
Den milden Hauch der Poesie,
Und deine lieblichsten Gedanken
Ich tauchte sie in Melodie.

Was suchst du auf der weiten Erde,
Was doch nur meine Brust dir giebt,
Wie könntest du es je vergessen,
Daß du den Dichter einst geliebt.

O schweife nicht ins Grenzenlose,
In meinem Herzen ruht der Schatz,
Und sieh, an deiner Schläfe dämmert
Der Schatten eines Epheublatts.

Vergrabene Lieder.

Wie dieses Billett, so sind auch die folgenden meistens von Büchern und Versen begleitet. Von diesen enthalten endlich folgende eine Anspielung auf die Zeitverhältnisse:

Vorwärts lieber laß uns schreiten
Durch die deutschen Nebelschichten
Als auf alten Träumen reiten
Und auf römischen Berichten.
Denn mir ist, als säh ich endlich
Hier das große Bild entfalten,
Dunkel erst, doch bald verständlich
Sich erheben die Gestalten.
Hauf' an Haufen im Getümmel,
Nun zerrissen, nun zusammen;
An dem grau verhangnen Himmel
Zuckt es wie von tausend Flammen.
Hörst du, wie die Büchsen knallen?
Wutgeschrei durchfegt die Lüfte;
Und die weißen Nebel wallen,
Und die Brüder stehn und fallen —
Hoher Tag und tiefe Grüfte!

In diesem Zusammenhange fällt ein interessantes Licht auf die Entstehung des letzten Gedichtes. In der Ausgabe 8, 238 führt es die Überschrift: „Nach Reisegesprächen". Offenbar hat der im klassischen Altertume lebende Freund seinem Landsmanne viel von Rom und seiner italienischen Reise erzählt. Aber der Dichter, welcher ganz im deutschen Norden wurzelt, steht wahrscheinlich zu diesen Anschauungen in einem geheimen Gegensatze und benutzt die Gelegenheit, um ihn auf ihre national erregte Zeit zu verweisen.

Aber auch der Gelehrte sollte bald noch einmal unsanft in die rauhe Gegenwart hineingerissen werden. Im April 1849 hatte er sich verheiratet, aber schon am Tage nach der Schlacht bei Idstedt mußte er „mit Sack und Pack über die Eider fliehen". Er begab sich mit seiner Frau zu den Eltern nach Oldesloe, wo am 20. September 1850 sein ältestes Kind, Elisabeth, geboren wurde. Auf die Taufe bezieht sich der nun folgende (fünfte) Brief, in dem Storm „sein Gutachten" über den zu wählenden Vornamen abgibt:

Husum 15. Oktb. 50.

Bedenk es wohl, eh du sie taufst!
Bedeutsam sind die Namen;
Und fasse mir dein liebes Bild
Nun in den rechten Rahmen.
Denn ob der Nam' den Menschen macht,
Ob sich der Mensch den Namen,
Das ist, weshalb mir oft, mein Freund,
Bescheidne Zweifel kamen;
Hier aber weiß ich ganz gewiß,
Bedeutsam sind die Namen!
So schickt für Mädchen Lisbeth sich,
Elisabeth für Damen,
Auch fing sich oft ein Freier schon,
Dem Fischlein gleich am Hamen,
An einem ambraduftigen
Klanghaften Mädchennamen.

Mit diesem Gasel, geliebter Tycho-Hafis, habe ich nicht sowohl die Anzahl der Hafise durch meine Wenigkeit vermehren als vielmehr Ihrer Erstgeborenen die schuldige poetische Ehre antun und ihrem sonst so onomatologischen Vater einige nützliche Vorsicht erwecken wollen. Taufen Sie das bambinuccio übrigens immerhin Elisabeth; denn meine mit Nächstem, das heißt doch erst zu ander Jahr in Erwartung stehende Tochter soll Lisbeth heißen; da können wir sie doch aus einander halten. — Übrigens habe ich jetzt gerechten Anspruch auf das Sonett.

Zu diesem Brief habe ich noch 1/4 Stunde; morgen geht ein Schiff, die Uhr ist bald 8 (Polizeistunde), und eben erst erfahre ich die Gelegenheit.

Politisches: Die Friedrichstädter beklagen sich über zweierlei sehr, 1) daß von dänischer Seite man in den ersten Tagen des Bombardements die Bürger nicht hat aus der Stadt lassen wollen und dadurch so viele umgekommen sind, 2) daß überall das Bombardement von Willisen nicht angesagt — oder die Ansage dänischerseits den Bürgern verschwiegen sei. Es wäre sehr zu wünschen für die Stimmung der Leute hier, daß Willisen,

wenn er schuldfrei ist, sich hierüber öffentlich erkläre. — Dann: in einer Flensburger Zeitung hat gestanden, das Bombardement von Friedrichstadt habe hier in Husum die ersten dänischen Sympathien erweckt, die Husumer hätten Lebensmittel zur dänischen Armee geschickt — notabene: es wurde uns dies durch Polizeidiener auferlegt. Das Gefühl des Unglücks liegt nach dieser unglücklichen Affaire schwer auf uns; soviel man es beurtheilen kann, muß man, leider, dem Feinde die größere Umsicht und Energie einräumen. — Doch lassen wir das!

Mir hat Gervinus in den letzten Tagen gute Dienste geleistet; übrigens wird einem jede geistige Beschäftigung, am meisten aber die gewöhnliche Unterhaltungslektion, sehr schwer . . .

Schreiben Sie bald wieder, die Briefe von dort werden nicht erbrochen. Sie glauben nicht, wie uns Ihr Brief gestern Abend erheiterte; die anerkennende Bewunderung des Terz* brachte uns zum ersten Mal nach langer Zeit in ein herzerquickendes Lachen; und dann die Freude, daß alles so gut bei Ihnen steht.

Die Uhr ist acht, ich muß diesen mageren Brief schließen, will ihn aber doch abschicken, weil ich nicht weiß, wann wieder es möglich ist.

Grüßen Sie die Frau herzlich von uns und Ihre Schwester, auch den alten lieben Jens,** wenn Sie ihm wieder schreiben, und schauen Sie das bambino nur immerhin durch die ordinaire Brille an; eigentlich glaub' ich freilich, es sind eben die echten, natürlichen Augen. — O Belagerungszustand, — Stickluft. — Luft, Luft, Freiheit! Ihr Th. St.

Die Argo

Nunmehr tritt in dem Briefwechsel eine Pause von dreieinhalb Jahren ein. Beide Freunde sind inzwischen in den unruhigen Zeitläuften hin und her geworfen. Mommsen ist seit Herbst 1851 Professor am Realgymnasium in Eisenach. Dem eifrigen Altphilologen behagt es an der „Realschule" nicht sonderlich, und um sich seine Lehrtätigkeit „erträglicher zu machen", liefert er wissenschaftliche Arbeiten über Shakespeare und beteiligt sich an der Schlegel-Tieckschen Übersetzung.

Auch Storm mußte Herbst 1853 in Husum dem dänischen Drucke weichen und mit seiner Familie in die Fremde wandern. Denn die dänische Regierung hatte seine Advokatenbestallung kassiert, da sie an seiner deutschen Gesinnung Anstoß nahm. Er fand zunächst als Assessor am Kreisgericht in Potsdam ein Unterkommen und wartete nunmehr auf feste Anstellung in Preußen. Dieser Aufenthalt in der Fremde wurde dem Dichter, welcher mit ganzer Seele an seiner Heimat hing, recht schwer; aber ein Lichtblick in dieser „peinlichen" Zeit war für ihn der Verkehr mit den Dichtern Theodor

* So wurde Tycho Mommsens dritter Bruder August genannt.

** Theodor Mommsen.

Fontane, Paul Heyse, Franz Kugler und andern, welche sich in dem „Tunnel" vereinigten. Er beteiligte sich auch an dem belletristischen Jahrbuche „Argo", welches 1854 zuerst erschien. Für den zweiten Jahrgang fehlte es an Mitarbeitern, besonders auf dem Gebiete der Lyrik; da fiel ihm sein Jugendfreund ein, welcher sich in fröhlichen Studententagen selbst auf diesem Felde versucht hatte. So schrieb er folgenden Brief an Mommsen, welcher inzwischen freilich ganz Gelehrter und Schulmann geworden war:

Potsdam Stillfreitag 1854.

Dank, lieber Tycho, für Ihren Gruß. Schon seit 14 Tagen gehe ich mit einem Schreiben an Sie im Kopf umher und kann vor Arbeit, die hier wie eine Hetzpeitsche hinter einem drein ist, nicht dazu kommen. Da fallen mir z. B. heute nur 77 Processe ins Haus, die bis morgen decretiert sein wollen; und — draußen sind überdieß die blauen Tage angebrochen. So muß ich mich denn auch heute noch auf ein paar flüchtige Zeilen beschränken.

Der Brief von Jens hat uns große Freude gemacht; aber laß ihn nur kommen, er soll es schon an den Augen meiner Buben und meiner, glücklicherweise! noch immer gleich jugendlichen Frau vermerken, daß auch bei mir trotz alledem das echte Leben zu Haus ist. Ich schreib ihm noch wieder Adr. M. Haupt;* und ins Weinhaus wollen wir jedenfalls gehen.

Doch was ich von Ihnen wollte!

1) Verse für meine Frau, und zwar — nur das Beste, was Sie haben, alt oder neu. — Eichendorff, dessen persönliche Bekanntschaft ich gemacht, hat mir sein „Möcht wissen, was sie schlagen so still bei der Nacht!" Von Mörike, der mir v. J. sein Hutzelmännlein schickte, habe ich mir „Früh, wenn die Hähne krähn" erbeten etc.

2) Noch einmal Verse! Sie haben gewiß gesehen oder können sich leicht zum Sehen verschaffen „Argo", belletristisches Jahrbuch, herausgegeben (Dessau bei Katz) von Kugler und Fontane. Wenn die Beiträge auch verschiedenen Werts sind, so werden Sie dem Ganzen Ihre Achtung nicht versagen können. Es ist eine kleine norddeutsche Gesellschaft darin. Heyses Rabbiata, Eggers Wedder to Huus, Fontanes Percyballaden etc. werden Sie gewiß anerkennen. Nun soll ein zweiter Jahrgang heraus, und es fehlen Verse. Ich kann, wie es jetzt hergeht, höchstens Decrete liefern. Da frag ich denn bei Ihnen an, der Sie das ganze Pult voll haben. Es kann sehr viel gebraucht werden, und was nebenbei wenigstens nicht unangenehm ist, Honorar ist à Seite 1 r. In Prosa ist vorläufig vorhanden eine Novelle von Paul Heyse, ein altägyptisches Märchen von Kugler, das

* Der berühmte klassische Philologe, seit 1853 Professor an der Berliner Universität.

er bei seinen kulturhistorischen Forschungen aufgegraben, ein (noch zu schreibender) Aufsatz über Volkslieder von ihm; vielleicht eine ganz kleine Sommergeschichte von mir. Das Übrige findet sich schon — aber Verse! Schicken Sie mir etwa Ihre Bücher und notieren die, deren Druck Sie gestatten, oder: wie es Ihnen sonst gut dünkt. Hoffentlich hat Karl Gödeke nicht das Beste verschlungen, d. h. meine Lieblinge, z. B. das Italienlied.

Und nun, antworten Sie bald! Auch Klaus Groth soll angegangen werden. Sonst ist von Zusendungen nichts von uns acceptiert, und die Mitglieder sind die des ersten Jahrganges.

Hoffentlich kann ich nächstens einen ordentlichen Brief schreiben. Dieser Geschäftsbrief soll nicht gerechnet werden.

Herzliche Grüße von uns an Sie und Frau und das sich ansammelnde kleine, natürlich schon theilweise sehr geistreiche, Gruus.

Ihr Theodor Storm.

Dieser Brief hatte offenbar nicht den gewünschten Erfolg: Mommsen sandte keine Gedichte für die „Argo" und begründet es damit, daß er nicht „unter die Poeten" gehöre. Aber Storm läßt sich nicht beirren; er will, daß dieses poetische Band, welches ihn mit dem Freunde verbindet, nicht so ohne weiteres zerrissen werden soll, und schreibt im ersten Viertel des Jahres 1856 aus Potsdam folgenden Brief, von dem leider der erste Teil nicht mehr erhalten ist:

... Das wäre denn nebst der Mutter, meiner immer gleich lieben und anmutigen, wenn auch nicht mehr so jugendlichen Constanze, meine gegenwärtige Familie, zu der Sie im weiteren Sinne noch unsere beiden Mädchen, zwei Husumer Schwestern, rechnen mögen, deren Vater bei meinem Vater und deren Großmutter bei meiner Großmutter gedient hat.

Aus der Breite dieser Beschreibung sehen Sie, daß ich so ganz ein Familienmensch bin. Einen recht befriedigenden Umgang, vielleicht zum Teil in Folge meiner provisorischen und beschränkenden Verhältnisse habe ich hier nicht gefunden. In Berlin habe ich mit manchen guten Leuten Verkehr; aber die halbe Stunde Eisenbahn trennt doch sehr. Die beste Verzierung unseres häuslichen Lebens in dieser Beziehung sind einige muntere junge Mädchen, die zeitweilig bei uns verkehren.

Da Sie Interesse für meine poetischen Publikationen haben, so soll noch diesen Sommer ein alter Bekannter von Anno 50 (die „Sommergeschichten und Lieder"), aber in ganz veränderter Gestalt, mit L. Richterschen Illustrationen, bei Ihnen einkehren, und es wird Ihnen hoffentlich wenigstens quanzweise gefallen. Das Büchlein „Im Sonnenschein", ich meine die Titelgeschichte, und die zweite Auflage der Gedichte sehen Sie sich immer einmal an. Die „Angelika" hätte ich vielleicht lieber im Pult behalten

sollen; ich habe mich dabei allerdings gänzlich ins Subjektive verloren. Lesen können Sie auch das aber einmal; Einzelnes darin ist jedenfalls von einigem Wert und, so meine ich wenigstens, von scharfer psychologischer Auffassung.

Daß Sie nicht „unter den Poeten" figurieren, ist jedenfalls nur halbwahr. Traf ich doch neulich einen Fremden in einer Berliner Restauration, der unser Liederbuch kannte!* Und dann bedenken Sie die Gedichte, die Sie an Gödeke gegeben; leider sind die betreffenden Nummern der Zeitschrift nicht an mich gelangt. Aber legen Sie einmal den Gelehrtenstolz ab und revidiren und ediren Ihre Sachen in einer kleinen reinlichen Sammlung. Es thut mir in der Seele leid, wenn ich die schönen Lieder „Wandelst du am Aetna hin", „Die Stadt liegt im Winkel der Erde" etc. ansehe, daß das Alles sich so ganz verloren in der Welt herumtreibt, und nicht mehr zu haben sein soll für andere gute Leute, sobald Ihre Freunde die Augen zugethan .....

An Jens habe ich vor einiger Zeit mein kleines Gedicht-Büchlein geschickt, als schwachen Dank für sein schönes Geschichtswerk, das er mir zukommen läßt. Er hat übrigens eine wunderliche Antipathie gegen poetische Publikationen, und bereut noch jetzt das Liederbuch. Als ob er in seiner Geschichte nicht ebenso stark sein innerstes Gemüth dem Publikum offenbarte! Ich habe da die harmlose Zuversicht, die Augen, für die das Buch nicht geschrieben, werden blind, sobald sie hineinsehen. —

Mit meinen Eltern war ich diesen Sommer in Heidelberg, wo Vater vor 45 Jahren studiert hat, ohne es seitdem wiedergesehen zu haben. Ich machte von dort aus einen Abstecher nach Stuttgart, um Mörike** zu besuchen, bei dem ich die Nacht blieb. Am andern Tage holten meine Eltern mich ab, und wir fuhren dann den Neckar hinab wieder nach Heidelberg. Mörike fand ich genau so, wie ich ihn mir nach seinen Sachen und aus seinen Briefen vorgestellt, glücklich im Besitz einer liebenswürdigen Frau und einer halbjährigen Tochter, Fanny. Dieselbe wunderbare Gegenständlichkeit des Ausdrucks, die in seinen Schriften herrscht, hat er auch in der Unterhaltung. Er war nicht zu Haus, als ich ankam; er gab eine Literaturstunde. Dann kam er, faßte mich bei beiden Händen, sah mir tief in die Augen und sagte zu seiner Frau in schwäbischem Dialekt („den er nit misse

* Vielleicht Fontane, welcher in seinem Buche „Von Zwanzig bis Dreißig" S. 66 das Zusammensein mit Storm bei Kranzler humorvoll schildert. Es handelte sich um Storms Lieblingsthema, „wie feine Lyrik eigentlich sein müsse".

** Mit den Gebrüdern Mommsen zusammen lernte Storm als Student in Kiel Mörikes Dichtungen kennen, die für seine eigene poetische Entwickelung bedeutungsvoll wurden. Den Besuch beschreibt er, teilweise genau übereinstimmend mit der folgenden Schilderung, in den „Erinnerungen an Eduard Mörike", Bd. 8, S. 169 ff.

möchte"): „Gelt, Alte, so habe wir ihn uns ungefähr vorgestellt!" Typbilder von mir und Constanze, die ich als Gegengabe für Bilder von ihm und den Seinen geschickt, hingen übrigens seit ½ Jahr über seinem Sopha. „Als ich da vorhin die Treppe heraufgekommen", sagte er nach einer Weile, „hab ich mir die Stufe recht müsse ansehen und denken: ob wohl der Storm da herübergestiegen ist". Und so ging es fort. Abends in einer gemütlichen Theestunde las er uns — sein aus den Gedichten Ihnen bekannter Freund Pastor Hartlaub war zum Besuch von seiner nicht fernen Pfarre — seine neue meisterhafte Novelle „Mozart auf der Reise nach Prag", und beim Vorlesen verschwand jede Spur von Dialect. In seiner Schwester Klärchen lernte ich ein liebes gescheutes Frauenzimmer kennen, die mit ihrem Bruder und der schlanken, hübschen Frau Gretchen einen selten liebenswürdigen Familienkreis bildet.

Zum Sommer werden Constanze und die Kinder, und hoffentlich auch ich, einen längeren Besuch in der Heimath machen, die ich nun in 2½ Jahren nicht gesehen. Aus den Mauern des väterlichen Hauses und Gartens darf man freilich wohl nicht hinaus, wenn man sich die Freude nicht verderben will.

Und jetzt leben Sie wohl, herzlich wohl, wie Hans sagt, Sie und Frau Franziska! Könnten wir doch und bald einmal unsre Nachkommenschaft in einem Raume zusammen tanzen sehen; ein Nebenstübchen freilich müßte dabei sein.

Für Ihre Confetti* und Pfefferbonbons noch einige aus meiner Fabrik! Ich habe es zu stillem Vergnügen gemacht, als bei den diesjährigen Wahlen nach einem Ministerialrescript die Beamten aufgefodert wurden, regierungsmäßig zu wählen. Unserm Gericht ging zufällig diese Beleidigung vorüber. Ich wähle übrigens gar nicht.

Zur Erziehung

1.

Nimm nun, Pflaum' oder Pfirsich! Ich gebe dir gänzlich die Wahl; doch
Nimmst du den Pfirsich, paß auf, was dir zu Mittag geschieht!

2.

Freilich nur nach Gewissen und gänzlich nach Überzeugung!
Riet' ich ein Anderes dir, gut nicht wär' es fürwahr.
Aber bedenk's, ich bin hier sehr — sehr anderer Meinung;
Und — daß du meiner bedarfst, hoffentlich weißt du es doch!

* Hiermit sind kleine Gedichte, vielfach scherzhaften Inhalts, gemeint, welche Mommsen auf ganz kleinen Zetteln seinen Geschenken beizufügen pflegte und welche sich auch auf diese bezogen.

3.

Also lasset uns nun die Kinder und Jungen erziehen,
Und sie werden gewiß paßlich für allerlei Dienst.

Glauben Sie, daß es Jens interessiert, so teilen Sie ihm diesen Brief originaliter mit; sonst grüßen Sie ihn gelegentlich von uns und sagen ihm, daß wir in alter Freundschaft seiner gedenken.

Und jetzt noch einmal, leben Sie wohl, und vergessen Sie nicht, vor Ihrem Umzug noch einmal an mich zu schreiben; schicken Sie mir auch hübsch Ihre Gedichte, die ich nicht kenne, und bedenken Sie einmal, was ich oben gesagt.

Constanze und ich grüßen Sie und Ihre Frau herzlichst nebst allem kleinem unbekanntem Gruus.

Ihr Theodor Storm.

Konstanzens Tod

Offenbar ist es Storm auch durch diesen Brief nicht gelungen, den Freund für die Poesie zurückzugewinnen. So schläft der Briefwechsel wieder ein. Inzwischen kommt Mommsen als Rektor der höheren Bürgerschule nach Oldenburg — das ist der Umzug, von dem am Ende des letzten Schreibens die Rede ist — und wird 1864 Direktor des Gymnasiums in Frankfurt am Main. Während der acht Jahre, welche Mommsen in Oldenburg zubringt, lebt Storm als Kreisrichter in Heiligenstadt auf dem Eichsfelde, und in dem eben erwähnten Jahre wird er zu seiner großen Freude als Landvogt nach Husum zurückgerufen. Hier trifft ihn der schwerste Schlag seines Lebens: Seine innig geliebte Gattin Konstanze stirbt am 20. Mai 1865. Was ihm die Entschlafene gewesen, davon legt der nun folgende herrliche Brief ein rührendes Zeugnis ab:

Husum 28. August 1865.

Haben Sie Dank, lieber Tycho, für Ihren theilnehmenden Brief. — Sie können freilich nicht ganz ermessen, wie mein Leben zerstört ist; denn Sie und Ihre Frau haben meine geliebte Todte ja nur im Beginn ihres Lebens kennen gelernt und nicht gesehen, wie sich diese in ihren tiefsten Tiefen schöne und innerlichst vornehme Persönlichkeit entfaltet hatte. Wo wir in den letzten Jahren auch gelebt haben, überall ist es empfunden worden, ihre Nähe war wie glückbringend, wie Sonnenschein; und wie stolz war ich auf sie, wenn ich sah, wie namentlich die Augen der Frauen mit Entzücken an diesem holden Antlitz hingen.

Verzeihen Sie mir, wenn ich so spreche; aber die Todten werden ja nur noch einmal von des Lebens Fluth emporgehoben, um schöner als je vom

letzten Abendstrahl verklärt zu werden und dann auf immer in Nacht zu sinken; und so lassen Sie mich es alten Freunden zu ihrem Gedächtniß und meinem Herzen zur Genugthuung noch einmal aussprechen, sie war nicht allein und immer mehr meine Geliebte in des Worts verwegenster Bedeutung; wenn die Welt mich kränkte und schlug, dann flüchtete ich zu ihr wie ein Kind zur Mutter, und an ihrem klaren und sichern Herzen fand Alles trostreiches Ende; die stille Gewalt ihres schlichten und edlen Wesens gab mir in allen Dingen, wofür sie mit mir eintrat, eine Überlegenheit, die über meine eigene Kraft hinausreichte. Jetzt heißt es, ohne sie weiterleben, und da von den sieben Kindern, die sie mir zurückgelassen, die kleine Gertrud erst drei Monate alt ist, so muß ich wünschen noch sehr lange ohne sie zu leben.

Doch — was ich eigentlich wollte! Ich gehe dieser Tage nach Baden-Baden, um dort mit Ludwig Pietsch, Turgeniew und Dr. Viardot etwas zu leben. Kann ich die Nacht vom 4/5 bei Ihnen Quartier nehmen, so schreiben Sie mir poste restante nach Minden (Westfalen), wo ich meiner Freundin Frau Polko einen Besuch machen will.

Mit herzlichem Gruß an Ihre Frau Ihr Th. Storm.

Das „Hausbuch"

Obgleich Mommsen dem Dichter bei seiner Anfrage in betreff der „Argo" wenig Entgegenkommen gezeigt hatte, so klopfte dieser doch nach dreizehn Jahren, vier Jahre nach seinem letzten Briefe, noch einmal bei dem Freunde an, als er sein vortreffliches „Hausbuch aus deutschen Dichtern seit Claudius" herausgeben wollte:

Husum 11. April 1869.

Herzlichen Gruß zuvor, liebster Tycho! Dann ein kleines Anliegen.

Seit längerer Zeit habe ich, als pensionierter Poet, an einem Buche gearbeitet, welches, wie ich glaube, die zweite, sozusagen, negative Seite meines angeborenen und im Leben entwickelten Könnens repräsentiert; nämlich an einer Recapitulation dessen, was aus den kleineren deutschen Dichtungen (Romanzen, poetische Erzählung, Lyrik) während des über dreißigjährigen Verkehrs damit derart in mir haften geblieben, daß ich jezuweilen in Gedanken oder durch Wiederlesen dahin zurückgekehrt bin. Urtheilsfähigkeit in Sachen der Kunst ist, wie ich glaube, ebenso selten wie Produktionsfähigkeit; in poesi bekunden dies fast alle, ja ich möchte sagen ausnahmslos alle Anthologien, die zum nicht geringen Verderb — denn durch sie geschieht in den Familien der nächste Einblick in die deutsche Dichtung — von der ordinärsten Mittelmäßigkeit wahrhaft wimmeln. Dabei sind diese Anthologien oft von namhaften Poeten; so neulich wieder eine von Lingg.

„Mein Hausbuch aus deutschen Dichtern" hat ein wundersam andres

Gesicht; Sie werden darin Leute breit vertreten finden, die sonst nirgend zu finden sind, und dagegen fast den ganzen Schwarm der poetischen „Wiederkäuer" über Bord geworfen.

Ich werde es Ihnen — hoffentlich zu Weihnachten — schicken, wenn es heraus ist.

Von Ihnen wollte ich nun darin haben das treffliche Far niente, „Die Luft sie glühte" etc., ferner „Die Stadt liegt im Winkel der Erde" und, was uns, da wir noch zusammen waren, so lieb war, das kleine innige: „Unter hundert weißen Blättern", etwa auch „Friederike".

Da ich nicht weiß, ob diese Sachen sonst, etwa in Gödekes Wochenschrift gedruckt sind, so erbitte ich mir hiermit die Einwilligung des Verfassers zum Abdruck; übrigens sub praejudicio, daß ich im nicht zu hoffenden Falle der Verweigerung von dessen gedruckten Sachen werde abdrucken lassen, was los und fest ist . . . .

Aus Ihrem Programm — das letzte ist nett — habe ich gesehen, daß Sie meiner gedenken; ich thu's auch; oft; war's doch damals eine frühlingssonnige Zeit, als wir den Dante lasen und zuletzt durch allerlei liebenswürdigen Spektakel von unsern hübschen jungen Frauen davon getrieben wurden. — O liebster Freund, wie weh thut mir das Herz, wenn ich daran gedenke. —

So — antworten Sie bald; haben Sie sonst was Hübsches, das ich nicht kenne, so senden Sie mir's, bitte.

Doris,* die sich lebhaft Ihrer und besonders Ihrer lieben guten Frau erinnert, bittet mich freundlich Sie beide zu grüßen.

Könnten wir uns einmal wiedersehen! Ich hab' in diesem Augenblick eine wahre Sehnsucht darnach. Es war so nett, als ich vor drei Jahren bei Ihnen einkehrte, freilich das letzte Mal mußten Sie leider ganz Gymnasialdirektor sein . . . .

Und nun Schluß — Gruß an Sie und an Sie, liebe Frau Mommsen, und all das liebe Gesindel, was sich meiner noch erinnert.

Herzlich Ihr Th. Storm.

Aus einem letzten, hier nicht veröffentlichten Briefe, welcher von einer privaten Angelegenheit handelt, geht hervor, daß Mommsen auch auf die letzte Anfrage nicht geantwortet hat. Wer den Charakter dieses entschiedenen und willensstarken Mannes kennt, wird sich über seine ablehnende Haltung nicht wundern. Denn seit seinen poetischen Studententagen hatte er sich mit vollem Bewußtsein immer mehr in das altphilologische Arbeitsgebiet eingesponnen. Und auch hier war es, als wenn er seine Aufgabe absichtlich

* Des Dichters zweite Frau, Dorothea, geb. Jensen, gewöhnlich „Frau Do" genannt.

so eng wie möglich faßte: das Sprachgeschichtliche stand ihm durchaus im Mittelpunkt. Die altphilologische Wissenschaft war damals in ihrer höchsten Blüte, und das Selbstbewußtsein der Philologen entsprach in dem Zeitalter Lachmanns und Gottfried Hermanns dieser allgemeinen Bewertung. So hielt er das Dichten etwa für eine Sonntagnachmittagsbeschäftigung, aber nicht geeignet für ernste Männer. Von Literaten, die sich nur mit Poesie beschäftigten, hatte er keine hohe Meinung; und auch für das Empfindsame und Weiche in Storms Wesen fehlte dem energischen Friesen das Verständnis. So hielt er auch von seinen Dichtungen, obgleich er ihre eigentümlichen Vorzüge wohl erkannte, nicht allzuviel; ja Goethe, Shakespeare, die großen Alten, das war etwas anderes. Aber wem die Alten den Sinn gefangen nehmen, der kann häufig dem Modernen nicht genügend Geschmack abgewinnen. Außerdem ruhte auf ihm noch die große Arbeitslast als Schulmann und Direktor, und so hatte er für dichterische Leistungen keine Zeit übrig.

Es verlohnt sich, mit unseren Briefen die von Bächtold und Köster herausgegebenen Briefwechsel zwischen Storm und seinen beiden Dichterfreunden Mörike und Keller zu vergleichen. Vermittelst dieser kann man einen Blick in das intime Schaffen der drei Dichter tun. Die Schöpferfreude, der „silberne Ton, welcher durch das Leben klingt", läßt sich überall vernehmen. Gottfried Keller sagt selbst, daß er mit dem schaffenden Dichter ganz anderes reden kann als mit seinen Züricher Bekannten, von denen einige sogar über ihn schreiben und doch nichts verstehen, weil ihnen eben das von innen quellende schöpferische Gefühl abgeht. Diese ursprüngliche Kraft spürt man auch in den ersten der an Mommsen gerichteten Briefe, und man beneidet den Empfänger um die kleinen, flüchtigen, schlichten Billette, in welchen er dem Freunde Gedichte wie das herrliche „Oktoberlied" mitteilt. Als dieser aber ganz in philologische Bahnen einlenkt, läßt sich ein solcher Briefwechsel nicht mehr aufrecht erhalten; und er schläft nach zweimaligen vergeblichen Versuchen, die alten dichterischen Beziehungen wieder anzuknüpfen, allmählich ein. Aber man sieht, wie sich auch hier alles um die Poesie dreht, welche Storm als seinen eigentlichen Lebensberuf ansieht.

Jedoch auch die beiden obengenannten Briefwechsel haben dasselbe Schicksal, daß sie nämlich durch die Schuld der Freunde eingehen. Bei Keller ist es leicht zu verstehen, daß ihm die Korrespondenz allmählich unbequem wurde. Die naiven, umständlichen Schilderungen Stormschen häuslichen Stillglücks machten dem mißvergnügten alten Junggesellen schwerlich Freude, namentlich angesichts seiner eigenen häuslichen Langeweile mit seinem „alt Geschwister". Andrerseits mußte es ihn peinigen, wenn er den älteren Storm mit jugendlicher Schöpferfreude eine Novelle nach der andern schreiben sah, während seine eigene Schaffenskraft langsam und unwiderruflich versiegte. Als ihm Storm dazu noch in wohlmeinender, aber Keller gewiß

unbequemer Weise zum Schaffen anstachelt, werden seine Briefe seltener und seltener, und in Storms letztem Lebensjahre hören sie ganz auf.

Ähnlich liegen die Verhältnisse bei Storms schwäbischem Freunde. In seinen „Erinnerungen an Eduard Mörike" macht der Dichter die Bemerkung, er habe 1855 bei seinem Besuche noch nicht geahnt, daß der reizenden Novelle „Mozarts Reise nach Prag" nichts mehr von ähnlicher Bedeutung folgen würde. In der Tat erlahmt Mörikes Schaffenskraft allmählich und ebenso seine Neigung zum Briefschreiben. Nach dem Besuche schreibt er nur noch ein einziges Mal, nach Konstanzens Tode, während Storm seinerseits wieder den Briefwechsel nach Möglichkeit fortzusetzen versucht.

Wir stehen nicht an, diese gemütvolle Teilnahme Storms für seine Freunde, dieses rührende Festhalten an dem Briefwechsel für ein Zeichen von besonderer Stärke zu erklären. Es zeugt von Jugendlichkeit und ist dem Wesen des dichterischen Genius nicht weit entfernt. Wir gewinnen den Eindruck, als ob die Dichterkraft des Schwaben und des Schweizers unter ihrem südlicheren Himmel rasch und schön emporblühte, dann aber auch schneller verwelkte. Viel langsamer geht die Entwicklung bei Storm, dem Nordfriesen. Albert Köster macht in seinem Keller-Storm-Briefwechsel darauf aufmerksam, wie der norddeutsche Dichter sich gerne in den kleinen Kreis seiner Familie und seiner Bekannten einschließt, wie verhältnismäßig wenige Erlebnisse auf ihn wirken, wie er aber diese tief in sich verarbeitet und aneinander ausgleicht. So wächst ihm allmählich ein tiefer und schöner Stoff heran, den er in seinen Novellen verarbeitet, und hierdurch erklärt sich das wirklich wunderbare Geheimnis, wie seine Werke nach dem Ende seines Lebens zu immer besser werden und das vollendetste, der „Schimmelreiter", den Abschluß bildet. Und jene Teilnahme an dem Leben und Wirken seiner Freunde ist mit dieser schöpferischen Kraft nahe verwandt, jene Teilnahme, die auch dann noch weiter besteht, wenn die Freunde sich allmählich zurückziehen. Insofern tragen die drei Briefwechsel mit den beiden Dichtern und mit dem Gelehrten zum Verständnis seiner tiefsten Eigenart bei. Denn die schöpferische Dichterkraft ist bei ihm wie bei andern großen Dichtern in ihrem innersten Wesen tiefe Hingabe an die Welt, das Leben und die Mitmenschen, ist Liebe.

Mojave-Wüste

Novelle von Arthur Holitscher

Die Sonne geht auf über Mojave!

Zu allen Tageszeiten, zu allen Jahreszeiten, immer weht der Wind über dem Sand von Mojave. Aus dem Norden von der Sierra Nevada her fegt es kalt über die Wände hinunter und streicht über die Gräser hinweg den Boden entlang. Oder es kommt aus dem Süden, wo die Bernardinokette steht, ein heißer Hauch und Wolken ballen sich wie große kupferne Kugeln über der farblosen Einöde. In großen Büscheln, hart wie Borsten, steht Wacholder und Wermut im bröckelnden Sandboden. Hier war einst ein Meer, und sonderbar geformte, wehende, atmende Wesen, halb noch Blume, halb schon Tier, schaukelten sich in der Strömung, wo jetzt die Gräser sich biegen und schütteln im Wind Mojaves.

Lange weißliche Striche laufen wie Adern durch den gelbgetönten Sand. Es sind die Streifen von Minerallagern. Auf ihnen wächst nichts. Ihre Helligkeit tönt die Luft durchsichtiger, bläuliche Schatten zittern über ihnen, wenns heiß wird, und dann ist es, als riesele der Wind wie flüssig gewordener Sand in den höheren Luftschichten über Mojave weg.

Sobald die Sonne aufgeht, kommt eine Weile lebhaftere Farbe in die Atmosphäre; kleine bunte Kobolde führen einen Tanz über den Grasspitzen auf; die unzähligen Schründe, Tafeln und Kuppen, Stufen und Schächte der Gebirge in der Ferne füllen sich für Augenblicke mit Schattenflecken an. Aber es lebt nichts und niemand, nicht Mensch und nicht Tier weit und breit, das Wunder der aufgehenden Sonne zu betrachten. Im Emporgleiten nimmt sie die Farben zurück in ihre blanke Scheibe hinein, und bald ist alles, Berg und Boden, Gras und Wind, in eine einzige gläserne Klarheit, in ein kahles, graugelbes Licht getaucht, in ein Licht, gesprenkelt von hie und da aufwirbelndem, staubendem, bald sich flach legendem Sand.

Zwei Silberlinien laufen eng beisammen über die Wüste weg. Je höher die Sonne steigt, um so schärfer durchschneiden sie das monotone Gelb und Weißgrau der gräserbestandenen Mulde.

Die Schienen glitzern den Schein der Sonne zurück. Über dem längst gestorbenen Erdboden sind ihre geschliffenen und abermals und immer wieder geschliffenen Stränge das einzige, was lebt. Von der Küste der Fruchtbarkeit Kaliforniens zu den Feldern der Fruchtbarkeit von Kolorado hinüber berühren sie fliehend die Wüstenei Mojaves. Wenn die Sonne hoch über dem Boden steht, scheint es, als würde Mojave breiter. Es ist heiß und ein Geglitzer, ein Geflimmer und Zittern der Luft erfüllt das breite Bett

des verschwundenen Meeres wieder mit wallenden Strömungen des Elementes, nur daß es jetzt Luft ist, nicht Wasser. Aber aus dem Westen kommt, tief auf dem Boden schleichend, eine schwarze Wolke näher und näher. Eisern klirrt die Wolke, dumpfes Gebrüll kündet ihr Herannahen an. Es ist der Zug. Wie eine dunkle Raupe frißt er die glitzernde Doppelschlange in sich hinein und speit dazu den schwarzen Rauch aus seinem Haupt lang hinter sich zurück.

Mojaves Wind stößt sich an den Scheiben des Zuges wund, Mojaves Farbe zieht quer durch die Scheiben hindurch, zwischen denen hurtige kleine dunkle Gestalten leben und sich bewegen. Obzwar es früh am Morgen ist, ist das Treiben in den Wagen schon fröhlich im Gange. In den Waschräumen spülen sich noch ein paar verspätete Nachzügler ab, drin in den Pullmanwagen haben die Neger schon das Bettzeug zusammengerafft und die Schlafstätten wieder in bequeme Tagsitze zurückverwandelt. Der weißbekleidete Kellner aus dem Speisewagen läutet den Tag ein, indem er, den ganzen Zug entlang gehend, seinen eintönigen Ruf erschallen läßt: „First call for breakfast! First call for breakfast!“

Ein langer Reisetag durch eine Gegend, in der es nichts zu sehen gibt, steht den Bewohnern des Zuges bevor. Jeder hat neben sich auf dem Sitz Lektüre, Handarbeiten, Zuckerwerk und auch Kissen zum Weiterschlafen aufgestapelt. Hier und dort haben sich kleine Gruppen zusammengefunden. Kinder zwitschern, springen und lachen zu Füßen der Erwachsenen, die sie nicht stören. Am Ende des Wagens tickt eine Schreibmaschine. Der Neger hat sein Räumungswerk vollbracht, rekelt sich in einer Ecke und macht es sich bequem für den Rest des Tages.

Ein junger Mann lehnt sich über die Lehne seines Sitzes zu einem schönen jungen Mädchen hinüber, das ihm gestern noch fremd war, und das ihn heute morgen schon stärker beschäftigt als alles übrige in der Welt. Heute früh waren sie beide die ersten gewesen, die hinter ihren Vorhängen sich im Morgengrauen nach den Waschräumen begaben, ans Ende des Wagens, jeder in einer andern Richtung hin. Sie war in einem blauseidenen gestickten Kimono an ihm vorübergegangen, ihr vieles blondes Haar war hoch aufgesteckt über dem frischen und leuchtenden Gesicht mit der starkgewölbten Stirne. Jetzt sprechen sie die ersten Worte miteinander.

Der Speisewagen füllt sich. Tee, Eiswasser, Grape-fruits erscheinen auf den Tischen.

Plötzlich ergießt sich der Tee in bräunlichen Lachen über die Tischtücher; Eisstücke klirren in den Gläsern und springen über Bord. Es gibt einen lauten knirschenden Anprall aller Wagen gegeneinander, der Zug steht still.

Was ist geschehen?

Alle Fenster sind voll von Gesichtern. Die Neger fahren in die Höhe von ihren Schlummerplätzen, reißen die Wagentüren auf und stellen die Schemel auf den Bahndamm hin. Bald ist draußen, den ganzen Zug lang, ein Geklettter aus allen Wagen über die Schemel den Damm hinunter. Zwischen den grauen Wermutsträuchern wimmelt es von Männern, Frauen und Kindern, ängstlich hin- und herlaufenden, auf dem Pulversand Mojaves alle zwölf Wagen entlang. Aber die Angst weicht, denn es ist ja kein Unglück geschehen; im ganzen großen ist man guter Dinge, denn es hätte ja ein Unglück geschehen können! So aber badet man seine Glieder im erfrischenden Winde des hellen Herbstmorgens über der Wüste. —

Vorne bei der Lokomotive stehen die Schaffner und sprechen zum Führer hinauf, der sich, ein rußiger, ältlicher Mensch, im blauen Kittel und mit einem gelben Taschentuch um den Hals, aus seinem Führergehäuse herausbeugt. Unten hockt der Gehilfe vor der Maschine; er hat einen Arm durch eine Radspeiche aufwärts zur Triebachse hinaufgeschoben; ganz ölig und schwarz zieht er ihn wieder hervor und schüttelt den Kopf zum Führer hinauf, der gleich drin in seinem Stand verschwindet.

Vom Ende des Zuges her, aus dem Salonwagen vor dem letzten, dem Aussichtswagen, kommen durch den gelben Sand zwischen den borstigen Gräsern fünf dunkelgekleidete gewichtige Herren nach vorne zur Maschine heran.

„The president!“

Der Schmieröl- und Kohlenstaubmensch hat sich schon wieder auf die Lokomotive hinaufgeschwungen. Er und der Führer hocken jetzt über dem Injektorenhebel und dem Wasserstandsglas und suchen zu ermitteln, was denn eigentlich los sei, was in Dreiteufelsnamen denn eigentlich los sei.

Der Präsident ist ein Mann über die Sechzig hinaus. Sein weißes grobfädiges Haar wellt sich steif über einer breiten roten Stirne, die stahlblauen Augen schauen scharf wie die Augen eines jungen Menschen zur Maschine hinauf.

„Hello, Tomkins!“

Der Führer erhebt sich aus seiner hockenden Stellung und beugt sich zum Stand hinaus.

„Hello, Präsident!“

„Was gibt's, Tomkins?“

„An den Überhitzerklappen, scheint's, haben wir was gefunden. Die Bremse ist in Ordnung.“

„Das werden wir schon kriegen!“ Eins, zwei, drei zieht der Alte seinen feinen Rock und seine Weste aus und legt beide seinem jungen Sekretär auf den Arm. Dann knöpfelt er sich die Manschetten auf, krempt die Ärmel hoch über seinen haarigen Armen und ist mit einem jugendlichen Untauchen, gut parierenden Kniekehlen, schon droben auf dem hohen Tritt der Lokomotive.

Jetzt hocken alle drei vor den Überhitzerklappen, stecken die Köpfe zusammen, von unten sieht man drei Paar Arme an den Hebeln und Kurbeln herumarbeiten. Der „Alte" kennt das Gewerbe von der Pike auf. Kein Stückchen in dem langen Eisenbahnzug, Eisen, Holz oder Glas, dessen Bestimmung er nicht ganz genau und aus guter Erfahrung kennt. Ingenieur mit Diplom der Cornelluniversität, sechs Monate lang Zugführer, drei Jahre Stationsvorsteher, dann Chef eines Streckendienstes, Generalsekretär und schließlich oberster Machthaber des mächtigen Systems: das ist der Lebenslauf dieses alten, strammen Graukopfes.

Unten die Schaffner und das Gefolge, der Stab des Präsidenten, das Reisepublikum aus all den zwölf Wagen steht neugierig und blickt zur Lokomotive hinauf, auf der man den berühmten und gefürchteten Alten, mit olivenfarbigen Flecken von oben bis unten besprenkelt, einen breiten grünen Ölwischer über die Stirne weg, emsig und frisch hantieren sieht.

Zwischen den Gräsern, zur Seite des Dammes stehen zwei Kaufleute im Gespräch. „Es ist nicht das erste Mal, daß er sich schmutzig macht mit seiner Bahn, der alte Halunke." „Voriges Jahr hats bedenklich gekippt. Wären unsere Gerichte, was sie sein sollten, er säße heute im Zuchthaus und nicht dort auf der Lokomotive! Ich versäume meinen Termin in Chicago! Natürlich, wenn man sich das Rollmaterial ansieht, auf dem wir fahren, dann kann man noch froh sein, wenn man überhaupt mit heilen Gliedern über die Strecke kommt."

Weiter weg springen Kinder umher und jagen sich; auch ein Hündchen ist kläffend mit dabei. Paare spazieren hin und her den Damm entlang, in den Fenstern des Speisewagens stehen die Kellner verdrossen und warten, aber niemand will einsteigen.

Die am Morgen im blauen Kimono durch den Wagen ging, hat dem Zug den Rücken gewendet und schüttet ein Häuflein Sand aus einer Hand in die andere. Ihre Hände sind klein und fest. Sie hat einen gelben Schleier um das Haar gewickelt, er flattert im Winde, er kleidet sie gut, ihr rotes, frisches Gesicht leidet nicht unter der ungünstigen Farbe.

Der junge Mann vor ihr blickt wie verzaubert auf die eine Strähne ihres Haares, die unter dem Schleier sich hervorschiebt und in der die Sonne wie Metall glänzt.

„Ich habe in Berkeley, an der Universität, unser Studententheater geleitet. Ich soll jetzt nach Boston, um dort ein paar Stücke zu inszenieren. Die von Harvard haben mich gerufen."

„Ach, all die Theaterspielerei, ich hab sie satt! Ich hab mich nach dem Westen aufgemacht, letztes Frühjahr, und war jetzt ein halbes Jahr bei Freunden in San Franzisko zu Besuch. Aber mit dem Westen ist es auch nichts. Ich hab gedacht, ich werde noch etwas von den alten Kaliforniern

finden, bei den Leuten da draußen, von denen, über die wir vorm Kamin als Kinder Geschichten zu hören kriegten. Aber ich kann heimfahren, es ist nichts."

„Sie dürfen nicht denken, ich hab mein Lebtag nichts getan, als Theaterspielen. Ich war noch voriges Jahr Ballfänger bei unserer Baseballmannschaft in Berkeley . . ."

„Was haben Sie studiert?"

„Ich bin von der philosophischen Fakultät graduiert."

„Ich auch," sagt das junge Mädchen. – –

Vorn vor einem der Gepäckwagen gabs plötzlich ein Gedränge, ein Geschiebe, ein Lärmen und Klettern den Damm hinauf. Von hinten über den Sand liefen Leute dorthin. Aus dem Menschenknäuel oben sah man einen riesigen Negersteward in weißem Kittel herausragen; er schüttelte und zerrte etwas herum, etwas, das sich zu wehren schien; die Leute wichen rechts und links von dem Neger weg; und plötzlich sah man ein elendes, schmutziges Bündel von einem Menschen zappelnd aus den Fängen des schwarzen Riesen heraus den Bahndamm hinunterkollern.

„Unter dem Wagen, zwischen den Stangen hatte sich der Kerl verkrochen!"

Mit einem Satz war der Neger den Damm hinunter und hatte sein Opfer wieder beim Kragen erwischt.

Der junge Sekretär, mit dem Rock und der Weste des Präsidenten noch überm Arm, kam herbeigesprungen und schrie den Neger an: „Willst du ihn gleich loslassen! Schere dich hinten zu deiner Arbeit zurück! Hast du verstanden, Sohn einer Kanone?!"

Gleich machte der Schwarze seine Klauen auf und ließ das Bündel fahren. Und mit der Geschwätzigkeit des Negers gurgelte es heraus aus ihm: „All right, gov'ner, ich meinte nur, ich war es, der ihn hervorgezogen hat, er ist da unten eingeklemmt gewesen, blinder Passagier, es ist gegen das Gesetz . . ." Dann zog er sich mit der Hand am Mützenrand hinter die Menge zurück. Die Leute hatten um die schmutzige, schlotternde Jammergestalt einen Kreis gemacht. Da stand sie nun, bedeckt mit Wüstenstaub, mitten unter den wohlangekleideten, ausgeschlafenen Reisenden des Luxuszuges, grell von der Sonne beschienen, sprachlos unter den Schweigenden.

Man hatte es gar nicht bemerkt, daß Mc Graw, der „Alte", von der Lokomotive heruntergeklettert und um die Gruppe herum zu dem jungen Sekretär herangetreten war, dem er Rock und Weste vom Arm holte: „In fünfzehn Minuten sind wir so weit. Was hat der Bursche angestellt?"

Da stand nun der Gewaltige, Mc Graw, von dem jedes Kind in den Vereinigten Staaten Geschichten zu erzählen wußte, und die armselige Schmutzgestalt, der Hobo, der Landstreicher, der seine Bahn um das Fahrgeld zu betrügen unternommen hatte, in der Gratisklasse unten zwischen dem Wagenboden und den Schienen, und sahen sich an.

„Wo geht die Reise hin?"

Der Schmutzige richtet sich fest auf und spuckt den Staub aus dem Mund. „Sind Sie der Untersuchungsrichter?"

„Er ist der Präsident," sagt einer von den Kaufleuten laut. „Der Präsident dieser Bahn ist es, der vor dir steht, merke dir es!"

Der Alte schießt einen Blick auf den Sprechenden ab, der sich umdreht und zu seinen Genossen da hinten eine Bemerkung macht.

„Nach Chicago." Der Hobo hat seine Hände in die Hosentaschen gesteckt, hebt den Kopf und zieht die Stirne in Falten, so daß Staub ihm von der Stirne über die Nase rinnt, sich in den Brauen verfängt.

Ein paar Leute lachen. Welche sind erstaunt. Chicago! Von San Franzisko nach Chicago unter einem Gepäckwagen!

„Ohne umzusteigen?" fragt ein Witzbold aus dem Gefolge des Alten.

„Man soll ihm was zu essen geben!" ruft ein junges Mädchen. Es ist die mit dem Schleier, die Graduierte der Philosophie. „Man soll ihm zu essen geben! Seht ihr denn nicht? Er soll etwas zu essen bekommen!"

„Hab den Weg schon viermal auf dieselbe Weise gemacht. Niemals ist mir etwas passiert."

„Munition?" fragt einer.

„Laßt ihn doch in Ruh!"

(Man weiß, was Munition bedeutet. Hat er einen Revolver bei sich, so muß man ihn in der nächsten Kreisstadt ins Gefängnis liefern. Dazu hat aber von all diesen hier gewiß keiner Lust, außer vielleicht den Negern.)

„Man soll ihm was zu essen geben," sagen jetzt auch andere Frauen. Das junge Mädchen schreit sie fast, diese Worte. Alle blicken sich nach ihr um. Sie ist ganz rot vor Zorn. Sie ist schön, wie sie dasteht und auf den Sandboden stampft. Alle sehen ihren Zorn, ihre Schönheit aber sieht nur einer!

„Munition!" Der Hobo zieht seine Hand aus der Tasche und steckt sich ein Stück Kaugummi in den Mund. Die meisten lachen. Das steht fest, der Bursche hat die Sympathien auf seiner Seite.

„Es ist gut," sagt der Alte. „Nehmt ihn in meinen Wagen und gebt ihm irgend woher einen Anzug." Der Schaffner des Präsidentenwagens nickt und gibt dem Hobo einen Stoß — vorwärts! „Dann füttert ihn auf meine Kosten im Speisewagen. Wenn du noch mal erwischt wirst, mein Junge . . ."

„Sie müssen mich aber bis Chicago fahren lassen. Wenn ich in Barstow auswagoniert werde, damit ist mir gar nicht gedient, ich will nach Chicago!"

Einer aus dem Gefolge, ein großer, vierschrötiger Amerikaner mit einem Bulldoggesicht, steckt den Kopf vor und murmelt dem Präsidenten zu:

„Sie machen sich wieder unnütze Scherereien, man wird uns das fühlen lassen wie alles andere.“

„Schaffner, der Mann hier fährt auf meine Kosten nach Chicago.“

„All right, Boß,“ sagt der Schaffner, „vorwärts!“

„Er will sich populär machen!“ ruft hinten einer von den Kaufleuten, der alte Halunke soll es hören!

„Das ist meine Bahn hier,“ sagt der Alte zum Sekretär, dem er Gilet und Rock vom Arm genommen hat. Er sagt es laut, alle sollen es hören. „Auf meiner Bahn bin ich der Herr. Gebt ihm zu essen, zu trinken, Anzug und Schuhe. Bis Chicago fährt er mit. Wie heißt du?“

Der Hobo ist gleich fertig mit der Antwort. „Larry Finch.“

„Ach so!“ Man begreift jetzt, warum der da nicht gern ins Arbeitshaus kommen möchte. Namen sind leicht erfunden, aber so ein solider Fingerspitzenabdruck hält lange vor.

Jetzt, da der Alte mit seinem Gefolge sich davonbegeben hat, wird das Publikum familiär gegen den Landstreicher. Einer hat ihm seine silberbeschlagene Zigarrentasche hingehalten. „Larry Finch“ greift beherzt hinein und steckt sich eine Havanna in den Mund. Er beißt die Spitze ab und spuckt sie über die Schulter hinter sich. —

Der Spender der Zigarre schlägt ihm auf den Rücken. „Cheer up, mein Junge! Ich war auch einmal bald soweit wie du jetzt. Nun fahre ich Pullman und es geht mit rechten Dingen zu!“

„All right,“ sagte Larry, „es gibt noch was Schlimmeres, als unter dem Wagen fahren.“

„Was denn?“ rufen sie vergnügt, Männer und Frauen.

„Hinter einem Pult still sitzen! Übrigens kann ich aus Erfahrung sagen, die Wagen dieser Bahn sind bei weitem besser gebaut als die von andern Gesellschaften, als die von der Southern Pacific zum Beispiel!“

„Bist du auf der auch gefahren?“

„Unter der!“

„Ja, jawohl! unter der!“ ruft man lustig durcheinander.

Larry steht breitbeinig da und zündet seine Zigarre an dem Feuerzeug an, das einer ihm gereicht hat. „Zweimal von Frisko nach Seattle.“

Man sieht es ihm an, er hat nicht gefrühstückt, wahrscheinlich auch nicht zu Abend gegessen gestern. Aber er steht da, schmutzig von oben bis unten, mit Mojaves gelbem Staub besprengt, Augenbrauen, Ohren, Nasenlöcher, Haare, Hut und Lumpen voll von Mojaves gelbem Staub — er steht da, eine Zigarre im Mund, aufrecht und mit erhobenem Kopf wie ein Gentleman, der seinen Klubgenossen von einer Reise erzählt.

Das ganze Publikum des Zuges hat sich um ihn angesammelt. Vorn an der Lokomotive arbeiten Tomkins und der Maschinist aus Leibeskräften.

Noch zehn Minuten höchstens und man wird wieder fahren. Die Frauen zumal können ihre Blicke kaum losmachen von Larry. Larry ist ganz sicher geworden und fingert an seinem Kragen herum, als müßte er das Gefühl, das ihm dort von der Faust des Negers verblieben ist, abwischen, irgendwie. Er wischt sich den Kragen entlang, als wäre die Stelle seines Gewandes allein beschmutzt, die der Schwarze angefaßt hat.

„Is n't he cute!" fragt eine ältere Dame aus einem der Privatwagen da hinten, einmal über das andere. Sie erwartet gar keine Antwort. Durch ihr goldenes Lorgnon blickt sie auf Larry, sie ist ganz betäubt von seiner Erscheinung. „Ja, das ist das Wunderbarste, was ich je erlebt hab," spricht das junge Mädchen mit dem gelben Schleier leise vor sich hin.

Jimmy Wheeler vom Stab des Präsidenten ist zur Gruppe zurückgekehrt, hat in seine Brusttasche gegriffen und fächelt sich mit einer Fünfdollarnote im Sonnenschein. „Nun, alter Junge, zeig mal, wie du das gemacht hast."

„Jimmy will die untere Wagenklasse verbessern für den Verkehr!" ruft der Spaßmacher laut.

Larry schaut nur mit halbem Auge auf die gelbe Note hinüber. Er hats so eilig nicht, läßt sich bitten.

Das junge Mädchen dreht sich zu dem Berkeleymann um. „Ist er nicht wundervoll? Mein Lebtag habe ich nichts Ähnliches gesehen!"

„Er sieht nicht schlecht aus, der Bursche, das ist wahr . . ."

Larry hat sich zu Boden gebückt, um seine Zigarre im Sand auszulöschen. Aber plötzlich besinnt er sich und steckt sie, so wie sie ist, brennend Jim Wheeler vom Stab des Präsidenten in die Hand. Eins, zwei ist er die Böschung hinauf. Jim Wheeler bemerkt vor Staunen erst, wie Larry schon oben ist, was er in der Hand hält.

„Hölle!" ruft er und wirft den Stummel auf den Boden. „Hat mir der Bursche seinen Stummel in die Hand gesteckt!"

„Der kommt noch in Teufels Küche!" spricht einer von den Lachenden. „Der war in Teufels Küche," spricht ein anderer, „verdammt noch einmal! Der ist nicht unterm Wagenboden geboren, Gott verdamm mich."

Alle blicken jetzt zu Larry hinauf. Er steht oben vor dem Gepäckwagen, unter dem ihn der Neger herausgezogen hat. Es stimmt schon, er sieht nicht übel aus; heruntergekommen, aber nicht gemein. Trotz und Verachtung kleiden Heruntergekommene vortrefflich. Es ist nicht ausgeschlossen, daß er der Sohn eines Bankiers ist, eines Reichen. Es ist möglich, daß er auf einer Universitätsbank gesessen hat, ehe er so aussah. Wer weiß, was der auszufressen gehabt hat. So einfach ist dieses Leben wohl nicht von statten gegangen, das eine steht fest. Die Phantasie der Zuschauer hat die Wahl,

die Ursachen seines Niederganges festzustellen. Es gibt außer Diebstahl und Mord noch hundert andere Ursachen, je nach seiner Veranlagung mag der einzelne sich einen Reim auf dieses Menschenschicksal schmieden. Möglich, daß es aus Abenteuerlust gewoben ist, und weiter nichts. Zwischen Chicago und dem Stillen Ozean wimmelt es von Existenzen, die aus einem Fragezeichen bestehen. Zwischen Chicago und dem Stillen Ozean nimmt man es nicht so genau damit, was einer war, was einer ist.

Larry hält oben vom Rand der Böschung, wie von einer Tribüne herab, einen Vortrag vor der Volksversammlung. Mit kaum merklicher Ironie gibt er sich so, als wär's ihm nur um eine Anleitung zu tun, seinen Mitmenschen zum Frommen darzustellen, wie sie es in Fällen, die sich ja immer ergeben können, mit Gratisfahren anstellen sollen.

„Einen Hut muß man haben, weil der Kopf nach der Lokomotive zu gekehrt sein muß. Man bindet den Hut mit einem Faden unter dem Kinn fest, denn der Hut muß den Luftdruck abhalten. Aber das ist nicht unbedingt nötig. Ich bin einmal durch ganz Arizona ohne Hut gefahren, weil er mir schon bei Flagstaff unter die Räder geraten war."

Larry hat sich unter den Wagenboden begeben und liegt jetzt bequem wie auf einem Sofa auf dem Dreieck, das die mittlere Zugstange, der schief von vorn zur Zugstange hinüberleitende Längsträger und die kurze starke Achsengabel zwischen den beiden bilden. Er federt gewandt und ruhevoll, beschreibt Wellenbewegungen mit seinem Körper, reckt sich und wendet sich zur Seite, um zu zeigen, daß das Ganze kein Kunststück ist. Es sieht auch gar nicht sehr gefährlich aus. Allerdings eine Handbreit darunter, der Boden des Dammes. Und dann allerdings das Gewicht des Körpers auf der nicht sehr starken Zugstange in der Mitte . . . Und dann die langen Stunden, Stunden der Nacht . . . Und dann der Hunger . . . Und dann die Angst vor dem Entdecktwerden, vor dem Arbeitshaus, vor dem Verlust des einzigen Besitzes, der göttlichen Freiheit des Kommen- und Gehendürfens . . .

Keiner von denen unten spricht mehr ein Wort. Durch alle Gehirne geht es: die rollenden Räder, die Stunden der Nacht . . . die Not . . . die Freiheit, die dem Schicksal abgerungen wird, und der Preis, den man für sie bezahlt! Manch einer sagt sich, an sein ungestümes Herz fassend, das ihn selber durch die Weiten treibt: und du, was wär mit dir, hätte es das Glück nicht gewollt, langte es nicht zum Billett oben im Pullman?

Jimmy Wheeler und noch drei andere sind die Böschung hinaufgekrochen und hocken vor dem Gepäckwagen, unbekümmert um den Anblick, den sie den unten Stehengebliebenen bieten. Die technische Seite des Experimentes interessiert sie gewaltig. Larry erklärt gelassen und genau die physikalischen Gesetze, die er auf seinen Fahrten erforscht hat. Er läßt den linken Arm los, zieht dann das rechte Bein herauf. So gehts und so gehts. Man

kann sich auf den Nacken und die Ferse stützen, wenns not tut. Nachts verändert man seine Lage besser nicht. Steigungen sind gefährlicher als Abwärtsfahren. Am meisten muß man sich auf den Brücken in acht nehmen. Auch zu stark geölte Gabellager können gefährlich werden.

Unten die Leute haben sich jetzt über den sonnebeschienenen Boden verteilt. Welche untersuchen den Sand, das Alkalipulver des Bodengeäders. Das Hündchen zerrt zur allgemeinen Belustigung an einem Wermutstrauch herum. Spaziergänger geben sich dem Genuß des freien Wüstenwindes hin. Ungeduldige rufen zur Lokomotive hinauf: wie lange es in Teufels Namen noch dauern werde. Unter dem Gepäckwagen verdient sich Larry daweil seine Fünfdollarnote.

Um Larry kümmern sich nur mehr einige wenige von den Reisenden. Das junge Mädchen hat mit der Matrone Bekanntschaft geschlossen. Sie ist die Frau des Zuckerkönigs aus Cincinnati. Sie läßt die Blicke nicht von Larry, das goldene Lorgnon kommt nicht vom Nasenrücken weg. Schließlich sind es nur noch Frauen unten vor der Böschung, die den Vorführungen unterm Gepäckwagen Aufmerksamkeit zuwenden.

Einer von den Fahrgästen fragt nach dem Wagen des Präsidenten. „Was wollen Sie von dem Präsidenten?“ fragt der Schaffner. „Ach ja, wollen Sie dem Führer telephonieren, wie lange wir hier noch stehen bleiben?“ „Das ist nicht nötig, soeben kam die Nachricht an den Präsidenten: noch fünf Minuten.“ „Das genügt.“

Der junge Berkeleymann steht vor dem mit Schriftstücken überladenen Schreibtisch des Präsidenten, der, mit einem frischen Hemd angetan, seine Hafergrütze verzehrt.

„How do you do?“

„Die Sache ist kurz diese. Ich habe soeben eine Wette abgeschlossen, daß ich auf dieselbe Weise, wie der Hobo von San Franzisko bis hierher gefahren ist, von hier bis zur nächsten Station, nach Barstow, fahren werde. Ich möchte Ihnen das melden. Vielleicht habe ich etwas zu unterschreiben?“

Der Präsident sieht sich den Bittsteller von oben bis unten an. Der junge Mann ist ein Athlet, das sieht man. Es gilt eine Wette. Das ist zu bedenken. Der Präsident ist guter Laune. Da vorne auf der Lokomotive ist ihm seine ganze Jugend eingefallen; all die schönen, gefährlichen Tage der Jugend. Seine Stimme hat jugendlichen Klang, er kann nicht umhin, das Unterfangen des jungen Menschen heimlich zu loben. In ihm selber, der unendlich oft die unermessenen Weiten des Erdteils durchquert hat, steckt ja ein Hobo verborgen.

„Wie stehen die Odds?“

Der junge Mann lügt: „Fünf zu eins. Es ist fast nicht der Mühe wert ...“

„Sind Sie schon mal so gefahren? Sie wissen, es gibt keine Notleine da unten.“

„Ich habe eben zugesehen, wie er es machte. Es ist weiter nichts daran. Wenns ein Hobo unternehmen darf, der seit einer Woche nichts im Magen hatte, so werde ich es mit meinen Muskeln noch zwingen. In Berkeley habe ich meine Baseballjahre gedient.“

Der Präsident lehnt sich in seinen Stuhl zurück und sieht den Bittsteller wohlgefällig an. Der hebt den Kopf:

„So ist's in Ordnung? Dann auf Wiedersehen in Barstow! So long, president!“

„So long, boy!“ —

Vor dem Speisewagen begegnet er dem Hobo, der mit einer frischen Zigarre im Mund, von seinem Publikum begleitet, den Damm entlang kommt. Er greift ihm an die Schulter: „Hello, Larry! bis Barstow fahre ich in Ihrer Klasse!“

„Wozu? Sie wollen wohl einer jungen Dame imponieren? Die Leute im Zug sollen es wissen, daß einer unten fährt? Sie sind wohl ein Zeitungsmensch oder so?“ Die anderen lachen. Larry fühlt sich, fühlt sich, obzwar er noch hungrig ist. Die Zigarre ist ihm zu Kopfe gestiegen. Alle Leute bewundern ihn, Männer und Frauen.

„Auf das Gefühl kommt mirs an, das ist alles. Sehen Sie, ich möchte das genießen.“ Er sieht sich um. Die mit dem gelben Schleier ist weit, zwei Wagen weiter hilft ihr der Neger über den Schemel in den Wagen zurück. „Auf das Gefühl kommt mirs an, auf nichts weiter.“

„Sie sind ein reicher Junge, was? Ein guter Sportjunge, was?“

„Sie doch wohl auch, Larry? Mit solch einer Leistung nimmt Sie jeder ordentliche Klub auf.“

Larry blickt sich im Kreis um und befördert die Zigarre in den Mundwinkel. „Und jedes Zuchthaus noch sicherer.“

Der junge Mann schiebt Larry aus dem Kreise der Leute heraus und geht mit ihm ein paar Schritte weit weg. „Wollen Sie sich einen Fünfzigdollarschein verdienen? Dann machen Sie es mir noch einmal vor, wie Sie bis hierher gefahren sind. Wollen Sie?“ Der andere sieht ihn eine Weile stumm an.

„Zu einem guten Sport ist Larry Finch immer zu haben. Come along!“

Der junge Mann greift in die Tasche, aber Larry legt ihm die Hand auf den Arm. „Nachher, in Barstow. Ich weiß, ich hab es mit einem Gentleman zu tun.“

Die beiden gehen auf den Gepäckwagen zu. Die Kunde hat sich verbreitet im Zug und auf dem Damm, und es folgen einige Neugierige. Man hört die ersten rasselnden Töne der Maschine, die in Ordnung kommt. Jetzt

tönt auch schon ein langer, hingezogener Pfiff, die baldige Abreise verkündend; der Wind trägt den Pfiff in großem Bogen weiter über die sonnige Wüste dahin.

Larry hat dem jungen Mann unter die Weste gegriffen und hakt den Zeigefinger in seinen Gürtel ein:

„Ich will Ihnen etwas verraten, was ich denen vorher natürlich nicht gezeigt hab. Wir haben auch unsere Geheimnisse, wir . . . und verraten sie nicht gern, das ist sicher. Aber Sie werden mir weiterhelfen, wenn ich an Land gehe?! Kommen Sie rasch, ehe uns die dahinten eingeholt haben."

Die beiden stehen jetzt vor dem Gepäckwagen. Der Mann zieht sich die Mütze über den Kopf, kriecht unter den Wagen und nimmt auf den Stangen Platz, wie er es von Larry gesehen hat. Er hat sich den Gürtelriemen von den Hüften genommen und Larry ist dabei, ihm das Gelenk der rechten Hand an die Stange anzuschnallen.

„Das ist das Geheimnis. Warten Sie, ich werde ein Taschentuch hinlegen, damit die anderen Leute es nicht bemerken. So hat man einen Halt. Die Hand ist entlastet. Man kann seine Kraft nun auf die freie Hand, auf die Beine konzentrieren, das ist ein Geheimnis unter uns Tramps. In Barstow . . . Sie werden mir eine Kleinigkeit zu den Fünfzig zulegen, abgemacht?"

„Larry, hören Sie doch, o Larry . . ."

Larry ist unter dem Wagen hervorgekrochen. Den ganzen Zug lang strecken sich Köpfe aus allen Wagenfenstern heraus. Larry macht mit den Armen Zeichen, daß alles in Ordnung sei. Und während der Zug sich langsam, langsam in Bewegung setzt, schwingt er sich geschickt wie ein Akrobat auf das Trittbrett des Speisewagens hinauf. — Rascher, immer rascher, schneidend, sausend, fliegend die Fahrt dahin durch Mojaves Sand, Mojaves Wind, durch die Wüste Kaliforniens nach Osten.

Im Speisewagen saßen viele Leute und sahen zu, wie Larry seine erste richtige Mahlzeit, wer weiß seit Monaten, zu sich nahm.

Die Neger sahen ihm auf die Finger, damit nichts vom Eßzeug abhanden komme. Die Frauen sahen ihm auf den Mund, denn er war ja im Grunde ein hübscher und noch gar nicht alter Mensch. Die Milliardärin Walsh-Wintrop hatte eine Flasche Champagner gespendet und ließ durch ihr goldenes Lorgnon kein Auge von dem Hobo. Wo war das junge Mädchen, die mit dem gelben Schleier? Da kam sie auch schon heran und ihre neu gewonnene Freundin, die Milliardärin Walsh-Wintrop, machte ihr Platz an ihrem Tische.

An Larrys Tisch aber, ihm gegenüber, hatte Mr. Henry O'Lafferty Platz genommen, der berühmte Verfasser von kurzen Geschichten aus dem

Volksleben; zufällig befand er sich im Zug, da saß er nun und machte Notizen.

Er hatte schon viele Notizen gemacht, einen Haufen Notizen. Mit bewunderungswürdigem Scharfsinn hatte er aus der Art und Weise, wie Larry sein Kotelett verspeiste, die ganze Lebensgeschichte des Mannes herausgebracht, die in einer Kinderstube anfing, in einer richtigen Kinderstube mit einer sauberen Amme im Kolonialstil und die sich dann zum Zuchthaus weiterentwickelt hatte, Stoff für ein halb Dutzend kurzer Geschichten aus dem Volksleben, bei Gott! Als guter Novellist hatte er zugleich sein Augenmerk auf Larrys Mund und seine Finger gerichtet, und wahrhaftig, Larry behandelte Messer und Gabel, ja sogar die Serviette und den Zahnstocher in einer Weise, als ob er mit einem silbernen Löffel im Mund auf die Welt gekommen wäre, wies im Sprichwort heißt.

„Haben Sie nie einen Flirt in Ihrem Leben gehabt?" fragt der berühmte Novellist mit einem Seitenblick auf das dankbare Publikum an dem Nebentisch.

Larry wischt sich den Mund, lehnt sich im Stuhl zurück und pfeift leise einen Gassenhauer, ehe er sich zum Antworten bequemt. Es ist ein richtiges Interview, und Larry gerät ins Renommieren.

„Das letztemal, wie ich in Frisko ankam, hat mich eine Dame vom Bahnhof in ihrem Auto zu einer Lustfahrt durch den Park mitgenommen! Wenn ich gewollt hätte — aber eine Woche später war ich wieder unterwegs."

„Wer war die Dame?" fragt die Milliardärin Walsh-Wintrop dumm. Sie kommt jedes Jahr für ein paar Wochen nach San Franzisko und kennt die smarte Welt wie ihre Tasche.

„Sie denken doch nicht, ich werde eine Lady verraten, was?"

„Eine Wohltäterin!" bemerkt der Novellist, der einen Charakterzug aus Larry herausholen möchte.

„Ach was, auf Wohltaten spucke ich! Aber ein Angeber bin ich nicht. Hätte ich Talent dazu, ich säße längst in Uniform auf einem Polizeirevier, wo mancher von uns schon gelandet ist, sobald ihn seine Kniekehlen nicht mehr vorwärts getragen haben."

„Sie sind wohl sehr stark, daß Sie so unter dem Wagen fahren können... Welch ein Gewerbe haben Sie ausgeübt, ehe Sie so..."

„Zement; Portland in Oregon. Daher kann unsereiner auch Staub schlucken, so viel er will..."

„Man muß sehr stark sein, nicht wahr? man muß sehr stark sein dazu?" fragt das junge Mädchen. Sie hat beide Hände an ihre Wangen gepreßt, ihr Haar ist ganz verbogen von dem Schleier, sie sieht zerrauft aus und ihr Gesicht hat keine gute Farbe.

„So stark gar nicht, Lady. Mut und Geschicklichkeit, that's all. Sich richtig betten, ohne Angst, daß man herunterfällt. Wenn die Kappe einem vom Kopf fliegt, danach greifen, wenn man sich auch die Finger an den Steinen blutig schindet."

„Wie? man kann die Hände frei bewegen da unten?"

„Natürlich, alle Gliedmaßen müssen frei spielen können, federn, nirgends fest, alles lose, wie auf einer Matratze, darauf kommts an."

„Und wenn Sie schlafen wollen, ich meine, Sie und Ihre Kameraden . . ."

Larrys Augen werden ganz klein; er hebt seine Serviette zum Mund und gähnt lange, tief und überzeugt. „Tommy rot, Kameraden! Sagen Sie ruhig Bums, Tramps, Hobos. Sie haben recht! Bei Nacht — ich werde jetzt schlafen gehen; hab es verdient. Hello, Kellner! Die Direktion bezahlts. Wecken Sie mich zum Dinner." Und Larry begibt sich mit kurzem Nicken aus dem Speisewagen hinaus. —

„Man sieht," wendet sich der Novellist zu Mrs. Walsh-Wintrop, „diese Menschen, für die die Gesellschaft keine Verwendung hat, stellen im Grunde den Ausbund von dem vor, was unsere Pioniere ehemals gewesen sein dürften."

Ein alter Herr mengt sich ins Gespräch. „Ein stehendes Heer tut uns not. Solche Desperados haben immer noch die besten Soldaten abgegeben."

„Aber die Disziplin, darauf kommt es an!"

„Glauben Sie, daß einer, ders aus eigenem Antrieb und Selbsterziehung drei Nächte lang in solcher Lebensgefahr aushält, sich nicht zu dem bißchen Disziplin trainieren läßt?"

Mrs. Walsh-Wintrop flüchtet vor dem Gespräch, das langweilig zu werden beginnt, in ihren Salonwagen zu ihren drei Zofen. Auch das junge Mädchen ist aufgestanden und folgt Mrs. Walsh-Wintrop. Der berühmte Novellist setzt seine Brille auf und fragt sich, indem er den Damen nachblickt, von wem sie einen größeren Eindruck mitnehmen, von Larry oder ihm.

Das junge Mädchen lehnt die Einladung von Mrs. Walsh-Wintrop ab. Sie ist müde und will auf ihren Platz zurück. Taumelnd geht sie die Korridore entlang. Über die schütternden Harmonikadurchgänge, durch die Reihen der Mitreisenden, durch alle Wagen. Die Fahrt wirft sie hin und her, stärker als nötig. „Was ist Ihnen?" fragt die alte Dame, die ihr gegenübersitzt. „Sie sind ja so blaß, wollen Sie mein Riechfläschchen haben?"

Aber sie schüttelt den Kopf, dankt und will allein sein. Sie bindet sich den Schleier fest ums Haar und geht nach hinten in den Aussichtswagen.

Im Aussichtswagen werden Wetten geschlossen. Die Kaufleute, ein paar Jobber, die es nicht erwarten können, in Chicago an der Börse zu sein,

wetten um alles, um was zu wetten ist. Wieviel von der verlornen Zeit wird man um zwei Uhr nachmittags eingeholt haben, wieviel um sechs Uhr, wieviel um zehn Uhr abends? Kleine Gruppen von Stühlen stehen beisammen und Leute, die das gemeinsame Erlebnis einander nähergebracht hat, besprechen die Vorfälle dieses Tages. Ein junger Mann mit näselnder Stimme und unangenehmem Gesicht hält Wetten auf die glückliche Ankunft des Menschen unter dem Gepäckwagen in Barstow. Das junge Mädchen stützt sich mühsam und mit tastenden Fingerspitzen auf die Lehnen der Stühle im Vorüberschreiten. Draußen auf der Plattform des Aussichtswagens läßt sie sich in einen Stuhl fallen, sie ist plötzlich so müde geworden, sie weiß nicht wovon. Schwer, als versagten ihr die Knie mit einemmal, fällt sie in den Stuhl, sinkt in seine Kissen, bleibt starr und ohne Regung sitzen in ihm.

Wie der Zug dahinschießt! Sitzt man in der Mitte der Plattform, so kann man es merken, wie der Zug die Luft zu Schleifen auseinanderschneidet. Zuweilen ist es, als hebe sich der Wagen in die Höhe wie das Ende einer geschwungenen Peitschenschnur. Dann wieder senkt sich der zurückbleibende Erdboden hinter dem Zuge, wie eine ausatmende Brust. Eine kleine Station, deren Häuschen man kaum erkennen kann, wird im Fluge genommen, zurückgelassen, ist schon verschwunden.

Der Kellner kommt, ruft zum Mittagessen. Man verläßt den Aussichtswagen. Nur das junge Mädchen bleibt auf ihrem Platze sitzen. Ihre Hand hängt ohne Kraft über die Lehne nieder. Von der Bewegung des Zuges pendelt sie hin und her.

Sie blickt auf die in wütender Hast davonlaufenden glitzernden Schlangen, die über den einförmig gelben Damm zu flattern scheinen. Die Sonne steht hoch und ein kalkiges Weiß kommt vom Horizont her über das ganze Land gezogen. Eisenklang, brütende Hitze, hoher Mittag — die Augenlider fallen zu, auf der Plattform ist nur das schlafende Mädchen.

Die Chancen der Leute, die auf die Ankunft um vier Uhr in Barstow gewettet haben, stehen schlecht. Es wird allgemein angenommen, daß man Barstow erst bei anbrechender Dunkelheit erreichen wird. Jeder im Zuge weiß nun von dem Menschen unter dem Gepäckwagen, von dem Menschen, der aus freien Stücken jetzt in diesem Augenblick dort unten mit dem Zuge fährt. Auf dem Weg vom Speisewagen in den Aussichtswagen ist man an Larry vorübergekommen, der bezecht und schnarchend auf seiner Bank lag in todähnlichem Schlaf, mit offenem Mund und schweißbedeckter Stirne. Man interessiert sich nicht mehr so gewaltig für ihn. Der Novellist Lafferty hat einen Vortrag über das Problem des Tramps gehalten und die Sache sieht, nahe besehen, wahrhaftig weniger gefährlich aus, als

man anzunehmen versucht wäre. Der Schwung könne den Nerven nichts anhaben, hat Lafferty erklärt. Die Nerven akkommodieren sich ihm, wie oben im Wagen die Nerven der Fahrenden im Rhythmus des Zuges mitschwingen. Die Blutzirkulation leidet nicht, der Puls erhebt sich kaum über das Normale. Lafferty muß es wissen. Der berühmte Mann war ja, so tuscheln die Herren miteinander, ein simpler Landarzt in Nebraska, ehe er seine vierzigtausend Dollar jährlich mit Geschichtenschreiben verdiente.

Nur einer wagt es, ihm zu widersprechen. Es ist ein alter Herr mit würdigem Knebelbart, wie ein hoher Würdenträger des Staates oder ein vornehmer Bischof anzusehen, was in Amerika niemand, auch bei näherem Hinsehen, so leicht unterscheiden kann. Er ist recht alt und bewegt sich nur schwer, wie ein Leidender, bei dem die Verkalkung schon weit vorgeschritten ist. Niemand würde in dem würdigen Greis Jake Cottrelly vermuten, der vor fünfzig Jahren der gefeierte Luftakrobat der Barnumschen Zirkustruppe, und das leuchtende Idol aller amerikanischen Schulkinder gewesen ist. Mit feierlichen Gebärden und zahnlosem Mund hält er einen Vortrag über die Bedingungen, die der schwingende Menschenkörper zu erfüllen hat, wenn er sich der vehementen Vorwärtsbewegung fest angeschraubter Geräte anpassen will. Es ist nicht zu ersehen, ob das junge Mädchen Interesse an dem Gesprächsthema hat oder nicht. Ihr schönes Gesicht ist regungslos und wie erstarrt. In ihren Augen ist noch Schlaf zu sehen. Ein schwerer Traum, der sie noch im Wachsein beherrscht, spreizt ihre Lider weit auseinander.

Das Gespräch hat sich jetzt an dem Widerspruch erhitzt: einige behaupten, es sei ganz sicher, daß der Mensch unter dem Waggon sich durch irgendwelche Schutzvorrichtung Sicherheit verschaffen könne. Das aber ist es gerade, was der alte Akrobat leidenschaftlich verneint.

„Kein Trick. Mut, Besonnenheit und Entschlossenheit, — das ist alles, was man dazu braucht. Alles andere ist von Übel!"

„Und Verzweiflung!" sagt jemand im Hintergrund.

„Jawohl, Verzweiflung!" bestätigen einige ringsum im Wagen. Der Neger kommt herein und ruft laut: „Barstow!"

Wirklich, der Zug verlangsamt sein Tempo. Weit drin im Lande erscheint ein langgestreckter, niederer Schuppen. Die Herren blicken auf ihre Uhren. Viele hundert Dollar stehen auf dem Spiele. Hinter dem Fenster sind die kahlen, merkwürdigen, wie aus Tuff getürmten Felsen im Abendrot zu sehen. Das hübsche, im spanischen Missionsstil erbaute Stationshotel erscheint. Man ist in Barstow. Alles steigt aus.

Die Wettenden eilen zur Uhr im Büro des Stationsvorstehers, um ganz genau die Zeit zu konstatieren. Auch der alte würdevolle Akrobat steigt mit steifen Knien aus dem Wagen. Ihm hat sich Mr. Henry O'Lafferty

angeschlossen, ein paar andere noch, und die kleine Gruppe setzt sich in Bewegung zum Gepäckwagen. Schon hocken dort Leute, die die Kniebeuge machen und nach dem Menschen zwischen den Stangen Ausschau halten. Herr Henry O'Lafferty hat eine Brille auf die Nase gesetzt und verharrt gleichfalls in der Kniebeuge vor dem Gepäckwagen. Plötzlich wirft er sich flach nieder und greift mit der Hand nach irgend etwas, was an dem Boden des Wagens festklebt. Rasch zieht er die Hand wieder zurück, hebt sie zu seinen Brillengläsern empor, wirft aber das Ding sofort mit einem kleinen erschrockenen Laut auf den Boden vor sich nieder und bittet die Nächststehenden, sie möchten ihm auf die Beine helfen.

Die um ihn blicken auf den kleinen Schmutzklumpen zu ihren Füßen nieder. „Was ists?"

Gehirn — Gehirnsubstanz — Blut — Staub —.

Der alte Akrobat hat sich niedergebückt, so tief es ihm seine Knie und sein Rückgrat erlauben wollen. Er hat seinen zahnlosen Mund weit aufgesperrt und deutet mit ausgestrecktem Finger zwischen die Stangen unter dem Boden des Gepäckwagens: „Sehen Sie dort — was habe ich gesagt!"

Alle schauen jetzt dorthin unter den Wagen. Eine ganze Schar von Menschen hockt vor dem Gepäckwagen und schaut.

An der Querstange baumelt ein Riemen, ein schwarzer, fingerbreiter Riemen, der einige Male um das Eisen gewunden ist. „Ein Riemen!" ruft einer mit näselnder Stimme aus.

Alle richten sich langsam auf, einer nach dem andern. Einigen gelingt das schwerer, als mans von solchen kräftigen, gesunden Männern voraussetzen sollte.

Da hört man hinten auf dem Perron des Bahnhofshotels schallendes Gelächter. Dort steht Larry Finch, diesmal von Whisky betrunken, die Hände in den Hosentaschen, und wiegt sich auf den Fersen hin und her.

„Was lacht der Kerl!" ruft man aus der Gruppe hinüber.

„Halte deinen Mund dort hinten! Er soll nicht lachen! Führt ihn doch weg!" Aber Larry läßt sich nicht beirren. Hin und her wippt er auf seinen Fersen, hat die Mütze in den Nacken geschoben und ruft lachend einmal über das andere:

„Ein Amateur! Ein Amateur! Ein Amateur! Ein Amateur!"

Der Biograph der menschlichen Dummheit

von Karl Goldmann

Irgend jemand, vielleicht war es gar nicht einmal ein Literarhistoriker, glaubte das Werk Gustave Flauberts doch nur bedingt anerkennen zu dürfen. „Er ist mir, wenigstens was einen Teil seines Wesens angeht, allzu negativ.“ Und Herr Jemand — die gütige Mutter Natur hatte ihn zu einem unbeugsamen Optimisten gemacht, zu einem von Grund aus „positiven“ Menschen — Herr Jemand verwies auf die trostlose Lehre der Education sentimentale, auf „Bouvard et Pécuchet“, jenen Roman, in dem eine Welt nur deshalb aufgebaut wird, um niedergerissen, um Stück für Stück abgetragen zu werden, auf die tausend und abertausend Stellen in den Tagebüchern, Briefen und Studien Flauberts, die nichts anderes sind als Belege, als Illustrationen der menschlichen Dummheit.

Soll ein Kunstwerk deswegen weniger wahr genannt werden dürfen, weil es das Negative der Welt zurückspiegelt, weniger erhaben, weil es am Kleinen das Große mißt, am Unzulänglichen das Ewige? Im letzten Sinne ist Aristophanes nicht weniger tragisch als Sophokles, Molière so ernst als Corneille, die höllischen Phantasien eines Hieronymus Bosch beweisen Gott ebenso wie die himmlischen Visionen des Jan van Eyck, und über den Greueln, Verkehrtheiten und Teufeleien, mit denen die Figuren des Pieter Breughel sich selbst und die Mitmenschheit quälen, geht wetternd, erlösend und verklärend die göttliche Glorie auf.

„Ich tadle?“ sagte Stendhal, als man ihm damit kam, er habe an dieser Welt zu viel auszusetzen, er verstehe nicht, sie zu genießen: „Ich tadle? Ich tadle aus Liebe zur Schönheit!“

Aus Liebe zum Vollkommenen das Unvollkommene enthüllen, die Distanz erleuchten, die das eine vom andern trennt, — vielleicht ist dies der geheime Sinn der großen Satire oder der finsteren Komik, — ihr erkennbarster jedenfalls. Und je größer diese Distanz erscheint, um so schärfer, beißender, blutiger mag die Satire, um so düsterer und ernster die Komik genannt werden.

Unter den Reisenotizen, die Gustave Flaubert mit siebzehn Jahren auf einer Fahrt in die Pyrenäen niedergeschrieben hat, fand Caroline Franklin-Grout ein Verzeichnis der dümmsten von Reisenden gemachten Bemerkungen. Und die Aufzeichnungen, die man mehr als vierzig Jahre später im Nachlaß des Biographen der menschlichen Dummheit entdeckte, enthalten eine Aufzählung von „höherem“ Unsinn.

Maupassant hat sie überliefert und in seiner Würdigung Flauberts, die

in das vor kurzem erschienene Buch „In Memoriam Gustave Flaubert"* mit aufgenommen wurde, eine Auslese davon gegeben.

Es ist eine Sammlung ungeheuerlicher Behauptungen, lähmender Widersprüche, gewaltiger Irrtümer, eine Aufhäufung beschämenden Unsinns. Unfaßbares Versagen bedeutender Geister, Beschränktheit umfassender Intelligenzen, Gedankenlosigkeit tiefgründiger Gelehrter sind hier mit heilloser Liebe verewigt. Dieses „furchtbare Bündel" enthält das Material zum zweiten Teil von „Bouvard et Pécuchet", der nicht mehr begonnen werden sollte. Welche Fundgrube! Welch ein Zettelkasten für ein Sammelwerk auf Subskription, hinter dessen Titel „das menschliche Wissen" diabolische Ironie lacht!

Träger der mehr inferioren, der schlichteren menschlichen Dummheit ist der Bourgeois des Alltags; an keinem andern Menschheitsexemplar hat sie sich freigebiger manifestiert. Der Bourgeois im weiteren Sinn — schon Stendhal kennt ihn ganz genau — ist aber nicht etwa nur der genügsame, der „satte" Bürger; er tritt vielmehr in tausend Verkleidungen auf. Manchmal wählt er die Maske des Gelehrten, dann wieder hüllt er sich in die Toga des Staatsmanns, auch der Kothurn ist ihm nicht fremd und die geschäftige Feder am allerwenigsten. „Ich nenne Bourgeois jeden, der niedrig denkt."

Die Auswahl ist groß. Da gibt es eine Bourgeoisie der Moral. In ihr taucht Descartes auf. Er deklamiert:

„Die Herrscher haben das Recht, Änderungen an den Sitten vorzunehmen" (discours sur la Méthode).

Auch Fénélon schreitet gravitätisch in dieser Schar; er ist im sicheren Besitz der schönen Wahrheit:

„Das Wasser dient dazu, diese wunderbaren schwimmenden Häuser zu tragen, die man Schiffe nennt."

Eine besonders feine Spezies ist der salbungsvolle Bourgeois. Er verbirgt seinen kleinen Zweck geschickt hinter der Sorge für das Wohl der Allgemeinheit. „Die Überschwemmungen an der Loire", meinte der Bischof von Metz in einem Hirtenbrief an seine Diözesanen, „fallen den Ausschreitungen der Presse und der Übertretung des Sonntags zur Last."

In einer benachbarten geistigen Region haust der teleologisch begabte Bourgeois. Natürlich ist er Optimist, ein Optimist, der auch aus Greuel und Gräßlichkeit das bißchen Gute herauszufischen versteht. „Alle Dinge haben ihre zwei Seiten" — die Herren, denen Weltanschauungsseim leicht

* Von Caroline Franklin-Grout („Traute Erinnerungen"), Guy de Maupassant („Gustave Flaubert"), Edmond u. Jules de Goncourt („Ein Besuch in Croisset"), Emile Zola („Flauberts Begräbnis"). Herausgeg. von E. W. Fischer, Leipzig, Kurt Wolff Verlag.

und dünn von den Lippen fließt, die Herren von der Sonnenseite des Lebens hüten diese Ideenschätze. Hauptlieferant solch gefälliger Gedanken ist aber der gute Bernardin de Saint-Pierre, der so edel über „harmonies de la nature" zu schreiben verstand.

„Die Flöhe springen überall, wo es deren gibt, auf die weißen Farben. Dieser Instinkt ist ihnen verliehen, damit wir sie leichter fangen können."

Und so ist auch die Melone von der Natur in Fächer geteilt,

„um in der Familie verzehrt zu werden".

Doch der Kürbis, „der dicker ist, kann mit den Nachbarn gegessen werden".

Bernardin de Saint-Pierre, Lehrer des Dauphin, Nachfolger Buffons, Direktor des Botanischen Gartens, Freund Rousseaus, Professor der Moral, Mitglied des Instituts!

Wer mag spießiger sein: der brave altmodische Philister, der sich mit all seinen Geisteskräften ans Überkommene klammert oder der andere, der sich durch die Wucht seiner Ideen radikalisiert fühlt? Er hat sich als Freidenker kostümiert, und es gibt keine Gelegenheit, da er nicht gern den Mut des Bekenners betonte. Der Historiograph der menschlichen Beschränktheit hat den Augenblick nicht erlebt, da Herr Ostwald einen Monistenkongreß mit den Worten beschloß: „Hiemit eröffne ich das monistische Jahrhundert", auch die „Sonntagsfeiern für freie Menschen" fielen nicht mehr ins neunzehnte, sondern schon ins zwanzigste Jahrhundert, trotzdem war auch die Zeit des zweiten Kaiserreichs hübsch ergiebig.

Es war eine satte Zeit, der Bourgeois verstand in ihr zu leben. Nie wieder hat er als Patriot eine solche Rolle gespielt. Sein Geist sprühte sublime Borniertheiten. „Sobald ein Franzose die Grenze überschritten hat, betritt er fremdes Gebiet." Das geht noch, denn es steht nur in irgendeinem Sonntagskurier. Aber wenn Napoleon offiziell feststellt, „der Reichtum eines Landes hängt vom allgemeinen Wohlstand ab" — „Stil der Souveräne" nennt Flaubert derartiges — so hat die Geistlosigkeit majestätische Weihen erhalten.

Es gibt aber auch literarische. O guter, lieber Maistre, dein Quell sprudelt, ohne aufzuhören! Welch gediegene Urteile hast du von dir gegeben! Und trotzdem bist du nur einer in der geradezu unabsehbaren Schar deiner Gefährten. Auch La Harpe war so ein feiner Kerl. „Selbst Shakespeare, so ungeschliffen er war, war nicht ohne Belesenheit und Kenntnisse," hat er geurteilt. Und Fénélon hat aufs tiefste bedauert, daß Molière so gar nicht zu schreiben verstand. Darin stimmte ihm Bossuet bei, der Molière für einen elenden Mimen erklärte, und die Ansicht des gewichtigen Publizisten Veuillot über Byron ging dahin: „Wäre er ein vernünftiger Mensch und wirklich groß an Geist und Herz gewesen, so würde er ganz einfach Buße

getan haben, um das Recht wiederzuerwerben, seine Tochter zu erziehen und seinem Lande zu dienen."

Verewigt zu werden verdiente auch das Urteil des jüngeren Dumas über Goethe. Die Nachwelt solle auf ihre Erztafeln schreiben: „Ein großer Schriftsteller, ein großer Dichter, ein großer Künstler!" Aber wenn die Fanatiker der Form für die Form, der Kunst für die Kunst, der freien Liebe und des Materialismus sie ersuchen sollten hinzuzufügen: „Ein großer Mensch!" so möge sie antworten: „Nein!" — Das ist Schabernack und doch tiefernst gemeint.

„Die Dummheit," pflegte der Einsiedler von Croisset zu sagen, „dringt mir in die Poren!" Sie belästigt ihn, und wie der heilige Antonius von den Dämonen, so wird er von ihren unzähligen Erscheinungen geneckt, gereizt, gezwackt, umteufelt. Sie, die ihn durch sein ganzes Leben spukhaft verfolgt haben, stellen sich noch an seinem Grab auf.

„Armer, erlauchter Flaubert," jammert Zola, „der sein ganzes Leben lang gegen die Dummheit, die Unwissenheit, die fertigen Anschauungen, die Dogmen, die Maskeraden der Religionen gewettert hatte, und den man, in seine vier Bretter eingeschlossen, inmitten des betäubenden Karnevals dieser Sänger verscharrte, die Latein blökten, das sie nicht einmal verstanden!"

Das war, als man Flaubert ins Grab senkte. Aber noch viel beschämender war das Leichengefolge; von der Literatur waren nur Edmond de Goncourt und Zola gekommen, aus Rouen, der Vaterstadt des Toten, waren keine zweihundert Leute da. Man erklärte dem entrüstet Fragenden, daß die Rouenser, lauter Kaufleute, auf die Literatur pfiffen. Aber er beruhigte sich dabei nicht: Es muß doch in dieser großen Stadt Professoren, Advokaten, Ärzte geben, kurz, eine liberale Bevölkerung, die Bücher liest, die wenigstens „Madame Bovary" kennt; es muß höhere Schulen geben, junge Leute, Verliebte, kluge Leute, kultivierte Geister, die durch die Zeitungen den Verlust erfahren hatten, den die französische Literatur soeben erlitten.

Aber sie waren nicht da, oder sie existierten überhaupt nicht.

Statt dessen blickten Gruppen von Spießern, auf dem Kai versammelt, dem Leichenzug neugierig nach. Sie waren gekommen, um die Pariser Journalisten im Gefolge mitmarschieren zu sehen.

Flauberts Zettelkasten enthält Dokumente von Beschränktheit, Spießbürgerlichkeit, Geistesflachheit im engern Sinn. Aber das Problem von der menschlichen Dummheit erhebt sich ins Riesenhafte, wächst ins Metaphysische hinüber, sobald Ernst gegen Ernst gestellt, Idee gegen Idee ausgespielt wird. Dann hebt sich der Ernst auf, die Idee zerflattert, der Widerspruch bleibt. Wo fängt da die Beschränktheit an, wo hört sie auf? Vor Gott ist schließlich jeder ein Philister, und das einzig Faßbare ist die Relativität.

So ist denn eine Geschichte der Religionen eine Widerlegung der Religionen, eine Historie der menschlichen Ideen die Vernichtung der Ideen.

Flaubert, nicht weniger Philosoph als Dichter, hat beides unternommen. Führt die „Versuchung des heiligen Antonius" alle religiösen „Ewigkeitswerte" auf ihre Endlichkeit zurück, so zerstören in „Bouvard et Pécuchet" die wider einander aufgestellten Erkenntnisse und Gegenerkenntnisse sich selbst und das Phantom der absoluten Wahrheit.

Nachdem er über alle Zweige und Verästelungen der Wissenschaft zum Wipfel hinaufgeklettert ist, sieht der wißbegierige Spießer, Mr. Bouvard, am Ende doch ein: „Die Wissenschaft gründet sich auf die Unterlagen, die wir in einem Winkel des Weltalls vorfinden. Vielleicht paßt sie nicht auf das übrige, das man nicht kennt, das viel größer ist und das man nicht erforschen kann." Der zweite Teil des Buches, für den der Zettelkasten angelegt worden war, hätte dies οἶδα ὅτι οὐκ οἶδα noch resignierter ausgesprochen.

Aus der Satire, aus der finstern Komik wäre reine Tragik geworden.

Der Geist, der so verneinte, konnte weder an eine irdische noch an die himmlische Harmonie glauben, und jene bittere Kampfschrift gegen die „beste der Welten", Voltaires „Candide", ist stets seine Lieblingslektüre geblieben. In der Tat, er hat nicht nur ein Archiv der menschlichen Unvollkommenheiten sich angelegt, — wie nach ihm vielleicht nur noch De Coster hat er Beweise gegen die sogenannte ewige Harmonie aufgehäuft, Dokumente gegen die göttliche Vorsehung.

Die Aufzeichnungen der Goncourts („Ein Besuch in Croisset") erzählen einiges davon. Es sind schaudererregende Geständnisse von Verlorenen, Mißratenen, von der Natur auf verschwenderische Weise Geschändeten, die trockene oder auch unter ohnmächtigen Anklagen hervorgebrachte Aufzählung ihrer Leiden, der Menschheit ganzer Schauder ist es; es sind, so gesteht der eine Goncourt, die schwersten Einwürfe gegen die Vorsehung und Güte Gottes, die er in seinem Leben angetroffen hat. „Die Natur ist doch erfinderisch" — diese gedankenlose Banalität, mit der der gute Spießbürger den Anblick der siamesischen Zwillinge oder ähnlicher Ungeheuer genießt, erhielt hier ihren teuflischen Sinn.

Und während die drei Freunde, die Goncourts und ihr Gastgeber, sich in diese Hölle hinablassen, sprechen sie davon, welch schöne Veröffentlichung eine Auswahl aus jenen Dokumenten gäbe, eine Auswahl, in erster Linie bestimmt für den Gebrauch von Philosophen und Moralisten. Seht sie an und erstickt an euren Phrasen über die „Harmonie im Unendlichen", über die „Zweckmäßigkeit alles Geschehens!" Ist das nicht die einzig anständige Art, Moral zu treiben: das Unmoralische in der Welt zu zeigen? Die Schauderszenen in Salammbo oder bei de Coster sind noch etwas ganz

anderes als Häufung von Gräßlichkeiten, und warum sollte sich nicht ein großer Ethiker denken lassen, der ein „Buch der Grausamkeiten" zum Gebrauch für die Menschheit anlegte? Sieh das Unmoralische, Grausame, das wüterisch Zerstörende in der ganzen Natur an, o Mensch! Sieh es bewußt an und setze dich mit der Welt auseinander! Blick in diese Hölle, und dann mache deine Rechnung mit dem Himmel!

Ich tadle? sagte Stendhal, erstaunt, daß man ihn fragte. „Ich tadle aus Liebe zur Schönheit!"

„Ich hasse?" hören wir den Biographen der menschlichen Unzulänglichkeiten rufen, „ich hasse aus Liebe zum Vollkommenen!"

O Haß, der nichts anderes als Liebe will; Liebe, die, vom Leben zurückgeworfen, zu Haß werden mußte! Er ist, dieser Haß gegen das Unvollkommene, seinem geheimen Wesen nach der Liebe Platos verwandt. Zeugt sie im Schönen, um das Schöne zu gebären, so wird er am Niedrigen trächtig, um das Hohe ahnen zu lassen.

Am Schluß des „Gastmahls", als die großen Gespräche über das Wesen der Liebe verklungen sind, die ernsten und die heiteren, und die meisten Zecher der Schlaf übermannt hat, wachen nur noch Sokrates, Aristophanes und Agathon. Sie trinken aus einer großen Schale „rechtsherum", und Sokrates will die beiden zu der Einsicht zwingen, Komödien und Tragödien zu dichten sei eines und desselben Menschen Sache; wer Meister in der Tragödiendichtung sei, müsse auch Komödien dichten können und umgekehrt.

Nie hat ein feineres Licht jene Tiefen der menschlichen Seele erhellt, in denen, noch ein Ungeteiltes, jener Schauder ruht, der, als komisches oder tragisches Gefühl ins Bewußtsein steigend, uns die Welt aufs tiefste erleben läßt.

Sechs Sachen

von Robert Walser

Spazieren

Es ging einer spazieren. Er hätte in die Eisenbahn steigen und in die Ferne reisen können, doch er wollte nur in die Nähe wandern. Das Nahe kam ihm bedeutender vor als das bedeutende und wichtige Ferne. Demnach also kam ihm das Unbedeutende bedeutend vor. Das mag man ihm wohl gönnen. Er hieß Tobold, doch ob er nun so hieß oder anders, so besaß er jedenfalls wenig Geld in der Tasche und lustigen Mut im Herzen. So ging er hübsch langsam vorwärts, er war kein Freund übergroßer Schnelligkeit. Die Hast verachtete er; mit dem stürmischen Eilen wäre er nur in ein Schwitzen gekommen. Wozu das, dachte er, und er marschierte bedächtig, sorgfältig, artig und mäßig. Die Schritte, die er machte, waren gemessen und wohlabgewogen und das Tempo enthielt eine sehenswerte Behaglichkeit, die Sonne brannte schön heiß, worüber sich Tobold aufrichtig und ehrlich freute. Zwar hätte er auch Regen gerne hingenommen. Er würde dann einen Regenschirm aufgespannt haben und säuberlich unter dem Regen marschiert sein. Er sehnte sich sogar ein bißchen nach Nässe, aber da Sonne schien, war er mit Sonne einverstanden. Er war nämlich einer, der fast an nichts etwas auszusetzen hatte. Nun nahm er seinen Hut vom Kopfe ab, um ihn in der Hand zu tragen. Der Hut war alt. Eine gewisse handwerksburschenmäßige Abgeschossenheit zeichnete den Hut sichtlich aus. Es war ein schäbiger Hut, und dennoch behandelte ihn sein Träger mit Hochachtung, und zwar deshalb, weil Erinnerungen am Hut hingen. Tobold vermochte sich stets nur schwer von langgetragenen und abgeschabten Sachen zu trennen. So zum Beispiel trug er jetzt zerrissene Schuhe. Er hätte ein neues Paar Stiefel wohl kaufen können. So über und über arm war er denn doch nicht. Als gänzlich bettelarm wollen wir ihn nicht hinstellen. Aber die Schuhe waren alt, sie hingen voll Erinnerungen, mit ihnen war er schon viele Wege gegangen, und wie hatten die Schuhe bis dahin so treu ausgehalten. Tobold liebte alles Alte, alles Ge- und Verbrauchte, ja, er liebte sogar bisweilen Verschimmeltes. So zum Beispiel liebte er alte Leute, hübsch abgenutzte alte Menschen. Kann man daraus Tobold einen berechtigten Vorwurf machen? Kaum! denn es ist ja ein hübscher Zug von Pietät. Nicht wahr? Und so schrittwechselte er denn ins herrliche liebe Blaue hinaus weiter. O wie blau war der Himmel, und wie schneeigweiß waren die Wolken. Wolken und Himmel immer wieder anzuschauen war für Tobold ein Glück. Deshalb reiste er ja so gern zu Fuß, weil der Fußgänger alles so ruhig und reich und frei betrachten kann, während der Eisenbahnfahrer

nirgends stehen bleiben und anhalten kann als gerade exakt nur auf den Bahnstationen, wo meistens elegant befrackte Kellner fragen, ob ein Glas Bier gefällig sei. Tobold verzichtete gern auf einige acht Gläser Bier, wenn er nur frei sein konnte und auf seinen Beinen gehen durfte, denn seine eigenen Beine freuten ihn, und das Gehen machte ihm ein stilles Vergnügen. Ein Kind sagte ihm jetzt guten Tag, und Tobold sagte ihm auch guten Tag, und so ging er, und er dachte noch lang an das liebe kleine Kind, das ihn so schön angeschaut, ihn so reizend angelächelt, und ihm so freundlich guten Tag gesagt hatte.

Der Schäfer

Es liegt einer in der Sonne, nein, nicht ganz. Er liegt unter einem hohen Baum, die Beine und faulenzenden Füße an der Sonne und den Kopf, der ein träumerischer Kopf ist, im Schatten. Er ist ein Schäfer, der da halb in der Sonne und halb im Schatten liegt; seine Tiere weiden nicht fern von hier, er darf sie ruhig sich selber überlassen. So liegt er denn da und weiß nicht recht, an was er denken soll. Er darf an alles denken und er braucht wieder an nichts zu denken. Bald denkt er an dies, bald an das, bald an jenes, bald wieder an etwas anderes. Die Gedanken kommen und gehen, tauchen vor dem Kopf auf und verschwinden wieder; sie sammeln sich und zerstreuen sich wieder, verbinden sich zu einem großen Ganzen und lösen sich wieder in kleine Teile auf. Der da liegt, hat Zeit zu denken, hat Zeit, gedankenlos und arbeitslos zu sein. Arbeit mag schön sein und nützlich, doch um wie viel, um wie viel schöner ist es, nichts zu tun, den Tag zu verträumen und zu verfaulenzen, wie er, der da schläft unter dem hohen Baum. Schläft er? O von Zeit zu Zeit, bilden wir uns ein, fallen ihm vor Trunkenheit und Müdigkeit, vor lauter Daseinslust die Augen zu, die Sinne schwinden ihm und er schlummert ein in die süße Bewußtlosigkeit. Schlafen ist schön, aber wie schön ist erst wieder das leise liebe Erwachen, und so schläft er denn bald ein und bald erwacht er wieder, und so verfließt und vergeht und verweht ihm, den Winden ähnlich, die über den grünen Plan wegstreichen, die Zauberin Zeit, vier Uhr, fünf Uhr, sechs und sieben Uhr, bis es allmählich Abend wird und goldenes angenehmes Dunkel vom Himmel zur Erde herabschwebt. Schäfer, Schläfer, der du die Zeit verträumst, bist du glücklich? Ja, ganz gewiß, du bist es, du bist glücklich. Finstere Gedanken kennst du nicht, willst du nicht kennen. Kommt dir je etwas Unholdes in den Sinn, so legst du dich auf die andere Seite, oder du greifst nach dem Instrument, das du stets bei dir hast und machst Musik und bald umgibt dich wieder sonnenhelle Heiterkeit. Nun, so lassen wir ihn denn liegen. Es braucht sich niemand um ihn zu bekümmern. Macht er sich doch auch selbst keinen Kummer.

Die Einladung

Ich habe dir ein himmlisch schönes Plätzchen zu zeigen, Himmlische. Der Ort liegt ganz im stillen, bescheidenen, grünen Wald verborgen, wie ein Gedanke in einem Gedanken. Es ist eine weiche, milde Schlucht, die von niemand besucht wird. Sie liegt in den Bäumen so warm begraben, o so süß versteckt, dort, bilde ich mir ein, möchte ich dich küssen, mit innigen, sanften, süßen und langen Küssen, mit Küssen, die alles Reden, selbst das schönste und beste, verbieten. Der Ort, so zart und so abgelegen, wie er ist, steht in keinem Reisebuch als Sehenswürdigkeit verzeichnet. Ein kleiner, durch dichtes Gebüsch sich windender Fußpfad führt zu der Schlucht, zu dem Wunderort, wo ich dir zeigen möchte, Wunderbare, wie ich dich liebe, wo ich dir zeigen möchte, Engel, wie ich dich vergöttere. Dort umschlingt und umhalst man sich wie von selber, und wie von selber berühren sich die Lippen. Du weißt noch nicht, wie ich küssen kann. So komm an den Ort, wo nichts ist als das liebliche Rauschen der hohen Bäume, dort wirst du es erfahren. Ich werde kein Wort reden, und auch du wirst kein Wort reden, wir werden beide schweigen, nur die Blätter werden leise flüstern, und der süße Sonnenschein wird durch das zierliche Geäste brechen. O wie still, wie still wird es sein, wenn wir uns küssen, wie schön wird es sein, wenn unsere Lippen liebesdurstig und -hungrig aneinanderhängen, wie süß wird es sein, wenn wir in der stillen, lieben Schlucht uns lieben. Wir wollen uns liebkosen und küssen in einem fort, bis der Abend kommt und mit ihm die silbern blitzenden Sterne und der Mond, der göttliche. Zu sagen werden wir uns nichts haben, denn es soll alles nur ein Kuß, ein unaufhörlicher, ununterbrochener, stunden-stundenlanger entzückender Kuß sein. Wer lieben will, will nicht mehr sprechen, denn wer sprechen will, will nicht mehr lieben. O komm an den heilig entrückten Ort der Tat, an den Ort der Ausübung, wo alles sich verliert in Erfüllung, und wo alles ertrinkt und erstirbt in Liebe. Die Vögel werden uns mit ihrem fröhlichen Gesang umzwitschern und in der Nacht wird eine himmlische Stille um uns sein. Was man Welt nennt, wird hinter uns liegen, und gefangen gehalten von dem Entzücken, werden wir beide Kinder der Erde sein und fühlen, was Leben heißt, empfinden, was Dasein heißt. Wer nicht liebt, hat kein Dasein, ist nicht da, ist gestorben. Wer Lust zu lieben hat, steht von den Toten auf, und nur wer liebt, ist lebendig.

Der nächtliche Aufstieg

Alles war mir so seltsam, so, als hätte ich es nie gesehen und sähe es zum erstenmal im Leben. Ich fuhr mit der Eisenbahn durch ein Gebirge. Es war Abend, und die Sonne war so schön. Die Berge kamen mir so groß vor, so gewaltig, und sie waren es auch. Durch Höhe und Tiefe wird

ein Land reich und groß, es gewinnt an Raum. Verschwenderisch mutete mich die Bergnatur an mit den hochaufragenden Felsgebilden und mit den hochaufschießenden schönen dunklen Wäldern. Ich sah die schmalen Wege sich um die Berge schlängeln, so anmutig, so poesiereich. Der Himmel war klar und hoch, und auf den Wegen gingen Männer und Frauen. An den Halden standen so schön, so still die Häuser. Ein Gedicht schien mir das Ganze, ein altes herrliches Gedicht, ewig neu durch lebendiges Fortdauern. Dann wurde es dunkler. Bald schimmerten die Sterne in die tiefe schwarze Schlucht hinab und ein glänzend weißer Mond trat an den Himmel. Schneeweiß war die Straße, die durch die Schluchten lief. Eine tiefe Freude bemächtigte sich meiner. Ich war glücklich, daß ich in den Bergen war. Und die reine frische, kalte Luft. Wie herrlich war sie. Ich atmete sie mit Leidenschaft ein. So fuhr der Zug langsam weiter, und endlich stieg ich aus. Ich gab meine Sachen ab und schritt nun zu Fuß weiter, hinauf in die Berge. Es war so hell und zugleich so schwarz. Die Nacht war göttlich. Hohe Tannen ragten vor mir auf, Quellen hörte ich gurgeln und murmeln, das war eine so köstliche Melodie, ein so geheimnisvolles Sagen und Singen. Ich sang selber ein Lied in die Nacht hinein, während ich auf der hellen Straße immer höher stieg. Es kam ein Dorf, und dann ging es durch einen ganz finstern Wald. Ich stieß mit dem Fuß gegen Wurzeln und Steine, und da ich den geraden Weg verloren hatte, stieß ich oft auch den Wandererkopf an Bäume hart an. Ich mußte aber nur lachen darüber. O wie prächtig war dieser erste nächtliche Aufstieg. Alles so still. Es lag etwas Heiliges über allem. Der Anblick der schwarzen Tannen freute mich tief. Mitternacht war es, als ich oben im Hochtale vor dem kleinen dunklen Hause anlangte, im Fenster war Licht. Es wartete jemand auf mich. Wie ist das doch schön, in stiller rauschender Nacht in einer hochgelegenen Natureinöde anzulangen, zu Fuß, gleich einem wild daherfahrenden Handwerksgesellen und zu wissen, daß man von jemand Liebem erwartet wird, Ich klopfte. Ein Hund fing an zu bellen, daß es weithin hallte. Ich hörte, daß jemand die Treppe eilig hinunter zu laufen kam. Die Tür wurde geöffnet. Jemand hielt mir die Lampe oder Laterne vor das Gesicht. Man erkannte mich, o das war schön, das war so schön — — —

Die Landschaft

Alles war so schaurig. Nirgends ein Himmel, und die Erde war naß. Ich ging, und indem ich ging, legte ich mir die Frage vor, ob es nicht besser sei, mich umzudrehen und wieder heimzugehen. Aber ein unbestimmtes Etwas zog mich an, und ich verfolgte meinen Weg durch all die düstere Verhängtheit weiter. Ich fand an der unendlichen Trauer, die hier ringsum herrschte, Gefallen. Herz und Phantasie gingen mir auf in dem Nebel, in

dem Grau. Es war alles so grau. Ich blieb stehen, gebannt vom Schönen in diesem Unschönen, bezaubert von den Hoffnungen inmitten dieser Hoffnungslosigkeiten. Es schien mir, als sei es mir fortan unmöglich, noch irgend etwas zu hoffen. Dann schien es mir wieder, als schlängle sich ein süßes, unsagbar reizendes Glück durch die trauervolle Landschaft, und ich glaubte Töne zu hören, aber es war alles still. Noch ein anderer Mensch schritt durch das Gehölz, durch all dieses schwermütige Schwarz. Seine vermummte Gestalt war noch um etwas schwärzer als das Schwarz der Landschaft. Wer war er, und was wollte er? Und nun tauchten bald noch andere schwarze Gestalten auf, aber keine der Gestalten kümmerte sich um die andere, jede schien genug mit sich selbst zu tun zu haben. Auch ich kümmerte mich nicht mehr, was diese Leute wollten und wohin sie gehen mochten in der Finsternis, sondern ich kümmerte mich um mich selbst und zog hinaus in die eigene Unklarheit hinein, die mich mit nassen, kalten Armen rasch umarmte und an sich riß. O es kam mir vor, als sei ich einst ein König gewesen und müsse nun als ein Bettler ziehen in die weite Welt, die da strotzt von Unkenntnis, die da strotzt von dicken und finsteren Gedanken- und Gefühlslosigkeiten; es kam mir vor, als sei es ewig nutzlos, gut zu sein, und ewig unmöglich, redliche Absichten zu tragen, und als sei alles töricht und als seien wir alle nur kleine Kinder, zum voraus den Torheiten und Unmöglichkeiten überliefert. Dann gleich nachher war wieder alles, alles gut, und ich ging mit unaussprechlich freudiger Seele weiter durch die schöne fromme Dunkelheit.

Der Dichter

Der Morgentraum und der Abendtraum, das Licht und die Nacht; Mond, Sonne und Sterne. Das rosige Licht des Tages und das bleiche Licht der Nacht. Die Stunden und die Minuten; die Wochen und das ganze liebe Jahr. Vielmals schaute ich zum Mond empor wie zum heimlichen Freund meiner Seele. Die Sterne waren meine lieben Kameraden. Wenn in die blasse kalte Nebelwelt hinab die Sonne goldig schien, wie freute ich mich da. Die Natur war mein Garten, meine Leidenschaft, meine Liebste. Alles, was ich sah, war mein eigen, der Wald und das Feld, die Bäume und die Wege. Wenn ich in den Himmel sah, glich ich einem Prinzen. Aber das Schönste war der Abend. Abende waren mir Märchen und die Nacht mit ihrer himmlischen Finsternis war für mich ein Zauberschloß voll von süßen und undurchdringlichen Geheimnissen. Oft durchdrang die Nacht der seelenvolle Ton einer Handharfe, von irgendeinem armen Manne gespielt. Da konnte ich lauschen, lauschen. Da war alles gut, gerecht und schön und die Welt war voll unaussprechlicher Herrlichkeit und Heiterkeit. Aber ich war auch ohne Musik heiter. Ich fühlte mich umgarnt

von den Stunden. Ich redete mit ihnen, wie mit liebevollen Wesen und bildete mir ein, daß auch sie mit mir sprächen, ich schaute sie an, wie wenn sie ein Gesicht gehabt hätten, und hatte das Gefühl, als ob auch sie mich still betrachteten, wie mit einer seltsamen Art von freundlichen Augen. Oft kam ich mir wie im Meer ertrunken vor, so still und geräuschlos und lautlos lebte ich dahin. Ich pflegte einen vertraulichen Umgang mit allem, was kein Mensch merkt. Daran, an was zu denken kein Mensch sich Mühe gibt, dachte ich tagelang. Doch war es ein süßes Denken, und nur selten besuchte mich die Trauer. Mitunter sprang es wie ein unsichtbarer übermütiger Tänzer zu mir in die abgelegene Stube hinein und reizte mich zu einem Lachen. Ich tat niemand weh und auch mir tat niemand weh. Ich war so hübsch, so schön beiseit.

Rundschau

Taylorismus und Antitaylorismus

von Wichard v. Moellendorff

Im Oktoberheft unsres 24. Jahrgangs warnte Kurt Eisner vor den Lockungen des Taylorsystems, das aus Amerika kommt und auch bei uns um Anerkennung wirbt. Hinter dem wissenschaftlichen Anspruch, die Hand- und Hirnarbeit in der Industrie nach den strengen Grundsätzen der Maschinentechnik mehr als bisher zu regeln und vor der ungeheueren Verschwendung der ihr möglichen Leistungen zu bewahren, lauere die im besten Fall amoralische Ausbeutungssucht des Kapitalismus, grinse das Gespenst einer noch größeren Verknechtung der menschlichen Seele durch die maschinenmäßig betriebene Steigerung der menschlichen Leistungsfähigkeit. Ungefähr so. In der Tat: die Gefahren des Taylorismus für Leib und Gemüt der Lohnempfänger sind groß und es ist begreiflich, daß die Gewerkvereinler dieser neuen Objektivierung der Arbeitswertmaße dieser neuen Lehre von Bethlehem mißtrauen. Trotzdem war Eisners Betrachtung, wissenschaftlich betrachtet, einseitig. Denn einmal liegt der Trieb nach der denkbar höchsten Steigerung des Nutzeffekts menschlicher Arbeit in der Richtung der Wirtschaftstechnik und ist, insofern, unaufhaltsam; der Taylorismus als solcher gehört also zu den fast selbstverständlichen Folgen dieser Richtung. Zum zweiten aber, und vor allem, läßt sich der Taylorismus als Glied einer Wirtschaftsordnung denken, in der er zur Entknechtung und Befreiung von Menschen diente: er könnte auch einem Kollektivismus erwünschte Waffe sein und brauchte sozial nicht prostituiert zu werden. Diesen Standpunkt vertritt in dem folgenden Aufsatz ein in der sozialen und ökonomischen Vorstellungswelt heimischer Techniker, und darum veröffentlichen wir ihn, obwohl wir ihn nur mit Vorbehalten uns zu eigen machen.

Die Redaktion.

Walther Rathenau: „Wir alle wissen, daß schon heute, in dieser Zeit des Begehrens, die geistigsten Geister den Lebensweg wählen, der sie am weitesten vom Besitz hinwegführt . . ., daß Besitzseligkeit, Genußsucht und Verschwendung die Sache mißratener Söhne, zufälliger oder diebischer

Emporkömmlinge ist, daß schöpferische Menschen von ihrer Lebensführung unabhängig sind ... Anderseits wissen wir, daß der Stachel des Begehrens zum Spiel, zum Schwindel und zur Prostitution treibt; nicht zu guter Arbeit. Die denkbar schlechteste Arbeit ist es, die aus Not oder bloß um des Lohnes willen geleistet wird."

F. Oppenheimer: „Soll man (als Entgelt der Arbeit) das Gesamtprodukt verteilen nach dem Bedürfnis, dann fehlt jedes objektive Maß dessen, was Bedürfnis ist ... Verteilt man aber mechanisch das Produkt nach Köpfen, so beutet augenscheinlich der Schwächere den Stärkeren, der Dümmere den Klügeren aus ... Die Erscheinung, die die Arbeiterbewegung am meisten entstellt und am stärksten in ihrer Stoßkraft schwächt, ist die ungeheuerliche Überschätzung der reinen Handarbeit gegenüber dem Produzenten geistiger Werte ... Die korrekte Wertformel lautet: Der Wert der Waren bemißt sich nach dem Wert der in ihnen materialisierten gesellschaftlich notwendigen Arbeit, gemessen an der Zeit und der Qualifikation."

Die Pforte des Krematoriums, das unsern sozialen Heuchelballast veraschen soll, trage am linken Pfeiler Rathenaus, am rechten Oppenheimers Geständnis, und ehe du eintrittst, magst du rechts oder links, welchen Anteiles du schuldig warst, dich bekennen und entäußern. Auf Erden kann nicht eher gute Wirtschaft sein, als bis Possessionisten und Saläriker, gemeinsam zur Rechenschaft herangezogen, als Schädlinge entwaffnet sind. Lohnt es einstweilen nicht, in allen Lagern den guten Willen einzusammeln und zu fördern, statt seine Träger aus Abneigung gegen ihr Milieu zu befehden, ein Schauspiel für Besserwisser und Kleingläubige? Wird Taylors Leitsatz ernstlich davon berührt, daß seine Anwendbarkeiten in einem kapitalistischen Bethlehem eher erörtert wurden als in einem kollektivistischen Babylon? 47500 Kilogramm Erz täglich in 252 Minuten 13 Kilometer Lastweg entlang zu tragen, ist ein Pensum, dessen Sensation im Schriftbild der großen Ziffern steckt; weder Ergötzen noch Entsetzen befiele uns, wenn wir 47,5 Tonnen Metall körperlich gestapelt sähen, einen Würfel, dessen Kantenlänge unserer eigenen Körperhöhe gliche. Nein, bei den Anwendungsbeispielen kann man kein Problem erfassen. Einmal erheben sie den Arbeitgeber zum Volksbeglücker, weil er den Lastträger für den Arbeitsinhalt einer Kilowattstunde mit fünfzig Mark entlohne, tausendmal so hoch als den Wasserfall. Ein anderes Mal denunzieren sie den radikalsten Arbeitswertmehrer, den die menschliche Industrie je sah, als Volksfeind. Jede mathematische Wahrheit würde im Physikum ersticken, wenn man sich nicht bemühte sie herauszuschälen. Dem Sozialismus tut ein ähnliches Bemühen not.

Zins und Lohn gelten der heutigen Praxis privater ökonomischer Be-

tätigung als Kriegsbeute, um die man sich prügelt oder verträgt, indem man gleichzeitig den Gegner der Untugend zeiht, nämlich der übermäßigen Beutelust. Deshalb führen beide Parteien als Flaggeninschrift die Ellenbogenfreiheit und versprechen der Gefolgschaft im Namen der Gerechtigkeit den guten Raub. Gewährt man ihnen beiden die Freiheit, die sie meinen, so stemmen sich ihre Häuptlinge gegeneinander, und es resultiert eine Grenzfläche gemäßigter Zufriedenheit, die sie das natürliche Gleichgewicht nennen. Ein solches Weltbild hat sich rings um uns erschreckend schnell vollendet, und selbst unter den Idealisten, als den selbstlosen Verteidigern der Schwächeren und offenkundig Geschädigten, unternimmt es erst Oppenheimer, die Bilanz der Monopolverhältnisse aufzudecken, die das künstliche Gleichgewicht bestimmen. Ungleichheit der ökonomischen Bedingungen kann den Individuen angeboren sein: als persönliche Befähigung (Talent) und als Zugehörigkeit zu geographisch und ethnographisch begründeten kollektiven Vermögensbereichen (Heimat und Rasse). Als willkürliche, wenn auch rechtlich gestützte, Monopole kommen hinzu: die Art der Erziehung und der private Besitz von Produktionsmitteln. Wir können uns vorläufig die angeborenen Wirtschaftspotentiale nicht fortdenken; es scheint vielmehr, als ob wir Herrschaft der Tauglichsten und Ausbau der Nationen mehr denn je herbeisehnten, nachdem sich das Majoritätsprinzip noch immer als ungerecht und die Entgrenzung der Völker zum mindesten als verfrüht erwiesen hat: hinter der Nivellierung der Individuen wittern wir ein plebejisches Monopol, hinter der ökonomischen Entspannung der Staaten eine Spekulation der privaten Täuschlinge . . . Wie und wann die plutokratischen und patrizischen Monopole verschwinden werden, kann man heute noch nicht absehen, aber es läßt sich behaupten, daß sie ohne Zutun einer Gewalt bereits ins Wanken geraten. „Der Tendenz kommender Besitzanschauung wird durch die Maßnahmen unseres Besteuerungswesens aufs wirksamste vorgearbeitet: wir sind geschult, den Zehnten als Recht der Gemeinschaft darzubringen; schon nach wenigen Generationen wird billig erachtet werden, wenn in Besitzlagen, die ein mäßiges Verbrauchsbedürfnis übersteigen, vom Erwerb, Vermögen und Erbe der Zehnte dem Besitzer verbleibt.“ Das ist die Fährte, auf der Rathenau das lüsterne Geschrei der Besitzlosen weit überholt hat. Und wer die amerikanische Bewegung betrachtet, die auf Taylor gefolgt ist, sieht den Grundsatz ungehemmter und sorgfältiger Auslese und Erziehung sich fest verankern, selbst dort, wo an der Oberfläche noch der zähe Schlamm der Interessen wogt. Keine Organisationsform gewährleistet a Priori einen besseren Zustand, aber es kann sich in jede hinein der Adel der Gesinnung projizieren.

Freilich können Possessionisten den Taylor mißbrauchen; täten die Fabrikanten das nicht, sondern gebrauchten sie ihn, so gut es in ihren Unternehmungen gelänge, und machten sie dabei noch ein gutes Geschäft, so

brauchte man das nicht moralisch zu nennen. Warum aber amoralisch? Wenn die Saläriker sich in einen Antitaylorismus verstricken, der jeder Objektivierung der Arbeitswertmaße von vornherein mißtraut, so opfern sie ein ethisches Fundament des Kollektivismus. Ohne Kenntnis des historischen Vorganges wäre man geneigt, Taylor für einen Zögling des Sozialismus zu halten; denn wie man auch rechnen mag, verbilligt sein Programm für das Erdganze die Ware und verteuert den menschlichen Arbeitsaufwand, und zwar mit einer stoßartigen Voreilung, die vermutlich keine Steigerung der Bedürfnisse wieder einzuholen vermag. Mußte denn um den Nutzanteil gefeilscht werden, so könnte man verstehen, daß die Gewerkschaften vom kapitalistischen Unternehmer kürzere Arbeitszeiten zum heutigen Tageslohn erzwängen. Einen derartigen Vorgang dachte sich vielleicht auch Taylor, als er von „billiger Produktion bei hohen Löhnen," von der „Interessenharmonie der produzierenden Organe" sprach. Aber siehe da, der Lohnpolitiker, der gestern für die Angestrengtheit bezahlt sein wollte, verweist heute auf das Maß der Mehrleistung, obgleich seine Angestrengtheit unverändert blieb, und der Zinspolitiker, der eben noch die Gerechtigkeit des Stücklohnes verfocht, entdeckt nun plötzlich die Vorzüge des Zeitlohnes. Nur wer Wirtschaft um der Wirtschaftlichkeit willen betreibt, scheut keinen Nutzen oder Schaden, um wiederum ein bißchen Wahrheit zu begreifen, und weiß ihr krampflos auch in unsern Zeiten anzuhängen.

Oppenheimer gibt in seiner Schrift vom „Wert und Mehrwert" einen Abriß über die sozialistische Arbeitswertlehre, mit folgendem Gerippe: „Ricardo brauchte den Begriff Arbeit (doppeldeutig) einmal in der Bedeutung von Arbeitsvermögen und einmal in der von Arbeitsleistung . . . Marx unterschied als erster zwischen der Arbeitskraft, das heißt dem Arbeitsvermögen, und der Arbeitszeit, das heißt der durchschnittlich gesellschaftlichen Arbeitsleistung; . . . aber er fiel in die Ricardosche Gleichsetzung zurück, als er den Wert der Arbeitszeit bestimmt sein ließ durch den Wert der Arbeitskraft." Die Theorien von Marx und Oppenheimer stehen zueinander wie zwei Ingenieurschriften, von denen die ältere den ökonomischen Anspruch des Dampfes nach der Kapazität des Kessels, die jüngere nach dem Arbeitseffekt der Maschine bemessen möge. Unrecht haben sie beide, auch die jüngere, die im Grunde Dienste vergleichen will: Aufwände, nicht Leistungen. Das ist zweierlei; denn ein gleiches Quantum gleich qualifizierten Dampfes, zu gleichen Zeiten aus dem Kesselventil entlassen, kann einmal in eine unwirtschaftliche Volldampf-Auspuff-Maschine, ein anderes Mal in eine denkbar wirtschaftliche Expansions-Kondens-Maschine strömen und hier ein Mehrfaches der dortigen Leistung abwerfen. Es gehört zu den maschinentechnischen Selbstverständlichkeiten, daß die Leistung nicht nur von Menge, Beschaffenheit und gutem Willen des aktiven Arbeitsmittels, sondern ebensowohl von

Größe und Güte, Bauart und Belastung, Steuerung und Wartung der passiv gedachten Maschinenorgane abhänge. Da nun augenscheinlich im Rahmen der heutigen Fabriken der Effekt gleicher Hand- und Hirnarbeit viel mehr schwankte, als es die Techniker je für Maschinenarbeit zulassen würden, so schritt eben jener verschriene Taylor daran, hinter der Leistung den Aufwand zu erforschen, und gab mit dem Vergleich der Aufwände, gemessen nach Zeit und Qualifikation, das einzige richtige Wertmaß. Oppenheimer wird es ohne Zweifel aufgreifen und seine Terminologie vereinheitlichen, wahrscheinlich indem er zum hundertsten Mal das kapitalistische Getriebe der Unordnung zeiht, weil es ungenügende Auslese und Anleitung übe und von einem ungeheuren Arbeitsaufwand unnötig kleine Bruchteile in Leistung umwandle; und ebenso wahrscheinlich indem er die Eigenbremse der Lohnempfänger geißelt und den horror pensi instructi, das der freie Mensch nicht ertragen könne, als agitatorischen Popanz entlarvt. Taylors Kalkül läßt sich ohne Verzerrung mit einer kollektivistischen Arbeitsordnung überdecken, eben weil es jedermann die bestmögliche Entfaltung seiner wirtschaftlichen Kräfte als Recht zugesteht, aber auch als Pflicht vorschreibt.

Das neue Wertmaß ökonomisch „gerecht" anzuwenden, dazu bedarf es zunächst der völligen Abkehr von physikalischer Betrachtungsweise. Die Technik mißt Arbeit nach Einheiten, die sich beliebig von mechanischer auf thermische, von elektrischer auf mechanische, ja von anorganischer auf organische Energie umschalten lassen. Der wirtschaftende Mensch tauscht Arbeit nur mit seinesgleichen und sieht sich deshalb auf den Maßstab der Seltenheitsquotienten angewiesen. Eine Art von „Gerechtigkeit" wäre erreicht, wenn im Bereich einer Menschengemeinschaft aus gleichen Quanten gleichwertiger Dienste der Anspruch auf gleiche Quanten gleichwertiger Güter hergeleitet werden könnte. (Wir wollen uns freuen, wenn die ersten tausend Menschen ihren Tauschnenner gefunden haben, und jubeln, wenn das erste Volk geeinigt ist. Ob und wann etwa Deutschland und Amerika ihr dann erst recht sichtbares Potentialgefälle friedlich verschleusen werden, ob gar einmal die ganze Menschheit den Begriff jeglichen Besitzes abschaffen und einen irdischen Generalnenner vereinbaren kann, das wissen die Götter allein.)

Im Explosionsmotor schreibt man dem Luft-Gas-Gemisch die Leistung zu; die Maschine erduldet, ermöglicht, lenkt und ordnet Arbeit, aber sie leistet keine, sie hat den Wert ihrer Herstellungskosten und ist, einmal erdacht, erbaut und angelassen, dem Geschick der Amortisation anheimgefallen. Der Mensch hat ursprünglich, wie noch der alltägliche Wortsinn von „Arbeiter" und „Arbeitgeber" zeigt, seine Dienste als physikalische Arbeitsquanten aufgefaßt und erst allmählich beim Lastentragen und Steinklopfen, beim Feilen und Kurbeldrehen gelernt, daß er als Muskelmaschine falsch gedeutet und zu teuer sei. (Merkwürdig genug lassen sich Possessionisten und Salariker ja

nur mit diesem Einwand zur Anerkenntnis und Selbsterkenntnis ihrer Menschenwürde bekehren, und trügen nicht alle Zeichen, so werden sie sich noch öfter um menschensparende Maschinen balgen.) Der Anteil der Hand wird zwar niemals verschwinden, aber er wird allgemein soweit zurücktreten, wie er es heute schon beim Verfertiger eines Manuskriptes tut. Während sich diese Umwandlung bisher nur selten bewußt und ziemlich langsam vollzog, entschleiern Taylors Werkstätten im mikroskopischen Bilde den Weg, der alle Welt in wenigen Jahren ans Ziel bringen könnte: Organisation der Menschheit zum geistigen Stab ihrer Technik.

Der Weg ist neu und zweigt im scharfen Knick von der Heerstraße ab. Als wir die Mechanistik von Fall zu Fall verbesserten und die Kolosse der Kraftentfaltung nebst den emsigen Automaten der Verzehrung ersannen, taten wir immer dasselbe: wir vergeistigten den menschlichen Wirtschaftsbeitrag. Aber unsere Konstruktion wanderte blind an der Krücke der Sparsamkeit, und in millionenfacher Windung hätten wir uns um das Zentrum der Mechanisierung weiter gedreht. Eisner pointiert vortrefflich im „Genie der muskulösen Stupidität" den abstoßenden Pol, den Taylor nur zu entdecken brauchte, um unsere Bewegung gradlinig auf den Gegenpol zuzulenken. Unser konstruktives Bemühen bestand aus einer Folge von Teillösungen des einen Problems. Taylor löst es generell. Als erstes Symptom verdient verzeichnet zu werden, daß er die relative Zahl der Verwaltungspersonen verdreifachte, als zweites, daß er die muskulöse Tätigkeit bis zur handgreiflichen Aufgabe für den Maschinenbauer isolierte, als drittes, daß infolge seiner Inspiration die Entwicklung eines grundsätzlich neuen Handwerks beschleunigt wurde. Wer sich nicht in die dispositive Kette vom Fabrikdirektor bis zum Maschinenwärter einreihen kann oder mag, wird künftig, statt in verbissener Konkurrenz mit dem Motor zu ringen, die Grenzen der maschinellen Vorarbeit aufsuchen, um dort ein Brachland für qualitative Sonderleistung zu erblicken, ein Fabelland für tausend Professionen, von denen sich unser verstaubtes Zunftwesen und unsere massenhafte Aufzucht von „Ungelernten" nichts träumen ließ.

So nähern wir uns denn mit Taylors Hilfe einem Zustand, der auf den Vergleich der Muskelarbeitstunde mit der Gehirnfunktionstunde endgültig verzichten und den Tausch intellektualer Dienste, gemessen nach Zeit und Qualifikation, konsolidieren kann. Noch einmal begegnet uns hier der Kontrast zwischen humaner und maschineller Wertstaffel. Kämen nämlich im Motor die Maschinenelemente, Kolben, Gestänge, Kurbel, Schwungrad, Zündkerze überein, sich selber produktive Organe und die Zylinderfüllung ihr Gemeingut zu nennen, so würden sie augenscheinlich ihren ökonomischen Beitrag nach Robustheit, Häufigkeit und Regelmäßigkeit des Eingriffes bewerten. Der Seltenheitstausch der menschlichen Intellekte wird dagegen den feinen

über den groben Geist, die langfristige über die kurzfristige Wirkung, den Impuls über die Routine ordnen.

Um Taylor just für die mechanisierte Gerechtigkeit zu vergotten, muß man ein stärkerer Liebhaber der Mechanisierung überhaupt sein, als ich es bin. Ich erinnere lieber an sein neben die Wirtschaft gefallenes Geschenk der Muße, nach dem wir alle heißer hungern sollten als nach dem lieben Brot. Am liebsten aber versenke ich mich in Taylors Anblick als eines intuitiven und unberechenbaren Genies. Alle wirtschaftlichen Eigenschaften lassen sich teilen und addieren, zwangläufig bewegen und wiederholen; das Einmalige und Ruhende, das Fertige und Einfache hat keinen ökonomischen Wert. Sachgenügen und Treue nicht minder als Genialität behalten das schöne Vorrecht, dem Tausch entrückt zu sein und, wenn es sein muß, mit Anstand zu verhungern. Das Äquivalent der schenkenden Seele ist die vertrauende Seele; ohne sie kann man ein goldenes, kein menschliches Zeitalter heraufführen. Sicherlich gibt es einen überaus gerechten Kollektivismus, der Taylors Dienste mit Maßen bezahlen, seine Praxis mit Verantwortung belohnen und dennoch sein Leben mit Verdächten verpfuschen würde; aber er wäre keine glückliche Gemeinschaft. Etwas Religion steckt immerhin in Taylors Postulat einer Werkstatt ohne Kommando und ohne Renitenz.

Die neuen Ausgrabungen in Tell el-Amarna

von Bruno Schröder

Der Name des ägyptischen Tell el-Amarna hat in der Altertumskunde einen Klang ähnlich wie etwa Hallstatt oder Mykenae, denn auch hier verbindet sich mit einem Fundort der Begriff einer ganzen Kultur. Freilich schloß sich an die ersten Funde an jenen Orten die Erforschung langer Epochen, während Tell el-Amarna — übrigens ein willkürlich gebildeter moderner Name — nur auf ein kulturhistorisches Intermezzo, ein Zwischenspiel in der ägyptischen Geschichte hinweist. Amenophis, der vierte seines Namens unter den Königen der achtzehnten Dynastie, hatte seine Residenz von dem alten Theben nach einer nur von alten Dörfern besiedelten Stätte verlegt, um hier unter dem Namen Echnaton seinen individuellen Neigungen ungestört nachgehen zu können. Ein prächtiger Palast und ein Tempel für den neu eingeführten Kultus des Sonnenkörpers erhoben sich auf dem Sande, eine weitläufige Stadtanlage schloß sich daran; doch nur eine kurze Blüte war ihr beschieden, denn nach dem frühen Tode des Königs zogen die Beamten fort und nur eine Landstadt wie manche andere bestand weiter.

Schon seit dem Beginn der wissenschaftlichen Ausgräbertätigkeit in Ägypten ist in der Stadtruine gegraben worden; die Gräber, der Königspalast und eine weiter draußen gelegene Palastanlage wurden gefunden und vor allem war es ein Ereignis, als im Jahre 1888 in dem „Hause des Briefschreibers" ein reiches Archiv von beschriebenen Tontafeln aus der Zeit Amenophis' III. und IV. entdeckt wurde, und die engen Beziehungen zwischen Ägypten und Vorderasien sich erkennen ließen. Die innere Stadt und die östlichen Teile waren durchwühlt, nur die äußeren Bezirke noch unberührt. Hier setzte im Jahre 1907 L. Borchardt, angeregt durch Nachrichten von einzelnen frischen Funden, mit einer neuen Untersuchung ein. Als Aufgabe der Grabung gab Borchardt in seinem ersten Bericht an, Kenntnis der Wohn- und Lebensverhältnisse der Ägypter der achtzehnten Dynastie gewinnen zu wollen. „Das wäre also ein nicht zu verachtendes wissenschaftliches Resultat. Ob auch Funde für Museen zu machen sind, kann niemand sagen. Die Prachtstücke, welche in den letzten Jahren von hier auf den Markt kamen, lassen erwarten, daß Tell el-Amarna auch in dieser Richtung noch nicht erschöpft ist."

Die hier ausgesprochenen Erwartungen haben sich über alles Erwarten erfüllt. Vor allem sind Kunstwerke, Porträte und Reliefe in solcher Zahl und von so unschätzbarem künstlerischem Wert zutage gekommen, daß die Untersuchung schon jetzt als reich belohnt gelten muß. Die wesentlichen Ergebnisse der Grabung sind bisher in vier vorläufigen Berichten, in den „Mitteilungen der Deutschen Orient-Gesellschaft" 34 (1907), 46 (1911), 50 (1911/12), 52 (1912/13) veröffentlicht worden. Die statuarischen Funde sind nach Berlin geschafft und dort im Lichthof der ägyptischen Sammlung im Neuen Museum als Leihgabe des Herrn Dr. James Simon ausgestellt. Hier haben sie mit ihrem starken Naturalismus das Gefühl der modernen Beschauer so lebhaft angeregt, daß man ohne Übertreibung von einer Sensation sprechen kann. Die minder auffälligen „städtebaulichen" Entdeckungen der Ausgrabung wurden darüber fast vergessen; doch lohnen auch sie einen aufmerksamen Blick. Einige Gehöfte waren als Stichproben schon in der Voruntersuchung aufgedeckt worden; die große Masse der untersuchten Wohnungen liegt an einer bis zu sechzig Meter breiten Straße, die die Länge der Berliner Wilhelmstraße hat. In den aufgedeckten Teilen sind die Gehöfte in offener Bauweise, im Gegensatze zu der geschlossenen inneren Stadt, doch mit Einhaltung einer vorgeschriebenen Bauflucht angelegt. Ein einheitlicher Typus läßt sich schon aufstellen, der nach den Bedürfnissen der Eigentümer in Einzelheiten abgewandelt wurde. Die Gehöfte, an den Straßen durch Mauern abgeschlossen, zerfallen jedes in zwei Hauptteile: den Garten und den eigentlichen Hof. Die Gärten anzulegen war in der sandigen Ebene eine schwere Aufgabe. Die fruchtbare Erde mußte herbei-

geschafft, in die flach ausgehobenen Beete und in die Gruben für Bäume und Sträucher gefüllt und aus tief eingesenkten Brunnen mühsam bewässert worden. Doch haben die Gärten mit ihren weißen Mauern, den regelmäßig gestellten Pflanzen, Brunnen und zierlich mit Malerei geschmückten Häuschen gewiß einen sehr freundlichen Anblick gewährt. In dem eigentlichen Hofraum stand das viereckige Wohnhaus. Man betrat es von einer rampenartigen Treppe her, durchschritt die mit eingemeißelten Hymnen geschmückte Tür und einen oder mehrere Vorräume, um in die breite Halle zu gelangen, die meist nach Norden gerichtet und dem kühleren Winde zugänglich war. Daran schloß sich in der Mitte des Hauses gelegen die „tiefe Halle", das Speisezimmer, und um dies waren kleinere Räume, das Arbeitszimmer des Hausherrn, Schlaf- und Badestuben und andere hygienische Einrichtungen angeordnet; in reichen Häusern konnten auch die breite Halle, Vorräume und Eingänge vervielfacht werden. Licht erhielten die äußeren Wohnräume durch seitliche Fenster; die tiefe Halle ragte über das Dach hinaus und wurde durch die im obersten Teil der Wand angebrachten Fenster erhellt. Das Dach war von innen zugänglich und diente in den Sommernächten als Aufenthalt; gegen zudringliche Blicke der Straßengänger schützten die hochgeführten Hausmauern. Um dies Haus gruppierten sich ferner je nach dem Stand und Reichtum des Besitzers Speicher und Ställe; in einer Ecke des Hofes fand sich öfter ein kleineres Gebäude, in dem man die Wohnung der Dienerinnen vermutet; auch Wohnungen für den Pförtner, Bequemlichkeiten für wartende Diener, Backöfen und dergleichen waren vorhanden. Reichliche Bemalung schmückte die Wände innen und außen, Estrich deckte den Boden und konnte wie im Königspalast auch mit Malerei verziert werden.

Von dem Leben und Treiben in diesen Häusern geben noch Einzelfunde eine wenn auch spärliche Kenntnis. Zum Hausgerät gehören Küchenschemel, Gestelle und Kissen als Kopfstützen beim Schlafen und kleine Steinpyramiden, auf denen die Füße der Bettstellen ruhten, um nicht in den Estrich einzusinken. Zur Ausrüstung des Herrn dienten der Wagen mit seiner Lederbespannung und Köcher für Bogen und Pfeile; zum handwerklichen Betrieb, der nicht in Läden sondern auf den Höfen ausgeführt wurde, Webstühle und Schmiedehammer und zur Ausstattung der Ställe die durchlochten Steine, an denen die Tiere mit der Halfter angetüdert wurden.

Hoffentlich geben die künftigen Grabungen noch mehr Aufschluß über das Privatleben und seine Einrichtungen, namentlich auch über die Tätigkeit der Handwerker. Einen glücklichen Anfang hat in dieser Beziehung die Aufdeckung der Künstlerwerkstatt gemacht, die uns den überraschenden Fund der vielen Bildwerke gebracht hat. Auch diese Künstler wohnten in einem abgeschlossenen Gehöft. An Stelle des Herrenhauses stand hier die Wohnung

des Meisters; eine kleinere Behausung mag dem Werkmeister gehört haben; auf ein zahlreiches Gesellenpersonal lassen eine Reihe kleinerer Gemächer schließen. Im Hofe war, wie überall, ein Brunnen ausgehoben; Hausrat und Materialien für den Betrieb, wie Alabaster, Gips und Farbstoffe zeigten die Art des hier betriebenen Gewerbes an. Daß hier aber ein großer Künstler tätig war, verriet die Modellkammer, die mit ihrem wertlos gewordenen Inhalt stehen und liegen gelassen war, als nach dem Tode des Amenophis auch der Meister die Stadt verließ.

Wir haben allmählich einsehen lernen, daß auch die geistreichste „Auslegung" eines Kunstwerks und die sinnigste Schilderung der Wirkung, den das fertige Werk auf die Seele eines noch so feinfühligen Beschauers ausübt, für die Natur des Kunstwerks und seinen Wert im Grunde wenig besagt. Wir möchten die Kunst aus sich selbst verstehen und haschen daher gierig nach den Äußerungen der Künstler und nach allen Anzeichen, die uns über das Entstehen des Werks und über die geistigen und technischen Bedingungen seines Werdens Aufschluß geben könnten. Zunächst wurden die Äußerungen „denkender" oder gar schriftstellernder Künstler gewiß überschätzt, bis man merkte, daß doch jeder nur seine eigene Ästhetik geben kann — und muß, wenn er anders ein wirklich schöpferischer, originaler Künstler sein will. Doch ist zu hoffen, daß aus einer Übersicht und Vergleichung möglichst vieler Künstlerbekenntnisse doch allmählich eine Art „empirischer" oder „praktischer" Ästhetik gewonnen werden wird, die, mit psychologischen und historischen Hilfsmitteln aufgebaut, uns das Geheimnis des künstlerischen Schaffens vielleicht einmal begreiflich machen wird. In diesem Sinne betrachtet bot das Atelier des Thutmes — so nennen wir den Meister nach dem gemalten Namen auf einer gefundenen Scherbe — ausgiebige Belehrung. Fertige und angefangene Werke in allen Stadien der Arbeit fanden sich vor, zerbrochene und reparierte, Meisterstücke und Gesellenarbeiten, Statuen, Büsten und Reliefe und vor allem eine Reihe von Gipsabgüssen von Köpfen verschiedenster Art. Daß der Meister von fertigen Werken Abgüsse herstellte und aufbewahrte — zur Nachbestellung oder zur Empfehlung bei künftigen Bestellern, das konnte nicht wundernehmen; denn derlei Dinge ist man in modernen Ateliers zu sehen gewohnt. Aber daß von der Natur, vom lebenden oder toten Antlitz, Abgüsse genommen und der Arbeit zugrunde gelegt werden konnten, war eine Überraschung. Schon früher waren Totenmasken aus Ägypten bekannt; der Abguß einer solchen ist in der Ausstellung zu sehen. Abgüsse dieser Art hat auch Thutmes angefertigt und überarbeitet, das heißt die Augen geöffnet und die allzu aufdringlichen Zufälligkeiten gemildert, sie dann noch einmal abgegossen und so aufbewahrt, vielleicht zu Studienzwecken, oder um danach bestellte Porträte anzufertigen. Solch ein Verfahren setzt schon einen

hohen Grad von Naturalismus voraus; ähnliche technische Erleichterungen hat sich auch die griechische Kunst erst in einem ziemlich späten Stadium ihrer Entwickelung, zur Zeit Alexanders, gestattet, als auch hier immer heftiger sich der Zug zur Natur und zur Überwindung des flau gewordenen Idealismus bemerkbar machte. Es geht uns nun hier, wie so oft in der Kunstgeschichte. Ist ein Prinzip klar und deutlich ausgesprochen, zum herrschenden Prinzip geworden, so werden auf einmal verwandte Erscheinungen verständlich, die bis dahin als vereinzelte Dinge Befremden erregt und Ablehnung erfahren hatten. Man erkennt die Linien, die die verwandten Erscheinungen verschiedener Zeiten verbinden, spricht von Vorläufern oder Vorahnern und erkennt die organische Gesetzmäßigkeit auch der künstlerischen „Entwickelungen". So wird nun eine Aufgabe sein, die Vorläufer der Kunst des Thutmes in der ägyptischen Kunst in den immer wiederholten Versuchen des Naturalismus und in der Volkskunst aufzuzeigen, deren Prinzipien in die höfische Kunst eingeführt zu haben für den freiheitlichen Sinn Echnatons zeugt. Doch vergesse man über dem Streben nach Natur nicht den Stil, der, als kostbares Erbe aus der Vergangenheit, auch diesen Künstlern eigen ist. Jene „Milderung" der Gipsabgüsse entspricht ganz dem Aussehen, das die fertigen Werke, auch die bestimmt nicht nach Abgüssen hergestellten Bildnisse, zeigen. Da kommen vor allem die Köpfe des Königs und seiner Angehörigen in Betracht. Der König mit seinem charakteristischen Aussehen, dem schmalen Antlitz mit dem vorgestreckten Kinn, den feingeschnittenen, etwas sinnlichen Lippen, den müde blickenden Augen und dem hochgezogenen Kopfe; dann die Königin, ein liebreizendes Wesen in der ganzen Anmut einer glücklichen jungen Frau, endlich die Prinzessinnen, mit ihren unförmlichen, krankhaft ausgearteten Schädeln und den kindlich unentwickelten Zügen. Es ist deutlich, daß keine charakteristische Eigentümlichkeit verhüllt werden soll. Sachliche Wahrheit wird angestrebt und nicht umgangen, auch als ihre Darstellung, wie bei den späten Bildnissen des kranken Königs, peinlich wirkt. Bildnismäßige Treue zeigen auch die Akte, Körper mit allen Anzeigen der Degeneration, mit schwachen Gelenken und Fettanhäufungen; ganz genremäßige Auffassung macht sich endlich in den Reliefbildern des ungezwungenen königlichen Familenlebens geltend. Das alles ist aber einem einheitlichen künstlerischen Willen unterworfen. Zu Grunde liegt eine Art der Beobachtung, die das Große und Ganze erfaßt und es in einfachen, durch feine Übergänge nuancierten Formen wiedergibt. Die Oberfläche ist — ohne die Härten, die sich bei der Betrachtung aus der Nähe leicht einstellen; aber auch ohne die Auflösung, wie sie beim „impressionistischen" Schaffen notwendig ist — weich, locker, noch eben tastbar gebildet, als solle ein Eindruck wiedergegeben werden, den der Künstler von seinem Objekt in gedämpftem Licht

und aus einiger Entfernung empfängt. So sind auch in den Köpfen keine Affekte sondern mehr geistige Regungen, ja beim König kränklich nervöse Schwingungen zu spüren. Alles ist überaus verfeinert, delikat, aber doch auch der Darstellung blühender Kraft und den männlichen Formen starker Charaktere gewachsen. Eine bewußte Auslese aus der Gesamtheit der Erscheinung ist erfolgt, ehe der Künstler den Meißel ansetzt, in Weiterbildung des vorhergegangenen Naturalismus, und im schärfsten Kontrast zu der Gebundenheit der älteren ägyptischen Hofkunst — eine Auslese, die wir am besten begreifen, wenn wir sie mit Werken unserer Zeit vergleichen. Oder besser so gesagt: die wir so schnell begreifen, weil die moderne Plastik uns die nötigen Voraussetzungen zum Verständnis gibt. So wenig wie seinerzeit die neuentdeckten Skulpturen vom Zeustempel in Olympia von dem Publikum erfaßt wurden, das dann die Pergamenischen Reliefe bewunderte, so wenig hätten die Amarna-Funde noch vor zehn Jahren Gnade gefunden, als man eben anfing, sich aus den Banden des malerischen Neu-Barocks loszumachen und den Impressionismus zu verstehen. Nun hat inzwischen die letzte, krampfhaft schnelle Entwickelung der modernen Kunst jenen Meistern Würdigung verschafft, die inmitten einer impressionistisch gerichteten Umgebung schon längst die Prinzipien der Neuesten, nur ohne deren Übertreibungen und Entstellungen, vertraten: Cézanne und Maillol — um nur die Führer zu nennen. In der ersten Überraschung konnten zwar die Amarnaskulpturen wegen ihrer „Naturnähe" und weichen Steintechnik an Rodinsche Marmorarbeiten erinnern, aber dabei übersah man den plastischen Grundcharakter der ägyptischen Werke. Wenn wir Maillols und seiner Gesinnungsgenossen bildhauerische Eigenart richtig in dem erneuten Bemühen um Zusammenfassung der Form, doch mit Verwertung der Errungenschaften des Impressionismus erkennen, so lassen sich dieselben Bestrebungen auch in dem Stil der Amarnafunde aufweisen. Nur ist hier die formenvolle Zusammenfassung das Gegebene, durch Erbschaft Überkommene, das durch die neuen Beobachtungen von der Wirkung des Objekts in Luft und Licht und bei der Betrachtung aus der Entfernung gewandelt wird. Aber auch die psychologischen Grundlagen sind hier wie dort dieselben. Das unkünstlerische Interesse am Gegenstand tritt zurück, ebenso das „reinkünstlerische" leidenschaftliche Interesse an der Erscheinung, das den Impressionismus erzeugte; die Formen werden wieder Ausdruck, sie entsprechen der innerlichen Individualität des Künstlers, ihre Auslese erfolgt im Einklang mit seinem Empfinden, sie geben dem Undefinierbaren sichtbaren Ausdruck, sind eine Umsetzung seelischer Vorgänge, wie sie die Musik mit andern Mitteln leistet. Ob man diese Bestrebungen als eine neue Art von Romantik stempeln will, ob man sich das moderne Schlagwort „Expressionismus" zu eigen macht, kommt auf

dasselbe hinaus. An erster Stelle steht hier wieder die Persönlichkeit des Schaffenden, nicht wie sonst die Sache oder ihre Erscheinung. Gibt aber der Schaffende zugleich dem Empfinden seiner Zeit Ausdruck, so wird seine Kunst in naturgemäßer Wechselwirkung den gleichgestimmten oder einstellbaren Beschauer umso kräftiger anregen. Gewiß gleicht der Individualismus der Echnaton-Zeit, verkörpert in der Person des Königs und der von ihm geförderten Kunst, in vielen Beziehungen dem der unserigen. So erklärt sich der starke Beifall, den die Amarnafunde bei uns finden. Ihren Wert aber werden sie behalten, auch wenn unser bewegliches Geschlecht sich wieder neuen Idealen zugewandt hat.

Wie steht es mit Jean Paul?

von Hermann Hesse

Daß die Geschichte und die Geschichtschreibung Launen hat, haben wir oft erfahren, und gar die Literaturgeschichte hat in den letzten Jahrzehnten durchaus kein ehernes Antlitz gezeigt. Augenblicklich nun ist überall in Deutschland ein so heftiges Interesse für die Vergangenheit zu spüren, es werden so entlegene und vergessene Dinge und Namen wieder hervorgesucht, studiert, ediert, diskutiert, daß es fast unmöglich scheint, es könne ein Dichter von einiger Bedeutung noch vergessen sein. Im Gegenteil, viele längst Gestorbene sucht man mit Eifer wieder zu einigem Dasein zu erwecken, und es scheint, man habe ängstliche Sorge, irgend jemand sterben und verschwinden zu lassen, ob auch er selbst und die Geschichte es wolle.

Aber Deutschland, in seinem übermütigen Reichtum, hat immer die Gegensätze geliebt; und so gibt es denn auch einige Dichter, deren Unsterblichkeit man Spaßes halber auf die allerhärtesten Proben stellt. Man spricht nicht von ihnen, man beschimpft sie höchstens einmal mit verächtlicher Nachlässigkeit, die Dozenten schweigen über sie, man findet ihre Namen nicht in den Verlagskatalogen, und wenn je einmal ein Ahnungsloser sich ihre Werke kaufen will, so kommt der Buchhändler in Verlegenheit.

Der größte von diesen Dichtern, der seit Jahrzehnten allem Totschlagen und allem Totschweigen unzerstörbar trotzt, ist Jean Paul Friedrich Richter, bekannt unter dem Kosenamen Jean Paul, welcher Name vor hundert Jahren einen Verehrten, Geliebten, Unentbehrlichen und Unersetzlichen bedeutete, jetzt aber einen Zweifelhaften, Vernachlässigten, Verachteten und vielleicht Gefürchteten. Die Literarhistoriker wissen scheinbar nichts von ihm,

der einer der größten Dichter Deutschlands ist, die Bibliotheken haben oder kennen ihn kaum mehr, die Verleger drucken ihn nicht, die Journalisten nennen und zitieren ihn nicht. Seit den Tagen unsrer Väter war die Nation bemüht, diesen Mann zu vergessen, auszuhungern, zu ersticken. Nicht in der Schule, nicht im Hörsaal, nicht durch die Zeitung vernahmen wir Heutigen von dieser strahlenden Seele, von diesem unheimlich Genialen, und wären nicht einige seiner Romane vor Jahrzehnten in die Reclambibliothek aufgenommen worden, so wäre dieser Dichter wirklich nur noch den Wenigen erreichbar, die ihn als Erbstück in der großväterlichen Bibliothek stehen haben.

Entstanden ist diese Mißachtung seinerzeit aus einer Reaktion der Übersättigung. Zwei Generationen waren im Bann dieses Dichters gestanden, hatten in seinem breiten Schatten gewohnt, die Jünglinge hatten für ihn geglüht, die Frauen über ihm geweint, die Männer sich über ihn gestritten; er war der große Dichter seiner Zeit gewesen, mehr als Goethe. Dann war die Ermüdung gekommen, die Welt hatte ihr Gesicht verändert, man wollte andere Töne hören, und zusammen mit der ganzen Romantik warf man den vielbändigen Jean Paul zum Gerümpel, ihn doppelt verächtlich, weil er so lange als Stern geglänzt und seine Zeit beeinflußt hatte. Man lese nach, wie die Literaturgeschichten bis vor kurzem über Eichendorff, über Brentano, über Novalis geurteilt haben! Das ist nun vorüber, die Romantik hat ihre Auferstehung begangen, nicht nur eine schattenhafte im Urteil der Wissenschaft, sondern eine sehr lebendige in der Teilnahme der Leser, im neuen Einfluß auf die jungen Dichter. Nur Jean Paul ist davon bis jetzt ausgeschlossen geblieben, merkwürdig genug, denn er ist ja der heimliche Vater und die einzige seinerzeit ganz anerkannte Größe der jungen Romantik gewesen. Wir müssen uns klar machen, wie er einst gewirkt hat, wie er gelesen, wie er geliebt wurde! Er war der Antipode und Gegenpol Goethes, verehrt und angefeindet, verschlungen und diskutiert, seine Gestalt war jedem Deutschen seiner Zeit vertraut, den meisten ehrwürdig und heilig. Und seine Leser und Verehrer, Männer und Frauen, bildeten damals ein heimliches, geistiges Deutschland, einen stillen Bund der gut und groß Gesinnten, wie er ähnlich erst etwa wieder um Nietzsche sich geschlossen hat. Alles das ist untergesunken, und niemand kennt ihn mehr.

Indessen, das ist nur der Augenschein. Wer näher zusieht, kann entdecken, daß Jean Paul gerade jetzt wieder, seit etwa zwei Jahrzehnten, eine Macht übt und eine Gemeinde hat. Es ist eine zerstreute Gemeinde, doch nimmer gar so klein, und immer wieder ist es mir seit zwölf Jahren begegnet, daß ich in Kreisen, wo es mich überraschte, schon beim Nennen des Dichternamens eine Glut von Liebe und dankbarer Verehrung aufflackern sah, daß Menschen mir bekannten, Jean Paul sei seit langem ihr heimlicher Liebling. Schließlich

zeigte sich mir über ganz Deutschland verteilt eine Reihe von kleinen Jüngerschaften, darunter Männer und Jünglinge aus ganz verschiedenen Lagern, und nirgends waren es altmodische, begnügte Menschen, die sich zur Lektüre ihrer Großeltern zurückgeflüchtet hatten, sondern stets waren es junge, strebende, bewußt und intensiv in ihrer Zeit lebende Menschen, Männer übrigens mehr als Frauen. Denn es ist nicht Jean Pauls sogenannte Sentimentalität, welche wieder zu wirken begonnen hat, sondern gerade seine herbe und stolze Männlichkeit, die Kühnheit seiner Ansichten, die Freiheit seines politischen und erzieherischen Denkens (Jean Paul ist heute noch der modernste Pädagoge), die schonungslose Tapferkeit seines Spottes, sein flammender Protest gegen den Philister. Wir Heutigen denken nun aber über Jean Paul nicht so, daß wir ihm, anderen Qualitäten zuliebe, seine Sentimentalität zu verzeihen geneigt sind, sondern wir sehen wieder, wie die Leser vor hundert Jahren, den ungeheuren Umfang dieses Geistes und die wilde Lebendigkeit dieser dionysischen Seele, deren gelegentliche Gefühlsseligkeit wir nicht als eine Schwäche belächeln, sondern als grandiose Strahlung seiner vielseitigen Psyche anstaunen.

Kurz, wir sehen in dem Dichter und Schriftsteller Jean Paul eine der größten Persönlichkeiten der deutschen Dichtung, und wir sehen mit Schmerz und nachgerade mit einiger Entrüstung, wie das Riesenkapital seiner Werke, statt von den dazu Berufenen erkannt und gepflegt und fruchtbar gemacht zu werden, brach liegen bleibt. Das ist Mißwirtschaft mit geistigem Gute, und wir als heimliche Liebhaber des Dichters Herangewachsenen finden es nun an der Zeit, hervorzutreten und unsre Zeit an diesen ungehobenen Schatz zu erinnern. Es gibt auch unter unsern Literarhistorikern einige, die unsern Dichter kennen und schätzen, es wird deren bald viele geben, der vergessene Name wird bald wieder in Schulen und Universitäten, in Büchern und Zeitungen viel und leidenschaftlich genannt werden.

Was uns am wichtigsten scheint und am meisten am Herzen liegt, das ist die Schaffung einer mustergültigen, großen Gesamtausgabe seiner Werke und Briefe. Zur Vorbereitung ist, wie ich weiß, schon viel geschehen, und das Gesamtwerk des Dichters ist längst mit Sorgfalt für eine solche Ausgabe durchgesehen worden. Was für Brentano, für Heinse und manche Kleinere möglich war, muß endlich auch für Jean Paul möglich sein. Und die deutschen Akademien, die so manches große und schwerflüssige Werk getragen und unterstützt haben, müßten eigentlich an unseren Dichter nur erinnert werden, um ihre Hilfe zum Zustandekommen einer guten Ausgabe zu gewähren. Dann wird bald auch eine volkstümliche Auswahl folgen müssen, und es wird plötzlich wieder Tag werden um den Verschollenen, über den Gottfried Keller geschrieben hat: „Ihn werde ich nie verleugnen, so lange mein Herz nicht vertrocknet! Denn dieses ist der Unterschied zwischen ihm

und den andern Helden und Königen des Geistes: Bei diesen ist man vornehm zu Gaste und geht umher im reichen Saale, wohl bewirtet, doch immer als Gast, bei ihm aber liegt man an einem Bruderherzen! Was kümmert uns da der wunderliche Bettlermantel seiner Kunst und Art, der uns beide so närrisch umhüllt? Er teilt ihn mit uns, noch liebevoller als St. Martin, denn er gibt uns nicht ein abgeschnittnes Stück, sondern zieht uns unter dem Ganzen an seine Brust, während jene sich stolz in ihren Purpur hüllen und im innersten Winkel ihres Herzens sprechen: Was willst du von mir?"

Monumentalarchitektur der Gegenwart

von Walter Curt Behrendt

Der unbefriedigende Verlauf, den die Vorarbeiten für den Neubau des Königlichen Opernhauses in Berlin bisher genommen haben, wird auch die gutwilligsten Optimisten nunmehr überzeugt haben, daß die zeitgenössischen Architekten für die großen dekorativen Aufgaben der Monumentalbaukunst zum mindesten sehr schlecht vorbereitet sind. Bei diesem bedeutenden Bauvorhaben, das, schon aus ökonomischen Gründen, die Konzentration der besten Kräfte erfordern sollte, weil es durch seinen imposanten Maßstab ganz dazu angetan ist, die kulturelle Würde der Zeit und das Ansehen der Nation vor der Mit- und Nachwelt zu legitimieren, handelt es sich um die Lösung eines jener Architekturprobleme, von denen Schinkel einmal gesagt hat, es ließe sich an ihnen zeigen, daß das Wesen der Baukunst auch einer höheren Freiheit fähig wäre, als sie ihr sonst, innerhalb der engen Grenzen profaner Nützlichkeitsforderungen, zugestanden werden könne. Ein Theatergebäude soll errichtet werden, das in jeder Hinsicht den vielfältigen Ansprüchen der modernen Bühnentechnik genügen muß und das mit seinen komplizierten technischen und konstruktiven Problemen die schöpferischen Kräfte moderner Ingenieure zu äußerster Leistungsfähigkeit anspornen wird. Darüber hinaus aber wird, unter dem verderblichen Einfluß veralteter akademischer Überlieferungen, eine Scheinarchitektur großen Stils gefordert, die diese unzähligen Bedürfnisse eines modernen szenischen Apparates mit dem Scheine der Freiheit umkleiden soll und die durch die Bravour des Vortrags und durch die beschwingte Kraft der Geste den mannigfachen Zwecken höfischer und gesellschaftlicher Repräsentation wirksame Hintergründe schaffen soll. Unter dieser Scheinarchitektur wird für das Äußere eine effektvolle, graziös und geistreich hin-

gesetzte Fassadenkulisse im Sinne des Akademie-Ideals vorgestellt, ein aufgeputzter „Paraderitt der verstandesmäßig erlernten hohen Schule der Renaissance", und für das Innere eine prächtige Flucht von Festräumen und Galerien mit glänzenden perspektivischen Durchblicken, mit strengen achsialen Bindungen und schwungvoll aufgebauten Dekorationen.

Daß der Zeit solche Aufgaben der darstellenden Architektur nicht liegen, hat sich nicht erst bei den erfolglosen Wettbewerben um das Opernhausprojekt gezeigt. Immer wo ähnliche Probleme, auch in bescheidenerem Rahmen, zur Lösung gestellt wurden, hat die moderne Baukunst gründlich versagt. Es genügt, zum Beweise an die lange Reihe öffentlicher Gebäude zu erinnern, welche von Staat, Kirche und Kommunen in den letzten Jahren allerorten errichtet worden sind. Auch hier wird von den Architekten zuerst immer jene dekorative Wirkung verlangt, die aus dem gefälligen Spiel mit fertigen, frei verwerteten Formen hervorgeht, wenn sie, losgelöst von ihren tektonischen Zwecken, nur um ihrer eigenen organischen Schönheit willen zur Anschauung gebracht werden. Eine derart willkürliche, nur auf den dekorativen Effekt und auf den äußeren Schein abzielende Behandlung architektonischer Motive, wie sie die Architekturhochschulen und Akademien immer wieder zu lehren versuchen, setzt aber vor allem eine vollendete Sicherheit in der Beherrschung der Formen voraus, ein lebendig entwickeltes Formgefühl, eine überlegene Fähigkeit, mit den gegebenen Proportionswerten frei zu schalten, und ein starkes ursprüngliches Temperament, das feurig und sinnlich genug ist, um die fertig übernommenen Architekturformen auch mit Blut und Leben zu erfüllen. Es verlangt diese darstellende Kunst, die im wesentlichen auf dem Augenreiz schöner wirkungsvoller Gesten beruht, nicht nur sehr viel Kombinationstalent und verstandesmäßige Überlegung, sondern vor allem echte Leidenschaft, einen raschen und originellen Geist und eine bedeutende Gabe der Improvisation. Alle diese Tugenden hatte sich die klassizistische Architektur noch aus dem reichen Erbe der Barocktradition herüberzuretten gewußt. Sie versteht es noch, das ganze Brillantfeuerwerk des dekorativen Apparates mit Klang und Grazie abzubrennen und mit spielender Leichtigkeit, ja zuweilen sogar mit einer bewußten Frivolität aus den akademisch überlieferten Formen und Säulenordnungen glänzende architektonische Schaustücke zusammenzusetzen. Was diese Kunst an monumentaler und dekorativer Wirkung zu geben fähig war, zeigen in Berlin und Potsdam noch heute die schönen Denkmale der friderizianischen Bauepoche: Gontards Kuppeltürme auf dem Gendarmenmarkt und die Königskolonnaden, Knobelsdorffs Opernhaus, das Potsdamer Stadtschloß und die Bauten im Park von Sanssouci. Und selbst in dem um 1790 erst von Langhans erbauten Brandenburger Tor flackert die grandiose Kraft dieser Kunsttradition noch einmal auf. In diesen Architekturen verdichtet sich die

barocke Überlieferung zum letztenmal in ein paar imposanten Einzelwerken, die zum Bersten angefüllt sind mit dem gewaltig gesteigerten Pathos einer großgearteten Dekorationskunst.

Heute ist diese denkwürdige Überlieferung endgültig abgestorben. Die Erinnerung daran wird zwar von den Akademien mit unermüdlichem Eifer noch wachgehalten, doch in den verwässerten Aufgüssen, die sie immer wieder davon liefern, spiegelt sich leider nur der Herren eigener Geist. Eine schon an und für sich so stark auf Äußerlichkeiten beruhende Kunst, die den engen Zwang der Zwecke nicht kennt und die das Gesetz der profanen Notdurft um des schönen Scheines willen mißachtet, muß, sobald die richtigen Prämissen fehlen und nur eine eklektische Nachahmung angestrebt wird, der Manier verfallen. Ihr Pathos wird dann zur Affektation, die sogenannte große Geste wird leer, linkisch und peinlich unbeholfen, und zu dem gesteigerten Aufwand an architektonischen und ornamentalen Formen tritt die geistige Armut der Erfindung in ein gröblich störendes Mißverhältnis. Selbst in den besten Fällen, wo sich der Architekt absichtlich, in bewußter Selbstbeschränkung und um der drohenden Gefahr dieser inneren Disharmonie zu entgehen, eine größere Zurückhaltung in der Verwertung architektonischer Schmuckformen auferlegt, kommt er über Kompromißlösungen doch nicht hinaus. Was seinem Werk an sinnlicher Fülle fehlt, sucht er durch rechnenden Verstand zu ersetzen, woraus dann meist eine unerträgliche Nüchternheit oder tödliche Langweiligkeit resultiert. Man wende nicht ein, daß heute, infolge der Ungunst politischer Umstände, nur selten die starken und unbedingten Talente mit den repräsentativen Aufgaben der Baukunst befaßt werden und daß in der Regel nur die paar gesinnungstüchtigen, durch das Zeugnis der Akademie auch offiziell legitimierten Baumeister zu solchen Arbeiten herangezogen werden. Ein solcher Einwand ist durch die tatsächlichen Verhältnisse nur sehr bedingt gerechtfertigt, auch trifft er durchaus nicht den Kern der Sache. Wallot hat zum Beispiel als freier Architekt die Konkurrenz für den Plan zum Reichstagsgebäude gewonnen, und er hat seinen Entwurf, wenn auch mit bedeutenden Abänderungen, auch selbst nach seinen eigenen Intentionen ausführen können. Auch ist ohne Zweifel von seiner Schöpfung mit ehrlichem Respekt zu reden; doch ist auch diese Anerkennung in vielen Punkten durch die begrenzte Leistungsfähigkeit der Zeit bedingt. Selbst Messel ist, als Architekt der Königlichen Museen, in seinem Projekt für den Neubau auf der Museumsinsel über eine nur verstandesmäßig zu begreifende Monumentalität nicht hinausgekommen. Und sogar ein Architekt wie Behrens, geschult und erzogen an den Bauaufgaben der modernen Großindustrie, hat gegenüber einem Auftrag, wie ihn der Neubau eines Botschafterpalais für St. Petersburg darstellt, soviel von seiner Unbefangenheit verlieren können, daß er für die beabsichtigte repräsen=

tative Wirkung nicht ohne die bewährten Hilfsmittel des akademischen Dekorationsapparates glaubte auskommen zu können. Wie wenig uns aber dieser akademisch trockene, phrasenhaft geschraubte Repräsentationsstil heute noch zu sagen hat, zeigt deutlich genug der Entwurf, den Ludwig Hoffmann für den Neubau des Berliner Opernhauses ausgearbeitet hat, ein Musterbeispiel jener unsinnlichen, ganz und gar intellektuellen Kunstbetätigung, die einem auf retrospektivem Wege gewonnenen Bauideal nachstrebt und mit einem virtuosenhaft geübten Eklektizismus ein Pathos dekorativer Gesten vortäuschen will, das ihr fehlt und das, eine durchaus individuelle Tugend, mit aller Ateliergeschicklichkeit nicht zu ersetzen ist. Auch Hoffmanns Opernhausentwurf ist eine Kompromißlösung, nicht mehr und nicht weniger wie der Vorschlag von March und die Projekte fast aller früheren Wettbewerber, denn hier wie dort wird von falschen Vorstellungen ausgegangen. Noch immer deckt sich heute für die offizielle Baukunst der Begriff des Repräsentativen mit dem Bilde jener architektonischen Dekorationskünste, die die großen Meister des Klassizismus an ihren monumentalen Schöpfungen zu kraftvoller Entfaltung gebracht haben, und immer wieder greift sie für ihre monumentalen Bauaufgaben ratlos und hilfesuchend auf die Trümmer dieser vergangenen Kulturepoche zurück. Es zeigt sich aber, wenn man die Arbeiten unserer ursprünglichsten, von andern als künstlerischen Absichten unbeeinflußten Architekturtalente betrachtet (und nur hier wird man sich über die Baugesinnung der Zeit zuverlässig orientieren können), daß ihnen das Repräsentative im Sinne jener dekorativen Scheinarchitektur, wie sie das achtzehnte Jahrhundert geübt hat, gar keine Probleme mehr bietet. Bei dem Wettbewerb für das Berliner Opernhaus zum Beispiel sind seinerzeit gerade die architektonisch interessantesten Entwürfe infolge ihres Mangel an repräsentativen Qualitäten von der Prämierung ausgeschlossen worden. Was die starken Begabungen der Zeit beschäftigt, sind ganz andere Dinge als Proportionskünste, Säulenordnungen und Formkompositionen. Vor neue, bisher ungelöste Aufgaben gestellt, fühlen sie sich jener „höheren Freiheit", von der Schinkel gesprochen hat und die doch die Voraussetzung jeder einseitig darstellerisch interessierten Architektur bildet, nirgends schon fähig. Aufs engste gefesselt vom Zwang der Bedürfnisse suchen sie nicht das Dekorative, sondern das Konstruktive, sie wollen nicht fertige Formen verwerten, sondern neue erst für ihre Zwecke bilden. Sie sehen in der modernen Bautechnik, namentlich im Eisenbetonbau, eine schöpferische Triebkraft am Werke, die aus sich selbst schon monumentalerer Wirkungen fähig ist, als sie der akademische Eklektizismus je mit seinem bewußt repräsentativen Wollen erreichen konnte. Dieser konstruktiven Triebkraft gilt das baukünstlerische Interesse der Zeit. Es kommt jetzt darauf an, diese Kraft beherrschen zu lernen, sie zu veredeln und mit architektonischem Geist zu durchdringen. Erst

wenn es gelungen ist, daß dieselbe schöpferische Triebkraft, die heute die konstruktive Form hervorbringt, auch die architektonische Form bestimmt, wird sich die heute mit allen akademischen Hilfsmitteln vergeblich erstrebte Monumentalität schon aus der Funktion des Bauwerks von selbst ergeben.

Bisher ist dieses akute Problem eigentlich nur da gelöst worden, wo durch den Charakter der Bauaufgabe die Forderung nach Repräsentation nicht unbedingt zu einem wesentlichen Bestandteil des Programms gemacht worden ist: beim modernen Fabrik- und Industriebau. Und es hat sich gezeigt, daß diese einfachen Zweckbauten, weil sie aus einer natürlichen, nicht künstlich hoch geschraubten und absichtlich verstellten Kunstempfindung heraus entstanden sind, einer stärkeren Monumentalwirkung fähig sind als die Mehrzahl unserer sogenannten Repräsentationsarchitekturen. Ihre Monumentalität ist freilich anderer Art als sie gewöhnlich unter dem traditionellen Bild des akademischen Ideals gedacht wird. Sie ist schlichter, weniger aufwendig in ihren äußeren Mitteln, sozusagen bürgerlicher und darum auch gleichgültig gegen das Dekorative und Repräsentative im hergebrachten Sinn. Aber sie ist stark durch die charaktervolle Art der Massenbewältigung und durch die jähe Wucht ihrer mächtigen Silhouetten. Bei aller Einfachheit ist diese moderne Monumentalität voll lebendigen Ausdrucks, weil sie ehrlich ist und weil sie das großgeartete Wollen der Allgemeinheit berührt. Es scheint, als könnte die Zeit sich architektonisch heute nur im Sinne dieser neuen Monumentalität wahrhaft wirkungsvoll repräsentieren.

Leider können wir uns heute noch immer nicht entschließen, aus diesen gegebenen Prämissen die logische Konsequenz zu ziehen. Noch immer stehen wir in der Architektur zu sehr im Banne des akademischen Schönheitsideals, als daß wir es wagen würden, unsere Vorstellung von baukünstlerischer Repräsentation an den lehrreichen Beispielen des modernen Fabrikbaues zu regulieren. Und weil wir diesen Mut zur Selbstbesinnung noch immer nicht finden können, so wird auch das Projekt für den Neubau des Berliner Opernhauses über den Wert einer Kompromißlösung nicht hinausgelangen. Man hätte diesem bedeutenden Bauvorhaben gerne die fördernde Wirkung günstigerer Zeitumstände gewünscht, und wenn der Neubau aus technischen Gründen, durch Raummangel und ungenügende Feuersicherheit im alten Hause nicht dringend geboten wäre, müßte man ernsthaft zu einer Vertagung des Baubeginns raten. Denn um die Aufgabe in dem Sinne repräsentativ zu lösen, wie sie durch den Tenor des gegebenen Programms gefordert wird, fehlen der Baukunst heute alle die Mittel, welche die friderizianische Architektur zu ihren glänzenden dekorativen Leistungen befähigt haben. Das wird ohne alle Einschränkung auch zugegeben, aber es wird dennoch an den veralteten Vorstellungen festgehalten. Und unter dem unheilvollen Einfluß dieser scheinbar unerschütterlichen Zwangsvorstellung zieht

man die affektierte Würde und die nichtssagende Gebärde des reproduktiven Akademikers dem schlichten, ehrlichen Pathos und der herben Monumentalität vor, welche die moderne Baukunst aus eigener Kraft dem Entwurf für den Neubau des Opernhauses zu geben vermöchte. Eine derart mißgeleitete Kunstanschauung aber muß, nach dem unabänderlichen Gesetz von Ursache und Wirkung, immer wieder zu Kompromissen führen. Denn um die Kunst ist es nur dann gut bestellt, „wenn der Künstler die natürliche Schaffensbahn wandelt, mehr bestrebt, auf echte Weise etwas hervorzubringen — mag es zuletzt noch so bescheiden ausfallen — als ein glänzenderes Resultat erzielen zu wollen, das nur als Produkt eines größeren Könnens berechtigt, mit unechten Mitteln gezeugt dem Schicksal alles Unechten verfallen ist."

Junius, Chronik: Aus Junius' Tagebuch

Es geschieht, innerpolitisch, nichts, es wird verhindert, daß etwas geschehe: in dieser glücklichen Formel spiegelt sich die Aktivität unsrer regierenden Passivität. Sie eröffnet den Epilog auf Zabern. (Übrigens ein gräßliches Wort, nicht nur ‚moralisch'. Seinem kratzenden Schabelaut zöge ich das runde, klingend von den Lippen gleitende Saverne tausendmal vor, wenn ich nicht völkische Anklage fürchtete. Darum: Zabern.)

Die ideelle Zerfahrenheit unter den politischen Parteien ist, seit der Reichsgründung, nie größer gewesen; und für den Traum von einer großen Linken, von der großen modernen Partei mit ungebrochenem parlamentarischen Willen, ist Zabern die grausamste Ernüchterung, seit Naumann das verheißungsvolle Wort prägte. Nicht einmal der bürgerliche Liberalismus garantiert ein Minimum an konstitutionellem Willen; nicht einmal die Urheber des demokratisch gesalbten Nationalvereins stellen sich jetzt, unter den grifflosen Schattenregenten seit Bismarck, schützend vor die elementaren Volksrechte, vor die Paragraphen der Reichsverfassung, die den Deutschen die Habeascorpus-Akte ersetzen. Naumanns Postulat fehlte damals wie jetzt die politische Technik; und jetzt weit mehr als damals. Denn schreitet man von rechts nach links, so gleitet man, in sich steigerndem Maße, vom Willen zur Tat hinüber und hinab zum Willen zur Phrase. Und diese Phrase, diese Klänge, die in trotzig tuenden oder feuilletonistisch verniedlichten Redensarten von Menschenrechten und Persönlichkeitswerten sich austoben, diese über Leitartikel und Konventikelbeschlüsse ausgegossene Demokratie genügt in unsrem europäischen Lande der Mitte, um als Angriff auf die Fundamente der Staatsordung mit Erfolg unter Anklage gestellt zu werden.

Diese Staatsordnung ist von den konservativen Mächten der preußischen Krone, des Heeres, des Beamtentums und des ostelbischen Junkertums umgeben; ein Wall von Erz, durch den, rein politisch, nur hier und da ein Lüftchen Liberalität oder gar Demokratie zu dringen vermochte (im Reichsvereinsgesetz zum Beispiel). In diesen Wall *wollen* die großbürgerlichen Parteien, die Industrie und Großkapital vertreten, die Nationalliberalen und Freikonservativen, keine Bresche legen. Sie bringen Zedlitzsche Schulgesetze zu Fall; sie erleiden Rückfälle in kulturkämpferische Stimmungen, sie haben zu Kunst und Wissenschaft und Bildungswesen ein — platonisch kaltes — Verhältnis; doch in der Hauptsache treiben sie kapitalistische Erwerbspolitik, mit ein bißchen mehr oder ein bißchen weniger Schutzzoll, mit ein bißchen mehr oder ein bißchen weniger ideologischem Flittergold rings herum. Sie treiben Erwerbspolitik; und der Schlüssel zu ihrer Haltung im Innerpolitischen ist durch die Doppelstellung gegeben: einmal zu den Forderungen eines bewußten und diplomatisch erfolgreichen Imperialismus; und dann durch die Tendenz der Arbeiterschaft: in der Fabrik durch Organisierung von Arbeiterausschüssen eine Art parlamentarischer Kontrolle des Betriebs einzuführen. Die Volksparteiler aber, die sich in Not und Qual zu einem besonnenen Sozialliberalismus durchgerungen haben, liegen zu sehr an der Kette der händlerischen Erwerbsinteressen, um als Hort der bürgerlichen Freiheiten und menschlichen Urrechte stark suggestiv zu wirken. Das ist die Wahrheit.

Wie das gekommen ist? Ich verweise auf die Geschichte Preußen-Deutschlands seit Begründung der Fortschrittspartei (1861) und nach der Konfliktszeit. Ich verweise auf die große Tatsache: daß mit den konservativen Mächten Krone und Heer Bismarck seine Revolution von oben materiell „gemacht" hat. Die deutschen Parlamente hatten keine Vergangenheit; die 1849 oktroyierte preußische Verfassung schuf eine bürgerliche Klassenvertretung, den Landtag, von Gnaden der königlichen Bajonette. Und diese Vertretung von Bildung und Besitz wurde, nach dem deutschen Krieg, von Bismarck als Machtfaktor zerrieben und entwickelte sich folgerichtig zu einem Bollwerk gegen das organisierte Proletariat. Dann kam die sozialökonomische Strukturveränderung der Gesellschaftsbasis und mit ihr die erzwungene Rechtsschwenkung der Bourgeoisie. Sie hatte, in Preußen-Deutschland, die Schlacht um die parlamentarische Kontrolle der Staatsgewalten ein für allemal verloren und damit die einzige Gelegenheit versäumt, *vor* der Bildung einer großen Sozialistenpartei parlamentarischen Einfluß zu erobern. Jetzt, nachdem sie mit dieser um den Primat des Wirtschaftslebens in Fabrik und Kontor zu ringen hat und der Wille zu sozialpolitischen Konzessionen, mit der Versicherungsgesetzgebung an der Spitze, den

Kampf um den Primat, das Herr im Hause bleiben, nicht aufzuhalten vermag: jetzt wollen sie die politische Führung gar nicht. Sie fühlen sich hinter jenem Wall der konservativen Mächte sicherer. Welche ideologische Phantasie gehörte zu dem Traum einer linken Mehrheit von Bassermann zu Bebel! Wie wurden meine Zweifel beklagt, als die Schwäche eines organisch Unglänbigen bedauert: und wie gründlich gehen meinen Kritikern von damals die Augen auf. Die zufällige Berührung der zwei B-s bei den sogenannten Finanzreformen, bei den Gesetzen zu immer radikalerer Entziehung von Vermögens- und Einkommensteilen, ließ Kurzsichtige das Wesentliche, die Polarität der Motive, übersehen. Ihr Verhältnis zu den Fundamenten des Staates ist ein feindliches, weil ihr Verhältnis zu den Fundamenten der Wirtschaft ein urfeindliches ist. Ich glaube nicht an die Dauer widernatürlicher Ehen, wohl aber glaube ich an die Möglichkeit feindlicher Ehen, wie die von Bülow zwischen Nationalliberalen und Fortschrittlern gestiftete. Die Würde des Rechtsstaates und die bürgerliche Freiheit sind heute bei den Zentrumsleuten sicherer aufgehoben als bei denen um Bassermann. Zabern hats, zum wievielten Male, bewiesen.

Den Schlüssel zur Situation haben die Sozialisten. Das wissen die Einsichtigen unter ihnen. Aber unendlich schwer lassen sich die Hundertundzehn politisch, parlamentarisch und ideell in die Entwicklungslinie einstellen. Der Ton ihrer Presse und ihrer sechsstündigen Maulbraucher a la Hofmann verscheuchen ihnen immer wieder sichere Sympathien. Lassalles Ideal einer Partei, die das reine Kulturinteresse vertritt, die auf den Ton einer reinen verbrüdernden Humanität gestellt ist, die reif sei, Fichtes Lehre des Staates als einer Noteinrichtung zu verwirklichen: es taucht in der Erinnerung als ironische Vorstellung auf. Was, nach und neben anderen, von Zeit zu Zeit der Badenser Kolb erklärt, ist die heute selbstverständlichste Banalität. Die grundsätzliche Budgetverweisung, die grundsätzliche Ablehnung der Wehrforderungen, die grundsätzliche Verwerfung des Klassenstaates und ähnliches sind für den Politiker hölzerne Eisen. Die Sozialisten haben keine auswärtige Politik; sie schwanken, fast so sehr wie vor nicht langer Zeit noch die Freisinnigen, hilflos zwischen Verlegenheiten und fühlen sich auch zur Revision ihrer Haltung nicht bewogen, nachdem sie gesehen haben, mit welcher Rücksichtslosigkeit die fortgeschrittensten Demokratien der Erde, wie England, die Vereinigten Staaten und Frankreich, mit fabelhafter Konsequenz ihr Geschäft der Erdverteilung betreiben. Selbst als Partei der Lohnarbeiter kommen sie mit solchem Programm politisch keinen Schritt vorwärts; und sie sind die Partei der großen Zahlen doch nur geworden, weil sie von Hunderttausenden, die keine Handarbeiter sind, die in Fragen der Schule und Verwaltung, der Rechtsprechung und des Fiskalismus, der Boden-

besiedlung und der sozialen Fürsorge von ihrer Einsicht Gutes erhofften, zu ihren Vertretern gewählt wurden. Sie haben ihre Ablehnung der „bürgerlichen" Sozialpolitik seit 1894 aufgegeben. Mit außerordentlichem Nutzen. Sie mögen den Mut haben, ihre allgemeine politische Negation aufzugeben. Nicht eher wird Deutschland als freier Rechtsstaat ausgebaut sein, den wir alle ersehnen. Nicht eher werden wir eine große Linke haben, mit der realen Macht, den Staat zu modernisieren. Ein Marx und ein Engels, lebten sie heute unter uns, würden wahrscheinlich eine andere Soziologie und eine andere Politik bekennen; das ist, nach wiederholtem Durchblättern ihres Briefwechsels, meine Überzeugung. Sie hatten offene Sinne für die Logik der Tatsachen. Sie haßten utopistisches Geschwätz: weil es in die Sackgasse der Ohnmacht führt. 1870 hoffte Liebknecht, aus Haß gegen den ideologiefeindlichen Bismarck und des Ersten Wilhelm Preußen, auf die demokratische Renitenz der süddeutschen Kleinstaaten: Engels nennt diese Haltung dumm und blind und registriert die deutsche Einheit von Bismarcks Gnaden als Zeichen des Fortschritts. Beide, Marx und Engels, hatten keine unbedingt schmeichelhafte Psychologie des Proletariats. Engels widerlegt den Traum einer Miliz als Ersatz des stehenden Heeres: weil einer technisch unentwickelten Wirtschaftsstufe zugehörig. Er hätte heute zugegeben, daß unsre Industriegrundlage und unsre Bevölkerungsverhältnisse mit dem Erdaufteilungsgeschäft innig zusammenhängen; daß es allzu bequem sei, eine internationale Politik zu konstruieren, als ob sich nationale und Rassenegoismen von einem Tage zum andern wegdekretieren ließen; daß eine Erschütterung unsrer heutigen Wirtschaftsbasis auch eine Erschütterung unsrer arbeiterfreundlichen Lohnpolitik zur Folge hätte; daß auch eine demokratische Wirtschaftsordnung undenkbar sei ohne Hierarchie der Leistung. Als Politiker hätten beide, Marx und Engels, den Kampf um den Rechtsstaat (im englischen Sinne) gegen den Polizeistaat als das dringendste deutsche Modernitätsbedürfnis erkannt und zur Bildung einer großen Linken die Hand geboten, — zur politischen Organisierung von Jungdeutschland, auf die Gefahr, daß sich deutsche Allemanisten gegen die deutschen Jaurès erhöben, daß sich auch bei uns die schwielige Faust gegen den führenden Geist empört hätte. Und weil von Marx und Engels und Lassalle nur der Buchstabe lebt, der tötet, darum schreit das Elend auf allen unsren Gassen.

Wo sind die Zufriedenen in diesem großen Lande? Die gesinnungstüchtigen Staatsstützen sind am unzufriedensten. Der Kanzler, der davor warnt, den Übermut der — De-mo-kra-tie etwa durch Belebung des alten Stammeshaders, des Partikularismus, der (man ist gelehrt) itio in partes zu bekämpfen, wird von den Deutschesten der Deutschen spöttisch belehrt. Englisches Herrentum herrscht ungebrochen auf diesem Planeten. Die

Besiegten von 1870 erobern ein Stück Erde nach dem anderen, Indochina, Marokko, jetzt einen recht wichtigen Fetzen Kleinasien, neben Russen und Engländern und Italienern den ursprünglichen Sinn des Bagdadunternehmens fälschend, da sie gegen den angenehmen Verzicht auf dreißig Prozent Beteiligung das Bahnende am Schwarzen Meer in die Hand bekommen, wie England das Schlußstück am Persergolf verwaltet. Rußland, nach der mandschurischen Katastrophe und den revolutionären Zuckungen dem Bankrott entgegenschwankend, baut im fernen und nahen Osten sein Imperium aus, — überall sind Flotten und Heere die Schrittmacher für das vordringende Kapital, solange noch Land zum Durchindustrialisieren da ist. Und Deutschland? Ja Deutschland. Man kennt seine türkischen Erfolge. Zu ihnen darf man heute die Affäre Liman von Sanders rechnen. Ein demokratisches Blatt schreibt: es wäre zweifellos besser gewesen, da man in der Sache nicht durchzuhalten gesonnen war, von allem Anfang die Finger davon zu lassen. „Und wenn sich Rußland nicht scheute, durch die Erhebung ‚unberechtigter' Wünsche eine Verstimmung mit uns zu erzeugen und auf die Gefahr dieser Verstimmung an diesen Wünschen festzuhalten: warum mußten wir sentimentaler sein als die Russen? Wenn wir eine russische Verstimmung nicht ertragen können, so hätte Herr von Bethmann Hollweg dem deutschen Volke nicht eine Milliarde abzunehmen brauchen." Gewiß nicht. Aber das sagt ein demokratisches Blatt, kein alldeutsches.

Der Fall Ulster sollte die Deutschen ganz besonders interessieren: er zeigt, wie in England, durch welche Kräfte und nach welchen Methoden, jene vielfältige, inneres und äußeres Leben bis zur Unauflösbarkeit verfilzende Bewegung zustande kommt, die man Politik nennt. Ehe ich das versuche, möchte ich mir eine wachsende Verstimmung gegen die Presse vom Herzen schreiben.

Ist sie ein Übel, so kann man ohne dieses Übel nicht leben: wie der Irrtum zur Technik gehört, um Wahrheit zu schaffen, so gehört nun einmal die Presse mitsamt ihren Übeln zu den Mitteln, um heute das politische Leben zu unterhalten und vorwärts zu treiben. Zu den demokratischen Mitteln, versteht sich; in der Idee der schwarzen Gutenbergkunst war sie von allem Anfang eingeschlossen. Diese Tatsache steht da, riesengroß; alle ‚Leider' der wenigen Aristokraten des Geistes, die dazu berufen sind, können vorläufig an ihr nichts ändern. Sie ist da und hat ihre Funktionen und Missionen. Ein sehr begabter Popularisator sozialistischer Ideen, Louis Blanc, hat sie in seiner Revolutionsgeschichte also charakterisiert: „Qu'est-ce qu'un écrit? Une parole qui dure. Les livres les font durer dix ans, vingt ans, un siècle, deux siècles: ils suffisent aux epoques où l'humanité pense lentement et n'a pas besoin des parler vite. Mais

quand le cerveau de l'humanité bout; quand le coeur de chacun bat avec violence; quand sur tous les livres les passions agitées viennent se traduire en mots brûlants; quand pour le monde pressé de vivre, aujourd' hui dévore hier et doit être dévoré par demain, l'ère des livres est fermée: c'est l'ère des journaux qui s'ouvre." Das stimmt nicht alles, Gott sei Dank; und doch ist, trotz allen Leiders, das Wesentliche ausgesprochen. Muß aber darum die Presse, weil man zu leben beeilt ist, weil das Gehirn kocht und das Herz schlägt, blöde kurzbeinige Lügen oder durch Bequemlichkeit verschuldete fahrlässige Urteile in Umlauf setzen, bloß weil die Schreiber glauben, damit dem Parteistandpunkt ihrer Leiter und Unternehmer und gemutmaßten Leser zu dienen? Es hieß, seit der ersten Annahme der Homerule-Bill im Unterhaus vor zwei Jahren: in Irland bereite sich der Bürgerkrieg vor. Die protestantischen und angelsächsischen Bewohner von Ulster in der Nordostecke der grünen Insel, die sogenannten Oranier (Orangemen), wollten sich dem Gebot eines in der Mehrheit keltisch-katholischen Sonderparlaments in Dublin nimmer unterwerfen. Ungeheuere Waffenvorräte würden verteilt; Tausende übten sich, unter Anleitung englischer Offiziere a. D., z. D., i. D., im Waffengebrauch; der Widerstand werde wie ein Feldzugsplan mit allen strategischen Schikanen vorbereitet. Seit zwei Jahren heißt es in unseren liberalen und demokratischen Blättern: Bluff. Der Carsonismus — Sir Eduard Carson ist Hauptorganisator und Oberstkommandierender dieses Widerstandes — sei Clownerie. Homerule werde, zum dritten Mal im Unterhaus angenommen, nach der Parlamentsbill automatisch Gesetz werden; das Kabinett Asquith sei in dieser Frage homogen. Es war kein Bluff; und das Kabinett empfand in dieser Frage nie ganz einheitlich, seit die Opposition im Lande und besonders in Irland jene energiegeladene Haltung annahm, mit der drüben nicht zu spaßen ist. Wer mit klugen Engländern verkehrte und die großen Zeitschriften aufmerksam las, wußte Bescheid; schon lange. Die Verlegenheit des radikalen Kabinetts wuchs stündlich; der immer lauter grollende Protest von fast einer Million angelsächsischer Protestanten, bei etwa 4 ³/₄ Million irischer Gesamtbevölkerung, ist im Britenreich nie leere Gebärde gewesen. Aber Bluff. Die Herren Botschafter der Presse hatten sich nicht die Muße gegeben, der Frage auf den Grund zu gehen, oder nicht den Mut gehabt, zu sagen, was sie wußten. Heute, wo das Leben des Kabinetts durch Homerule (nebst anderem) in Bedrängnis gerät, prunken sie pharisäerhaft mit ihrer politischen Kennerschaft. C'est l'ère des journaux qui s'ouvre.

Doch nun zum Thema. Die Geschichte Irlands ist das schuldbeladenste Kapitel englischer Geschichte, wer wüßte das nicht. Nach Jahrhunderten grausamster Unterdrückung und Ausbeutung, nachdem ein Gemisch aus puritanischem Starrsinn und hemmungslos wütender Landgier die irischen

Kelten zu verkümmernden Hörigen herabgedrückt hatte, beginnt, unter Nachhilfe beredter Fenieraufstände, immer wieder aufglimmender Verschwörungen und Massenauswanderungen, die liberale Reformzeit, die in der sozialen Gesetzgebung Gladstones ihren Höhepunkt hatte. Man trieb einen Keil in das Latifundienmonopol der irischen Lords — deren Vorfahren die königliche Dankbarkeit der Stuarts für oft schändliche Liebesdienste geraubtes Land zu Lehen gab —, man hemmte durch Gesetz die grausamen Exmissionsmethoden der Grundrentenempfänger gegen die Pächter, man schuf Bauernland und eröffnete Bauernkredite, um den Typus des verlumpten Landproletariers aus der Welt zu schaffen: und erlebte innerhalb eines Menschengeschlechts eine Neugeburt von Volk und Land. So wurde ein Rassenmord verhütet. Gladstone wollte sein Werk, noch bevor er dessen volle Wirksamkeit übersehen konnte, durch das Geschenk des Dubliner Parlamentes krönen: seither (seit 1886 also) ist Homerule für Irland ein liberaler Programmpunkt. Und je unsicherer den Liberalen die Arbeiter wurden, desto treuere Gefolgschaft boten die irischen Nationalisten. Aber die Begeisterung für Homerule hat sich, nicht nur unter den englischen Liberalen, inzwischen abgekühlt. Der irische Klerus, früher fast separatistisch, fürchtet den Einfluß der zum Teil intellektuellen Nationalisten auf Arbeiter- und Bauernschaft; und der kleine irische Landwirt, der sich verständigt, der legendarische Witz- und Trunkenbold, der sich verbürgerlicht hat: er liebäugelt mit dem großen englischen Binnenmarkt, der sich ihm immer weiter öffnet. Homerule wird auch für ihn Ehrenpunkt; eine Art idealer Forderung. So stehen die Dinge in Irland. Dazu der meuternde protestantische Nordosten, die üppig gedeihende Industrieecke der (kohle- und eisenbaren) Insel. Wie kann Homerule nun aussehen? Wie ein irisches Parlament, das kein irisches Parlament ist. Das wollen die um Asquith nun zustande bringen, weil sie mit der Möglichkeit eines Bürgerkrieges rechnen. Denn in England ist der Protest von Protestanten keine Gebärde. (In England.)

Anmerkungen

Epilog

I

Daß Herr Professor Gustav Röthe, der kleine große Magister unter den Berliner Staats-Philologen, seine Verehrer, seine Bewunderer, seine Zunicker und Bewedler, — daß der große kleine Staats-Philologe der Berliner Universität seine Gemeinde hat, wird uns nicht schwer zu begreifen. Wirklich nicht. Die Atmosphäre um ihn herum ist mit Männlichkeit geladen. In seinen Kollegs wird mit schwerstem Kaliber geschossen: selbst Schwerhörige dürfen an den literar-ästhetischen Entladungen teilnehmen. Warum soll, im Zeitalter des Imperialismus, neben dem Muskelpatriotismus nicht auch die Muskelphilologie sich entfalten können? Als Herbert Spencer den Muskelpatriotismus aufkommen sah, legte er sich hin und starb: er überließ, in melancholisch sich bescheidendem Verzicht, das Feld den Barbaren. Wir sind jünger und zum Gegenstoß gerüstet: weil wir an die Gradlinigkeit der Entwicklung nicht glauben. Wir verstehen und begreifen.

Unter den geistigen Mächten Preußens haben unbegrenzte Lungenkraft und ein nationalistisch vermauerter Horizont heute wieder ihren besonderen Preis. Es ist kein Zweifel, daß Röthes Leistungsfähigkeit, an diesen Gaben gemessen, nicht einmal von Jakob Grimm erreicht wurde, dem ansonsten erlauchtesten seiner Vorgänger an der Universität und in der Akademie. Junge Studenten, sie brauchen nicht einmal besonders unbegabt zu sein, erliegen solchen Reizen. Röthes Weckrufe und sein pseudowissenschaftliches Geschmetter berauscht sie, betäubt sie. Je heftiger der Meister die Pandorabüchse seiner Werturteile über sie schüttet, je gründlicher der Doktor der Allerleiwissenschaft seinem Thema entläuft, je wütender er unter dem Schutze seiner kathedralen Immunität die künstlerischen, philosophischen und sozialen Richtungen anfällt, die durch das böse Beiwort der Modernität vor kritiklosen Hörern so leicht wehrlos zu machen sind: desto begeisterter wird die Stimmung der lieben Jungen, die mit Leier und Schwert in die deutsche Philologie eingeführt sein wollen.

Wir, die wir noch Karl Müllenhof und Wilhelm Scherer am Werke sahen und in Erich Schmidt einen begabten und würdevollen Epigonen geschätzt haben, wir bedauern zwar von Herzen, daß deutsche Philologie und Literaturwissenschaft an unserer Universität einem Manne ausgeliefert sind, der durch den Kanal eines laut gellenden Dünkels seine Hörer zu erreichen sucht; aber wir begreifen die Verehrung, die dieser in wissenschaftlichem Betracht zeugungsunfähige Gelehrte sich zu . . . erbrüllen verstanden hat. Doch, was uns schwerer zu verstehen fällt, ist die Erregung einiger von Röthe angetaner junger Männer, die sich Beschwerde führend an uns wandten: ihrem Lehrer sei in der Notiz über die Berliner Germanistennöte unrecht geschehen.

Ach nein: nicht Herrn Röthe ist durch die Notiz unrecht geschehen, sondern unseren zahlreichen Lesern, die um die üblen Wirkungen seines Tuns bangen und, den Anspruch dieses Herrn an der notorischen Unfruchtbarkeit seiner Lenden messend, die ‚vornehme' Zurückhaltung unseres Urteils

beklagten. Sie haben im Grunde recht. Wer als Antibarbarus nicht den Mut zum Keulenschwingen besitzt, hat seinen Beruf verfehlt. Wir wollten — objektiv sein und beschränkten uns darauf, Tatsachen anzuführen: die bis auf den letzten I-punkt jeder Prüfung standhalten. Das wurde verstanden, aber auch, wie man sieht, mißverstanden. Wir dachten: was ist uns Herr Gustav Röthe? Was hat dieses, geschichtlich und kulturell betrachtet, zu ewiger Anonymität verurteilte Männlein mit jenem Leben in Dichtung, Literatur, Philosophie, Kunst, Wissenschaft zu tun, aus dessen Brüsten die Gesittung gespeist wird? das zeugend begräbt und sterbend auferweckt? zu dem gestern die Bunsen, Helmholtz, Lotze und Mommsen den Zugang bahnten, zu dem heute die Planck und Emil Fischer und Georg Simmel die Brücken bauen? Wir sagten uns: es ist erheiternd zu wissen, und vielleicht belehrsam, öffentlich bekannt zu geben, daß in einer Zunft, in der Leistungen auch nach den Kilogrammen ihrer Papierschwere gewogen zu werden pflegen, ein sogenannter Gipfel von einem Manne erklommen zu werden vermag, der bis auf die Herausgabe eines mittelhochdeutschen Spruchdichters nichts, aber auch nichts von Belang fertig gebracht hat; neben dem selbst ein Erich Schmidt ein Krösus an Wollen und Vollbringen war. (In dessen ‚Lessing‘ — einem Werke, das leider mit Lesefrüchten überladen und durch törichte Opfer an Taines Milieutheorie beinahe amorph gemacht ist — selbst im Lessing Schmidts sind ein paar lebensreiche und durchaus immer wieder lesbare Kapitel; und in den Charakteristiken ist manch ein Stück, das nicht nur Schmock eine Perle nennen würde.) Wir meinten: dieses ‚bis auf die Herausgabe eines mittelhochdeutschen Spruchdichters‘ würde auch ohne gehobenen Zeigestock Wirkung tun. Denn dieses ‚bis auf‘ — den mittelhochdeutschen Salomo ist gar köstlich; dieses ‚bis auf‘ umfängt ja ein Reich verschwiegenster Ironien, an dem sich (meinten wir) der Leser auch ohne unsere Bemühung erlaben werde; — der Leser, der bis zu dem König der Berliner germanistischen Wissenschaft den Blick zu erheben wagt. Man braucht nämlich kein gelernter Philologus zu sein, um zu wissen, daß solche Editionsarbeit an die Originalität des Menschengeistes recht bescheidene Ansprüche zu stellen pflegt. Ich spreche, wohl gemerkt, von der Herausgabe des guten Reinmar von Zweter: und nicht von der Entschleierung eines aus dem Wüstensand gescharrten Papyrus. Ich spreche von Herrn Gustav Röthe; und nicht von sagenhaften Jean François Champollions, vor deren genialem Scharfsinn uns Schauer der Ehrfurcht befallen! Unterschiede machen ist der Anfang aller Bildung; und das Ende. Dazu bedarf es ‚nur‘ der Hieroglyphen des Taktes... Man braucht nur zu wissen, daß in irgendeinem Jeserich, irgendeinem Gerichtschemiker, dessen sonnenklarer Bericht mir nachweist, daß im Körper meines viel geliebten Onkels das Gift einer Erbschleicherin lagert, die gleiche Menge von wissenschaftlicher Disziplin, von Beherrschung des Lernbaren, von Gewissenhaftigkeit und Sachinteresse stecken kann und zu stecken pflegt wie in irgendeinem Röthe-Reinmar. Aber Herr Jeserich ist ein bescheiden besoldeter Gerichtschemiker in Berlin, der in ehrenvollster Anonymität seine menschenfreundliche Arbeit verrichtet, und Herr Röthe ist ein viel vermögender, hoch besoldeter, verschwenderisch betitelter, von der öffentlichsten Meinung allezeit beleuchteter Verwalter nationaler Heiligtümer. Leider gab, was wir uns dachten und sagten, Anlaß zu einem Mißverständnis.

Müssen Selbstverständlichkeiten gesagt werden? Ja; es scheint so. Da lehren, Herrn Röthe im Range gleichgestellt, an der Berliner Universität, ohne daß sie daran Anstoß nehmen, Männer — ich nannte schon einige — Männer wie Planck, Emil Fischer, Rubner und Rubens, der Biologe Hertwig, Adolph Wagner, Gustav

Schmoller, Georg Simmel, Alois Riehl, (dessen Philosophischer Kritizismus eine Leistung ist), Benno Erdmann (dessen Logik der Induktion den Röthe-Schülern, um sie reif zu machen, zwangsweise einverleibt werden müßte), der Tonpsycholog Carl Stumpf, von Liszt, Eduard Meyer und manche andere von ähnlichem Kaliber. Mit ihren Namen verknüpft sich die Vorstellung nützlicher und Schutt wegräumender Erkenntnisarbeit; der Wissende ist dankbar für die Horizonterweiterung, die solchen Männern zu danken ist. Es sind nicht alle Lichtbringer und Pfadfinder; bei Gott: nein; aber alle haben sie Dinge vollbracht, die als Anregungen fortwirken und vielleicht morgen, vielleicht in aller Heimlichkeit heute schon in einem erwachenden Genius hilfreiche, rettende, erlösende Einsichten wecken können. Nennt man ihre Namen, so werden mit einem Schlage die wichtigsten Inhalte unsrer heutigen Humanität wach. Was wird rege, wenn man den Mann ‚der heiter sich bescheidenden Resignation', wenn man Herrn Gustav Röthe nennt? Nichts; nichts von Belang. Doch: daß er Reinmar von Zweter, den mittelhochdeutschen Salomo, herausgegeben hat. Und ferner: daß er in seinen Kollegs oder wo er sonst öffentlich wird als Totengräber des alten Humanismus wirkt.

II

Ach, dieser üble Geschmack auf der Zunge. Es ist bitter, von dem Mann so sprechen zu müssen, der berufen ist, den deutschen Humanismus an der Berliner Hochschule zu betreuen. Die Aussicht wird nicht heiterer, seit wir wissen, daß Georg Simmel nach Straßburg zieht. Nun wird der literarhistorische Okkultismus, dieses System giftiger, barbarisierender Umwertungen, Orgien feiern dürfen.

Georg Simmel gehörte zu den wenigen Männern, von denen eine heilsame Gegenwirkung ausging. Er ist Philosoph, Moraltheoretiker, Soziologe; aber das Allverbindende seiner starken dialektischen Fähigkeiten, das, was schließlich auch seine Dialektik bindet und zu guter Letzt selbst deren Exzesse noch fruchtbar macht, stammt aus einer tiefen, humanistisch gefärbten Geistigkeit. Von Röthe zu Simmel ist ein Schritt aus dem Dunklen ins Helle. In seinem Kant, seinem Nietzsche, seinem Goethe mag es gar zu sublimiert zugehen. Es sättigt nicht immer, statt des Himmels die Idee vom Himmel zu kriegen. Ja, Simmel muß zuweilen selber unter dem mächtigen Triebe gelitten haben, nicht eher zu ruhen, als bis er die ganze warme sinnliche Realität restlos in sein Begriffsnetz übergeleitet hatte, als bis er über ein Heer gehorsamer Vorstellungen kommandierte. Doch welch Charakter steckt in dieser grandiosen Einseitigkeit, in diesem Willen zur Begriffsvirtuosität, in diesem Leben der dialektisch formulierten Idee! Von der sozialen Differenzierung und der (blendenden) Geschichtsphilosophie bis zur Grundlegung der Moral und der Philosophie des Geldes schwingt sich ein synthetischer Rhythmus von Satz zu Satz; man wird fortgetragen, fortgetrieben; die Resultate sind nichts, die Bewegung alles. Das ist nicht Philosophie nach jedermanns Geschmack (zum Beispiel auch nicht nach unserem); aber vor der reinigenden Gewalt dieser Methode, die alle Bequemlichkeiten erdrosselt, streckt man schließlich doch die Waffen, besonders wenn man diesen von der innersten Gewalt modellierten Kopf laut denken hörte. Es gehörte zu den paar an der Berliner Universität möglichen Erlebnissen, diesen Mann auch lesen zu sehen. Darum wohl, und weil auch die Antipoden massenhaft ihn zu sehen und zu hören kamen, räumte eine deutsche Hochschule dem Sechsundfünfziger ein Ordinariat ein, — in Straßburg im Elsaß, nicht in Berlin, wo Herr Röthe ein berühmtes Ordinariat bekleidet und berufen ist, den deutschen Humanismus zu betreuen.

Antibarbarus

Erkenntnis der Kindheit

Wer in sich grübelt, wer mit dem Willen sich zu erkennen, dem eigenen Unbewußten, Triebhaften mit einer leidenschaftlichen, ethischen Forderung gegenübersteht, gleich einem Vater sich selbst als seinen Sohn zugleich betrachtend, zürnend, bessernd, verstehend und liebend, — da es ja doch nun einmal Eigenes ist, was erzogen werden soll, — der wird die Kindheit suchen und wert halten. Er wird auch, groß jetzt, erwachsen, erfahren, mit einem seltsamen, halb rührenden, halb lächelnden warmen Gefühl betrachten, wie er ein Kind, eine Kleinheit war, wie in nuce dieses oder jenes in ihm zart und merkwürdig lag, das jetzt erstarkt, verzerrt ist, oder — verschwand. Der geistige Mensch ging immer für sich die eigene Entwickelung ernsthaft, liebend, erkennend, und daraus lernend, bis zu den Quellen zurück.

Der blutjunge Dichter, sich selbst als sein nächstliegendes Objekt, oder der gealterte Dichter, sich selbst als sein letztes Problem erkennend, seinen Entwickelungsroman dichtend, ist der erste Typus, der zur Öffentlichkeit von (seiner) Kindheit sprach. Man dachte, es sei eine natürliche Besonderheit des dichterischen Wesens. Allein auch der Erzieher erkannte: Kinder zu Erwachsenen machen, verlangt, sich, wenn auch nur ahnungsweise, in den Zustand der Kindheit zurückzuversetzen. Diese „Theorie", ein Kolumbusei, war der öffentlichen Betrachtung wert . . . Das war die zweite Publikation der Kindheit. Da nahm die Wissenschaft sich des Problemes an: Psychologie, Sexualforschung. — „Das Kind" steht beleuchtet von dichterischen, pädagogischen, wissenschaftlichen Scheinwerfern. Die Publikationen vervielfältigen sich. Aus einem erst ethischen, dichterischen, dann pädagogischen, psychologisch-wissenschaftlichen Problem wird ein „interessantes" Thema der Allgemeinheit. So gerät wieder einmal ein tiefer geistiger Wert in die Gefahr, zu Tode geredet zu werden. Wo bleibt die Warnung, die das Fiasko der „Kunst im Leben des Kindes" sein sollte? Es deutet sich ein gleiches Geschrei wie damals an; nur daß „das Kind" heute meist vierzehnjährig ist.

Wenn Dichter Entwickelungsromane schreiben, die künstlerisch gut sind, so ist die Rechtfertigung gegeben. Wenn Pädagogen Fachliteratur schaffen, Fachschriften, wie etwa Meumanns „Zeitschrift für pädagogische Psychologie" entstehen, wenn das „Akademische Komitee für Schulreform" ein „Archiv für Jugendkultur" ins Leben ruft, (Jugendkultur ist trotzdem ein sehr bedenkliches Wort und könnte leicht zum Mißtrauen reizen) in dem psychologische Beobachtungen gesammelt werden sollen, wenn Friedrich Giese das freie literarische Schaffen der Kinder in einem Beiheft der „Zeitschrift für angewandte Psychologie" untersucht, — so ist dergleichen, — aber nur solange es pädagogisch = fachlich bleibt, immerhin erfreulich. Wenn Psychologen, wie Freud, die geschlechtliche Entwicklung der Kinder wissenschaftlicher Betrachtung unterziehen, selbst wenn vom ersten Lutschen des Säuglings bis zur Liebessehnsucht des Pubertätsaltrigen erotische Motive gefunden werden, so ist das sachlich, ernst, wertvoll. Gefährlicher ist schon ein Buch wie Erich Wulffens „Das Kind, sein Wesen und seine Entartung", kriminalpsychologisch das Problem betrachtend; gefährlicher, weil es für weitere Kreise geschrieben zu sein scheint. Geradezu schädlich würde es sein, wenn die jugendliche Zeitschrift „Der Anfang" die Beiträge von Kindern, Halberwachsenen veröffentlicht, zu ähnlichen Unternehmungen führen würde. Steht „das Kind" unter den wissenschaftlichen Lupen als Erkenntnisproblem, so ist es sachlich, schreibt ein Kind als schmächtiges Individuum öffentlich, halb bewußt und unbewußt von sich, so wird es prostituiert; denn künstlerisch ist es nicht, was es schreibt, rein wissenschaftlicher Erkenntnis dient die Publika=

tion nicht; sie ist schöngeistige Spielerei, die einmal Kinder in die zu frühe Bewußtheit des Schaffens bringen kann, dann aber zugleich jenes untiefe, halbsachliche, gefühlständelnde Interesse der Allgemeinheit wachruft, das aus einem tiefen ethischen Wert eine Banalität macht. Die Erkenntnis der Kindheit darf ein rein sachliches Problem der Kunst, Pädagogie, Wissenschaft, sie wird dem geistigen Einzelnen einer der zartesten, wertvollsten Triebe sein, der höchste ethische Eigenwerte zu schaffen vermag, der Allgemeinheit darf die Erkenntnis der Kindheit nicht ideologenhaft überliefert werden, daß eine Spielerei daraus wird. Schon kündigt dies sich an! Eine große Zahl schöngeistiger Bücher dieses Themas sind erschienen. Eugen Guglia's Buch erzählt gemütvoll-niedlich von „Knaben". Ferdinand Büttner schreibt „Ich und meine fünf Jungens", ein Buch voll Theorien zur Erziehung des „blonden Rassemenschen" und gefühlvollen Zügen der Knabenseele. Skowronek zeigt Buben und Mädel im verliebten Lustspieldialog, und immer sentimentaler und flacher verläuft die Fülle des Materials.

Worin liegt die Erklärung derartiger Erscheinungen, wenn nicht darin, daß in der Allgemeinheit Interesse vorhanden ist? Wie erklärt sich aber das Interesse? Wurde es nur allein zufällig erweckt, als der Gedanke einer Erkenntnis der Kindheit von der Pädagogie, über die wissenschaftliche Psychologie ins allgemeine Leben drang? Oder liegt überhaupt ein zeitpsychologisches Moment vor, das schließlich auch in den Wandervögelvereinen sich äußern könnte? Will unsere Zeit etwa sich so heftig erkennen, daß sie zu der Erkenntnis der Kindheit als zu den Quellen zurückgeht? Bestehen vielleicht sogar erotische Unter-Strömungen?

Noch ist das nicht zu beantworten. Jedenfalls beginnt ein tiefer psychischer Wert wieder einmal in unserer Zeit zu einem ideologischen Problem zu verflachen!

Herbert Mhe

Briefe von Stauffer-Bern*

... „sodaß ich wie ein Greis mit dreiunddreißig Jahren statt zu schaffen schon geschwätzig bei meinen Memoiren sitze"; so der Stauffer Wilhelm Schäfers, in einer nachgemachten Autobiographie, einer wunderlichen, zum Mißlingen prädestinierten Form. Alles Staufferische ist uns, noch von Brahms schönem und unbedingt sachdienlichem Buche her, zu vertraut, als daß wir es einer, sei es auch zu künstlerischen Zwecken voreingenommenen Redaktion überantwortet sehen möchten; und Schäfern ist es nicht gelungen, war offenbar auch seine Absicht nicht, in einer Phantasiegestalt die reale aufzuzehren; überall platzt das Gewand, und des wirklichen Stauffers sehr natürliche Blöße schaut heraus, den Spuk widerlegend.

Er hat ja in Wirklichkeit keine Memoiren geschrieben; ihn solche schreiben und also den selbstgemachten Vorwurf der Geschwätzigkeit verdienen zu lassen, geht um so weniger an, als die Diktion des Schäferschen Buches selbstverständlich der Staufferschen nicht getreu verläuft. Stauffer ist nie geschwätzig; er sprudelt und kocht von Mitteilungsdrang und redet querfeldein, aber alles an ihm und seinem Wort ist positiv, voll unmittelbaren Gehalts und elastisch. Obwohl der eben erschienene Briefband — wie der Herausgeber selber weiß und von vornherein gesteht — zu Brahms Buch nichts „prinzipiell Neues" fügt, muß man ihn mit Freude und Dankbarkeit empfangen, eben weil keine Zeile des durch und durch liebenswerten Mannes geschwätzig ist; weil jede Äußerung von ihm frisch und aus erster Hand und vor allem wahrer ist, als Äußerungen, die verbogen sind, um die Idee nachträglicher Weisheit zu bekräftigen.

*) Familienbriefe und Gedichte von Karl Stauffer-Bern, herausgegeben von U. W. Züricher. Leipzig, im Insel-Verlag, und München, Verlag der Süddeutschen Monatshefte. 1914.

Dem Buche sind einige Notizen über Stauffer vorangestellt, die seine Mutter im Jahre 1891 aufgeschrieben hat. Mit Scheu muß man an diese Mutter denken, die den Sohn ihrer Sorgen, ihres Stolzes und ihrer Kümmernis auf eine elende Weise hat darangeben müssen. Aber der würde sich irren, der eine weiche Klage von ihr erwartete; sie hält ihr Herz fest, und sie erzählt, als schreibe sie das Leben eines fremden Mannes; nur wenn sie knapp und summarisch von der Katastrophe spricht, hört man aus ihren kargen Worten die Anklage heraus und fühlt das stolze und unversöhnliche Zittern.

Diese Art der Mutter erklärt fast den ganzen Stauffer. Als der Bursche in jungen Jahren nicht gut tat, wurde er aus dem Hause gegeben und mußte sich sein Brot mit eigner Hand verdienen; köstlich ist, als wie legitim er das nimmt; wie Kinder sonst nur das nehmen, und auch nur die tüchtigeren, was ihnen von fremden Menschen zustößt. Er war auch im Moralischen nie revoltant und nie sentimental, und die Bibel hat nicht nur seine Phantasie durch das ganze Leben begleitet. Er war ein Kerl, der sündigte, und dafür litt er die Strafe und war quitt, und übrigens war er ein Arbeiter.

Denn im selben Sinne unsentimental stand er zur Kunst, und das gibt seiner Erscheinung, außer dem Reiz der derb belebten Gegenwart, das Exemplarische. Er nimmt nichts vorweg; Kunst ist Arbeit, Geschicklichkeit, Geschäft und Geldverdienen. Als kluger Kopf ist er zwar auch Theoretiker in jeder Phase, doch immer nur wie ein braver Mann, der auch bedenkt, was er vollbringt. Seele als Ersatz für Produktivität, als Heuchelei der schwachen Faust — derlei ist ihm fremd. Aber langsam und überzeugend wie einen Naturprozeß gewahren wir Seele sein Denken und sein Werk in steigendem Maße durchdringen. Sie ersetzt nicht das Tatsächliche, sondern destilliert sich daraus, wie der kostbare Tropfen Öl aus Millionen Blättern der Rose. Und wenn der gebrochene Mann zum Dichter wird, wenn die Arbeiten seines letzten Aufschwungs sich seiner Hand entziehen, so können wir nicht anders, als seiner Gestalt Menschengröße zuerkennen; und also wird er zu den Künstlern gehören, an denen etwas Unzerstörbares bleibt, wie sehr immer die Gründe der Mode, des Geschmacks und der Entwicklung gegen ihn seien.

Moritz Heimann

Pindar

Die Ehrfurcht vor dem Dichter ist ein Gefühl der Ahnung des Erhabenen und demnach wohl religiöser Natur, was das lateinische Wort für Ahnung: divinitas schön bekräftigt; sie ist der Schauder vor dem fremden wirklichen Leben jenseit der irdischen Gestalt. Die Rätselhaftigkeit dieses zweiten unsichtbaren Seins inmitten der greifbaren Welt geht in göttlichen Grund über und so erscheint die „Welt der Dichter" eines Ursprungs mit göttlichen Hervorgängen, denen nach dem Erstaunen und der Entrückung die fromme Regung der Ehrfurcht erwidern muß. Immerhin ist nicht zu leugnen, daß hierbei eine romantische Ergriffenheit vorherrscht, deren Intensität bei verschiedenen Völkern und Zeiten beträchtlich wechseln wird. Der Grieche, so scheint es, hat seinen Dichtern nicht eigentlich Ehrfurcht, eher Bewunderung, Würdigung, Ehrung, Erkenntlichkeit, Stolz gezollt. Seine Ehrfurcht galt dem Seher, von dessen Wesen wir freilich dem Dichter einen bedeutenden Teil zugemessen sehen wollen. Der griechische Seher ist aber nie Dichter, der Dichter nie Seher. Teiresias, Chiron, Amphiaraos haben keiner Verse bedurft, um ihre Gesichte darin zu fassen; die Dichter haben nicht unter pythischen Dämpfen noch unter göttlichen Verblendungen ihre Gesänge entrollt, ihre Szenen aufgeschlagen.

Die Vergangenheit schafft die Mythen der Zeiten und der Toten; die großen Schatten der Dichter Griechenlands sind durch sie göttlich verklärt. Homer allerdings ist der Wissenschaft anheimgefallen, allein auch ohne sie wäre er seines Eigenseins nur traumhaft Herr geblieben und Orpheus gleich in Sage eingekehrt. Fast alle anderen aber können wir auch im irdischen Tag erblicken: Hesiod als einen greisen Hirten, der, indes sich auf der blumigen Weide seine Schafe und Ziegen zerstreuen, mit rückgeneigtem Haupte an der Götter Werdung und Leben sehend teil hat; ähnlich Theokrit, nur menschlicher noch, anderen Hirten freundlich gesellt; Anakreon völlig als unsersgleichen. Von den großen Tragikern ist überliefert, daß sie sich ihrer Zeit und ihrem Volke nicht entzogen haben: Aischylos kämpft bei Salamis, Sophokles tanzt als Jüngling den Siegesreigen mit, als Mann bekleidet er die Strategenwürde. Platon freilich scheint immer entrückt, auch des Euripides Geist weilt ferner, keiner aber hält für unsern Blick so bei göttlicher Nähe wie Pindar. Als wäre in ihm etwas von dem Wesen der beiden Dinge, die schon in seinem Namen dämmern: der Schneegipfel des Gebirges Pindus und der Kristallheit der Luft darüber, stellt er höchste Majestät, Gewalt und Hoheit vor. Der Ruhm seiner Hymnen, ihrer Rhythmen Hinsang und Sturz verleiht ihm den Anschein einer dionysischen Hingegebenheit und die Sagen über ihn, wie etwa jene Legende von seinem Tode, die Platen in einem Sonett nacherzählt hat, erhalten seine Gestalt in einer elysischen Sphäre.

Nicht zum Letzten kam dieser Erhebung ins Sagenhafte die Schwere seines Verses und Wortes zustatten, die außer Philologen kaum vielen vergönnt, ihn zu lesen. Dank einer neuen deutschen Nachdichtung von Carl August Boethke (bei Eugen Diederichs in Jena erschienen) wird man sich nunmehr immerhin einer gewissen Kennerschaft Pindars versichert halten können. Boethke hat, so belehrt uns im Vorwort Benno von Hagen, sein ganzes Leben in den Dienst dieses Werkes gestellt, das eben recht vor seinem Tode — er starb 1912, zweiundachtzigjährig, zu Thorn — zur Vollendung gelangt war. An der Übertragung rühmt Hagen „auf wissenschaftlicher Grundlage tüchtiges Können, schwungvollen Drang zu dichterischer Gestaltung und das Bestreben, durch eine gewollte Dunkelheit und Feierlichkeit im Ausdrucke den Geist des sprachgewaltigen Dichters lebendig zu machen" — ein im allgemeinen treffendes Urteil, das nur dem besonders Gelungenen, so etwa der herrlichen ersten olympischen Hymne, nicht genug gerecht wird. Eine Neuerung ist die Einführung des Reimes, was zunächst befremdlich wirkt, allein immerhin einen Ersatz für die verlorene musikalische Komposition abgibt, die man aus Bindung, Gliederung und wechselndem Zusammenklang, freilich willkürlich, sich erneuern mag. Wichtiger ist natürlich Strophenbau und Rhythmenordnung, worin dem Original gewiß mit der größten Treue gefolgt ward, und so darf man sagen, daß in diesem Werke ein Schatten beschworen ist, dessen Ferne wohl als unerreichbar gelten mußte.

Sehen wir Pindar nun? Wie er aus seinem Hause in Theben hervortritt, bei dem die Wasser der Dirke rauschen? wie er sich in den Königssälen von Syrakus, von Agrigent mit den Tyrannen zum Siegesmahle lagert? Wir sehen ihn nicht, wir kennen sein Antlitz nicht, noch seine Gestalt. Mitten unter der Menge ist Pindar, mitten im ganzen Hellasvolk, das sich am Isthmos, in Olympia, Delphi, Nemea um die Wettspiele der Jünglinge schart. Ihn berauscht wie alle der Sieg des Stärksten, des Schnellsten, des Gewandtesten im Faustkampf, Wagenrennen, in der Palästra und wenn der tausendstimmige Schrei aufschallt, den Sieger grüßend, wird ihm das feiernde Lied. Er preist die lorbeerumkränzten Häupter und

ihre Geschlechter bis hoch hinauf, da sie in göttliche Ahnen übergehen; er rühmt die Gottheiten des Ortes und die Gestalten der Vorzeit, die hier gewaltet, und wie er des bescheidenen Lehrers nicht vergißt, dessen Kunst den Sieger erzogen, so auch des eignen Tages nicht: mit stiller Mahnung redet er die Könige und die Bürger an. Er ist ein Mensch, nichts mehr; sein Werk: das Dorersaitenspiel; sein Ziel: „den Bürgern ein Freund zu sein". Jedem gleicht er, darum sind auch alle in ihm. Er ist der Mund des Volkes. Er ist Griechenland. Er feiert das Lebendige und wo könnte es seine Hymne höher, gewaltiger, wirklicher erreichen als im Sieg?

Aber das Ungeheure, das wir von Pindar erhofften, hat es uns übermannt? Ist nicht unser Traum vom Göttlichen seiner Dichterschaft unerfüllt geblieben? unsere Vorstellung immer wieder ins Wanken geraten? Daß alle seine Gesänge aus den Wettspielen entsprangen oder wohl auch im Auftrag des Siegers verfaßt wurden, hat uns, gestehen wir es, enttäuscht. Allein schon klärt sich sein neues Bild. Über Griechenland, das erkennen wir stets wieder hat der romantische Gedanke, das romantische Gefühl keine Gewalt. Die Gebilde der Dämmerung haben keinen Bestand vor der Klarheit, vor dem großen Leben schwindet der Traum hin und vergeht. Die Gestalt des Dichters ragt hier hoch, sichtbar und tragend auf wie die Säulen der Tempel, sie steht nicht im Abend, sie dunkelt nicht in die Nacht. Sie ist nicht in den Himmel aufgehoben, nicht in andere Sphären entführt, sondern auf Erden, lebend, mitlebend, das Leben preisend und eben da, wo es am höchsten, am gewaltigsten, am wirklichsten ist: im Sieg. Nichts von den Göttern bedarf Pindar, doch alles von den Menschen. Zwischen Totenreich und Götterhöhen trägt ihn die Erde. Darum erschließt sich die Hymne ihm, die nur den Dichtern des irdischen Seins geschenkt wird. Und hier ist es, wo uns ein Zusammenhang dieser alten Kunst mit unsrer eigenen Zeit sich erweist, die im Rausch über sich selbst aus dem und jenem in Jubel und Hymne ausgebrochen ist. Ein Wort Goethes, des einzigen deutschen Hymnikers, sagt alles: „Was Tätiges an mir ist, lebt auf, da ich Adel fühle und Zweck kenne", schreibt er an Herder aus Wetzlar nach einer tiefen Beschäftigung mit Pindar. Und mit solchen Wirkungen zeigt sich das wahre Wesen des Griechentums klarer als in allen ästhetischen Erwägungen und Ideen.

Felix Braun

Moritz Heimanns „Novellen"

Ist es nicht sein Beruf, zu suchen, und ist der ihm nicht zu seelischer Eigenart geworden? So kannten wir Moritz Heimann längst und als solcher bewährte er sich auch in seiner Essayistik, die Auserlesenes bot: ein Mann, der still und selbstlos seinen Weg geht, hellhörig für jede Talentäußerung anderer, Bejaher und Förderer derer, die Zukunftskräftiges in sich tragen. Ein Regisseur der Literatur: er wird nie vor den Vorhang treten, die Huldigung in Empfang zu nehmen; aber die jubelnd Gerufenen verdanken ihm den Platz, auf dem sie stehen, und meistens sehr viel mehr als das.

Der echte Sucher wird stets mit der eigenen Persönlichkeit geizig sein. Bei Moritz Heimann kommen sich Beruf und Natur derart entgegen, daß er sich stolzbescheiden zurückziehend, erst recht innerlich aufzuleben scheint. Den sehr Bekannten kennt man darum doch beschämend wenig. Und so schlage ich seine Novellen* auf: den Sucher zu suchen.

Wie Moritz Heimann, auch als Erzähler, sucht, das macht seine Eigenart aus. Man spürt in ihm viel von dem großen und heiligen Mißtrauen gegen sich selbst. Man denkt, sein Buch in sich aufnehmend, an das Wort zurück, das zu unserer Jugend gesprochen wurde: Dichten

* S. Fischer, Verlag, Berlin 1913.

heiße über sich selbst den Gerichtstag halten, und man wiederholt sich verwundert, daß doch in allen Wandlungen des Stilgefühls, in allen Erneuerungen der Kunstanschauung gewisse ästhetisch-ethische Normen bestimmend bleiben, und daß auch der selbstvergessene Sucher zunächst das findet, was seiner Jugend eingesät wurde und im Unbewußten wuchs.

So wenig ein sich selbst Idealisierender, daß man ihn eher einen Selbstverkleinerer nennen möchte. Schon wenn man diese Novellen auf das Kapitel „Liebe" hin durchblättert: eine seelische Sehnsucht, die, mit allen Zweifelsqualen beschwert, beinahe nur in der Entsagung aufblüht; ein sinnliches Begehren, das äffend und täuschend, im rein Animalischen seine letzte Bestimmung erfährt: das ist die Liebe. In viel höherem Maße der gleiche Eindruck der „Freundschaft" gegenüber, die gleichsam den Strom bildet, in dem sich diese Lebensschicksale spiegeln. Sehr freundgesinnt, wähne ich, muß Moritz Heimann sein — er würde anders nicht soviel Bitternis aus dem Becher der Freundschaft schöpfen.

Man könnte mit einer nur ein wenig frechen Umdeutung der Begriffe diesen Novellen gegenüber von einer naiven und einer sentimentalischen Freundschaftsschilderung reden. Die naive ist in der „Vergeblichen Botschaft", wo sich der Freund aus den Gefühlen des andern für seine Geliebte die neue Empfindungskraft, den Hochzeitsrausch und die Hochzeitserfüllung — völlig unbewußt, das versteht sich — borgt und stiehlt. Ein kleines ironisches Meisterstück! In der „Tobias-Vase" aber und in „Dr. Wislizenus" öffnet sich die Pforte zum „Sentimentalischen". Hier wacht es auf, was unter der seidenweichen Decke schlummert: dies immer geschäftige Bosseln am Bild des Freundes; dies stete Bereitsein zum Mißdeuten; die Eifersucht, der Neid, all die kleinen Menschlichkeiten, die Menschen, ach vergebens!, in große Empfindungen unterzutauchen trachten. Die Lippen verstummen, und es wühlt im Schweigen.

Freundschaftsnovellen sind es, zugleich Künstlernovellen. Fast in jeder dieser Erzählungen sind Künstler geschildert, auch da, wo die Betreffenden ihr Künstlertum unter irgendeinem bürgerlichen Beruf verstecken. Auch d i e sind Künstler; nach innerer Wesensart; in dieser gelassenen Betrachtung der Außenwelt; in dieser gefährlichen Zärtlichkeit den eigenen Empfindungen gegenüber. Und das ist kein Zufall. Heimann braucht dies seelische Medium, die Wirklichkeit mit seinem künstlerischen Wollen in Einklang zu setzen.

Wird hier Gerichtstag abgehalten, so gilt es doch nicht mehr das voreilige und laute Schöffengericht des Alltags. Vor der höheren Instanz verstummt der Lärm der Parteien; nur die seelischen Akten liegen aufgeschlagen. Hat sich die Novelle in jüngster Zeit ganz allgemein auf ihre Kunstform wieder besonnen, so ist Moritz Heimann darin gewiß nicht zurückgeblieben. Die rasche Bewegung des Augenblicks ordnet sich auch bei ihm der organischen stilistischen Forderung unter. Und gerade hierin erwirbt er ein Recht auf gesteigerte Bewunderung: wie er Ruhe vermittelt und sie durch Bewegung belebt; wie er Einzelheiten zum Gesamtbild zusammenschließt; wie er dem heiteren, zeitentrückten Vortragston das gesprochene Wort und die Augenblickserregung eingliedert. Ein Altmodisches ist hier wieder sehr modern geworden, die Sujets sind in dem Erzählungsstil so aufgegangen, daß nichts Fremdes, Störendes zurückgeblieben ist. Ein angenehm harmonischer Eindruck teilt sich mit. Ein geistiges Wachsein hebt an, in hellhöriger Stimmung folgt man Moritz Heimann in die Abenteuer des Leibes und der Seele hinein.

Das äußerlich frappanteste dieser Abenteuer, die Novelle vom Dr. Wislizenus, stellt zugleich die interessanteste, zugleich die künstlerisch schwächste dieser Erzählungen dar. Sie gibt das Grenzgefühl. In ärgerlicher Augenblickserregung, aus

ästhetischem Widerwillen, zugleich aus dieser künstlerischen Amoral Wirklichkeitsbegebnissen gegenüber, erschießt Dr. Wislizenus einen Landstreicher, nur weil ihm der unangenehm auf die ohnedies irritierten Nerven fällt. Und Dr. Wislizenus, ein sehr sauberer Mensch, geistiger Eremit und Gedankenarbeiter, wird hingehen und sich an die häßliche und schmutzige Genossin dieses Vagabunden heften, sein geschmackvolles Heim verlassen, ein Landstreicherdasein anheben, gleich jenem, den er in tiefster Verachtung niedergeknallt hat. Bewunderungswürdig, wie Moritz Heimann mit seinen klugen Kunstmitteln das Unwahrscheinliche plausibel gemacht hat. Man glaubt ihm, man staunt des seelischen Einblicks. Aber dies war doch ein Stoff, der nicht den Psychologen sondern den Monomanen zum Gestalter aufrief. Ein Dickens, ein Dostojewski hätten sich in diese seelischen Abgründe hineinwühlen mögen. Der Wahnsinn hätte dem Verstand geleuchtet. Das Plausible wäre notwendig geworden.

Also ein Grenzgefühl. Doch so verstanden, daß es die Freude am eingegrenzten Bereich, und der ist weit genug, nicht schmälert, sondern steigert.

Ich sprach von der „Vergeblichen Botschaft" und nannte sie ein Meisterstück feingeistiger Ironie. Ich folge Moritz Heimann in die Empfindungswelt der „Tobias-Vase" und finde auch da eine seltene Erhellung seelischer Regungen, das Erwachsen einer Schicksalsforderung aus beweglichen Stimmungen heraus, eine anmutende Ausgeglichenheit der Darstellung, die nur schuldig bleibt, um reicher zu erfüllen. Ich gebe den Preis der letzten Novelle des Bandes „Spaziergänge", obwohl sie äußerlich, an Handlung und an Spannung, am wenigsten bietet.

Aber hier ist die Stimmung alles. In zwiefacher Hinsicht: wie der Erzähler sie vermittelt; wie sie das Sein und Werden der Gestalten bestimmt.

Wie hier der tiefe Wesensgegensatz zweier Schwestern auf die scheinbar leichte Unterscheidung gestellt ist, daß die eine im Verkehr mit dem Dichter alle Lust an Landschaft, Menschen, Gegenständen verliert, weil sein zu gut geprägtes Wort ihnen in ihrer Empfindung alles naive Dasein, alles Leben nimmt, während die andere zu fühlen glaubt, daß sie erst dadurch Leben gewinnen: so sind auch alle Empfindungsvorgänge, Gefühlsschwankungen nur im Wandel der Eindrücke äußerer Art wiedergegeben, die jener Dichter, die eine der Schwestern liebend, die andere wählend — doch schließlich beglückt — erfährt. Als sähe man in der Netzhaut des Auges zugleich die wiedergespiegelten Außendinge, zugleich das Flimmern des seelischen Lichtes. Eine Kunst der Verfeinerung, in der der Verstand schon deshalb nicht das letzte Wort behält, weil er viel zu klug dazu, zu sehr Kenner seiner eigenen Grenzen, der Dame Seele aus tiefer Überzeugung huldigt.

In diesen „Novellen" ist Kultur. Nichts will sich hervordrängen und geltend machen, am wenigsten der, der sie geschrieben hat. Nun aber gibt sich seine Eigenart doch nicht nur mehr im Suchen. Man kennt ihn fortan in dem Bilde, das er sich vom Leben gewann.

Ernst Heilborn

Erinnerung an Lichtwark

Auch an dieser Stelle soll seiner mit einigen Worten gedacht werden, die unsere Zusammengehörigkeit erweisen, denn mit einer beneidenswerten Sicherheit lebte gerade er die Ziele, über die zu schreiben nur ein halbes Leben ist.

Sein Beruf war weder ein Amt, noch ein Zugeständnis, sondern eine wirkliche Existenz, die um ihrer selbst willen da ist. Der Kunstschriftsteller, dessen Geist und Anregung und Vielseitigkeit man rühmt, blickt zu ihm auf als zu einem Mann, an dem dies nicht indirekter Stil war, sondern direkte Betätigung. Er schrieb nur

im Dienst seines Schaffens. Er richtete sein Museum als sein Arbeitsfeld ein, zu keinem andern Genuß als dem der Bildung, er schrieb zu keinem anderen Ziele als dem der Belehrung, und darum schrieb er ruhig und sachlich, ohne Selbstberauschung und künstliche Heizung, ohne jeden kaum eingestandenen Schwindel der Kalligraphie, in einem wundervollen trockenen Reichtum der Sprache und der Anschauung, die plötzlich über tausendmal gesehene Dinge ein neues Licht ausbreitet: als hätten wir sie nie gesehen, die Blumensträuße, kleinen Türen, Heidepflanzen, Straßenzüge, Photographien, Bücher, Stickereien, Sport und Gemälde. Sein Gründen und sein Schreiben waren nur Handreichungen einer bis ins kleinste durchdachten Organisation, eines unbegreiflich idealistischen Unternehmertums, das durch Vereine, Vorträge, Reisen, durch Heranziehung des Publikums selbst sich auswirkte. Niemals ist bisher ein so disziplinierter Betrieb der Erziehung durch Kunst und zur Kunst durchgesetzt worden. Nicht was unsereiner in seine Artikel goß, hat die moderne Zeit gemacht, sondern das Gesetz, das hier vorgelebt und eingeprägt wurde. Die Erleuchtung der Innenkünste und ihr Rückschlag auf die große Kunst, der hier erstrebt war, ist heute Tatsache geworden.

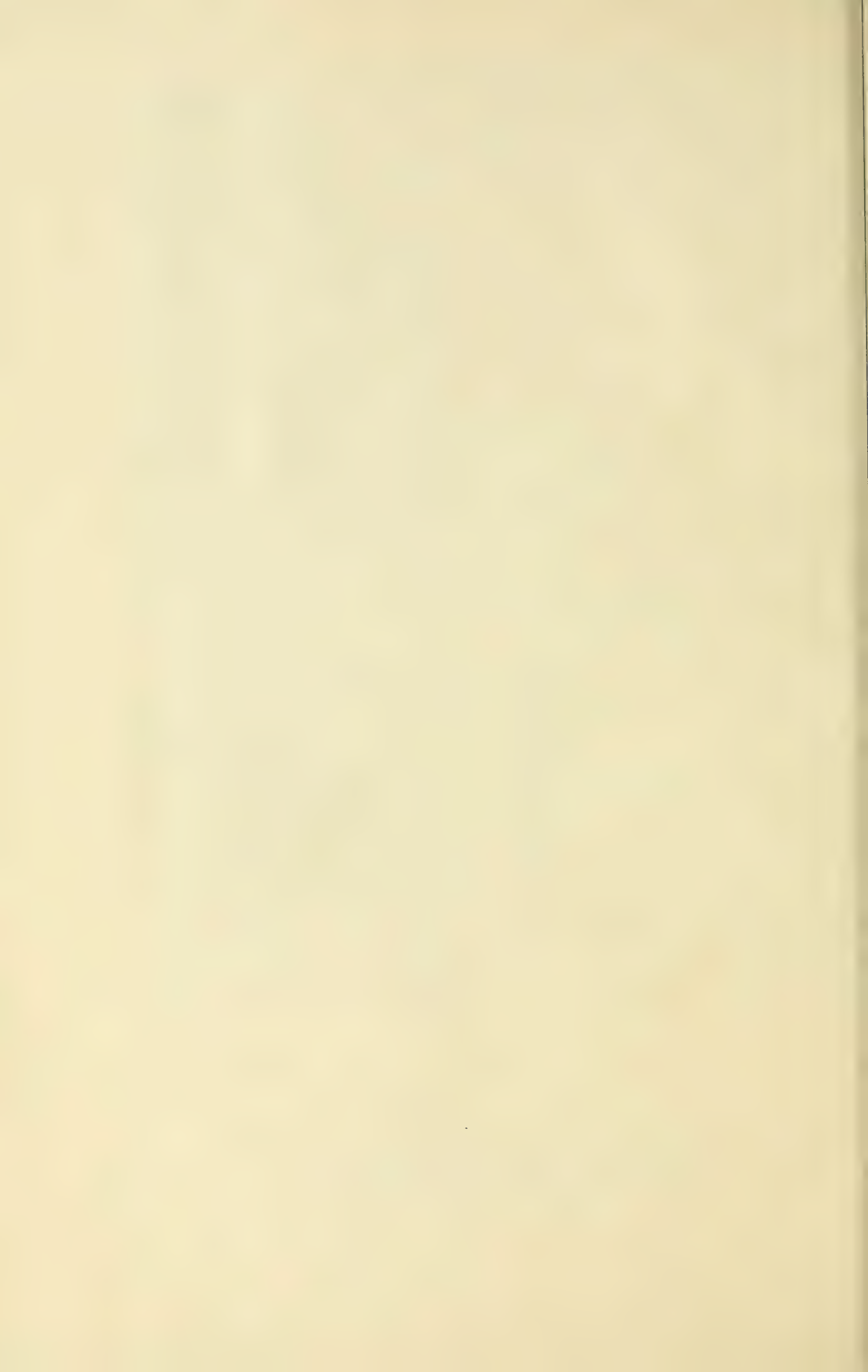
Den Boden für diesen Beruf gibt ihm die Heimat, deren Begriff er endlich wahrhaftig faßte. Nicht jene Heimat, die plötzlich aufhören soll, nachdem die Eisenbahn eine Zollstation passiert hat, sondern der Ort, an dem man seine Jugend verbrachte. Indem er Maler lockte, die Hamburger Gegend und Stadt zu studieren, indem er die bedeutenden Männer der Heimat von gleichgestimmten Künstlern porträtieren ließ, historisch bis zu den ältesten Meistern (diesen geheimnisvoll schönen Bertram und Francke) herabstieg, die norddeutsche Heide für Gartenzwecke ansah, den heimischen Typ des Hauses, der Handarbeit, des Kunstgewerbes klarlegte, das die Brücke zu England bildet, zog er ungeahnte Kräfte aus einem halbvergessenen Lande auf und schuf eine Atmosphäre, die die Liebe zum Angestammten umschloß und zusammenhielt. Ein Pflichtbewußtsein, das seinen Beruf stärkte, eine freudige Verantwortlichkeit und Selbständigkeit, höchste Tugend des Mannes, breitete sich nun im Klima aus und bedingte sich gegenseitig. Es ist keine Tätigkeit zu denken, die gesünder unter offnem Himmel aufwächst. Sie wird ein Vorbild sein.

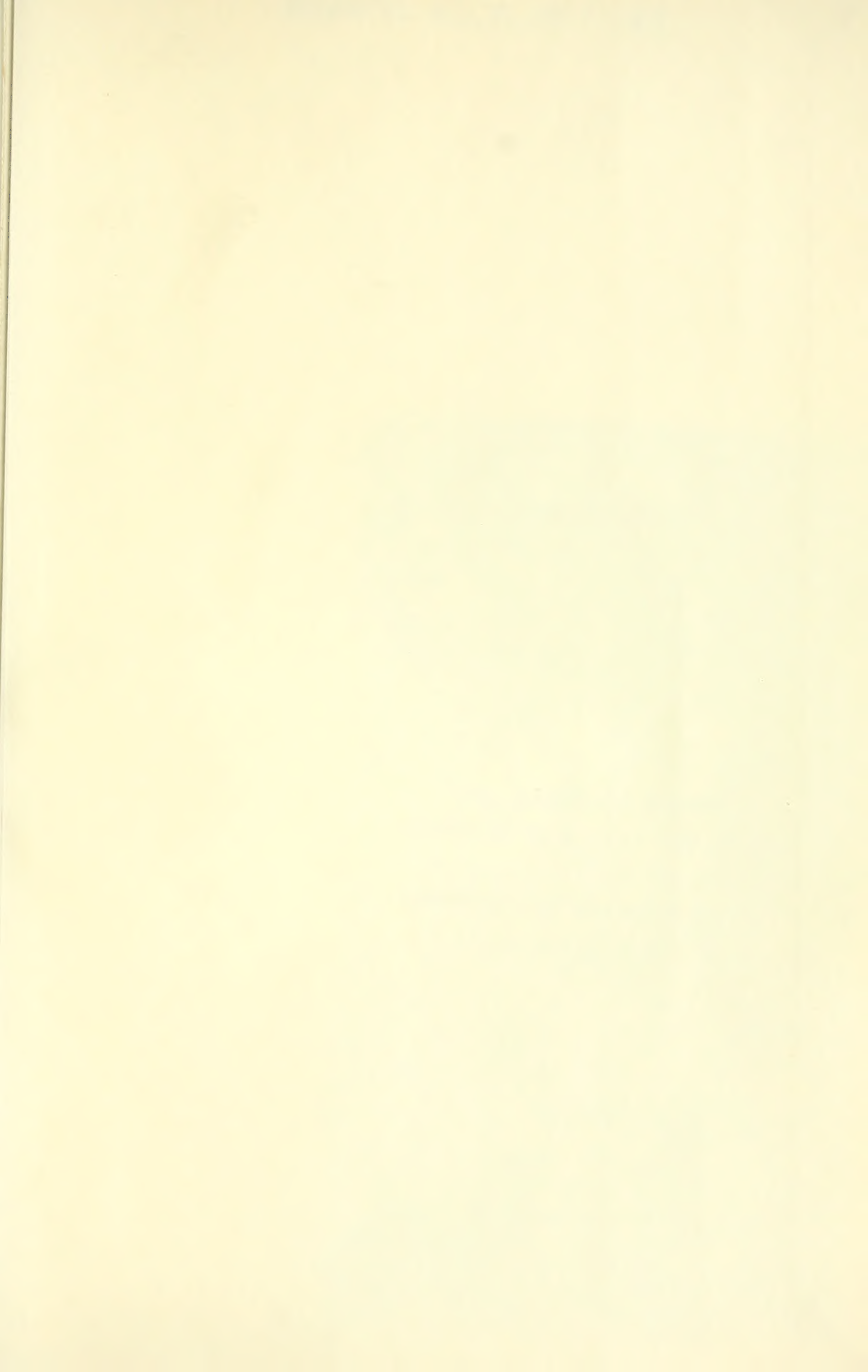
Zuletzt wird diese Organisation von einer tiefgegründeten Anschauung der Kultur umfaßt. Er will dem Bürger gewinnen, was dem Aristokraten verloren ging. Er weiß, daß die Kunst nur der letzte Ausdruck eines Gewissens der Werte ist, der auf langer Pflege des eigenen Wertes sich entfaltet. Er sucht nach dem Stande in Deutschland, der sich solcher Züchtung bewußt ist, und fühlt sich dem Offizier verwandt, dessen Kodex nicht nach Vernunft, sondern nach Ehre sich regelt. Zur Ehre der Kultur ruft er auf, die sich aus letzten Züchtungen eigener Werte und aus der Moral der Kraft bildet. Diese ästhetische Erziehung ist der natürliche Ausdruck des Hasses gegen alle Gleichmacherei, welche das Ziel der Vernunft ist, sie lehrt die Religion der Kraft, die jeden Wert mit einem neuen Wert belohnt, auf jenem unschuldigen Gebiete, das wir das Spiel der Kunst nennen.

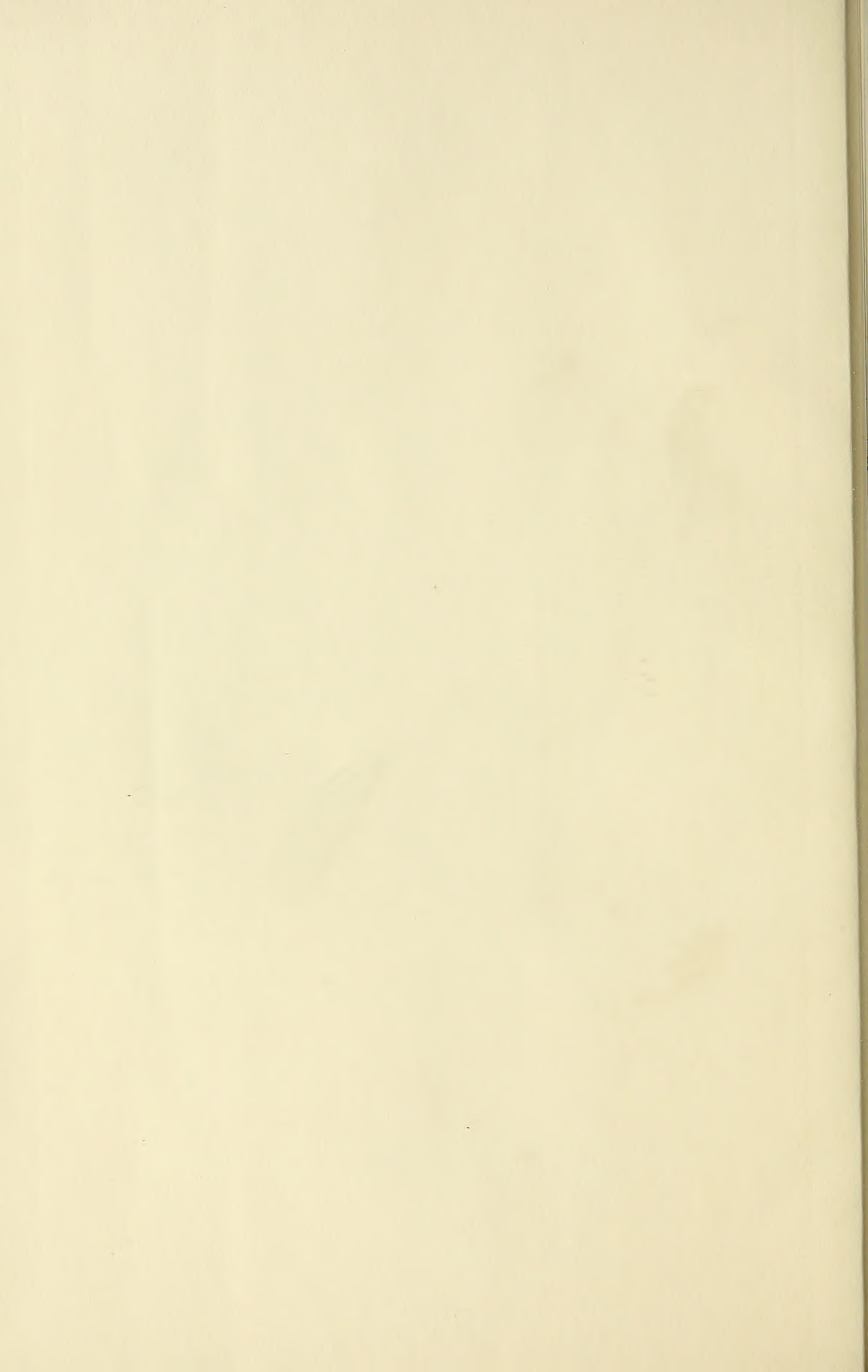
Oskar Bie

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.









BINDING SECT. JUL 7 - 1967

AP
30
N5
1914
Bd.1
Heft 1-3

Neue Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

